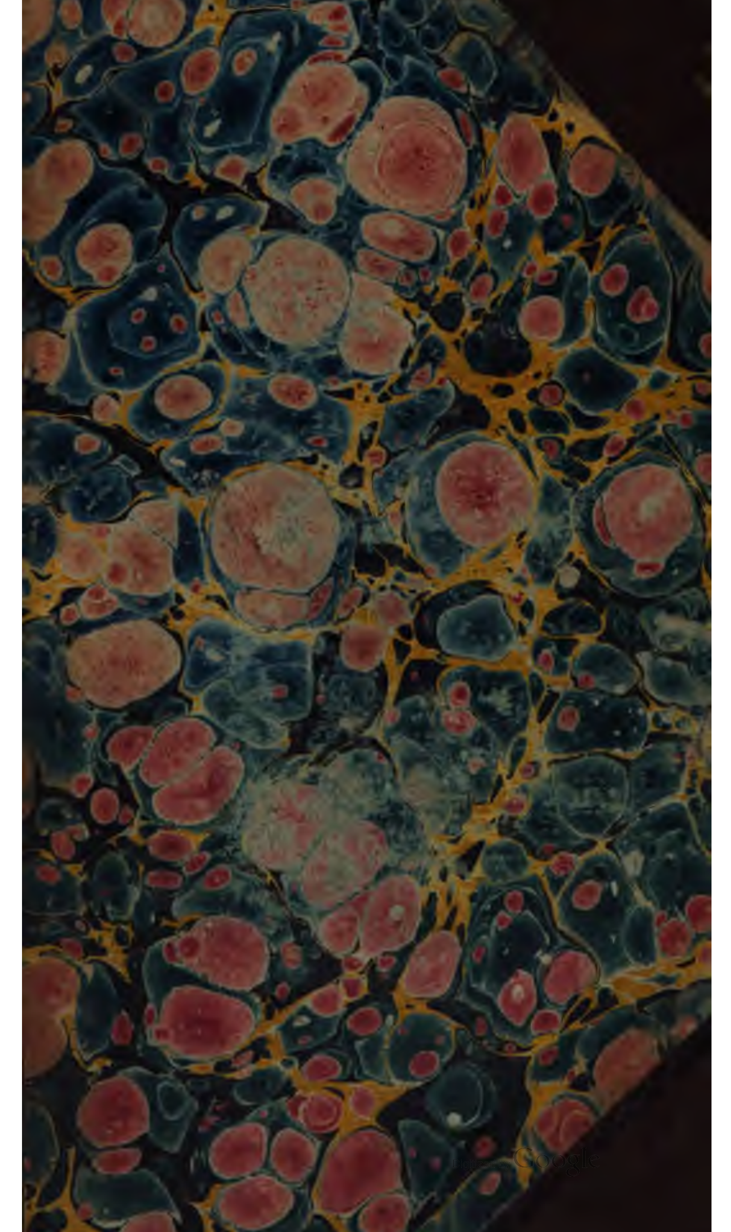


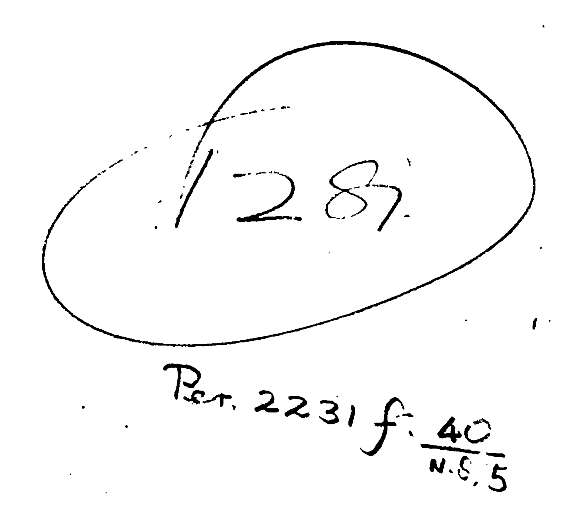

Digitized by Google



Historisches Taschenbuch.

Neue Folge.

Fünfter Jahrgang.


1287
Per. 2231 f. 40
N.S. 5



Historisches Taschenbuch.

Neue Folge.

Fünfter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge.

Fünfter Jahrgang.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1844.

Inhalt.

Der Freiherr Hans Katzianer im Türkenkrieg.

Von

Johannes Voigt.



Erstes Capitel.

Stieg man einst aus dem Kärntener-Land über die Alpen in Ober-Krains nördliches Gebirgsland hinab, da wo die Bergströme vom hohen Alp sich in die Save hinwinden, so traf man ostwärts von dem Thale, durch welches dieser Strom sich sein Bette gewühlt, auf eine fest umwehrte Burg, die in alter Zeit den Namen Wigaun führte, vom Krainervolke Wegine genannt. Auf ihr hausete im Jahre 1338 der edle Ritter Nicolaus von Rain, der Sprößling eines alten Rittergeschlechtes, der letzte seines Namens auf der alten Burg, denn es war ihm nur eine einzige Tochter beschieden. Sie gab nach des Vaters Tode ihre Hand dem Ritter Hans von Haunsberg, Herrn von Ratmannsdorf und Wallenberg, und brachte ihm auch ihre väterliche Burg Wigaun zu. Sie erfreute sich aber des ehelichen Glückes nur kurze Zeit. Sie ward bald Witwe. Da warb um sie im Jahr 1340 der edle Freiherr Georg Katzianer von Katzenstein. Er empfing mit ihrer Hand auch den Besitz der Burg Wigaun, die seitdem ihren Namen änderte und Katzenstein genannt ward *).

---

*) Valvasor Ehre des Herzogthums Krain III. 298.

Das Geschlecht der Katzianer rückt in seinem Alter, so weit es zu verfolgen ist, bis über die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinaus. Wo es damals seinen Sitz gehabt, ist unbekannt. Wir finden aber, daß es um diese Zeit in der Umgegend des Stiftes Oberburg schon das Vogtrecht übte, denn als im Jahre 1243 der edle Ritter Hartmud von Potau dieses Stift mit einer ländlichen Vergabung auf dem Kreuzberg erfreute, ward den Katzensteinern das Vogtrecht darüber vorbehalten und wiederum in einer andern frommen Vergabung des Herzogs Ottokar von Oestreich und seiner Gemahlin Margaretha, einer Schwester des Herzogs Friederich des Streitbaren, an das Freisingische Gotteshaus über die Vasallen Weichselburgs erscheint im Jahre 1254 das edle Rittergeschlecht der Katzianer schon hochgeachtet und weitverzweigt. Hundert Jahre aber gehen vorüber, bis zuerst wieder Georg Katzianer von Katzenstein aus dem Dunkel seines Geschlechtes hervortritt, und dann verlaufen abermals beinahe zwei Jahrhunderte, bis sein Name auf die Bühne großer weltgeschichtlicher Ereignisse durch den Feldherrnruhm Hans Katzianer's von Katzenstein hervorgerufen wird.

Es war im letzten Jahrzehend des funfzehnten oder in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts, als Hans Katzianer auf der Burg Katzenstein geboren ward*). Wie sein Vater geheißen, wie lange er sich als Knabe und Jüngling in den weiten, schönen Lustgärten, die seit alter Zeit die urväterliche Burg umgaben, herumgetummelt und in Lust und Freude mit seinem Bruder Franz, der nachmals

*) Jovius Histor. sui temporis S. 190 nennt ihn unrichtig einen Kroatier.

Bischof von Laibach ward, sich mit Bogen und Geschoß geübt, wie er seine erste Bildung gewonnen und die Lust zum Kriegswerke in ihm erweckt worden sein mag, das Alles hat die Geschichte, die seine Jugendzeit nicht beachtete und seine einstige Bedeutung auf der Bühne der Welt nicht ahnete, unbemerkt gelassen. Aber der Mensch steht da, wo er geboren wird und sein geistiges Wesen sich zuerst entwickelt und heranreift, unbewußt mit Natur und Schicksal seines Landes in steter inniger Wahlverwandtschaft; denn Menschen erziehen nicht Menschen allein; auch Berg und Thal, Wald und Flachland, Ströme und Meere, Klima und Natur in ihrem gesammten großartigen Wechsel, und nicht minder die Zeit im Sturme oder im friedlichen Verlaufe ihrer Ereignisse bilden und bestimmen den Menschen zu dem, was er wird und was er sein soll nach Kraft des Geistes, der in ihm lebt. In solch buntem Wechsel der Natur und der Schicksale hatte auch Hans Katzianer seine Jugendzeit verlebt. Rings um die Burg lag in ziemlich weiter Ausdehnung ein ebenes, liebliches Gefilde; im Süden schweifte der Blick über ein weites, freundliches Flachland bis an den Thalgrund, durch welchen der wildbrausende Savefluß dahinströmte; hier fand das Auge kaum eine Grenze; es erfreute sich der üppigen Fruchtbarkeit und der reichen Lebensfülle in Feldern und Auen, und der reißende Strom zog den Gedanken mit fort in die Weite der Welt. Anders nach Norden hinauf; dort stieg ein mächtiges Schneegebirg empor und setzte dem Blick eine scharfe Grenze. Je höher man es erklimmte, um so mehr erstarb die Fülle der Natur, bis ewiger Schnee und Eis ihre alles Leben ertödtende Macht geltend machten. Hatte aber zur Sommerzeit der heiße, aus Süden ungehindert

herzuströmende Südwind die Lebenskraft in der Natur wie im Menschen erschlafft und fast erdrückt und erstickt, so erfrischte, erquickte und stärkte sie von neuem die vom Schneegebirge herabwehende Kühle, die sich bisweilen selbst bis zu scharfer Kälte steigerte. So die Natur und das Klima in ihren extremen Äußerungen und Erscheinungen *).

Auch die Ereignisse der Zeit hatten das Land und die Burg, in denen Hans Katzianer seine Jugendjahre verlebte, mit ihren Stürmen nicht unberührt gelassen. Schon als Kind und Jüngling hatte er viel von den blutigen Raub- und Verheerungskriegen der Türken gehört; er hatte selbst schon den schreckhaften Christenfeind in der Nähe seiner Burg gesehen, denn nicht blos die Grenzlande waren damals schon oft von diesem Erbfeinde der Christenheit heimgesucht und durchplündert worden, sondern auch Kärnten und Krainer-Land selbst hatte das Schwert der Osmanen schon mehrmals mit wildem Mord durchzogen und alles mit Angst und Entsetzen erfüllt **). Wer will es sagen, ob nicht damals schon, unter diesen angstvollen Stürmen der Zeit in Hans Katzianer, dem kraft- und muthvollen Jünglinge, der Gedanke erwachte und der Entschluß zur Reife kam, sein Schwert einst zum Schirm der Kirche und des Glaubens und zum Schutze seines Vaterlandes gegen den blutgierigen Feind der Christenheit zu wenden?

Es war eine ernste, schwerbesorgliche Zeit, in welcher Hans Katzianer seine Jugendjahre auf seiner Burg verlebte. Aber die gefahrvollsten Tage standen noch bevor, als er in die ersten kräftigsten Mannesjahre übertrat. Sein Vater

---

*) Valvasor III. 298—299.

**) Ebendas. IV. 421—422.

war bereits gestorben. Da sein Bruder Franz sich dem geistlichen Stande gewidmet, so war ihm allein der Besitz der väterlichen Burg und des Gebietes derselben zugefallen. Da drohete von Osten her von neuem ein Sturm mit so unheilvoller Gefahr wie kaum je zuvor.

Den Thron der Osmanen hatte im Jahre 1520, am Eingange des zehnten Jahrhunderts der Hedschra unter glückbedeutenden Vorzeichen geboren, Soliman der Große bestiegen. Der Zehnte Sultan der Osmanen, der Erste seines Namens, der Prächtige, der Gesetzgeber, von den Seinen auch der Herr seines Jahrhunderts genannt. Fürwahr, Alles, was eines Regenten Geist Großes und Gewaltiges in Planen und Gedanken umfassen muß, um sein Leben und durch sein Leben zugleich auch seine Zeit aus der Bahn der Gewöhnlichkeit hinauszuerheben, war in Soliman's Geist vereint. Darum erfüllte er nicht blos seinen Namen mit einem Ruhm und Glanz wie noch kein Sultan zuvor auf dem Throne der Osmanen, sondern er hob auch mit sich seine Zeit zu der merkwürdigsten und wichtigsten im Buche der Geschichte des Osmanischen Reiches empor, denn noch nie zuvor glänzte dieses Reich durch solchen Flor der höchsten Macht und Größe. Seine Grenzen wurden weit und breit über den frühern Bereich seiner Ländermasse hinausgerückt und im Innern stand es befestigt durch klug entworfene Gesetze, weise geordnete Staatsformen und eine für dasselbe trefflich berechnete Verwaltung. Mit Handlungen strenger Gerechtigkeit und wohlthätiger Großmuth hatte er den Thron bestiegen; es genügte aber seinem Geiste bald nicht mehr, durch Schöpfungen im Innern seines Reiches, in der Ruhe der innern Staatsverwaltung der Zeit seine Herrschertugenden kund zu geben. In voller

Blüte männlicher Thatkraft auf den Thron emporgehoben, trieb ihn der Drang eines rast- und ruhelosen Unternehmungsgeistes auf die größere Bühne der Welt hinaus, ihr durch Thaten im Kriegsfelde zu zeigen, wie allgewaltig das Schwert des Propheten seine Kraft über die Länder der Christenheit auch noch in seiner Zeit geltend machen könne.

Es war schon im ersten Jahre nach Soliman's Thronbesteigung (1521), als sein Abgesandter in Ungarn mit der Foderung eines an ihn zu leistenden Tributs erschien. Auf dem Throne dieses Reiches saß damals König Ludwig der Zweite, schwach und unreif an Geist und Körper. Wie die Chronisten von ihm sagen, „zu früh geboren, zu früh König, zu früh vermählt, zu früh todt", so hatte sich nichts in ihm zu männlicher Reife an Körper und Geist entwickeln können. Wenn irgend je, so galt von ihm des Predigers Wort: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!" Jahre lang unter Vormundschaft gestellt, fast ohne Erziehung aufgewachsen, seine Jugendzeit nutzlos verlebend, hatte er nie vom Ernste des Lebens, von der Wichtigkeit seiner einstigen Pflichten einen Gedanken gefaßt. Das Reich stand von außenher in großer Gefahr, im Innern in allgemeiner Noth und Verwirrung. An den Grenzen drohten die Türken, während im Lande selbst die beiden mächtigsten Dynasten, Johann Zapolya und Stephan Bathori, seit dem Jahre 1519 um die Würde und Macht eines Palatins in Streit und bitterer Feindschaft, durch Parteiung Alles in Unruhe und stürmische Bewegung setzten. Da geschah es in diesen innern Wirren, als eben der funfzehnjährige Knabenkönig seine Vermählung mit Maria von Oestreich gefeiert, daß jener Gesandte Soliman's in Ungarn

erschien, statt der Erfüllung seiner Foderung aber schwer gemißhandelt, in einen finstern Kerker geworfen, nach Einigen sogar ermordet ward. Der Sultan nahm alsbald zur Rache der Frevelthat das Schwert zur Hand; er trat zum erstenmal selbst an die Spitze einer gewaltigen Heeresmacht. Vor seinen Fahnen umherschwärmend, warfen sich die wilden Scharen der Renner und Brenner nach Siebenbürgen hinein. Fast ohne Widerstand fielen beinahe alle festen Schlösser an der Save in des Sultans Gewalt und im Juli des Jahres 1521 stand er selbst schon vor Belgrads Mauern. Trotz aller Tapferkeit der Besatzung — denn vierzehn Tage dauerte die Belagerung und zwanzig Stürme wurden abgeschlagen — fiel auch dieses Bollwerk der Christenheit an der Grenze Ungarns mehr durch Verrath als durch türkischen Kriegsmuth in des Sultans Hände. Die schönste seiner Kirchen ward zur Moschee umgewandelt und als Soliman darin sein Gebet verrichtet, trat er die Rückkehr in die Hauptstadt seines Reiches an.

Daß aber der Sultan, was sein Schwert gewonnen hatte, nicht wieder aufzugeben gesonnen sei und daß er einst noch weiter in die Länder der Christenheit einzudringen gedenke, ließ schon sein Eifer erwarten, womit er die wichtigsten der gewonnenen Städte, Belgrad und Sabacz, jene östlich, diese westlich an der ungarschen Grenze befestigte und mit starker Macht bemannte. Er behielt sein Ziel hier fest im Auge. Daß er es vorerst nach dieser Richtung nicht weiter verfolgte, lag keineswegs in etwanigen Besorgnissen vor zu mächtigem Widerstand von Seiten der christlichen Mächte, denn er wußte wohl, daß von einer Vereinigung der christlichen Fürsten zum Gegenkampfe für seine Waffen zunächst nur wenig oder nichts zu fürchten sei.

Den Kaiser Karl, der Kirche obersten Schutzherrn, hielten die Waffen des Königs Franz von Frankreich schon seit Jahren fort und fort beschäftigt. Die Fürsten des Reichs ließ die Kirchenspaltung kaum je zu ernster Besinnung über die von Osten her drohende Gefahr, viel weniger zu Rath und That und zum Entschlusse gemeinsamer Abwehr kommen. Auf dem letzten Reichstage zu Worms hatten sie der ungarischen Gesandtschaft zahlreiche Hülfe gegen die Türken zugesagt; allein Ungarn hatte aus Deutschland „weder einen Mann, noch einen Heller Geld" gesehen. Den Papst beschäftigten Luther und die deutsche Kirchensache. Mahnte er auch zuweilen an die schwere Gefahr vor dem Feinde der Christenheit, so ward von einem großen Theil der Christenheit zumal im deutschen Reiche auf sein Wort nicht mehr gehört, und wo man es hörte, trieb es nicht mehr wie in frühern Zeiten zu Entschluß und That. Bei Vielen war seine Rede vom Türken zum Gespötte geworden. „Seht nach Rom hin, auch dort sitzt ein blut- und geldhungriger Sultan, dort sitzen um ihn auch Paschas in den Cardinälen, in seinen Pfaffen unersättliche Janitscharen, in seinen Mönchen Renner und Brenner", so sprach man zur Zeit vom heil. Vater. Vom christlichen Abendlande her hatte demnach Soliman für seine Plane nichts zu fürchten. Am wenigsten schien Ungarn in seinem Zustande innerer Zerrissenheit den Waffen den Sultans irgend bedeutenden Widerstand leisten zu können. Die Verwirrung und Unordnung im ganzen Reiche, die Parteifehden Bathori's und Zapolya's, welche schon Jahre lang zu großem Unheil des Landes die besten Kräfte verzehrten, die Spaltung unter den Ständen, die auf den nutzlosen und erfolgleeren Landtagen nur erschienen, um entweder unausführ-

bare Entschlüsse zu fassen oder in Hader und Zwist sich wieder zu trennen, der Ungehorsam gegen Alles, was Ordnung, Herkommen und Gesetz hieß, und endlich zu dem noch das zügellose Leben am königlichen Hofe, die Erschöpfung des königlichen Schatzes, die Verschwendung der geringen Staatskräfte und des Königes Geistlosigkeit und Schwäche: dies Alles ließ den Sultan die feste und sichere Hoffnung fassen: Ungarn werde, sobald er es nur wünsche und versuche, für ihn eine leichte Beute sein. Sah er aber auf die wirren Verhältnisse der ganzen abendländischen Welt und auf diese innern Zustände Ungarns hin, so durfte er es getrost vorerst noch in die Zukunft stellen, dieser Beute sich zu bemächtigen. Schreckte doch selbst die neudrohende Türkengefahr, die man in Ungarn im Jahre 1523 herannahen zu sehen glaubte, dort keinen zu entschlossener That auf; man zagte und blieb säumig, obgleich seit Belgrads Eroberung Ungarn und Kroatien den von dort herüberschwärmenden türkischen Heerhaufen stets offen standen und die Grenzlande unter feindlichen Einfällen fort und fort durchplündert und verheert wurden.

Da trat dem Sultan, als er im Anfange des Jahres 1523 von der Belagerung von Rhodus in sein Reich heimgekehrt war, in seinem Günstling Ibrahim Pascha ein Mann zur Seite, der aus dem Sklavenstande emporgestiegen, schon früher als Gesellschafter und oberster Falkenjäger an Soliman's Hofe lebend und nun mit der hohen Würde des Großwesirs geschmückt, nach nichts mehr dürstete, als sich „als unumschränkter Besitzer der Gewalt des Schwertes und der Feder" im ganzen Reiche geltend zu machen. Seine Klugheit und sein heller Blick in die Verhältnisse der Welt, seine Bildung im Geiste seines Volkes,

seine Freundschaft und Gunst beim Sultan, dann auch selbst die nahe Verwandtschaft mit diesem durch seine Gemahlin, Soliman's Schwester, und zudem noch die männliche Thatkraft, die in ihm eben in voller Blüte stand, trieben ihn von Tag zu Tag je mehr und mehr zu weitausgehenden Planen; je inniger schon seit Jahren sein Verhältniß und seine Freundschaft zum Sultan gewesen war und je mehr nun noch täglich zwischen ihnen das Vertrauen wuchs, um so mächtiger übte der hochgestellte Günstling auf Soliman's Gedanken und Entwürfe den unbedingtesten Einfluß.

Nun sann der Sultan zunächst darauf, sich auch die Wallachei als Statthalterschaft zu unterwerfen. Der Gedanke war kaum gefaßt, als auf des Großherrn Gebot Beg Mohamed wie mit Sturmesgewalt in das Land einbrach, sich mit List des Sprößlings des letzten Woiwoden bemächtigte, ihn gefangen nach Konstantinopel sandte und sich als Sandschak der Wallachei ausrufen ließ. Das unterdrückte Volk ermannte sich zwar wieder und rief zu seiner Rettung den Grafen von der Zips Johann Zapolya um Hülfe an; er sandte sie auch und in fünf Schlachten ward im Jahre 1523 um die Herrschaft des Landes gekämpft. In der letzten unterlagen auch die türkischen Waffen und Radul ward von Zapolya als Landesfürst wieder eingesetzt. Dennoch leuchteten auch hier dem Sultan, wie ihm zuvor verkündigt war, seine Sterne günstig, denn auf Zapolya's eigenen Rath ging Fürst Radul selbst nach Konstantinopel und verhieß dem Großherrn einen jährlichen Tribut von vierzehntausend Ducaten. So war das Nachbarland von Siebenbürgen, wenn auch nicht unter völliges Machtgebot, doch immer schon unter tributpflichtigen Gehorsam der Türken gekommen.

Dieses Glück indeß trübten bald zwei schwere Niederlagen im Verlauf des Jahres 1524. Wie im Osten durch die Wallachei die türkischen Waffen der Grenze Ungarns schon bedeutend näher gerückt waren, so sollte nun auch westwärts der Gewinn Sirmiens den Eingang nach Ungarn eröffnen. Zwei starke Heerhaufen von 15,000 und 20,000 brachen ins Land ein unter Raub und Mord des wilden Volkes der Renner und Brenner. Dem einen aber trat der kriegskundige Erzbischof Paul Tomori von Colocza, dem andern der tapfere und entschlossene Graf Christoph Frangepan, nachmals ob seines Türkensieges „Beschützer von Dalmatien und Kroatien" genannt, mit solchem Muthe und so geschickter Kriegsführung entgegen, daß in beiden Schlachten die Waffen des Feindes unterlagen. Eine reiche, glänzende Beute verherrlichte die Siegestage. Aber des Königs Ludwig Freude über das glanzvolle Waffenglück war eitel wie über den Gewinn eines schnell vorübergehenden Spieles, denn keinen der Siege begleiteten Folgen von irgend welcher Wichtigkeit. Die Grenzfesten Sirmiens, Belgrad und Sabacz, blieben auch fortan in den Händen der Türken. König Ludwig ging auch ferner ungestört und unbekümmert seinen Lüsten und Vergnügungen nach, ohne dem Reiche im vierten Jahre seiner Ehe die freudige Hoffnung eines Nachfolgers auf dem Throne zu bieten. Das Reich selbst lag auch noch im Jahre 1525 in einer Zwietracht und Parteiung da, ärger als sie je zuvor gewesen, denn Johann Zapolya bot jetzt mehr als je Alles, was Macht und Kraft hieß, mit verdoppeltem Eifer auf, um die Partei seines Gegners Stephan Bathori wo möglich völlig aufzureiben.

Mittlerweile hatten den Sultan und seinen mächtigen

Günstling Ibrahim Pascha Ereignisse in Aegypten beschäftigt. Von dort im Frühling des Jahres 1525 in seine Hauptstadt heimgekehrt, wollte Soliman seinen Kriegerscharen eine Zeitlang Ruhe gönnen; auch das Reich bedurfte ihrer, um mit neugesammelter Kraft, wenn die Zeit es fodern werde, um so sicherer und erfolgreicher auf Einen Punkt hin wirken zu können. Er selbst verweilte mehre Monate zu Adrianopel, dort weniger um des Reichs Geschäfte bekümmert, als täglich sich mit der Jagd vergnügend. Bald aber erhob sich unter dem unruhigen Kriegsvolke der Janitscharen Unzufriedenheit und Murren über des Sultans Unthätigkeit; es ging in wilden, stürmischen Aufstand über; die zügellosen Kriegshaufen schrien nach Krieg und Geld und im Aufruhr fielen selbst die Schätze des mächtigen Großwesirs Ibrahim und mehrer anderer Reichsgroßen der Plünderung der Janitscharen anheim. Erst als Soliman mit eigener Hand drei der vornehmsten Rädelsführer im Serai niederstieß, dann 200,000 Ducaten unter die Aufrührer vertheilen und eine Anzahl der Vornehmsten hinrichten ließ, kehrte die Ruhe zurück.

Die wilde Bewegung des raubgierigen Kriegsvolkes aber diente dem Sultan zur Lehre, wie gefahrvoll und verderblich für ihn und seinen Thron die fernere Ruhe der Waffen nach außenhin werden könne. Also ward alsbald, um solche Gefahr des innern Aufruhrs abzuwenden und die Kriegslust der Janitscharen auswärts hin abzulenken, ein Kriegszug gegen die ketzerischen Perser entworfen, denn wie mit den ungläubigen Ungarn, so stand auch mit diesen der Türke in beständiger Feindschaft. Es ward im Winter des Jahres 1525 mit aller Macht zum Kampfe gerüstet und er würde gewiß begonnen worden sein, wäre

nicht zur selbigen Zeit ein Botschafter des Königs Franz von Frankreich beim Sultan erschienen, mit der Auffoderung, die Macht seiner Waffen gegen Ungarn zu richten, um dort den Kaiser Karl und dessen Bruder Ferdinand zum Schutz ihrer Erbstaaten zu beschäftigen. Der Aufruf zum Kampfe gegen ein Reich, auf dessen Eroberung der Sultan längst sein Ziel gesteckt, konnte ihm jetzt zumal nicht anders als erwünscht kommen. Bereitwillig ertheilte er daher dem französischen Botschafter nebst reichen Geschenken alsbald die Zusicherung eines Feldzuges nach Ungarn.

Seit Jahren waren die wilden Scharen der Renner und Brenner in fortwährenden Streifzügen mit Mord und Raub längs der Save und Drau durch Slavonien über Kroatien bis nach Krain hin vorgestürmt; bis unter die Mauern von Katzenstein hatten sie mehrmals Alles mit Angst und Schrecken erfüllt. Einem einsichtsvollen Regenten, einem besonnenen Volke würden diese Raub- und Verheerungskriege Warnungszeichen gewesen sein, daß der unheildrohende Sturm einst näher ziehen und Länder und Völker in weiter Ferne mit unbezwinglicher Macht übertoben könne. Für König Ludwig in Ungarn, der nur seinen jugendlichen Lüsten und Begierden fröhnte, dessen Bedeutung im Reiche so tief gesunken und herabgewürdigt war, daß der Beschluß eines Landtags festsetzte: „der König solle sich seines königlichen Ansehens wieder bedienen dürfen", für die Oligarchen des Reiches, die im üppigsten Uebermuth schwelgten und nur darauf sannen, wie einer den andern durch eitles Schaugepränge überbieten und übertreffen könne, für das durch Parteienwuth in sich zerrissene Volk hatten die von außenher drohenden Stürme keine warnende Bedeutung. Ohne das unheilvolle Verderben zu

ahnen, ließen sorglos König und Volk das schwere Ungewitter immer näher heranziehen. „Tollbreiste Verachtung des Feindes", sagt der ungarische Geschichtschreiber, „hatte sich aller Gemüther bemächtigt. Wenn irgend der Weiseren einer wegen des bevorstehenden Türkenkrieges Besorgnisse äußerte, wurde er verhöhnt. Die Ringe an ihren Fingern seien hinreichend, die Türken zu erdrücken, so redeten die Wahnsinnigen. Es war ihnen gar nicht genehm, daß der König böhmische, mährische, schlesische Hülfsvölker begehrte; die magyarischen Großen sagten den böhmischen im vertraulichen Gespräche, es sei gar nicht nöthig, viele Hülfsvölker zu schicken, es genüge, jene, die da kommen, mit vielen Fahnen zu versehen, weil die Türken ihre Feinde nach den Fahnen zählen. Die wenigen Hülfsvölker, die wirklich erschienen, waren vom gleichen Schwindel besessen. Bei Trinkgelagen waren sie die größten Helden; der eine trank auf den Untergang von fünf Türken, der andere berauschte sich über der Beute von zehn Türken. Aber Niemanden kam es in den Sinn, aus welchen Mitteln der Krieg zu führen, wie der Sieg zu erringen sei; alle schwärmten nur in dem Gedanken, wie sie des Sieges genießen würden, sodaß einer der wenigen Vernünftigen mit Recht sagen konnte: Er habe nie gehört, noch gesehen, daß irgend ein Reich mit mehr Lust und Jubel zu Grunde gegangen als Ungarn." So waltete im ganzen Reiche Trotz, Hohn und Verachtung und selbst als die ungeheuere Macht der Türken sich schon immer näher heranwälzte, konnte oder durfte Ludwig sich noch nicht entschließen, dem Sultan ein Wort des Friedens oder Waffenruhe entgegenzubieten.

Es war der dreiundzwanzigste April des Jahres 1526 ein Montag, ein für den Bekenner des Islam im Mor-

genlande Heil und Glück verkündender Tag; da brach Soliman's Kriegsmacht von mehr als hunderttausend Mann mit dreihundert Stück schweren Geschützes von Konstantinopel zur Kriegsfahrt auf, er selbst an ihrer Spitze, begleitet vom Großwesir Ibrahim, seinem mächtigen Günstling. An der Donau bei Belgrad ward das Kriegsheer noch bedeutend verstärkt, denn dort zogen auch die Sandschake von Bosnien und Herzegowina und eine Donauflotte von achthundert mit Janitscharen bemannten Fahrzeugen herbei. Der Strom ward ohne Widerstand überschritten und nachdem auch Peterwardein durch Sturm in die Gewalt des Großwesirs gefallen war, ging der Zug langsam und musterhaft geordnet längs der Donau und Drau hinauf bis Essek. Es ging in Flammen auf, als das Heer den Strom dort im Rücken hatte. Darauf wälzte sich die türkische Macht durch das von Sümpfen und Morästen, Bächen und Flüssen vielfach durchschnittene Land immer weiter nordwärts hinauf. Schon als es bei Illok im Lager stand, war der Ausruf erfolgt: „Des Kaisers Ziel sei Ofen!"

Mittlerweile war auch König Ludwig aus seiner sorglosen Ruhe erwacht. Ehe noch der Feind die Donau überschritten, schrieb er einen Landtag aus. Es erging von da aus ein Aufgebot durchs ganze Reich an die Magnaten, den Adel und den Bauernstand. Auf des Königes Geheiß ward eiligst durch das Land nach altem Brauche ein blutiges Schwert getragen, um überall zu verkünden, daß Noth und Gefahr zu allgemeiner Bewaffnung dringe und das Vaterland um Hülfe rufe. Aus den Kirchen wurden die goldenen und silbernen Geräthe entnommen, die Geistlichen besteuert, von den Juden ansehnliche Summen erpreßt und selbst auch der Papst um Hülfsgelder angesprochen.

Aber die zusammengerafften Gold- und Silbermassen hatten nicht die Zauberkraft, im Volke vaterländischen Geist zu erwecken. Der König saß zu Ofen und er saß dort wochenlang und konnte nicht von dannen kommen, weil er zu wenig Kriegsvolk hatte. Man hatte in Eile zwar die Mächte des Auslandes um Hülfe angerufen; allein nur Böhmen sandte noch zeitig genug einen mäßigen Heerhaufen herbei. Keiner, auch selbst der König nicht, war mit sich einig, wie dem Feinde zu begegnen sei; keiner folgte des Letztern Befehlen, weder der Woiwode von Siebenbürgen, Johann Zapolya, der in das türkische Gebiet einfallen und die Türken im Rücken beschäftigen, noch der Palatin Stephan Bathori, der den Türken den Uebergang über die Drau wehren sollte. Hier fehlte es an Kraft, dort an festem Willen.

Zu der Zeit endlich, als der Großwesir schon Peterwardein belagerte, brach der König mit der geringen Macht von nur 3000 Mann von Ofen auf, langsam längs der Donau hinabrückend und immer noch hoffend, den Türken den Uebergang über die Drau zu wehren. Als die Nachricht kam, Peterwardein sei durch Sturm in die Hände der Feinde gefallen und die türkische Heeresmacht habe die Drau überschritten, erließ der König Befehle an die langsam heranrückenden Magnaten zu schnellerem Marsche und sandte Boten an Ferdinand von Oestreich um schleunigste Hülfe. Also verstärkte sich das Heer des Königes durch den Zuzug aus dem Lande noch bis zu 24,000 Mann. Außer mehren Magnaten hatte auch Peter Pereny eine ansehnliche Reiterschar herbeigeführt, desgleichen der Erzbischof von Colocza, Paul Tomori, an der Spitze eines Streithaufens. Ihn ernannte wider seinen Willen der König zum obersten Feldherrn der gesammten Kriegsmacht. So

rückte dieser langsamen Zuges in die weite Ebene von Mohacs hinab, wo er wider Erwarten das türkische Heer gelagert fand. Ihm gegenüber schlugen die Ungarn ein doppeltes Lager, das eine für die Heerhaufen Paul Tomori's, Peter Pereny's und einiger andern Magnaten, das andere für die Streitschar des Königes. Dieser zögerte, sich dem Feinde zur Schlacht zu stellen, denn noch waren der Woiwode von Siebenbürgen, Johann Zapolya, Christoph Frangepan und mehre Hülfsvölker im Anzuge, die er erwarten wollte, um nicht die Rettung des Reiches aufs gefährliche Spiel zu stellen. Auch hatte der Woiwode ernstlich gewarnt, vor der Ankunft seines auserlesenen, wohlgerüsteten Streithaufens keine Schlacht zu wagen.

Plötzlich aber erhob sich in Tomory's Lager wilder Lärm und Aufruhr. In fast wahnsinnigem Uebermuth des Sieges über die feindliche Macht von mehr als 100,000 Mann wie schon völlig gewiß, foderten Krieger und Führer die Schlacht. Fast keiner zweifelte mehr am Gewinne des Kampfes. Erstaunt vernahm der König im Kriegsrathe, daß auch Peter Pereny stürmisch verlangte, dem Feinde alsbald entgegenzugehen und daß selbst der Erzbischof dem Kampfe nicht abgeneigt sei. So mußte Ludwig der finstern Macht seines Geschickes gehorchen und die Schlacht ward beschlossen. Als darauf auch noch der Ban von Kroatien, Franz Bathyan, mit einer Streitschar herangezogen war, ward am 28. August des frühesten Morgens das Heer in Schlachtordnung aufgestellt, sodaß an der Spitze des ersten Treffens im Mittelpunkte der Erzbischof, auf dem rechten Flügel Franz Bathyan, auf dem linken Peter Pereny und im zweiten Treffen der König selbst befehligten. Die Hut seiner Person war drei tapfern Krie-

gern vertraut. Dennoch als er den Kriegshelm auf das königliche Haupt setzte, überzog eine Todtenblässe das jugendliche Angesicht. Es war schon Mittagszeit, als der Kampf begann. Da das Türkenheer heranrückte, rief der Sultan aus: „Mein Gott, Macht und Kraft ist bei dir! Mein Gott, Hülfe und Schutz sind bei dir! Stehe dem Volke Mahomed's bei!" Thränen rollten über seine Wangen. Heiß und tollkühn stürmte jetzt das erste Treffen der Ungarn auf die türkische Macht ein; sie wich zurück. Da brachte ein Botschafter dem Könige im zweiten Treffen die Siegeskunde: der Kampf sei entschieden, der Feind im Fliehen, der König möge vorrücken. Schnell drang nun auch das zweite Treffen in ungezügeltem Kriegsmuthe bis an das türkische Geschütz vor. Drei ungarische Krieger schlugen sich durch den Feind bis zur Leibwache des Sultans, zu dessen Tod sie sich verschworen. Allein die Osmanen hieben die Sehnen ihrer Rosse durch, sie fielen und wurden erschlagen. Mittlerweile war der rechte Flügel der Ungarn vom Feinde umzingelt; die türkischen Feuerschlünde, denen sich das zweite Treffen im Kriegstaumel entgegengeworfen, warfen das Heer in die Flucht. Noch nicht zwei Stunden hatte der blutige Kampf gedauert, als er schon beendigt und mit ihm Ungarns Schicksal entschieden war. Fast das ganze Kriegsheer, viele der vornehmsten Reichsgroßen und sieben Bischöfe bedeckten die bluttriefende Wahlstatt. Der König war mitten im Kriegsgetümmel verschwunden; keiner wußte von seinem Schicksal; man fand ihn nachher mit vielen Flüchtlingen in einem Sumpfe erstickt. Ruhmlos, wie er gelebt, war er gestorben. Der ungarische Thron stand erledigt da, denn mit Ludwig hatte der männliche Stamm der Arpads geendigt.

Herr und Gebieter des Landes war jetzt der Sultan, denn nachdem er mit dem Blutausrufe alle Gefangenen, bei 4000 an der Zahl, hatte erwürgen lassen, trug er ohne weitern Widerstand sein blutiges Schwert durchs Land hinauf bis nach Ofen; freiwillig öffnete auch dieses ihm die Thore. In zwei Tagen loderte die Stadt in Flammen auf. Dann rückte der Sieger ohne Gegenwehr in Pesth ein, wo sich die Großen Ungarns in tiefer Demuth ihm zu Füßen warfen, flehentlich bittend, er möge ihnen aus ihrer Zahl einen neuen König geben. Er versprach, die Krone Ungarns auf das Haupt Johann Zapolya's, des Woiwoden von Siebenbürgen, zu setzen, vielleicht weil er erfahren hatte, daß dieser mächtige Parteihäuptling am Kampfe bei Mohacz nicht Theil genommen. Vierzehn Tage verweilte der Sultan zu Ofen und Pesth. Das Reich aber war mittlerweile einer furchtbaren Verwüstung preisgegeben. Nach allen Richtungen hin durchstürmten es die Raubhaufen der Renner und Brenner mit Mord und Brand und mit einer Grausamkeit, wie die wildeste Natur des Thieres sie kaum üben kann. Bei einem Lustschlosse des Erzbischofs von Gran, welches das türkische Geschütz zertrümmerte, bluteten nicht weniger als 25,000 Ungarn unter dem Schwerte der Osmanen. In wenigen Wochen lag fast das ganze Reich wie eine wilde Wüste da, bedeckt von zweimalhunderttausend Leichen, die der Kriegssturm hinweggerafft. Viele Tausende wurden überdies als Gefangene von Haus und Herd hinweggetrieben und sahen ihre Heimat niemals wieder.

Als die Türken das Land kaum verlassen und Johann Zapolya des Todes des Königes Ludwig versichert war, war er der Erste, der sich der Krone des Reiches zu be=

mächtigen strebte. Der Kronhüter Peter Pereny, ein geiziger, hochmüthiger Mann, war durch Geschenke bald von ihm gewonnen. Andere mächtige Optimaten ließen sich leicht durch Belohnungen und Versprechungen für seine Sache verlocken. Mit jedem Tage wuchs seine Partei an Zahl und Gewicht, also daß schon im November des Jahres 1526 ein großer Theil des ungarischen Adels auf einem Landtage zu Stuhlweißenburg zusammentrat und einmüthig den Woiwoden von Siebenbürgen zum Könige erwählte, sich auf ein altes Gesetz stützend, daß nie ein Fremdling die Krone Ungarns tragen sollte. Und wie die Wahl, so ward in gleicher Eile auch alsbald die Krönung vollzogen. Welche schwere Last aber Johann Zapolya mit der Krone aufs Haupt genommen, erkannte er selbst. Noch in denselben Tagen schrieb er seinem Freunde, dem Kanzler des Königes von Polen: „Wir haben, als wir uns mit des Reiches gesammtem Adel zu Stuhlweißenburg zum Landtage versammelt, den ersten Tag unseres Zusammenseins, wie es die Treue, der Gehorsam und die aufrichtige, wahrhafte Liebe gegen unsern erhabenen König foderten, seiner feierlichen Bestattung gewidmet und ihn in der Hauptkirche aufs ehrenvollste beigesetzt. Darauf traten am andern Tage die Prälaten, Barone und des Reiches gesammter Adel nach altem Brauch, ein Theil auf freiem Felde, ein anderer in der Stadt zur Berathung über das gemeine Wesen. Da wurden wir einmüthig durch Aller Stimmen nach altherkömmlicher Sitte zum Könige erkoren. Zwar nach unserer Einsicht reichen unsere Kräfte nicht bis zu einem solchen Gipfel der höchsten Würde hin; allein die dringenden Bitten, fast der Drang und Zwang unserer Reichsgenossen und nicht minder der Zustand unseres dahinsinkenden

Reiches haben uns endlich genöthigt, unsere Schultern mit dieser Bürde zu beladen." *)

Und doch drückte ihn die Last der neuen Königskrone bald noch schwerer, als er damals ahnete. Dem Erzherzog Ferdinand von Oestreich hatten alte Erbverträge Anrechte auf die durch Ludwig's Tod erledigten Throne von Ungarn und Böhmen zugebracht. Sie in dem letztern Reiche geltend zu machen, war ihm ziemlich leicht geworden, denn schon im Februar des Jahres 1527 ward er in Prag als König von Böhmen gekrönt. Weit mehr sollte es kosten, die Krone Ungarns auf sein Haupt zu bringen, wiewol er anfangs hoffte, auch dort leicht zu seinem Ziele zu gelangen. Die verwitwete Königin von Ungarn Maria, seine Schwester, und der Palatin Stephan Bathori an der Spitze einer mächtigen Partei unter den Magnaten des Landes boten ihm die Hand dazu. Ihnen standen auch Franz Bathyan, Ban von Kroatien und Slavonien, Balthasar Banffy, Ludwig Pekri und mehre andere Optimaten einflußreich zur Seite; **) selbst der geldgeizige Kronhüter Peter Pereny hatte sich leicht wieder für diese Partei gewinnen lassen; die Woiwodschaft von Siebenbürgen war ihm als Lohn verheißen worden. ***) Zahlreich auf einen Landtag nach Preßburg berufen, erklärten sie den Landtag zu Stuhlweißenburg, weil er nicht nach altem Brauch vom Reichs-Palatin angesagt worden, für ungesetzlich und ordnungs-

*) Schreiben des Königs Johann von Ungarn an den poln. Reichskanzler Christoph von Schidlowitz, dat. in Civitate nostra Albe Regali ipso festo b. Martini 1526.

**) Jovius Histor. sui tempor. S. 53.

***) Isthuanfi Histor. de rebus Ungar. S. 137.

widrig, folglich auch die Königswahl Johann Zapolya's für widerrechtlich und ungültig. Es erging alsbald das Gebot, Jeder solle binnen vierzig Tagen die Partei des Eindringlings verlassen. Darauf ward unter großem Jubel Ferdinand von Oestreich als einzig rechtmäßiger König von Ungarn ausgerufen und sofort eine Botschaft nach Böhmen gesandt, die ihn auffoderte, sobald als möglich vom Throne Ungarns Besitz zu nehmen. Also standen im Reiche nun wieder in starker Macht zwei Parteien und in jeder ein König einem Könige gegenüber. Die Zukunft trug in ihrem dunkeln Schoos unheilvolle Ereignisse, Trauer und Unglück für das ganze Reich. Ein blutiger Bürgerkrieg schien unvermeidlich.

Schwer bekümmert vernahm Ferdinand in Böhmen die ihm zugebrachte Botschaft. Um den Thronstreit wo möglich auf friedliche Weise auszugleichen, knüpfte er mit Johann Zapolya gütliche Unterhandlungen an. Der König Sigismund von Polen, dem Hause Zapolya's nahe verwandt, bot sich zur Vermittlung an. Allein der Verhandlungstag zu Olmütz, auf welchem zahlreiche Bevollmächtigte beider Könige mit Eifer deren Rechte vertheidigten, konnte schon darum keinen erwünschten Erfolg bringen, weil die Polen, statt einen Vergleich zu vermitteln, sich anmaßten, entscheiden zu wollen, auf welcher Seite das Recht stehe.*) Also beschloß jetzt Ferdinand, das seinige mit dem Schwerte zu erkämpfen.

Das Jahr 1527 begann somit in allen seinen Landen unter kriegerischen Bewegungen. Vom Kaiser mit Geld unterstützt, ließ Ferdinand eiligst im Reiche Truppen werben und überall zogen bald ansehnliche Heerhaufen nach Wien

*) Engel Geschichte des ungrischen Reichs IV. 6.

hinab. Fast kein Fürst im deutschen Reiche blieb ohne Theilnahme an der Sache des deutschen Namens. Böhmen sandte 6000 Fußvolk und 1000 Reiter, Mähren 2000 Fußtruppen und 100 Reiter; fast eine gleiche Zahl Schlesien und die Lausitz; aus dem Elsaß kam eine Schar von 900 Reitern und Fußvolk; Sachsen, Braunschweig, Meklenburg und Brandenburg stellten einen Reiterhaufen von 800 Mann. Auch die östreichischen Erblande, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol erschienen jegliches mit einer verhältnißmäßig bedeutenden Kriegerzahl an Reitern und Fußvolk. Ferdinand selbst warb eine Schar von 4000 leichten und 500 schweren Reitern. So stand im Frühling eine Kriegsmacht von 5900 schwerer und 4100 leichter Reiterei und 16,900 Fußvolk bei Wien zusammen. An ihre Spitze stellte Ferdinand als obersten Feldhauptmann den edeln Markgrafen Kasimir von Brandenburg, den er zur Beihülfe aufgerufen. In seinem Geleite glänzte eine ansehnliche Zahl edler deutscher Ritter, Nikolaus Graf von Salm, Max Sittich von Ems, Rudolf von Roggendorf, Eck von Reppichau u. a.*) Auch Johann Herr zu Schwarzenberg hatte sich dem Markgrafen angeschlossen, nicht aus innerer Thatenlust, sondern „weil", wie er selbst äußert, „seine Gnaden auch mich alten Narren gerne bei sich hat haben wollen.**)" Damals trat auch der Freiherr Johann Katzianer zum erstenmal auf die Weltbühne.***) Er hatte dem Könige Ferdinand das

*) Handschriftliches Verzeichniß des gesammten Kriegsheeres Ferdinand's von Oestreich.

**) Schreiben Johann's v. Schwarzenberg; Pfingst. 1527.

***) Isthuanfi Hist. S. 138.

Streitvolk aus Krain zugeführt. Es hat sich keine Kunde erhalten, ob er sich bisher schon in der Kriegführung irgendwo hervorgethan und auf welche Weise er sich im Kriegswesen ausgebildet. Kaum aber tritt er aus dem Dunkel, in welchem sein bisheriges Leben verborgen liegt, auf den Schauplatz der Welt hervor, als sein ritterlicher Geist sich alsbald so geltend machte, daß wir ihn sogleich auf diesem Kriegszuge als einen der kühnsten und tüchtigsten Führer des Reitervolkes hervorglänzen sehen

Da ging in Deutschland das Gerücht: es sei ein unheilvolles Zeichen geschehen, welches Unglück und Verderben drohe. Ein gewaltiger Schwarm wild gefräßiger Heuschrecken, so erzählte man, sei wie mit einem Sturmwinde aus der Türkei herübergekommen, habe in Reußen und Podolien einundzwanzig Meilen Landes weit und breit bedeckt, im Niederfallen der Sonne Licht und Schein genommen und Alles so verheert und verzehrt, daß kein Thier mehr einen Grashalm Nahrung gefunden und Alles Hungers habe sterben müssen. Die Gattung dieser Heuschrecken sei vierfach geflügelt und auf zwei der Flügel sehe man Schriftzeichen, wie sie die Türken zu schreiben pflegten. Darin erkenne man Jammer und Unheil für die ganze Christenheit, Tod und Verderben für das christliche Volk, welches bereit stehe, dem Schützling des Türken in Ungarn entgegenzugehen. *)

Der König Ferdinand aber ließ sich keineswegs durch solches Zeichen schrecken. Noch im Anfange des Juli brach die gesammte Streitmacht in drei getheilten Heer-

*) Schr. des Herzogs Friedrich von Liegnitz; Dienst. nach Valentini 1527.

haufen längs der Donau hin gegen Ungarn auf.*) Den Strom bedeckten zahllose Fahrzeuge mit Proviant und Kriegsbedarf. Auf dem rechten Ufer befehligten König Ferdinand und der Markgraf von Brandenburg. An Ungarns Grenze angelangt, sandte der König nach altem Brauch seinem Gegner die feindliche Kriegskündigung mit der Meldung zu, daß er käme, um sich als rechtmäßiger König die Krone Ungarns aufs Haupt zu setzen. „Lasset sie kommen; sie sollen mir liebe Gäste sein," erwiderte Johann spöttisch lächelnd dem Herolde, der ihm die feindliche Kundschaft brachte. Freilich aber mußte er sie kommen lassen, denn obgleich er beinahe ganz Ungarn in Besitz genommen und alles waffenfähige Kriegsvolk im Reiche bereits aufgeboten hatte, so war doch seine Streitmacht so schwach und unbedeutend, daß er es nicht wagen konnte, den Feind von der Grenze abzuwehren.**) Fast alle seine Kriegsleute lagen als Besatzung im festen Schlosse zu Preßburg. Sie betrug nur etwa 8000 Mann theils Husaren, theils gemeines Bauernvolk, welches er mit Gewalt hatte auftreiben lassen.

Während aber Ferdinand ohne weitern Widerstand in die Grenzen Ungarns einrückte, wo ihm der Palatin, eine große Zahl Magnaten und fast der gesammte Adel des Reiches entgegenkamen, um ihn als König zu begrüßen, war mittlerweile auch der Freiherr Johann Katzianer an

*) Der Absagebrief des Markgrafen Kasimir von Brandenburg gegen Zapolya (den er blos „Graf zu Zips, weiland Weyda in Siebenbürgen" nennt) ist datirt: Wien, 7 Juli 1527.

**) Schr. des Markgrafen Georg v. Brandenburg; Jägerndorf am T. Magdalenä 1527.

der Spitze einer Streitschar am linken Ufer der Donau hin ins feindliche Land eingebrochen, um dort Zapolya's Anhänger zu vertreiben. Er fand wenig Widerstand. Kaum war seine Streiterschar vor Preßburg erschienen, als die Besatzung des Schlosses sich freiwillig geneigt erklärte, sie werde sich dem Gehorsam Ferdinand's ergeben, sobald er in Ofen die Krone des Reiches auf's Haupt gesetzt. Sie nahm schon vorläufig eine bedeutende Anzahl von Katzianer's Kriegsleuten als Besatzung in das Schloß auf, während er mit der übrigen Schar nordwärts hinauf vor das feste Tyrnau zog. Auch dieses, kaum mit einer Belagerung bedroht, öffnete ihm die Thore. Nachdem er sich den Besitz durch eine hinlängliche Besatzung gesichert, stürmte er mit nur noch 4000 Mann weiter hinauf bis Neutra, wo er den Bischof, der Johann Zapolya gekrönt hatte, zur Unterwerfung zwang, um fortan seinen Fahnen zu folgen. Von nun an widerstand dort nichts mehr Katzianer's kühnen Waffen; wo sich einzelne Haufen von Zapolya's Anhang zeigten, wurden sie zersprengt und zurückgedrängt. Die dortigen Bergstädte und festen Schlösser wurden eins nach dem andern in großer Zahl erstürmt, sodaß in jenen Gegenden durch Katzianer's Entschlossenheit in wenigen Wochen Alles der Waffenmacht Ferdinand's unterliegen mußte. *)

Aber nicht blos dort im Norden, überall waren Ferdinand's Waffen vom Glücke begünstigt. Nachdem er Preßburg und Altenburg gewonnen, fielen die Städte und festen Plätze am rechten Donauufer theils freiwillig, theils

*) Schr. Sebastian's v. Pemfling, Stallmeister der Königin v. Ungarn; Neustadt 28. Sept. 1527.

nach kurzem Widerstand bis nach Ofen hin allzumal in seine Gewalt, wiewol sein Kriegsheer nur aus 8000 Mann Fußvolk und 300 Reitern bestand. Raab empfing ihn mit vollem Jubel. Die Thore von Komorn öffnete nach kurzer Belagerung der Donner seines Geschützes. In Gran, wo der Erzbischof entflohen war, waltete Zwietracht zwischen der Bürgerschaft und der Besatzung des Schlosses; während jene sich für Ferdinand's Sache erklärte, beschloß diese Widerstand gegen dessen Waffen, leistete ihn aber ernstlich kaum einen Tag; auch hier erzwang das schwere Geschütz die Ergebung des Schlosses. Noch bevor dieses vor Ofens Mauern erschien, war Zapolya's Kriegsschar von 8000 Husaren und ein Haufe bewaffneter Bauern aus der dortigen Feste entwichen; er selbst hatte, nachdem er die königlichen Gemächer im Schlosse ausgeleert, die Stadt, wie man sagte, weinend verlassen. Also hielt auch hier Ferdinand ohne Schwertstreich unter dem Jubel des Volkes am 20. August seinen festlichen Einzug. Bald erfreute ihn dort eine Siegsbotschafe nach der andern. Die Gesandten der Bergstädte, die sich vor Katzianer's Waffen gedemüthigt, brachten ihm ihre Huldigung dar. Auch in Kroatien, wo sich der Ban des Landes, Franz Bathyan, die beiden Grafen Johann und Nikolaus Zriny und mehre mächtige Herren des Adels der Sache Ferdinand's zugewandt, erhielt seine Partei überall die Oberhand, zumal nachdem der Graf Christoph Frangepan, der dort von Johann Zapolya als Ban des Landes eingesetzt, an der Spitze einer nicht unbedeutenden Streitschar die Partei seines Herrn einige Zeit in Schutz genommen, unter den Mauern des Schlosses von Warasdin durch eine

feindliche Kugel gefallen war.*) Nun bezeugten auch von dorther die Vornehmsten des Landes als Botschafter Ferdinanden ihre Huldigung.

An demselben Tage, an welchem Christoph Frangepan in Kroatien vor Warasdins Mauern der Sache Zapolya's zum Opfer fiel, schien dessen schwache Waffenmacht auch in Ungarn für immer völlig vernichtet zu sein. Auf Ferdinand's Geheiß war Graf Nikolaus von Salm mit einer Streitschar dem fliehenden, meist aus Reiterei bestehenden Heerhaufen Zapolya's bis gegen Tokay hin nachgeeilt; dort, wo dieser eben, um nach den Mühen der Flucht zu ruhen, ein Lager geschlagen, erreichte er ihn und warf ihn in einem blutigen Kampfe über die Theiß zurück. Nicht blos eine polnische Reiterschar von 700 Mann, die, wie man vorgab, ohne ihres Königes Wissen dem Zapolya zu Hülfe gezogen war, sondern seine ganze übrige Streitmacht wurde theils in den schäumenden Strom gejagt, theils so gänzlich aufgerieben, daß er selbst, nur noch von wenigen Getreuen begleitet, sich über Großwardein kaum bis Siebenbürgen hinein retten konnte. Und als nun König Ferdinand am 3. November in der Kathedrale zu Stuhlweißenburg, wo unter dem glänzenden Gefolge auch der Markgraf Georg von Brandenburg ihm zur Seite stand, die Krone Ungarns nach wiederholter zweiter Wahl auf's Haupt genommen und auch die beiden festen Städte Tokay und Erlau sich seinen Waffen ergeben hatten, glaubte er seinen Gegner nicht weiter fürchten zu dürfen. Fast ganz Westungarn war nun in sei-

*) Isthuanfi S. 144—145. Bucholtz Ferdinand I. Urkundenband S. 14.

zum Besitze; die Zahl seiner Anhänger vermehrte sich von Tag zu Tag. Da hielt er noch vom 6. bis 10. November zu Stuhlweißenburg einen allgemeinen Landtag, auf welchem Johann Zapolya für einen Feind des Reiches und in die Acht erklärt ward, und kehrte dann, nachdem er in Gran noch einige Zeit verweilt, nach Wien zurück.

Johann Zapolya aber, so schwach und verlassen er auch dazustehen schien, stolz auf seine mütterlich herzogliche Herkunft, vertrauend auf seinen Reichthum und darum hochstrebend in seinen Planen, hielt noch fest an seiner eigenen Kraft; fest in seinem Muthe, gab er seine Königskrone noch nicht für verloren; hatte er doch geschworen, sie nur mit dem Opfer seines Lebens seinem Gegner zu überlassen. Zwar selbst kein Feldherr von ausgezeichnetem Geiste, oft mehr ein Freund von halben Maßregeln als mit energischem Willen entschieden durchgreifend, vertraute er zudem vor allem auf seinen mächtigen Schutzherrn, den Sultan, denn dieser sah ja selbst Ungarn als sein erworbenes Besitzthum an, dessen Krone Johann nur in des Sultans Namen und unter dessen Schutz trug. Während sein Eilbote aber mit dem Hülferuf an den Sultan nach Konstantinopel zog, bot er selbst auch alle Mittel auf, sein gesunkenes Glück wiederum emporzuheben. Bald kam ihm auch aus Polen ein neues, nicht unbedeutendes Hülfsvolk zu, mit dessen Hülfe es seinem Feldherrn Franz Bodo gelang, sich Tokays wieder zu bemächtigen und Erlau zu belagern. Noch wichtiger aber war, daß der König von Polen ihm in dem Palatin von Siradien, Hieronymus von Lasky, einen Mann zur Seite sandte, der gleich gewandt in der Führung des Schwertes und der Feder, wie durch Tapferkeit und Kriegs-

kenntniß, so durch Klugheit, reiche Rednergabe, Erfahrung und schlaue Umsicht in Staatsverhandlungen, wie kein anderer beim Sultan und im Kriegsfelde mächtig für ihn wirken konnte.*) An Geldmitteln zur Kriegführung konnte es bei Johann's eigenem Reichthum und bei der Gunst des Großherrn und des Großwesirs Ibrahim nie fehlen. Also gelang es ihm auch bald, theils durch seine Anhänger in Ungarn, theils durch ihn selbst in Siebenbürgen wieder eine ansehnliche Streitmacht unter seine Fahnen zu sammeln. Da trat ihm Hieronymus von Lasky, wohl erkennend, daß Johann Zapolya nicht der Mann sei, der das Glück an seine Waffen knüpfen könne, mit dem Rathe bei, bevor seine Streitmacht dem Feinde entgegenziehe, einen tüchtigen, im Kriegsfelde erprobten Anführer an ihre Spitze zu stellen. Er schlug ihm als solchen den Herzog Albrecht von Preußen vor und es erging sofort an diesen auch die Auffoderung, so eilig als möglich „dem Rufe der Ehre zu folgen." Bevor indeß Albrecht, ohnedies nicht geneigt, der Sache eines Mannes zu dienen, der Diener und Knecht des Sultans schien, auch nur eine Antwort ertheilen konnte, war schon neues Unglück über Zapolya's Waffen gekommen.

Bereits war eben durch Lasky's Vermittlung ein Hülfsbündniß zwischen dem Sultan und Zapolya zu Stande gekommen, als Johann Zapolya, durch einen Aufstand aus Siebenbürgen wieder vertrieben, im Vertrauen auf zahlreichen Anhang in Ungarn und von den Seinen aufgefodert, ohne die Beihülfe des Sultans

*) Isthuanfi S. 150 nennt ihn vir et bello bonus et consilio et rebus gerendis prudentia et experientia singulari; ähnlich Jovius S. 64.

zu erwarten, im Anfange des Jahres 1528 es wagte, mit einer Schar von 7000 Mann, worunter wieder gegen 2000 Mann Hülfsvolk war, über die Theiß zu schreiten und bis Kaschau vorzubringen, denn der Gewinn dieses festen Platzes war für ihn von Wichtigkeit. Dort aber ging sein Glückstern schnell wieder unter. König Ferdinand hatte bei der Rückkehr in seine Erbstaaten den kühnen und entschlossenen Hans Katzianer mit einem Streithaufen von 3700 Deutschen und 500 ungarischen Reitern, die unter ihm von dem Freiherrn Leonhard von Fels und Nikolaus von Thurn befehligt wurden, zum Schutze der Landschaften im nördlichen Ungarn zurückgelassen; er hatte keinen, dem er dort die Hut des Landes sicherer vertrauen konnte. Kaum von Zapolya's Unternehmen gegen das Reich benachrichtigt, warf sich Katzianer eiligst in die östlichen Lande bis Kaschau, um diesen wichtigen Grenzpunkt zu vertheidigen. Nur zwei Meilen noch von dem Orte entfernt, erhielt Johann Zapolya Kunde von des Feindes Ankunft; er beschloß, ihn von dort zu vertreiben, hielt jedoch für rathsam, zuvor die Stärke des feindlichen Heerhaufens näher ausforschen zu lassen, um zu erwägen, ob er sich mit ihm in einem Kampfe messen könne.

Es war am Sonnabend vor Reminiscere, am 8. März schon spät am Abend, als er seine Streitschar in der Nähe bei Spina unweit Kaschau gegen eine Berghöhe hinanführte, um sich dort zu lagern, da ihm diese Stellung gegen etwanigen Ueberfall sicher schien. Noch aber war die Höhe nicht ganz erstiegen, als sich plötzlich und unerwartet am Fuße derselben ein feindlicher Streithaufe von nicht unbedeutender Stärke zeigte; es war ein Theil von Katzianer's Streitmacht, den er selbst hiehergeführt

hatte und alsbald auf's trefflichste zum Kampfe ordnete. Er bestand aus 1000 schwergerüsteten Reitern, 300 Lanzenträgern, 800 Mann böhmischem Fußvolk und einem ungarischen Streithaufen. Hinter einem nahen Walde hatte Katzianer ein Fähnlein ungarische Husaren aufgestellt, die den Feind, wenn es zum Kampf komme, von der Seite her beschäftigen sollten. Obgleich Johann an Zahl seiner Streiter dem feindlichen Haufen sich bedeutend überlegen sah, so hätte er, da sein Volk vom Marsche ermüdet war, doch gerne den Angriff auf den folgenden Tag verschoben. Allein die ungestüme Kampflust der im Walde versteckten Streiterschar trieb bald zu feindlichen Neckereien. Es stürmten von beiden Seiten größere Haufen herbei; es kam zum förmlichen Kampfe. Aber er hatte kaum begonnen, als er auch schon beendigt schien, denn schon im ersten Angriff wurden Johann's leichte Reiter in die Flucht geworfen. Die ersten Kämpfer, die den Kampf begonnen, waren auch sie die Ersten, welche vom Kampfplatze flüchteten, und ihre Flucht entschied alsbald den Verlust des Sieges. Zwar hielt Johann's Fußvolk den Streit noch einigermaßen aufrecht; allein es konnte dem Feinde unter Katzianer's trefflicher Führung und dessen schwerem Geschütze ebenfalls nicht lange widerstehen, also daß kaum im Verlaufe einer Stunde Zapolya's ganze Streitmacht vernichtet und zerstreut war. Er selbst hatte sich nur mit 300 Mann durch die nahe Waldung retten können, nicht ohne die größte Gefahr, von seinen eigenen Kriegern, die ihn im Kampfe verlassen hatten, aufgefangen zu werden, denn, wie man sagte, hatten viele der Seinigen beschlossen, ihn aufzugreifen und todt oder gefangen dem Feinde zu überliefern. Das polnische Hülfsvolk hatte im

Kampfe mit den Deutschen am meisten gelitten, gegen 300 Polen lagen auf dem Kampfplatze. Zwar war von den Vornehmsten aus seiner Zahl nur einer von den Anführern, der Feldoberst Borathynski verwundet und gefangen genommen worden; der Sieger aber hatte von den Polen gegen 400 Wagen, 16 Stück Geschütz und alles Kriegsgeräthe erbeutet, unter andern auch in einem der Wagen sich wichtiger Briefe des Königes von Polen bemächtigt, die, von einem der Gefangenen verdolmetscht, dem Katzianer manche neue Aufschlüsse über des Königes heimliche Verhältnisse zu Johann Zapolya gaben. Letztern hatte bis zum Kampfe auch ein Botschafter des Königs von Frankreich Rinkon begleitet; Niemand aber wußte, wo er hingekommen, ob er getödtet oder gefangen worden sei, bis die Nachricht kam, er habe sich in das königliche Schloß von Zips geflüchtet. *)

So gering aber auch die beiderseitigen Streithaufen im Kampfe bei Kaschau gewesen waren, so glücklich und glänzend war für König Ferdinand's Sache der Erfolg des Sieges, denn nun schien durch des Katzianers Tapferkeit und Kriegsmuth die Königskrone auf seinem Haupte für alle Zeit gesichert. Johann Zapolya flüchtete sich nun fast völlig hoffnungslos mit seinem geringen Heerhaufen über das Karpatische Gebirg und durch Gallizien bis an die polnische Grenze. Dort verließen ihn die wenigen Ungarn, die ihn bisher begleitet, und gingen zurückkehrend

*) Schreiben des Jobst Decius, Rathsherrn von Krakau, an Herzog Albrecht v. Preußen. Schreiben des Paul Crassowski an Christ. von Schidlowitz. D. Krakau 15. März 1528. Uebrigens weichen die Berichte über den Kampf bei Kaschau sehr von einander ab.

zur Partei Ferdinand's über. Nur sein Stallmeister und einige Diener blieben ihm noch treu; sonst von allen den Seinen verlassen und von allem entblößt, kam er in Camynyez an, wo er eine Zeitlang verweilte, bis ihn der güterreiche Reichsmagnat und Woiwode Johann Tarnowski Zuflucht und Schutz auf seinem Schlosse Tarnow anbot und ihm dieses zum Aufenthalt einräumte. Von dort schrieb er über sein Unglück einem Freunde: „Wir hatten Leute genug, womit wir die Deutschen zur Flucht bringen konnten; als es aber zum Gefecht kam, haben die Unsern keinen Muth zum Kampfe gezeigt und uns allein gelassen und so sind wir nach Tarnow gekommen unweit der Grenze von Ungarn, um da fremde Truppen zu werben." *)

In Ungarn also konnte Johann Zapolya auf seinen frühern Anhang keine weitere Hoffnung bauen. Dort war jetzt seit Katzianer's Sieg sein Name wie seine Waffe weit und breit geachtet und gefürchtet. Bis an die Grenzen Lodomiriens und Mährens unterwarf sich Alles seinem Gebote; fast ohne allen Widerstand fielen die Gebiete von Zips, Likawa **) und Habrecum und alle darin liegenden Schlösser der nördlichen Gespanschaften in König Ferdinand's Gewalt. Nur das feste und mit allen nöthigen Bedürfnissen reich versorgte Trentschin, welches einst der kriegerische Stephan Zapolya, Johann's Vater, mit starken Mauern, Wällen und Graben befestigt hatte, trotzte der Waffenmacht Katzianer's über dreißig Tage lang und schon verzweifelte er, den wichtigen Platz, der überdies mit Le-

*) Bucholtz, B. III. 243.

**) In der Liptauer Gespanschaft.

bens- und Kriegsmitteln aller Art angefüllt war, gewinnen zu können, als es endlich auf den Rath eines einstigen Dieners Johann Zapolya's, der mit den örtlichen Verhältnissen ganz genau bekannt war, gelang, die Stadt und das Schloß in Brand zu stecken. So fiel auch Trentschin, als die Flammen über den Häuptern seiner Vertheidiger zusammenschlugen und das Feuer das Schloß schon fast völlig verzehrt hatte, in Ferdinand's Gewalt. Darauf ergaben sich den Waffen Katzianer's auch alle übrigen Schlösser und festen Plätze an beiden Ufern der Waag hinauf, denn nirgends bot man ihnen mehr Widerstand.*) „Es ist zu fürchten", schrieb ein Rathsherr aus Krakau, „daß, wenn der jugendliche Mann, der sieges-gierige Katzianer, dort ferner mächtig bleibt, er mit seinem Glücke dort Alles überwältigen werde, denn nichts kann seinen Waffen widerstehen."

Während aber in solcher Weise Katzianer's Waffenglück fast das ganze nördliche Ungarn dem Gebote Ferdinand's unterworfen hatte, thürmte sich von mehren Seiten her ein gefahrdrohendes Ungewitter auf, welches bald den ruhigen Besitz des Reiches für ihn wieder sehr in Frage stellte. Hieronymus Lasky, der schlaue und gewandte Palatin von Siradien, war nach Johann Zapolya's Niederlage sofort nach Konstantinopel geeilt, um beim Sultan für seinen Schützling Hülfe zu suchen. Er fand dort an dem venetianischen Agenten und Kundschafter Aloys Gritti, dem natürlichen Sohne des damaligen venetianischen Dogen Andreas Gritti, einem Freunde des Großwezirs Ibrahim, einen Mann, der listig und

*) Isthuanfi S. 146—147.

verschlagen, einschmeichelnd und höfisch gewandt, geld- und ehrsüchtig, in seiner Gesinnung niederträchtig und unter Umständen zu allen Verbrechen und Schändlichkeiten bereitwillig genug war,*) um sich auch für solche Zwecke gebrauchen zu lassen, für welche Lasky als Fremdling am Hofe des Sultans die Beihülfe eines verschmitzten Menschen bedurfte. Gritti war leicht durch Geld gewonnen und seine Gunst bei dem mächtigen Großwezir brachte den Palatin bald ans Ziel aller seiner Wünsche. Da Ungarn in den Augen der Türken noch als ein Besitzthum der Pforte galt und der Sultan selbst auch einsah, daß Ferdinand's Waffen, wenn ihnen nicht ferner kräftiger Widerstand geboten werde, ihn im Besitz Ungarns bald noch sicherer und fester stellen würden, so kam zwischen ihm und Lasky durch Gritti's schlaue Unterhandlungskünste in Verbindung mit seinem einflußreichen Gönner, dem Großwezir ein Vertrag zu Stande, nach welchem der Sultan an Johann Zapolya, den er bisher immer nur noch als Ban von Siebenbürgen betrachtet, Ungarn als eine Art von Lehenreich förmlich abtrat, ihm zugleich den Königstitel verlieh und zur Behauptung des Landes kräftige Unterstützung verhieß, wogegen Zapolya verpflichtet ward, dem Großherrn durch eine jährliche Gesandtschaft mit freiwilligen Geschenken seine Unterthänigkeit, wenigstens seine Abhängigkeit als Lehenskönig**) von der Obergewalt der Pforte zu bezeugen. Reich mit Geld und Ehrenpelzen be-

*) Jovius S. 68.

**) Johannes in clientelam recipitur et Solimani beneficiarius appellatur; Isthuanfi S. 151. Hammer Geschichte des Osman. Reichs. III. 72—77.

schenkt, kehrte Lasky zu Johann Zapolya nach Polen zurück, während Gritti als des Letztern Sachwalter und Botschafter in Konstantinopel blieb, um ihm zugleich von dorther die ansehnlichen Hülfsgelder, monatlich 30,000 Kronen zuzusenden, womit der König von Frankreich ihn gegen Ferdinand zu unterstützen versprochen.

Mittlerweile aber war auch Ferdinand unablässig thätig, um seine Sache in Ungarn aufrecht und die Rechte seiner Krone in Geltung zu erhalten, denn Katzianer's Waffenglück hatte seinen Gegner zwar überwältigt und dessen Partei niedergedrückt, aber noch keineswegs vernichtet. Zapolya stand noch als der Schützling zweier Monarchen da, die mit ihrer Waffenmacht ihn leicht wieder aus seiner Ohnmacht emporheben konnten, wozu überdieß ein dritter, der König Franz von Frankreich, der unversöhnliche Feind des östreichischen Hauses, beiden gerne die Hand bot. Der eine war der Sultan. An ihn sandte Ferdinand ebenfalls zwei seiner Getreuen, den Magyaren Johann Hobordansky und den Deutschen Sigismund Weichselberger als Botschafter, freilich mit einem Auftrage, der nur noch mehr dazu beitragen mußte, den stolzen Großherrn gegen ihn zum Kampfe aufzufordern. Er verlangte von diesem die Uebergabe von vierundzwanzig Städten, namentlich Belgrads, Semlins und des ganzen Gebietes von Syrmien, welche Ferdinand als zum Königreiche Ungarn gehörig betrachtete, von den Türken aber noch besetzt waren. In welcher Weise die Gesandten am Hofe des Sultans empfangen wurden, zeigt schon die Frage, welche der Großwezir Ibrahim an Hobordansky that. „Mit welcher Stirne" fragte er ihn, „vermißt sich dein König sich den Mächtigsten zu nennen, Angesichts

des Kaisers der Osmanen, in dessen Schatten und Huld sich die übrigen christlichen Könige empfehlen." *) Schwer erzürnt durch die übermüthig scheinende Forderung, ließ der Sultan die Gesandten neun Monate lang in ihrer Wohnung einsperren und entließ sie dann mit der Erklärung: „Euer Herr hat bisher unsere Freundschaft und Nachbarschaft nicht gefühlt, aber er wird sie fortan fühlen. Ihr könnet ihm sagen, daß ich selbst kommen werde mit aller Kraft und Macht, und daß ich ihm selbst zurückzugeben gedenke, was er von mir begehrt. Saget ihm also, er möge Alles wohl vorbereiten zu unserem Empfange." **) — Also drohte jetzt Ferdinanden von dorther eine Gefahr, gegen die er bald alle seine Streitkräfte in Bewegung zu setzen gezwungen war.

Eine andere Gesandtschaft entließ er zur selbigen Zeit an den König Sigismund von Polen. Der als ausgezeichneter Staatsmann und Geschichtschreiber berühmte Freiherr Sigismund von Herberstein, ein Landsmann und naher Verwandter Johann Kazianer's, mußte an den polnischen Hof eilen, um dem Könige nicht blos Ferdinand's Achtung und Freundschaft zu bezeugen, sondern sich auch seiner Neutralität in den streitigen Verhältnissen Ungarns zu versichern. Allein auch hier täuschte sich Ferdinand in seinen Hoffnungen, denn auch hier wirkte für Johann Zapolya's Sache ein Mann, der an Klugheit, schlauen Umtrieben und gewandter Umsicht in politischen Verhandlungen nicht leicht übertroffen werden konnte. Es war

*) Hammer III, 77.

**) Hammer III, 78. Mailath Geschichte der Magyaren. IV, 23.

der hochgeehrte Prior der Einsiedelei zu Czenstochow in der Woiwodschaft Krakau, Georg Martinucci, gewöhnlich damals vorzugsweise „der Mönch“ genannt, von einer venetianischen Mutter geboren und nach mancherlei Lebensschicksalen endlich bis zur Würde des genannten Priorats erhoben, den Johann Zapolya bei seiner Flucht nach Polen kennen gelernt und als einen ebenso allgemein geachteten und am polnischen Hofe viel geltenden, als durch reiche Geistesgaben ausgezeichneten und unermüdlich thätigen Mann für sich und seine Sache gewonnen hatte *). Schon im Mai des J. 1528 suchte er den König von Polen zur Unterstützung Zapolya's zu gewinnen. Es glückte ihm dies zwar nicht nach Wunsch, denn Sigismund, obgleich er immer schon Zapolya's Sache in Ungarn heimlich begünstigt und gefördert hatte, scheute sich doch, öffentlich als erklärter Bundesgenosse des Gegners Ferdinand's aufzutreten **); allein er erreichte doch so viel, daß auch der Freiherr Sigismund von Herberstein für Ferdinand nur eine unbestimmte, zweideutige Antwort erhielt.

Weit glücklicher waren „des Mönchs“ Bemühungen, in Ungarn Zapolya's Partei wieder mehr emporzuheben und mit neuem Muthe zu beleben. Dreimal wanderte er von Polen aus zu Fuß nach Ungarn und, durch die Spenden des Königs von Frankreich und die freigebige Unterstützung einer Anzahl ungarischer Großen überreich mit Geld versehen, gelang es ihm, dort die Zahl der Anhänger Zapo-

*) Mailath a. a. O. Engel, Geschichte des Ung. Reichs, B. IV, 13, nennt ihn Zapolya's Haushofmeister.

**) Schreiben des Johann Szamboczki an Herzog Albrecht v. Preußen. D. Wilna 22. Mai 1828.

lya's bedeutend zu verstärken. Schon im Frühling soll eine ansehnliche Anzahl seiner alten Freunde den flüchtigen König nach Ungarn zurückgerufen haben, um sich wieder an ihre Spitze zu stellen. Er folgte indeß diesem Ruf nicht eher, als bis er im Verlaufe des Sommers theils in Polen, theils in Ungarn seine Streitkräfte hinlänglich verstärkt hatte und durch Martinucci's eifrige Bemühungen Alles zu seinem Empfange vorbereitet war. Erst als er im September 1528 die sichere Nachricht erhielt, daß seine Partei hinlänglich stark und gerüstet dastehe, um ihn an der Grenze Ungarns in ihren Schutz zu nehmen, brach er, vertrauend auf des Sultans verheißene Unterstützung, mit seinen geworbenen Söldnern gegen Ungarn hin auf. Simon Athinay, der Literat genannt, selbst in seinem Unglück einer seiner treuesten Anhänger, zog ihm mit einer kleinen Streitschar voran. *)

Mittlerweile hatten die Kämpfe zwischen den Anhängern Zapolya's und der Streitmacht Ferdinand's in Ungarn unablässig fortgedauert, jedoch ohne bedeutende Erfolge, denn theils waren die Streitkräfte viel zu sehr zerstreut, theils hemmte Mangel an Geldmitteln die Ausführung wichtiger Unternehmungen. Nur ein Theil von Ferdinand's Truppen stand in den nördlichen Gespanschaften, wo Johann Katzianer und Stephan Revay den Oberbefehl über die einzelnen Heerhaufen führten. Jetzt galt es vor allem, dem Feind den Uebergang über die Karpaten zu wehren, denn hatte er das Gebirg erst im Rücken, war er also bis in die Ebenen herabgestiegen, so hing damals Ungarns Schicksal auf dem linken Donauufer von der Entscheidung

*) Isthuanfi S. 153—154.

einer einzigen Schlacht ab. Dazu aber wollten es Ferdinand's Hauptleute schon deshalb nicht kommen lassen, weil sie nicht wissen konnten, wie stark die feindliche Macht heranziehen werde. Um daher den Feind noch im Gebirge zurückzuwerfen, hatte sich Katzianer mit 4000 Mann Fußvolk, 600 schwerbewaffneten Reitern und 1000 leichter Reiterei in die Thalmündungen der westlichen Gespanschaft Trentschin gelegt, um dort den Feind vom Einfall in das Land zurückzuhalten, während der andere Hauptmann, Stephan Revay, sich weiter ostwärts bei Kaschau zu gleichem Zweck der nördlichen Grenze nähern wollte. Hier aber hatte Simon Athinay, verstärkt durch einen Streithaufen unter Gotthard Kun, früher als man vermuthet und auf ungewöhnlichen Wegen, das Gebirg überstiegen und war bereits in die Grenzen Ungarns eingebrochen. Es mußte jetzt hier ein Kampf gewagt werden, um den Feind sobald als möglich, bevor sich Zapolya's Anhänger mit ihm verbinden könnten, entweder völlig aufzureiben oder ins Gebirg wieder zurückzuwerfen. Um ihm aber mit hinreichenden Streitkräften begegnen zu können, rief Stephan Revay in Eile Johann Katzianer herbei. Dieser erwartete den Feind immer noch in den Thalmündungen der trentschiner Gespanschaft. Als er indeß jetzt von dort aufbrechen wollte, um dem Rufe Stephan Revay's zu folgen, weigerten sich die Böhmen, die er als Besatzung in die Burg von Trentschin gelegt, seinem Befehle Folge zu leisten, erklärend, daß sie die von ihnen besetzte Burg nicht eher verlassen würden, als bis ihnen die Soldforderungen, die sie mit Recht erheben zu dürfen glaubten, zu voller Genüge erfüllt seien. Da Vorstellungen nicht fruchteten, so mußte Katzianer zur List greifen; es gelang ihm, zur Nachtzeit mit 400

Mann in die Burg einzudringen und die Rädelsführer der trotzigen Besatzung gefangen zu nehmen. Darauf trat er in möglichster Eile, nachdem die kostbarste Zeit schon verloren war, den Marsch an, konnte aber der grundlosen schlechten Wege wegen nur langsam vorrücken. Mittlerweile war der Feind ungehindert aus dem nördlichen Gebirgslande bis in die Gegend zwischen Kaschau und Saros-Patak vorgedrungen. Dort wurde Revay's Heerhaufe, zum Theil aus Reitern und spanischem Fußvolke bestehend, welches Thomas Lascanus führte, von ihm übereilt und am 25. September mit so bedeutender Uebermacht angegriffen, geschlagen und in die nahen Waldungen zerstreut, daß von nun an dem weitern Fortzuge des Feindes nichts mehr entgegenstand. Die Ueberreste von Revay's Streithaufen warfen sich theils nach Eperies, theils nach Kaschau und in die nahe gelegenen Städte. *)

So unbedeutend dieser Kampf im Verhältniß der beiderseitigen geringen Streitkräfte auch scheinen mochte, so wichtig ward er in seinen Folgen. Alles, was König Ferdinand im Verlaufe der Jahre durch Katzianer's Kriegskunst und Tapferkeit in Ungarn errungen hatte, ging in Folge dieses Unglücks seiner Waffen wieder verloren, zumal da Katzianer sich durch Gelderpressungen die Gemüther überall sehr entfrembet hatte. Von allen Seiten strömten Zapolya's Anhänger dem siegenden Heerhaufen zu; er wuchs von Tag zu Tag zu einer Macht heran, welcher

*) Isthuanfi S. 154. Bucholtz III, 253—254. Mailath IV, 25. Beide weichen in der Darstellung dieser Ereignisse von einander ab; die des Letztern scheint die richtigere zu sein.

nichts mehr Widerstand leisten konnte, besonders nachdem Zapolya selbst im October, von Hieronymus Lasky begleitet, mit 4000 Mann Hülfsvolk über Lippa kommend, sich mit den Streitkräften seiner Partei vereinigt hatte. Hocherfreut über sein Glück, meldete er schon von einer Grenzstadt seinem Freunde, dem Castellan von Krakau und Kanzler des Königs von Polen, Christoph von Schidlowitz: „Wir erhalten mit Gottes Hülfe von allen Seiten her die erwünschtesten Nachrichten, wie Euere Herrlichkeit gewiß auch schon erfahren hat. Von den Unsern auf's dringendste zurückgerufen, haben wir beschlossen, wozu Gott Glück und Gedeihen gebe, in unser Königreich Ungarn sobald als möglich zurückzukehren. Eurer Herrlichkeit bezeugen wir den verbindlichsten Dank für die Gunst und freundlichen Dienste, die Ihr uns erwiesen habt. Bittet den König von Polen, uns auch ferner seine Huld und Förderung zu schenken." *)

Also schien vorerst für Ferdinand in Ungarn fast Alles wieder verloren. Aus den Nachbarlanden konnte er für seine Sache keine Hülfe und Rettung erwarten. Siebenbürgen war einer Seits von der Macht der Türken bedroht, anderer Seits von Zapolya's Partei bedrängt. Krain, Katzianer's Geburtsland, hatten die Türken im Verlaufe des Jahres 1528 zweimal mit ihren Raubzügen heimgesucht und das Land weit und breit furchtbar verwüstet. Bis zum November hatten sie von dort gegen 50,000 Menschen als Gefangene nach Slavonien ge-

*) Schreiben des Königs Johann von Ungern, dat. in opido Zchryso feria III post festum Lucae evang. 1528.

schleppt. *) Durch Zapolya's Vordringen in Südungarn nun ermuthigt, trat auch sein alter, treuer Anhänger Johann Banffy, nachdem er sich lange in einem seiner Schlösser still und verborgen gehalten, wieder an die Spitze einer bedeutenden Partei, ihm zur Seite der einflußreiche Bischof Erdödy von Agram und eine Anzahl anderer wichtiger Landesherren.

Aber trotz alles dieses von allen Seiten hereinbrechenden Ungemachs gab König Ferdinand seine Sache noch nicht verloren. Während er selbst in seinen Reichslanden, in Böhmen, Mähren und in den östreichischen Erblanden auf Landtagen Alles aufbot, um von dorther Hülfsvölker und Streitkräfte aller Art theils gegen den drohenden Heranzug der Türken in Bewegung zu setzen, theils Katzianer's Streitmacht in Oberungarn zur Beschäftigung seiner dortigen Feinde zu verstärken, während er ferner wiederholt Botschafter schon im Herbst und dann im Winter des J. 1528 von neuem den Freiherrn Sigismund von Herberstein an den König von Polen sandte, um diesen theils zur Aufrechthaltung der alten Bündnisse und Verträge auffordern zu lassen, theils zur Beihülfe gegen die Türken zu gewinnen, durfte er seiner Partei in Ungarn den Muth nicht sinken lassen; und er sank auch nicht, so lange noch Johann Katzianer im Lande stand, denn auf ihn vornehmlich setzten Ferdinand's Anhänger alle ihre Hoffnungen. Freilich war bei Ferdinand's fortwährender Geldnoth Katzianer's Lage keineswegs erfreulich. Um seinen Heerhaufen zu unterhalten und den Söldnern ihren Lohn zu schaffen,

*) Schr. eines gewissen Broderich aus Syrmien an Christ. Schidlowitz, d. Debreczen 13. Nov. 1528. Valvasor IV. 424.

mußten oft Freunde und Anhänger wie Feinde und Widersacher mit Schärfe und Nachdruck zur Beisteuer gezwungen werden, und doch war es ihm nicht immer möglich, den Unmuth und die Habsucht seiner Krieger zu zügeln. Schon im Januar des J. 1529 klagt der Bischof von Erlau: „Katzianer sendet wieder zu uns ein das Land durchsuchendes Heer. Sie handeln aber nicht minder feindlich im Reiche, wenn die Löhnung bezahlt wird, als wenn sie nichts erhalten. Ihr Vorrücken geschieht auch so langsamen Schrittes, als wenn es Krebse oder Schildkröten wären; sie selbst treiben ihren Sold ein und drängen uns nicht destominder ebenso, als wenn sie nichts erhielten und nichts eingetrieben hätten." In gleicher Weise beschwerte sich der Statthalter Stephan Bathori in einem Schreiben aus Ofen an König Ferdinand über Katzianer's Heerhaufen. „Die Truppen unter Katzianer", sagt er, „thun viel Uebles; sie fügen den Unterthanen Ew. Majestät den größten und unerträglichsten Nachtheil, Schaden und Unheil zu. Nicht zufrieden, Lebensmittel erhalten zu haben, nehmen sie ihnen auch noch Geld, Habe und Gut, selbst die Kleidung und lassen sie nackend, um für jetzt nicht von Unzucht und andern abscheulichen Dingen zu reden, die sie begehen." *)

Diese Klagen über Erpressungen und Gewaltthätigkeiten waren gewiß vollkommen gegründet; aber ebenso gewiß wurden sie wol zum Theil den Kriegsleuten durch Hunger und Noth aufgedrungen. Das Land mußte und sollte sie ernähren, in allen ihren Bedürfnissen unterhalten; überdies waren es zum großen Theil Söldner, die sich ihren Lohn, wenn er ihnen nicht freiwillig gereicht wurde,

*) Bucholtz III. 270—271.

durch Zwang und Gewalt selbst verschafften; so war es damals Kriegsweise. Wol möchte es für Ferdinand rathsam gewesen sein, mehr Kräfte auf die Besiegung und Unterdrückung des schwächeren Feindes zu verwenden, um dann auch dem drohenden stärkeren mit glücklichem Erfolge widerstehen zu können. Allein damals eben unablässig mit Vorbereitungen und Kriegsrüstungen gegen die heranbrohende Macht der Türken beschäftigt, bekümmerte er sich wenig um die nöthige Versorgung und Verpflegung der Truppen Katzianer's. Er gab zwar dem erwähnten Statthalter den Bescheid: er wolle dem Katzianer mit allem Ernste befehlen, das, worüber geklagt werde, abzustellen und darauf zu halten, daß Niemanden etwas Unbilliges zugefügt werde; allein mit einem solchen Befehl war nichts weiter gefruchtet, war die Noth nicht abgethan. Sie dauerte noch mehre Monate fort und folglich auch die Klage über Katzianer's gewaltthätige Erpressungen. Stephan Bathori beschwerte sich bald darauf von neuem beim Könige; er wandte sich auch an Katzianer selbst, ihn daran erinnernd, wie der König zu Preßburg ausdrücklich befohlen habe, daß er den armen Bauern und Jobagyonen *) mit Vorspannleistungen und andern Beschwerden nicht lästig sein solle, weil in diesen Verwirrungen der Dinge dieselben ohnehin mehr als alle Uebrigen gequält worden wären. Allen diesen Klagen aber konnte König Ferdinand immer nur den leeren, nichts fruchtenden Trost entgegenstellen, daß er Katzianern befohlen habe, sich aller Gewaltthätigkeit zu enthalten, daß er täglich bemüht sei, eine

*) Besitzer kleiner Ländereien; vgl. Engel, Geschichte Ungarns. I. 118.

große Zahl von Hülfstruppen nach Ungarn zu senden, wobei er dann hinzufügte, „daß es unter großen und schwierigen Verhältnissen weit mehr als in friedlichen die Pflicht getreuer Diener sei, ihrem Herrn Dienste zu leisten."

Wenn irgend einer, so leistete Katzianer seinem Könige in treuester Dienstpflicht Alles, was unter den obwaltenden Verhältnissen nur möglich war, denn er war es fast allein, der bis zum Frühling des Jahres 1529 die Sache Ferdinand's in Ungarn noch aufrecht hielt und, von den Feinden desselben gefürchtet, ihre Fortschritte so viel als möglich hemmte. Daher schrieb in dieser Zeit ein Secretär Zapolya's an seinen Oheim über die damaligen Verhältnisse in Ungarn: „Wisset, daß unser allergnädigster Herr der besten Gesundheit genießt und in seinen Angelegenheiten nicht schläft, hier auch schon alle Burgen und Castelle in seiner Gewalt hat. Wir hören zwar, daß Katzianer dort noch sein Wesen treibt; ihr werdet aber in kurzem sehen, daß er es mit Gottes Hülfe nicht lange mehr so treiben wird. Ich kann euch für gewiß melden, daß, wenn wir nicht die Kriegsmacht des Kaisers der Türken erwarteten, wir den Katzianer auf der Stelle würden aufsuchen lassen. Es sind bei uns am Hofe des Königes schon fast 4000, sodaß, wenn die einzelnen Scharen mit den Türken, Rascianern, Ungarn und Polen zusammengezählt werden, es schon einige Tausende sind, die der König dazu bestimmt hat, den Katzianer aufzusuchen. Die Sache unseres Herrn ist allenthalben vom Glücke begünstigt, wenn ihr nicht der Katzianer entgegenwirkt; doch glaubt mir, ihr sollt in kurzer Zeit wunderbare Dinge von ihm hören."*) Johann Zapolya setzte

*) Schreiben des Secretärs Melchior an seinen Oheim, den Secretär Nikolaus u. s. w. Ohne Datum. (Aus dem Januar 1529.)

jetzt sein ganzes Vertrauen auf die Beihülfe des Sultans und erwartete nur noch dessen Heeresmacht, um dann ganz Ungarn von den feindlichen Truppen zu säubern.

Da bereits der östliche Theil Ungarns und zum größten Theil auch Nordungarn in der Gewalt der Feinde waren, so hatte sich Katzianer mit seiner Heerschar in die Gegenden der Donau hinabgezogen, wo er im März des Jahres 1529 sein Lager vor der Burg Uzel (?) unfern von der Donau aufschlug, um sich zunächst dieses festen Punktes zu bemächtigen. Von dort streiften seine Truppen, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, bis nach Gran und Ofen hin, und was man ihnen nicht willig gab, raubten sie mit Gewalt. Am wenigsten schonten sie den zweideutig gesinnten Erzbischof Paul Vardan von Gran, der sich daher beim Könige Ferdinand aufs bitterste über Katzianer's gewaltthätiges Verfahren beklagte, womit dieser von den bischöflichen und Kapitelsgütern die verlangten Kriegssteuern beitreibe. „Wohin er zieht", schrieb er dem Könige, „richtet er den größten Schaden an und achtet, er möge mich sowol als andere Ew. Majestät Getreue durch Verwüstung und Verheerung ihrer Güter nicht anders als die Rebellen strafen. Ich flehe daher, Ew. Majestät wolle ihm auftragen, daß er trachte, welcher Unterschied zwischen Ew. Majestät getreuen Anhängern und den Rebellen sei und daß er sich also benehmen möge, daß er wisse, dieses Reich gehöre Ew. Majestät und diese Leute seien unsere Colonen, welche uns Mittel darbieten, um Ew. Majestät zu dienen, und daß, wenn das Reich Ew. Majestät verödet wird, auch wir Ew. Majestät mit den gewohnten Leistungen nicht dienen können."*)

*) Bucholtz III. 270.

Am drückendsten war überall der große Geldmangel, der mehre Hauptleute Ferdinand's in eine so trostlose und verzweifelte Lage setzte, daß sie schon den Gedanken faßten, die Sache des Königes ganz aufzugeben. Die Reichskammer unterließ nicht, diese traurigen Verhältnisse dem Könige in klagvollen Worten vorzustellen. Katzianer, schrieb sie ihm, wolle für die auswärtigen Truppen Geld haben; die Donauschiffer (Nazadisten) verlangten ihren Lohn schon seit fünf Monaten und drohten Abfall und alles Böse. Paul Bakits wolle den Befehl niederlegen, da er zwar 800 Gulden erhalten, aber 40,000 Gulden zu zahlen habe; der Despot von Servien klage in seinem Schreiben, er und die Seinen müßten vor Hunger umkommen u. s. w.*) Ferdinand indeß that nichts, um diese Bedrängnisse zu beseitigen. Um so weniger konnte auch Katzianer in der Lage und Stellung, in die er durch den König versetzt war und aus der er seiner Seits nicht hinauskonnte, sich um die Klagen bekümmern, die ihm von allen Orten her entgegenkamen. Da es nicht seine, sondern seines Königes Sache war, die er zu verfechten hatte, so nahm er zur Aufrechthaltung dieser Sache, wo noch etwas zu nehmen war. Daher erhoben in einem Schreiben an ihn auch die ungarischen Reichsräthe ernste und nachdrückliche Beschwerden wegen der Eigenmächtigkeiten, die er sich erlaubt haben sollte, daß er sich Gelder aneigne, die ihm nicht gebührten, daß er sie zu Zwecken verwende, wozu sie nicht bestimmt gewesen, daß er Summen an das auswärtige Kriegsvolk gezahlt habe, welche zur Erhaltung und Sicherung der Grenzen, zur Zahlung an die Schiffsbesatzung und für

*) Bucholtz III. 273.

andere Diener des Königes hätten dienen sollen, wovon nun die Folge sein werde, daß die nicht bezahlte Schiffsbesatzung, die Nazabisten, zu Johann Zapolya übergehen und Ofen dadurch in die größte Gefahr eines Angriffes durch türkische Schiffe gerathen würde. „Da nun", fuhren sie fort, „die Kräfte der Feinde täglich vermehrt werden, so würde gerathener sein, daß das Kriegsheer des Königes durch Ew. Herrlichkeit nach dem Befehle königlicher Majestät den Johann Zapolya, das Haupt des ganzen Unheils, verfolge und mit Gottes Hülfe diesem Uebel durch Ew. Herrlichkeit zeitig ein Ende gemacht werden möge."*)

Gerne hätte man, wie aus diesem Schreiben hervorgeht, Katzianer's Truppen aus der verödeten und ausgehungerten Gegend von Gran und Ofen entfernen und ihn bewegen mögen, bis über die Theiß vorzurücken, um dort Zapolya's Anhang, bevor er noch durch die Herankunft der Türken zur unüberwindlichen Macht heranwachsen werde, zu schwächen oder gänzlich aufzureiben; und unter andern Umständen, als sie eben obwalteten, wäre dieser Plan verständig und klug berechnet gewesen. Allein mit den Streitkräften, über welche Katzianer gebot, durfte er es wol schwerlich wagen, tiefer in Ungarn einzubrechen und sich von der Donau zu entfernen; viel weniger noch durfte er die Hoffnung hegen, über einen Feind Herr zu werden, der schon vor dem Heranzuge der Türken mit jedem Tage an Zahl und Macht zunahm. Er wies daher den Rath wie die Beschwerden der Reichsräthe mit ebenso viel Freimüthigkeit als Nachdruck und Ernst zurück. Er lag auch noch zu Ende des März vor der Burg Uzel, entschlossen,

*) Bucholtz III. 275.

von dort nicht eher zu weichen, als bis er diesen festen Punkt gewonnen haben werde.

Von dort gab er seinem Freunde, dem Kanzler des Königes von Polen Christoph von Schidlowitz einige nähere Nachrichten über seine Verhältnisse. „Wir haben", schrieb er ihm, „nebst den Briefen unseres Oheims, des Rathes und königlichen Gesandten Sigismund von Herberstein, auch die Euerigen an uns mit gebührender Ehrfurcht und vieler Freude empfangen und zwar zunächst aus denen unseres Oheims ersehen, daß derselbe jüngst mit Euch zusammengekommen, sehr freundlich von Euch aufgenommen und mehre Tage lang ehrenvoll bewirthet worden ist. Außerdem haben wir auch mit ebenso viel Freude als dankbarer Gesinnung daraus vernommen, daß Ew. Herrlichkeit mit aufrichtiger Gunst und Freundschaft gegen uns gerne nähere Nachricht von uns zu haben wünsche; wir werden uns alle Mühe geben und allen möglichen Fleiß aufwenden, die wollende Gesinnung gegen uns und die Freundschaft so viel nur immer möglich wieder zu vergelten. Wir wollen jedoch Ew. Herrlichkeit nicht verhehlen, daß wir bisher nach den Aussagen Mancher, denen vielleicht unsere gegenseitige Freundschaft zuwider ist, nichts oder doch wenig Gutes von derselben erwartet haben; indeß dieser Argwohn ist jetzt durch die Nachrichten des erwähnten Herrn Sigismund von Herberstein gänzlich erstickt und Ew. Herrlichkeit wird von uns jetzt die festeste Hoffnung fassen dürfen, daß wir Euch in allen auch noch so schwierigen Angelegenheiten, so lange unser Leben dauert und unser Vermögen hinreicht, immer zu allen Diensten bereit stehen werden.

Weil aber verschiedene Polen täglich je mehr und mehr die Reiche der königlichen Majestät, unseres allergnädigsten

Herrn, vorzüglich Ungarn und dessen Bewohner aus eigener Bewegung feindlich zu überfallen und mit Schaden heimzusuchen sich unterstehen und nicht in feindlicher Weise etwaniger Feindschaft begegnen, sondern vielmehr wie Raubgesellen die öffentlichen Straßen zu belagern pflegen, so bitten und ersuchen wir Ew. Herrlichkeit geflissentlichst, Ihr möget geruhen, zur Abwendung dieser Gebrechen und der Gefahren, welche daraus für beide Königreiche, Ungarn sowol als Polen, entstehen könnten, und zur Erhaltung der Eintracht und Verwandtschaft, wodurch beide königliche Majestäten von Ungarn und Böhmen sowie von Polen durch ein unauflösliches Band verknüpft sind, gegen solche Wegelagerer nach ihrem Verdienste mit Strafe zu verfahren und solchen Gebrechen und Gefahren vorzubeugen. Ew. Herrlichkeit soll gewiß in Erfahrung kommen, daß auch wir in gleicher Weise so handeln werden. Wenn aber Ew. Herrlichkeit durch die Unterthanen der königlichen Majestät, unseres allergnädigsten Herrn, auch nur im mindesten belästigt würde, so möge sie uns solches nur anzeigen; wir werden Sorge tragen, daß Alles auf gleiche Weise abgewendet werde.

Wir belagern jetzt noch durch Gottes Hülfe in glücklicher Gesundheit die Burg Uzel. Tag und Nacht sind die Unsrigen mit Untergraben beschäftigt; heute noch erreichen wir durch die unterirdischen Graben die Mauer und wir hoffen in drei oder vier Tagen der Belagerung ein Ende zu machen. Morgen wird das Pulver untergelegt werden und wir zweifeln nicht, daß, wenn es angezündet wird, die Burg von Grund aus vernichtet und zusammenstürzen werde. Das haben wir Ew. Herrlichkeit, der wir uns und unsere Dienste empfehlen und das Alter eines Nestor's in glücklicher Gesundheit wünschen, als Antwort

nicht unangezeigt lassen wollen. Gegeben im Lager vor Ugal am letzten März 1529."*)

Wir wissen nicht, ob Katzianer's Hoffnung, die belagerte Burg schon in den nächsten Tagen in die Luft zu sprengen, in Erfüllung ging. Es scheint, daß er auch in den ersten Tagen des April noch in jener Gegend verweilte; wir hören wenigstens, daß um diese Zeit eine Untersuchung wegen eines Lieferungsbetrugs im Werk war, der in Katzianer's Lager stattgefunden hatte.**) Bald darauf rief der König auf die Nachricht, daß der Sultan mit seinem mächtigen Heere im Anzuge sei, Katzianern und die übrigen Hauptleute nebst dem größten Theile seiner Truppen nach Wien, da man die Kunde bekam, der Großherr habe nichts Geringeres im Plan, als sich der Hauptstadt der östreichischen Erblande zu bemächtigen.

Es war am zweiten Mai, als der Sultan mit seiner ungeheuern Heeresmacht von 300,000 Mann und einem Vortrab von 30,000 Mann von Konstantinopel aufbrach, in langsamem Zuge Sirmien durchzog, ohne Widerstand über die Save und Drau setzte und bis nach Mohacs vordrang. Dort auf derselben Ebene, wo vor drei Jahren Ungarns trauriges Schicksal entschieden worden, ward Johann Zapolya zum Zeichen knechtischer Ehrerbietung und Huldigung zum Handkusse des Sultans zugelassen; dort empfing er auch die altgeheiligte ungarische Krone. Der Bischof von Fünfkirchen war es, der sie ihm entgegen-

*) Die Unterschrift des Schreibens lautet: Joannes Cazyaner, Eques auratus, Regie Maiestatis Hungarie et Boemie etc. Capitaneus Carniole supremus, Consiliarius et Capitaneus exercituum generalis.

**) Buchholtz III. 274—275.

brachte, denn diesem war es gelungen, den Kronhüter Peter Pereny, als dieser mit den Reichskleinodien von seinem Schlosse Siklos nach Suros-Patak fliehen wollte, in der Nacht zu überfallen und ihn mit allen Reichsinsignien gefangen zu nehmen.*) Darauf zog der Großherr ungehindert bis Ofen; Alles unterwarf sich bis dahin seiner Macht. Am 3. September dort angelangt, zwang er schon nach einer sechstägigen Belagerung die Stadt zur Uebergabe und am siebenten Tage nach Ofens Eroberung fand Zapolya's feierliche Einsetzung auf den Thron der Arpaden statt.**)

Darauf wälzte sich die türkische Macht wie ein schweres Ungewitter gegen Wien hin. Bei Gran huldigte dem Sultan auch der Erzbischof und Primas des Reiches, Paul Varday, und begleitete ihn fortan während des ganzen Feldzuges, und ein anderer Prälat, der Bischof von Agram, Thomas Erdödy, der schon früher gegen Ferdinand als Gegner aufgestanden war und in Windischland Kriegsvolk aufgebracht hatte, um das genannte Land der Herrschaft Zapolya's zu unterwerfen, diente dem Sultan als Wegeführer bis vor Wiens Mauer. Bis dahin fand das Türkenheer keinen weitern Widerstand.

Wien, schwach befestigt, war nur mit 16,000 Mann besetzt, eine unbedeutende Besatzung gegen das gewaltige Türkenheer, welches mit vierhundert Feuerschlünden am 20. September sich den Mauern der Stadt näherte. Es

---

*) Nach Engel IV. 21 geschah dies durch Johann Szerecheny, dem Zapolya die Verwaltung der fünfkirchner bischöflichen Güter übertragen hatte.

**) Valvasor IV. 427. Hammer III. 83.

ist hier keineswegs unsere Aufgabe, in die einzelnen Ereignisse der Belagerung weiter einzugehen. Sie hat in unserer Zeit zur Gnüge ihren Geschichtschreiber in einem Manne gefunden, dem Alles zu Gebote stand, was bis zur speciellsten Forschung der Einzelnheiten nur irgend erforderlich und wünschenswerth sein konnte.*) Darum behalten wir auch hier nur den Mann im Auge, dessen Thaten und Verdienste im Kampfe gegen den Christenfeind zu schildern, wir uns zum Vorwurf dieser Abhandlung gewählt haben.

Unter den zwanzig Hauptleuten und Kriegsräthen, die dem Statthalter des Königes Ferdinand in Oestreich unter der Ens, Freiherrn Georg von Puchhaim zu Raps und Krumbach zugeordnet waren und denen man die verschiedenen Quartiere Wiens zur Vertheidigung angewiesen, war Hans Katzianer in Aller Meinung einer der vornehmsten, der entschlossensten und tapfersten. Wie der Pfalzgraf Philipp vom Rhein, der den Oberbefehl führte, der alte Kriegsheld Graf Nikolaus von Salm, Verwalter der obersten Feldhauptmannschaft, der sich schon im Bauernkriege in Steiermark als wackerer Kriegsmann hervorgethan, wie ferner der Freiherr Wilhelm von Roggendorf, der Feldmarschall, der Freiherr Leonhard von Fels, Oberst von sieben Fähnlein, Nikolaus von Thurn, Oberst über eine Schar von Reisigen und Spaniern, wie der ungarische Hauptmann Paul Bakits, ein sehr erfahrener Kriegsmann, und so jeder andere der Hauptanführer seinen Posten angewiesen erhalten hatte, so stand der Freiherr und Landeshauptmann von Krain Hans Katzianer als Oberster an der Spitze der leichten

*) Hammer Wiens erste aufgehobene türkische Belagerung zur dreihundertjährigen Jubelfeier derselben u. s. w. Pesth 1829.

Reiterei auf dem seinigen in der Gegend des Kärntnerthors, um dort die Mauern gegen den Sturmandrang der Türken zu vertheidigen. Seit dem 26. September war der Feind Tag und Nacht in rastloser Thätigkeit, hier durch Untergraben der Mauern und Anlegung von Minen, dort durch schweres Geschütz, durch Sturmlärm und Scharmützel Wiens Eroberung zu erzwingen. Auch das Kärntnerthor war bald durch Minen, bald durch feindliche Sturmangriffe in den ersten Tagen des Octobers mehrmals schwer gefährdet und bedrängt. Allein alle Versuche des Feindes, die Mauern zu zertrümmern und in die Stadt einzudringen, wurden durch Tapferkeit im Kampfe und durch kluggeordnete Gegenanstalten gegen die türkischen Kriegskünste immer glücklich vereitelt, denn wie kaum ein anderer kannte vornehmlich der Freiherr Katzianer, der schon Jahre lang über das Kriegswesen der Türken manchfache Erfahrungen gesammelt, deren listige Kriegsmanieren. Und doch gelang es nicht immer, die feindlichen Minen zu vernichten. Am 9. October wurde der Wall am Kärntnerthore durch zwei derselben so weit auseinander gesprengt, daß vierundzwanzig Mann neben einander anlaufen konnten, und auch neben dem Burgthore war die Mauer stark beschädigt.*) Das ersahen die Türken als die günstigste Stunde, um die Stadt zu erstürmen. Sie wagten es zweimal mit Sturmgeschrei gegen die Mauer anzulaufen, wurden aber immer mit Glück zurückgeworfen. Auch ein dritter Sturmlauf blieb ohne Erfolg. Dieser dreimal erneuerte Kampf auf der Seite des Kärtnerthors und des Burgthors war auch der blutigste

*) Hammer a. a. O. S. 29. Mailath Geschichte des östreichischen Kaiserstaats II, 24.

und härteste der ganzen Belagerung. Allein „Graf Nikolaus von Salm, oberster Statthalter und Regent der niederöstreichischen Stände, und Herr Johann Katzianer mit vier Fähnlein Oestreicher und Kärntner standen fester da als selbst der Kärntnerthurm, den die feindlichen Minen erschütterten. Nur einige Spanier und Deutsche stürzten mit der Mauer hinunter oder flogen mit derselben in die Luft; einige wurden unbeschädigt in den Graben und in die Stadt geworfen." *)

Dieser wilde und blutige Kampf hatte die Kräfte des Feindes so erschöpft, daß der Sultan am folgenden Tage seinem Heere Ruhe und Erholung gönnen mußte. Als nun aber am 11. October eine neue Mine aufflog und die Mauer auf der Seite des Kärtnerthors abermals durch Sprengung erweitert wurde, wagten die Türken einen neuen Sturm. Dreimal wiederum erneuert, ward er von Wilhelm von Roggendorf und Eck von Reisach immer mit Glück zurückgeworfen, wobei auch Hans Katzianer sein Schwert im Türkenblute färbte, denn zwölfhundert türkische Leichen füllten diesmal die Bresche, die jetzt zehn Klafter lang erweitert war. **) Das Kriegsgebot des Islam foderte einen dritten Sturm. Er ward am 12. October gewagt und wiederum in der Gegend, wo noch Hans Katzianer seinen Posten hielt, denn zwischen dem Kärtnerthor und dem Stubenthor war von neuem ein bedeutender Theil der Mauer durch Minen zu Boden gestürzt. Man kämpfte auch diesmal wieder von beiden Seiten mit äußerster Er-

*) Hammer S. 61.

**) Hammer S. 30. Beschreibung der Belagerung Wiens im geheimen Archiv zu Königsberg. Mscr.

bitterung, doch für den Sultan ohne Erfolg, denn schon mußten die türkischen Krieger mit Prügeln und Säbeln zum Sturm und Streit getrieben werden, so muthlos und verzagt stand nun schon das Türkenheer vor Wiens Mauern da. Unglück und Misgeschick im Kampfe, Hungersnoth, Krankheiten und Ungemach in jeglicher Art hatten schon allen Muth gebeugt, alle Kräfte gelähmt. Des Sultans Stolz aber ließ noch keinen Abzug zu. Noch ein kräftiger Ansturm sollte das Schicksal Wiens entscheiden. Er ward am 13. October im türkischen Lager vorbereitet und am folgenden Tage sollte er gewagt werden. Beider Seits stellte sich Alles zum Kampfe fertig. „Die Türken scharten sich hinter den abgebrannten Häusern der Vorstadt auf. Die Belagerten standen auf den Wällen in Ordnung. Das Graben und Schießen aus den feindlichen Stückbetten dauerte den ganzen Tag. Sechs Tonnen Pulver, womit der Kärntnerthurm hatte gesprengt werden sollen, wurden dem Feinde genommen. Während die Tschausche oder die türkischen Befehlshaber im Lager die Belohnungen des erstürmten Walles ausschrien und die Stücke darein donnerten, erbaten sich Paul Bakits und Johann Katzianer vom Pfalzgrafen Philipp und dem Altgrafen Nikolaus von Salm die Erlaubniß, mit leichten und schweren deutschen Reitern gegen Nußdorf hin auszufallen. Paul Bakits sandte seinen Oberstlieutenant Emerich Magnus, insgemein von seines Fußes Fehl der Hinkende genannt, voraus, welcher durch Scheinflucht die Türken bis zu den Weinbergen verlockte, wo Bakits im Hinterhalt lauerte, viele tödtete, viele gefangen nahm. Von diesen Gefangenen erfuhr man den im Diwan gefaßten Beschluß, noch einmal zu stürmen und dann abzuziehen, weil Winter und Hungersnoth vor der

Thür und König Ferdinand und Kaiser Karl, wie es hieß, im Anzuge seien." *)

Am Morgen des vierzehnten Octobers — es war der vierundzwanzigste und der letzte Tag der Belagerung — wurden die Türken in drei Haufen zusammengetrieben; der Großwezir und die andern türkischen Anführer drängten sie mit Stöcken, Knuten und Säbeln zum Sturm. Der Sklave aber, zur Schlacht gepeitscht, verdient und erwirbt sich keine Lorberen. Die feigen türkischen Krieger erklärten gerade heraus, sie wollten lieber unter den Schlägen und Säbeln ihrer Kriegsobersten sterben, als durch die langen spanischen Röhre und die deutschen Bratspieße; so nannten sie die langen Schwerter der Deutschen. Als bald aber durch zwei auffliegende Minen der Wall noch 44 Klaftern lang eingestürzt war, wagten die Türken den letzten Sturm. Er traf wiederum die Gegend an beiden Seiten des Kärntnerthors, wo links Hektor von Reisach, rechts der Graf von Salm befehligten. Wir hören nicht, ob Hans Katzianer nach seinem erwähnten Ausfalle auch an diesem Kampfe noch Theil genommen. In zwei Stunden aber, denn so lange tobte der grimmige Sturm, war das Schicksal Wiens entschieden. Deutsche Tapferkeit, deutscher ausdauernder Heldenmuth, der auch in Noth und Tod nimmer verzagt, hatten die stolze Stadt gerettet. Noch in derselben Nacht brachen die Janitscharen ihre Zelte ab, zündeten an, was sie nicht mitschleppen konnten, warfen aus Rachwuth gefangene Bauern und Priester ins Feuer, zerhieben gegen tausend Weiber und Kinder in Stücken und trieben die übrigen Gefangenen mit Stricken um den Hals wie Vieh

*) Hammer S. 33. Isthuanfi S. 165.

von dannen. Während in Wien das Geläute der Glocken und die Musik vom Stephansthurme den errungenen Sieg und die Errettung der Stadt verkündeten, gab sich der Sultan im Lager das Ansehen, als habe er die Stadt nicht erobern wollen, ließ sich wie in einem Gaukelspiele in einem großen Diwan die Glückwünsche der Wezire und Agas über das glückliche Ende des Feldzuges entgegenbringen, belohnte seine Anführer, am glänzendsten den Großwezir, und trat darauf am 16. October mit seinem Heere den Rückzug an.

Am Tage darauf machte zwar der Großwezir noch einen Versuch, sich der Stadt durch Verrätherei zu bemächtigen. Drei Ueberläufer waren von ihm durch Geld gewonnen, sich in die Stadt zurückzubegeben, sie an mehren Orten in Brand zu stecken und während der Verwirrung einen in der Nähe harrenden Türkenhaufen an einem schicklichen Orte in die Stadt einzulassen. Allein zur guten Stunde noch ward der feige, verrätherische Versuch entdeckt und die Verräther selbst büßten ihre Feilheit mit dem Tode.

Der krainer Landeshauptmann aber, der so bedeutend zur Errettung Wiens mitgewirkt und fast täglich, so oft die Türken seinen Posten, den wichtigsten von allen, am Kärntnerthore bestürmt, mit im blutigen Kampfe gestanden hatte, ließ sich nicht in den Mauern der geretteten Stadt zurückhalten. Kaum war Ibrahim, der Großwezir, in seiner letzten Hoffnung, der Stadt durch Verrath Meister zu werden, getäuscht, am Morgen des 18. Octobers unter Schneegestöber aufgebrochen, um den Weg nach Bruck an der Leitha einzuschlagen, als Hans Katzianer mit einer Husarenschar aus Wien auszog, dem Feinde nachsetzte, den Nachtrab bald erreichte, eine Anzahl Gefangene, „viel

bäuerisches Volk, Mann, Weib und Kind", auch eine ansehnliche Zahl von Rossen und Schlachtvieh den Türken wieder abjagte, sechs Kameele erbeutete und fünf Türken gefangen nahm. Sechs derselben waren beim Kampfe von seiner eigenen Hand erschlagen worden,*) und wie ein anderer Bericht erzählt, „ritten von diesem Tage an und den folgenden der Freiherr Hans Kazianer, Paul Bakits, der Anführer der ungarischen Streifer und Läufer, und Sigismund Weichselberger, „der unverzagte Rittersmann", Rittmeister der krainischen Reiterei, Herr der Herrschaft Weichselberg in Krain, täglich auf Streif aus und jagten den Türken gefangene Weiber und Kinder, Kameele und anderes Gepäck ab. Keinen Tag fehlte es an türkischen Gefangenen, auch von angesehenem Range. Unter der Beute bewunderte man ein ausgezeichnet schön gearbeitetes türkisches Zelt.**)

Das türkische Heer war noch nicht bis an die Grenze Ungarns gelangt, als in Wien ein wilder Tumult ausbrach. Das Söldnervolk, ungestüm und unzufrieden, daß ihm nach Abzug des Feindes nicht sogleich der verlangte Sold ausgezahlt werden konnte, rottete sich eines Tages mit wildem Geschrei zusammen und foderte mit Trotz auf der Stelle die Auszahlung eines fünffachen Sturmsoldes. Als die Obersten und Hauptleute den Versuch machten, die aufrührerischen Kriegsrotten durch Versprechungen zu beschwichtigen, faßten diese sie in ihre Mitte, überhäuften sie mit

*) Beschreibung der Belagerung Wiens im geheimen Archiv zu Königsberg. Mscr. Hammer S. 48.

**) Valvasor IV. 428. 430. Isthuanfi S. 155. Hammer S. 44.

Schmähungen und Drohungen und ließen sich im Zorn so weit hinreißen, daß sie gegen ihre Anführer die Spieße fällten, um sie sammt und sonders niederzustechen, wenn ihre Foderungen nicht alsbald erfüllt würden. Auch Hans Katzianer war mit unter den Bedrohten. Kaum gelang es noch einer Anzahl von Fändrichen und Doppelsöldnern die umringten Obersten mit Gewalt aus dem empörten Haufen zu befreien. Da diese aber jetzt die Drohung erhoben, daß sie die reichsten Bürger überfallen und die ganze Stadt plündern wollten, so sannen Hans Katzianer und der Freiherr von Fels auf Mittel und Wege, sobald als möglich einen Theil des Söldnervolkes aus der Stadt hinwegzuführen, denn es drohte schon großes Blutvergießen. Wenige Tage darauf aber erhob sich der Tumult von neuem; die zurückgebliebenen Kriegsleute wiederholten unter den wildesten Drohungen die Foderung ihres Sturmsoldes und bestimmten schon die Stunde, in welcher sie durch eine allgemeine Plünderung der Stadt sich ihren Lohn selbst verschaffen wollten. Erst nach vielen Unterhandlungen, wobei auch Hans Katzianer thätig mitwirkte, gingen sie in den Vorschlag ein, daß man ihnen dreifachen Sturmsold zahlen und die Bezahlung der von ihnen in Wien verzehrten Proviantlieferungen für den übrigen Sold erlassen wolle. Der gemeine Kriegshaufe ließ sich mit diesem Bescheid zufrieden stellen. Bei dem bessern und edlern Theile der Besatzung aber kehrte bald die Besinnung zurück, denn nach wenigen Tagen schon erklärten die größere Zahl der Doppelsöldner und „andere fromme, redliche Knechte, namentlich die vom Adel allzumal", daß sie den dreifachen Sturmsold nicht annehmen, sondern sich an einem genügen lassen wollten,

„weil sie die edle, redliche That, die sie wider den Feind der Christenheit gethan, höher als das Geld achteten.“*)

Zweites Capitel.

Mehre von Ferdinand's Anführern säumten nicht lange, dem Feinde nach seinem Abzuge von Wien auf dem Fuße nachzufolgen, um so viel als möglich von Ungarn wieder zurückzuerobern und Zapolya, der mit 3000 Türken in Ofen zurückgeblieben war, von dort zu vertreiben. Während Graf Hans von Hardeck sich der Stadt Altenburg wieder bemächtigte, Kaspar Seredi seinen Marsch auf Erlau, Rupert von Herberstein und Franz Bebek den ihrigen auf Kaschau richteten und noch vor Ende des Jahres 1529 beide Städte für Ferdinand wiedergewonnen wurden, Ludwig Pekri aber die Anhänger Zapolya's in Kroatien schlug, warf sich Hans Katzianer mit einem Streithaufen ins Gebiet von Selyn.**) Dort lag er eine Zeitlang, wie es schien, unnütz und unthätig; man wußte nicht zu welchem Zwecke. Man glaubte, er wolle gewisse Umstände erwarten, um sich nach Ofen zu wenden und diese Stadt wieder zu besetzen,***) denn Zapolya hatte sich, angeblich wegen der in

*) Beschreibung der Belagerung von Wien. Mscr. Auch Isthuanfi S. 165—166 erwähnt mit wenigen Worten dieses Aufruhrs.

**) An der Drau.

***) Schreiben des Georg Hegel an Christoph von Schidlowitz, wo es heißt: Katzianer adhuc manet in districtu penes Selein. Oportet magnam causam esse, quae eum tam diu cum satis magno exercitu ociosum detineat. Sunt aliqui, qui dicunt, ipsum recta via ad Budam iturum, si quid continget.

Ofen ausgebrochenen Pestkrankheit, mit seinem ganzen Heerhaufen südöstlich hinab nach Temesvar geflüchtet, wo er auf neue Hülfe vom Sultan wartete. Statt dessen aber wandte sich Katzianer bald nach den sogenannten Bergstädten des nördlichen Ungarns, warf Zapolya's Anhänger aus den untern Gebieten der trentschiner Gespanschaft und bemächtigte sich dort einer Stadt nach der andern. Trentschin selbst, Vihel (Ujhely), Hainatskó, Csitsvar u. a. mußten sich ihm ergeben. Homonna wurde erstürmt und zerstört und eine Anzahl anderer Schlösser ließ er, um seine Streitmacht nicht durch Besatzungen zu vereinzeln und zu schwächen, sobald er sie gewonnen, ohne weiteres niederbrechen. Bis in den December hinein gönnte er seinen Waffen noch keine Ruhe.*)

Aber auch jetzt wieder konnte Ferdinand nicht die nöthige Macht aufbieten, seinen Gegner mit dessen Anhang zu vernichten. In Siebenbürgen ward seine Partei durch die Uebermacht des Woiwoden Stephan Bathori fast völlig aufgerieben. Auch in den Gebirgsgegenden Ungarns standen Zapolya's Anhänger, obgleich er selbst mit seiner ganzen Partei vom Papst Clemens VII. wegen ihrer Verbindung mit den Türken in den Bann erklärt war, immer noch sehr mächtig da. Selbst Ofen und Gran hatten vom Vertheidiger Wiens, dem Grafen Nikolaus von Salm, den Ferdinand zum Oberbefehlshaber in Ungarn ernannt hatte, nicht genommen werden können. Nun hatte sich zwar der Feldmarschall Wilhelm von Roggendorf mit einer starken Heerschar vor Ofen geworfen, noch während Zapolya

*) Schreiben des Baron Wilhelm von Waldburg an Christ. von Schidlowitz; D. Wien 31. Dec. 1529.

sich in der Stadt befand. Allein die Besatzung und die ihm zugethane Bürgerschaft vertheidigten ihre Mauern gegen die Belagerer mit so unerschütterlichem Muthe und mit so heldenmüthiger Aufopferung von Gut und Blut, daß Roggendorf nach sechswöchentlicher Belagerung ohne Erfolg hinwegziehen mußte. Mittlerweile dachte König Ferdinand, fort und fort durch Geldnoth bedrängt und vom Kaiser, seinem Bruder, ohne Hülfe gelassen, nur an einen Waffenstillstand mit dem Sultan, um während deß sich Hülfe von den deutschen Reichsständen zu erbitten. Ungarn lag im schrecklichsten Parteienkampfe; das ganze Land war der wildesten Verheerung und Plünderung und allen erdenklichen Gräueln des Bürgerkrieges preisgegeben und überall Mord und Raub die Tageslosung, zumal nachdem Johann Zapolya die beiden Sandschak-Bege von Semendria und von der Herzegowina zum Beistand gegen Ferdinand's Anhänger aufgerufen, denn ihre rohen Kriegerscharen kannten in ihrer Grausamkeit und Raubgier keine Grenze wie gegen Feinde so gegen Freunde. Aus Pesth allein schleppten sie 10,000 Gefangene hinweg und die Zahl der Unglücklichen, die ihnen als Sklaven folgen mußten, soll sich auf 80,000 belaufen haben. Ganz Ungarn und Siebenbürgen lagen in völliger Auflösung aller innern Ordnung da. Niemand achtete mehr Gesetz noch Sitte. Vorzüglich tobte in Oberungarn der wildeste, schonungsloseste Bürgerkrieg.*)

Unter diesen Verhältnissen hatte der Freiherr Katzianer eine noch ungleich wichtigere Stellung erhalten. Keiner von Ferdinand's Feldherren hatte sich bisher in den ungarischen Feldzügen durch Kriegsglück, Umsicht und Entschlossenheit

*) Vgl. die Schilderung bei Isthuanfi S. 168.

in der Ausführung wichtiger Unternehmungen so ausgezeichnet, als der tapfere und rastlos thätige krainer Landeshauptmann. Als daher der edle Graf Nikolaus von Salm, der bisherige Oberbefehlshaber in Ungarn, im Frühling 1530 in Folge seiner bei der Belagerung Wiens erhaltenen Wunde starb,*) kannte Ferdinand keinen Würdigern, der an seine Stelle treten konnte, als Johann Kazianer.**) Er ernannte ihn zum obersten Feldhauptmann oder Generalkapitän in den ungarischen Landen. Als solcher gebot dieser nun in Ungarn über Ferdinand's gesammte, freilich sehr zerstreute Streitkräfte; aber als solcher kam er auch in seiner Stellung eines Theils zum Könige und andern Theils zu den übrigen Feldherren und zu des Königes Anhang in eine Menge neuer bedrängender Verhältnisse.

Den Häuptern der Partei Ferdinand's schien jetzt die Zeit gekommen zu sein, wo kräftiger eingreifende Maßregeln angewandt und stärkerer Beistand aufgeboten werden müßten, um die Gegenpartei womöglich völlig niederzudrücken, bevor sie durch Beihülfe von den Türken wieder mehr an Macht gewänne. Nun erließ Ferdinand schon im März des Jahres 1530 von Prag aus auch die offene Erklärung: er werde allen seinen Getreuen Hülfe gewähren und habe bereits den Johann Kazianer beauftragt, mit Beihülfe der aus Steiermark, Kärnten, Krain und Tyrol zu erlangenden Hülfsvölker die drohenden Gefahren abzuhalten; vom Kaiser erwarte er spanische Büchsenschützen; er werde seine Truppen in Ungarn bald mit neuen vermehren, um Ofen,

*) Severin Bonner meldet nach einer aus Wien erhaltenen Nachricht Salm's Tod aus Krakau schon im Mai 1530.

**) Jovius S. 105.

den Sitz des Reiches, und andere Städte wieder zu besetzen und Alles zu beruhigen; er hoffe dann zu seiner Zeit auch gegen die Türken eine größere Kriegsmacht vom Kaiser und Reich auf dem bevorstehenden Reichstage zu Augsburg zu erhalten, wie auch Hülfe vom Papste und andern christlichen Fürsten.*) Durch diese Vertröstung erweckte der König bei seinen Anhängern neue Hoffnung zu baldiger Hülfe; von allen Seiten her wandte man sich nun an den obersten Feldhauptmann Katzianer, um sie zu beschleunigen. Am meisten bedrängt war Ferdinand's Partei in Kroatien, wo Ludwig Pekry an ihrer Spitze dem dorthin zurückgekehrten Bischof von Agram und dessen Verwandten als den Häuptern der Partei Zapolya's gegenüberstand. Da zu fürchten war, daß die Vortheile, welche Ludwig Pekry dort anfangs über seine Gegner gewonnen hatte, bald wieder verloren gehen würden, sobald es diesen gelingen werde, sich durch die bereits von ihnen aufgerufene Beihülfe der Türken noch mehr zu verstärken, so ersuchte Ludwig Pekry nicht nur den König Ferdinand dringend um eiligen Beistand, sondern schlug auch dem Feldhauptmann Katzianer einen Berathungstag in Rayn vor, um mit ihm die nöthigen Maßregeln zum Widerstand gegen den immer stärker drohenden Feind zu bereden. Beides aber hatte keinen Erfolg. Ferdinand konnte keine so schnelle Hülfe senden; ebensowenig konnte auf dem anberaumten Tag etwas zur Beruhigung des Landes geschehen.

Da nämlich die Partei Zapolya's in Verbindung mit den Türken schon im Anfange des Jahres 1530 von Kroatien aus Krain stark bedrohte, so hatte die krainische Ritter-

*) Buchholtz IV. 67.

schaft, unter der auch Christoph Katzianer, ein naher Verwandter des Feldhauptmanns, genannt wird, eine ansehnliche Reiterschar an die Grenze Kroatiens gelegt, um den Feind von Einfällen zurückzuhalten. Trotz dem aber war der Feind schon im Februar in das Land eingefallen und unter Raub, Mord und Brand bis nach Gottschee vorgedrungen. Die gemachte Beute lockte die räuberischen Heerhaufen bis gegen Ostern noch viermal in die nächsten Grenzgegenden einzustürmen, wobei über 3000 ihrer friedlichen Bewohner in die Sklaverei hinweggeschleppt wurden. Auch gegen diese Raubzüge nach Krain sollten auf dem anberaumten Berathungstage ernstliche Maßregeln ergriffen werden. Der Feldhauptmann Katzianer hatte sich daher nach Laibach begeben, um mit dem dortigen Landeshauptmann, dem Bischof Christoph Rauber, das Nähere zu berathen. Letzterer sandte auch, als der Tag herannahete, seine Commissarien ab, um durch sie mit dem Feldhauptmann und dem Grafen Nikolaus Zrini die nöthigen Beschlüsse fassen zu lassen. Allein Katzianer konnte auf dem anberaumten Verhandlungstage nicht erscheinen, weil die Türken, als er bereits auf der Reise dahin war, ihm unerwartet die Wege verlegten, sodaß der Tag ohne den erwünschten Erfolg bleiben mußte.*)

Außer Ludwig Pekry wandte sich bald darauf auch der Ban von Kroatien, Johannes Torquatus, Graf von Corbey, an den Feldhauptmann Katzianer, ihm meldend: er erfahre durch Kundschafter, daß ohne Zweifel in den nächsten Osterfesttagen ein starkes Türkenheer mit Bombarden und anderem schweren Geschütz gegen Kroatien heranziehen werde;

*) Valvasor IV. 430—431. Engel IV. 25.

außer den Paschen von Bosnien und Mortar sollten noch fünf andere in das Land kommen, um ganz Kroatien zu besetzen. „Euere Hoheit soll glauben", fügte er hinzu, „daß, wenn wir nicht in kurzem von Gott und dem Könige Hülfe erlangen, wir alle zu Grunde gehen werden."*) Bald darauf erhielt Katzianer auch ein Schreiben des Bischofs Andreas von Tinietz, worin ihm dieser meldete: „Der Bischof von Agram hatte schon zu zwei Malen in die Türkei gesendet, um Hülfe zu bitten, welche sie ihm bisher verweigern. Jetzt sendet er aufs neue zwei Boten an den Pascha und den Kaiser der Türken, um Hülfe zu erlangen. Derselbe Bischof sammelt wieder Kräfte und läßt alle seine Schlösser befestigen. Neuerlich in diesen Tagen hat er in seine Burg zu Agram Lebensmittel bringen lassen und will Euerer Hoheit nach Kräften Widerstand leisten. Wir aber bauen auf Gott und halten fest dafür, daß er in seiner Hoffnung wird getäuscht werden. Das wissen wir, sobald Euere Hoheit kommen wird, werden alle Einwohner des Königreichs Slavonien sich unterwerfen; weshalb Euere Hoheit der vorerwähnten Dinge Sorge tragen wolle.**)

Katzianer erkannte wol allerdings auch, daß Ferdinand's Partei in Slavonien und Kroatien durch die Macht der Türken leicht werde unterdrückt werden können. Allein Mangel an Geldmitteln und Kriegsvorrath und die Schwäche seiner sehr vertheilten Kriegskräfte machten es ihm unmöglich, nach allen Seiten hin die verlangte Hülfe zu senden. Ueberdies war auch Kroatien so verwüstet und verheert und seit längerer Zeit von allen Mitteln zum Unterhalt einer

*) Bucholtz IV. 68.
**) Derselbe a. a. O. S. 69.

stärkeren Truppenmacht so entblößt, daß sich eine solche schwerlich dort lange erhalten konnte. Den traurigen Zustand des Landes schilderte Katzianern der Bruder des Bischofs von Tiniez, Stephan Dezhazy, indem er ihm im Anfange des Juli unter andern schrieb: „Euere Hoheit wolle unserer nicht vergessen und unter den übriggebliebenen Anhängern der königl. Majestät uns im Gedächtniß halten und der von uns erlittenen Unterdrückungen und Schaden und der Verluste unserer Güter sich erinnern. Auch ersuchen wir Euere Hoheit, uns ein Schreiben zu geben, worin allen Capitänen und Söldnern des Königs und allen übrigen Menschen jeder Gattung eingeschärft werde, unsere Güter nicht also frei zu verwüsten und auszubeuten, denn sie sind schon nach allen Seiten genugsam verwüstet worden, sodaß wir uns kaum noch in den Diensten der königl. Majestät erhalten können, wenn Euere Hoheit uns nicht einige Hülfe gewährt." *) Wie schwer besonders die Umgegend von Agram gefährdet war, beweist ein Schreiben des Gemeinderaths einer kleinen oberhalb Agram gelegenen Stadt (Mons Graecensis), worin er den Feldhauptmann Katzianer flehentlich um Hülfe bat, da die Stadt in der größten Gefahr war, den Feinden in die Hände zu fallen. „Wir hören", schrieb er ihm, „daß Euere Hoheit auf die Türken wartet; die werden kommen oder nicht; wir aber haben hier alle Tage die Türken vor den Augen; darum möge Euere Hoheit diese vielmehr vertreiben. Wenn nicht bis jetzt Ludwig Pekry uns Beistand geleistet hätte, so wissen wir nicht, was der Stadt schon geschehen sein möchte. Wir bitten, es wolle Euerer Hoheit gefällig sein, uns zu

*) Bucholtz a. a. O. S. 68.

befreien, und wenn Euere Hoheit uns jetzt nicht vertheidigen will, so können wir länger nicht in der Stadt bleiben, sondern sind gezwungen, uns dahin und dorthin in den Reichen des Königs zu zerstreuen. Wenn daher der Stadt etwas zustößt, so wird das Eure Hoheit weder vor Gott noch vor dem Könige uns zuzuschreiben haben, sondern sich selbst." *)

Besonders waren es die bisherigen feindlichen Umtriebe des Bischofs von Agram, welche die dortigen Gegenden in große Gefahr setzten. Da nun König Ferdinand bereits im Frühling des J. 1530 eine Gesandtschaft an den Sultan abgefertigt hatte, um einen Waffenstillstand zu vermitteln und während dessen womöglich Verhandlungen zum Frieden einzuleiten **), so schien es dem obersten Feldhauptmann Katzianer rathsam, des Königs bitterstem Gegner, dem Bischof von Agram einen Versuch der Sühne anzubieten, um dadurch zugleich die stark bedrängten Anhänger Ferdinand's in Kroatien aus ihrer Hülflosigkeit und Gefahr zu befreien. Er fand beim Bischof geneigte Gesinnungen und sandte ihm einen Geleitsbrief, um zugleich mit dem Hauptmann Ludwig Pekry das Weitere zu verhandeln. Dieser indeß konnte, wie es scheint, bei des Bischofs so plötzlicher Veränderung der Gesinnung kein Vertrauen zu ihm fassen, indem er erklärte: er könne das angeblich vom Hauptmann Katzianer ausgefertigte sichere Geleit nicht als gültig anerkennen. Der Bischof beschwerte sich deshalb

*) Bucholtz IV 69.

**) Gevay, Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oestreich, Ungarn und der Pforte, 1530. I, S. 1 u. ff., wo die Verhandlungen zu finden sind.

und gab dem Katzianer zugleich von neuem seine friedlichen Gesinnungen zu erkennen. Ueberdies bat er ihn: er möge ihm etwas näher rücken und den Bevollmächtigten, die er mit der friedlichen Unterhandlung beauftragt habe, selbst eine bewaffnete Begleitung zusenden. „Was aber", schrieb er ihm dabei, „Euere Hoheit von dem Siege erwähnt, den Gott denselben verliehen, so wünschen wir Glück wegen Ihrer glücklichen Erfolge. Gott gebe, daß Alles zur Erhöhung und glücklichem Stande des christkatholischen Glaubens gereichen möge." Katzianer hatte ihm gemeldet, daß ihn seine Kriegsleute zwar aufgefodert hätten, den Bischof mit seiner Kriegsmacht heimzusuchen, er habe dies aber aus Freundschaft gegen ihn immer auf die beste Weise zurückgewiesen und hoffe daher, daß auch der Bischof ebenso gegen ihn handeln werde. Dieser erwiderte hierauf, daß auch seinerseits sein ganzes Streben darauf hingehe, ihm gleiche Gesinnungen zu bethätigen. „Wir haben", fuhr er fort, „so viel Unbequemes nur erlitten, damit diese unsere Heimatländer von dem feindlichen Schwerte möchten gesichert bleiben können, wie es dem höchsten Werkmeister aller Dinge, welcher auch der Erforscher der Herzen ist, wohl bekannt ist. Wir haben hiervon nicht blos unter uns selbst, sondern auch mit dem Despoten, der gestern von hier weggegangen ist, sattsam Rath gepflogen." Er habe auch, fügte er hinzu, Hoffnung gehabt, daß es zu friedlicher Verständigung gekommen sein werde, wenn nicht die so großen Insolenzen und Beraubungen des Ludwig Pekry, welche er an allen Orten in diesem Königreiche ohne Maß begeht, Anlaß zum Unheil würden. „Seine so große Wuth vermögen wir fernerhin nicht zu ertragen, sondern setzen uns vor, seine Uebelthaten in diesem Reiche

mit unsern Herren und Freunden zu bestrafen; wir werden aber die Grenzen dieses Königreichs nicht überschreiten, noch den Gebieten des Königs Ferdinand lästig fallen, wenn diese keine Ursache dazu geben." In ähnlicher Weise ließ der Bischof immer wieder den Wunsch laut werden, daß die beiden Könige sich gegenseitig verständigen und gemeinschaftlich mit den Türken des Friedens wegen verhandeln möchten. *)

Wie es aber scheint, war es mehr die Hülflosigkeit, in der sich jetzt der Bischof befand, als wahre friedliche Gesinnung, die ihn den Frieden wünschen ließ. So beurtheilte ihn wenigstens der Ban von Kroatien, Johannes Torquatus, weshalb dieser die Bedrängnisse des Bischofs auch zu benutzen wünschte, um ihn völlig zu demüthigen. Er wandte sich daher im Anfang des Septembers 1530 an Katzianer, um ihn zur Beihülfe aufzufordern. „Wenn Euere Hoheit", schrieb er ihm, „es einmal thun will, so ist es jetzt Zeit und Stunde, gegen den Bischof von Agram zu handeln, weil jetzt der Bischof von Niemand Hülfe erhalten kann"; und wenige Tage darauf meldete er dem Katzianer: er bedürfe dringend Geld, weil er ohne dieses seine Söldner nicht länger unterhalten könne. „Uns schreibt Ludwig Pekry und andere Unterthanen der königl. Majestät, daß wir unsere Leute zu ihnen senden sollen, welche aber ohne Geld nicht gehen werden, und wir allein, ohne sie, können nichts thun. Euere Hoheit wolle mit Kriegsvölkern nach Slavonien kommen, weil der Bischof von Agram wieder vieles Kriegsvolk sammelt, und wir fürchten, daß jene Diener der königl. Majestät zu Grunde gehen

*) Bucholtz IV. 70—71.

möchten, welche mit Ludwig Pekry sind. Wir bitten daher, daß Ihr uns Alles wissen lasset, ob Euere Hoheit nach Slavonien aufbrechen will oder nicht, und ob Ihr uns Geld schicken wollt oder nicht". *)

In Kroatien war man also in keiner Weise zum Frieden mit dem Bischof von Agram geneigt; vielmehr griff der Hauptmann Ludwig Pekry bald von neuem zu den Waffen und stürmte vor das dem Bischof zugehörige Schloß Dombrow. Da er keinen Feind fand und Alles vor ihm floh, so erwartete er nur Katzianer's Beihülfe und dessen schweres Geschütz, um das feste Schloß mit aller Macht anzugreifen. Der Ban von Kroatien wandte sich deshalb ebenfalls an Katzianer: „Wir bitten", schrieb er ihm, „daß, wenn Ihr vorhabt, etwas wider den Bischof zu thun, Eure Hoheit wider ihn zum Pekry stoßen wolle. Ihr könnt jetzt jene Rebellen überwinden nach Euerm Willen und besser ist, daß Eure Hoheit den Ruhm habe, sie zu überwinden, als irgend ein Anderer. Uebrigens kann Eure Hoheit sich erinnern, was wir oft Eurer Hoheit angezeigt haben, welches der Stand der Schlösser und Festen ist und in welcher Gefahr sie sind." **) Wir hören jedoch nicht, daß Katzianer dieser Aufforderung gefolgt sei. Er stand um diese Zeit wahrscheinlich immer noch mit seinem Heerhaufen in den nördlichen Berggegenden, um dort die Anhänger Zapolya's in Zaum zu halten.

Mittlerweile unterlag im October das westliche Ungarn einer neuen schweren Verwüstung. Zapolya hatte den Sandschak-Beg von Semendra, Mohamed, und den Sand-

*) Bucholtz S. 69—70.

**) Daselbst S. 70.

schak-Beg der Herzegowina, Murad, von neuem gegen Ferdinand's Anhänger zu den Waffen aufgerufen. Vom Grafen Nikolaus Zriny unterstützt, der, wie man ihm Schuld gab, mit dem Türken heimlich im Bündnisse stand, obgleich er selbst erklärte, daß er ihm zum Schutz und zur Schonung seiner Lande nur ungerne Tribut bezahle,*) setzte ein türkischer Heerhaufe von 25,000 Mann über die Unna, den Grenzfluß zwischen Bosnien und Kroatien, fiel verwüstend und verheerend in das letztere ein und führte eine große Zahl von Bewohnern hinweg, während eine andere stärkere Streitmasse nördlich hinauf bis nach Pesth und Preßburg, in die Thäler der Waag und Neitra vordrang, wo sie ohne Schonung selbst gegen Zapolya's Anhänger, wie die Berichte sagen, so viele Gefangene hinwegschleppte, daß ihr die Stricke zum Binden fehlten.**) Sie würde noch weiter vorgestürmt sein, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß eine starke Streitmacht des Königs Ferdinand im Anzuge sei. Sie kehrte daher bei Preßburg wieder zurück, nachdem sie das Land über zwanzig Meilen weit und breit so furchtbar verödet, verheert und verzehrt hatte, „daß", wie ein Bericht sagt, „daselbst nichts weiter als das bloße Erdreich geblieben ist." Die Gesammtsumme der weggeschleppten Gefangenen, die nachher zum Theil ermordet wurden, soll sich auf 30,000 Menschen belaufen haben, so daß in den Umgegenden von Preßburg, Tyrnau, Sinta, Freistadt, Tapoltsan und dort umher kaum noch eine menschliche Seele mehr zu finden

*) Valvasor IV. 432.

**) Isthuanfi S. 172—173. Mailath, Gesch. der Magyaren IV. 30. Bucholtz S. 70.

war. Erst als das Land wie eine wilde Einöde dalag, kehrte das raubgesättigte Kriegsvolk in seine Heimat zurück. *)

So nahete das Jahr 1530 seinem Ende, ohne daß durch alle Fehden und Kämpfe, womit das Land fort und fort in allen Richtungen heimgesucht worden war, für die eine oder die andere Partei irgend besondere Erfolge gewonnen wurden. Nur des Katzianer's Waffen war es geglückt, dort die Anhänger Zapolya's zu verdrängen und eine Anzahl der dortigen Städte für Ferdinand's Herrschaft zu erobern. Dieser Gewinn galt ihm für das Wichtigste; und um ihn festzuhalten, konnte er sich nicht entschließen, seine Streitkräfte durch Absendung eines Hülfshaufens nach Kroatien zu schwächen, viel weniger sich selbst mit seiner ganzen Streitmacht dorthin zu wenden. Es fehlte überhaupt den Hauptleuten und Anhängern Ferdinand's wie an den nöthigen Streitkräften, so auch an einem festen Plane und einmüthigem Zusammenwirken. Kein Wunder also, wenn manche von ihnen, wie der Ban Franz Bathyan, je mehr und mehr entmuthigt wurden und der Mismuth unter ihnen selbst Mistrauen erweckte, sodaß der eben erwähnte Ban wahrscheinlich auf das berührte Verhältniß zwischen Katzianer und dem Bischof von Agram hinzielte, wenn er sich in einem Schreiben an Ferdinand darüber beschwerte, daß beim Könige „die Worte Derer mehr gelten, welche Ungetreue und Verräther vertheidigten und empföhlen, als

*) Schreiben des Nikolaus Nibschitz an Herzog Albrecht v. Preußen, d. Krakau Samst. vor Aller Heilig. 1530.

die seinigen und die anderer Getreuen". *) Man sah also schon, wie es scheint, nicht ohne Neid auf die hohe Achtung und das vielgeltende Gewicht hin, welches sich Kazianer beim Könige erworben hatte.

Mittlerweile aber hatten beide streitenden Könige unter der Vermittlung des Königs von Polen sich über einen Waffenstillstand vorläufig auf drei Monate und bald darauf auf ein Jahr bis zu Ende des April 1532 vereinigt, laut dessen jedem sein gegenwärtiger Besitzstand verbleiben und keiner des andern Unterthanen weiter gefährden oder befehden sollte. In Kroatien waren schon zuvor die Häupter der Parteien des fruchtlosen, für das Land verderblichen Kampfes so müde und sehnten sich so sehr nach Ruhe und Erholung, daß sie auf eigene Hand sich gegenseitig vereinigt hatten, ihren Fehden ein Ende zu setzen.**) Also ging nun das Jahr 1531 für den größten Theil von Ungarn in einer gewissen Ruhe vorüber, freilich nur in einer Stille, die von mehren Seiten her mit neuen Gewittern drohte. Man unterhandelte das ganze Jahr hindurch wegen Sicherstellung eines festen Friedens für Ungarn ***), und doch hatten die Unterhandlungen nur den Erfolg, daß die Verworrenheit der Verhältnisse im Lande sich wo möglich noch steigerte. König Ferdinand hatte dem Sultan durch eine Gesandtschaft friedliche Erbietungen entgegenbringen lassen; nöthigenfalls wollte er den Frieden oder wenigstens einen

*) Bucholtz 72.

**) Engel. IV. 28—29 · Mailath, Geschichte der Magyaren, IV. 32. Damit übereinstimmend ein Zeitungsbericht aus Krakau vom 14. Nov. 1530.

***) Bucholtz, Urkundenbuch, S. 43 ff.

Waffenstillstand mit einer Summe von hunderttausend Ducaten erkaufen. Der Sultan aber erklärte sich nur dann zum Frieden geneigt, wenn ihm als dem eigentlichen und unmittelbaren Herrn ganz Ungarn übergeben werde. „Eher werde Ungarn zum Kirchhof für Christen und Türken werden“, erwiderten Ferdinand's Gesandte und kehrten somit ohne friedliche Verständigung zu ihrem Herrn zurück. Sie meldeten diesem noch auf ihrer Rückreise: „Wir haben bei dem Türkischen Kaiser gar keinen Frieden oder Anstand erlangen mögen, denn er das Königreich Ungarn keineswegs verlassen will und achtet das für sein eigen und erobert Land, mit dem Anzeigen, daß der Weyda (Zapolya) allein sein Diener daselbst sei. Er wolle sich unterstehen, das gemeldete Königreich vor aller Welt zu erhalten. Euere königliche Majestät sollen auch glaublich wissen, daß sich der Türkische Kaiser mit Macht rüstet, noch den künftigen Frühling und gar zeitlich mit Macht in Ungarn und ferner zu ziehen“. *) Ferdinand mußte also ebenfalls an neue Kriegsrüstungen denken und bat auch den Papst um Unterstützung gegen den Feind der Christenheit, der ihm auch eine Summe von hunderttausend Ducaten versprach, wenn nicht Italien selbst angegriffen würde.

In Ungarn hemmte unterdeß der Waffenstillstand nur das wilde Waffengetümmel und auch dieses nicht einmal an allen Orten, denn Hieronymus Lasky, an den sich in den Gebirgslanden Oberungarns die Anhänger Zapolya's anschlossen, ermüdete dort die Anhänger Ferdinand's fort und fort durch Fehden und allerlei feindliche Neckereien, um sie auf solche Weise zum Abfall von ihrem Oberherrn

*) Gevay 96.

zu gewinnen und seinen Anhang zu verstärken. So würde die äußere Waffenruhe kaum noch lange aufrecht erhalten worden sein, wenn nicht endlich wie die Städte des Landes durch Abgeordnete, so auch die Reichsgroßen beider Parteien sich in Zusammenkünften zu dem Beschlusse vereinigt hätten, auf einem gemeinen Verhandlungstage entweder einen der beiden Könige als Alleinherrscher anzuerkennen und die Sache des andern für immer aufzugeben, oder auch beide für abgesetzt zu erklären und eine neue Königswahl vorzunehmen. Dabei sahen beide Parteien auf den Kronhüter Peter Pereny in Siklos, einen der mächtigsten Dynasten Ungarns, hin; er sollte dann König von Ungarn werden und aufgemuntert durch die Gunst des Sultans und des Großwezirs, war er auch ehrgeizig genug, durch Beihülfe einer dritten Partei, die er sich bildete, die Königskrone auf sein Haupt zu wünschen. Schon war im März 1531 eine bedeutende Zahl ungarischer Großen für ihn gewonnen; schon hielt er, um seinem Ziele näher zu kommen, mit seinen Anhängern öftere Versammlungen. Damit drohte Ferdinanden wie seinem Gegner gleiche Gefahr; man machte daher, während Hieronymus Lasky mit Sigismund von Herberstein noch fort und fort unterhandelte, beiderseits allerlei Vergleichungs- und Theilungsvorschläge; man vereinigte sich bald auch zu gemeinsamen Maßregeln, um die beiden drohende Gefahr von sich abzuwenden und den verderblichen Geist der Parteien der Städte und der Reichsgroßen auf jegliche Weise niederzudrücken; und es gelang ihren Mitteln des Schreckens, der Gewalt und der Verlockung, den gefährlichen Sturm wieder zu beschwichtigen, die Partei Peter Pereny's wieder zu zerstreuen. Sobald indeß die gemeinsame Gefahr vorüber

war, erwachte die alte Feindschaft zwischen beiden Königen von neuem.

Der Feldhauptmann Katzianer hatte, so viel wir wissen, an diesen Parteiverhandlungen nicht Theil genommen. Er verschwindet fast ganz in der Geschichte des Jahres 1531. Ein Mann des Schwertes und des Kampfes, tritt er jederzeit zurück, sobald dem Frieden ein Wort gesprochen und dem Kriege Ruhe geboten wird. Aber er erscheint dann immer wieder auf der Bühne des geschichtlichen Lebens, sobald es die Entscheidung des Schwertes gilt. Und solche galt es von neuem im Verlaufe des Jahres 1532, denn die Friedensverhandlungen zwischen Ferdinand und Zapolya waren ohne Erfolg geblieben und der Sultan erfüllte sein drohendes Wort. Schon im Frühling erscholl die Nachricht: der Großherr rüste sich mit einer außerordentlichen Macht, um in Ungarn einzufallen, das ganze Land seinem Gebote zu unterwerfen und den Halbmond dann weiter bis nach Deutschland zu tragen; die Donau sei bereits mit einer großen Zahl feindlicher Fahrzeuge weit und breit bedeckt; wie kaum je zuvor werde der Türke diesmal im Kriegsfelde erscheinen. An den Grenzen Oestreichs und Italiens gerieth auf diese Kunde Alles in Angst und Schrecken. *)

Bald darauf, nachdem Aloys Gritti als Generalkapitän mit 8000 Rennern und Brennern vorausgeeilt war und Gran belagerte, brach auch der Sultan selbst mit einer Streitmacht von 200,000 Mann, worunter 12,000

*) Schreiben des Christoph v. Schidlowitz an Herzog Albrecht von Preußen, d. in Nova civitate Korcz in fer. III Paschae 1532.

Janitscharen, 20,000 gezogelter Reiterei und 16,000 Renner und Brenner, nebst 300 Feldstücken von Konstantinopel auf.*) Am 14. Juni stand er mit seinen Streitscharen bei Belgrad; Ibrahim war zehn Tage vorausgezogen, um das Geschütz und Proviant auf Donauschiffen vorauszuführen. Der Krieg sollte, wie der Sultan offen erklärte, nicht sowohl dem Römischen Könige Ferdinand, als vielmehr dem Kaiser Karl V. gelten, denn jenen betrachtete er nur als Kaiser Karl's Statthalter, diesen erkannte er in seinem Stolze für den einzigen Herrscher, den er seines Kampfes würdig finde, obgleich er ihn nicht Kaiser, sondern blos König von Spanien nannte.**)

Man beeilte sofort auch im Deutschen Reiche außerordentliche Rüstungen. Der Papst verhieß auf eigene Kosten 10,000 Mann zu Ferdinand's Dienst zu stellen. Der Kaiser erbot sich 30,000 Mann zu Roß und Fuß zu senden. Aus Böhmen sollten 40,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter im Felde erscheinen. Auch die nieder- und oberöstreichischen Erblande versprachen eine möglichst starke Kriegsmacht kriegsfertig auszurüsten. In Niederöstreich war deshalb der Bischof von Laibach, Christoph Rauber, vom Römischen Könige zum Statthalter ernannt worden.***) Er fand für nothwendig, für die

---

*) Hammer III. 108. Hieronymus Lasky gibt in einem Schreiben an den Herzog von Preußen die Stärke des Heeres geringer an.

**) Hammer III. 108. Mailath, Geschichte der Magyaren, IV. 37.

***) Schreiben des Bischofs Christoph von Laibach an Herzog Albrecht von Preußen, dat. Wien 8. Juni 1532.



woraus ich euern Willen verstanden habe. Wisset, daß mein Plan nicht gegen euch, sondern gegen den König von Hispanien geht, schon von jener Zeit an, als ich mit meiner Lanze das Königreich Ungarn eroberte und bis an seine Grenzen von Deutschland vorzog. Es ziemt sich nicht, daß er selbst seine Lande und Reiche uns überläßt und davon flieht, denn die Länder der Könige sind wie die eigenen Frauen, die, wenn sie von ihren fliehenden Männern verlassen werden, den Fremdlingen zur Beute fallen, es ist eine wunderbare und ungeziemende Sache. Aber der König von Hispanien brüstet sich schon lange, er wolle gegen die Türken ziehen; darum schreite ich jetzt mit Gottes Hülfe mit meinem Heere gegen ihn ins Feld. Ist er herzhaft, so erwartet er mich auf dem Kampfplatze und es wird geschehen, was Gott will. Wenn er mich aber nicht erwarten will, so sende er Tribut an meine kaiserliche Majestät. Ihr habt eure Gesandten geschickt, um von meiner kaiserlichen Majestät Friede und Freundschaft zu erbitten; wenn jemand von uns mit Wahrheit und Aufrichtigkeit Friede erbittet, so ist's ehrenhaft, daß wir ihn nicht verweigern; auch wir bitten jeden um Friede mit Treue und Wahrheit" u. s. w. *)

Da sich mittlerweile die Reichsmacht unter Karl's und Ferdinand's Führung bei Wien versammelte, wo bald gegen 80,000 Mann Fußvolk und 6000 schwer bewaffnete Reiter im Lager standen, da man ferner erfuhr, daß der Sultan kein Belagerungsgeschütz mit sich führe und es also auf keine Belagerung irgend einer Stadt, sondern mehr auf eine offene Feldschlacht abgesehen sei, so glaubte

*) Gevay 87—88.

man allgemein, bei Wien werde die Entscheidung gegeben werden sollen, zumal als man die Nachricht erhielt: Des Sultans Plan sei, Wien in der Ferne mit 40,000 Mann von allen Seiten her so einzuschließen, daß sich mit dem dort bereits versammelten Heere keine weitern Hülfsvölker verbinden könnten.

Während man nun bei Wien Tag und Nacht außerordentliche Vorbereitungen zur Vertheidigung der Stadt traf*), rückte das Türkenheer von Essek her in die südlichen Grenzlande Ungarns ein und zog dort nordwärts aus einer Gespanschaft in die andere ohne allen Widerstand. Dort ließ der König von Polen dem Sultan durch Botschafter den Rath ertheilen: er möge sich mit seiner Kriegsmacht nicht über Ungarns Grenzen hinauswagen und sich damit begnügen, dieses Reich von den Truppen Ferdinand's zu säubern.**) Allein Soliman glaubte, seinem Stolze nur erst dann genügt zu haben, wenn er sich rühmen könne den mächtigen Kaiser des Abendlandes im Kampfe überwunden zu haben; und dennoch war es ihm anders beschieden. Ein kleines, nur wenig befestigtes, mit schwacher Mannschaft besetztes Städtchen sollte den hochfahrenden Geist des mächtigen Großherrn demüthigen; ein entschlossener, muthigtapferer Mann, ein wahrer Held in der Noth, sollte seinem Siegeslauf Ziel und Grenze setzen.

Von der Drau war die türkische Macht nordwärts hinauf bis vor das Städtchen Güns vorgerückt, wo nur 700 bis 800 Mann als Besatzung lagen, die aber ein

---

*) Bucholtz, Urkundenband, S. 56 ff.

**) Schreiben des Hieron. Lasky an Herzog Albrecht von Preußen, dat. Kesmark am T. Jacobi 1532.



Kriegsheld befehligte, dem an kriegerischem Muthe, ritterlicher Tapferkeit und felsenfester Entschlossenheit Wenige in seiner Zeit gleich zu stellen sind. Nikolaus Jurischitz hieß der unüberwindliche Mann, von Geburt ein Zenger. Zum hartnäckigsten Widerstand mit seiner kleinen Schar entschlossen, erschrak er nicht, als sich der Großwezir und bald auch der Sultan selbst mit ihrer ungeheuern Kriegsmacht am 1. August vor den Mauern der Stadt lagerten. Es war ein Glück, daß die Türken kein schweres Geschütz mit sich führten, denn obgleich ihr leichtes Feldgeschütz in großer Zahl von einer nahe gelegenen Höhe aus den Belagerten nicht unbedeutenden Schaden zufügte, so waren doch Jurischitz's Vertheidigungs- und Wehranstalten so klug und umsichtig angeordnet, sein unerschütterlicher, nie verzagter Muth erweckte jeden Tag auf's neue in seiner kleinen Kriegsschar wie in den Bürgern der Stadt, ja selbst auch in den Frauen eine Tapferkeit und einen Heldengeist, der durch kein Ungemach, durch keinen Verlust zu beugen war. Achtzehnmal wurden die Stürme der Türken immer mit Glück abgeschlagen. Dreimal ließ der Großwezir die tapfern Vertheidiger zur Ergebung auffordern und als Gnade die Bedingung stellen, entweder einen jährlichen Tribut zu zahlen oder sich durch ein Geschenk von 2000 ungarischen Gulden an die Janitscharenhauptleute loszukaufen. Jedesmal aber ließ Jurischitz die Antwort geben: Schloß und Stadt seien nicht sein eigen und für fremdes Eigenthum könne er nicht Tribut zahlen; zu einem Geschenk an die Janitscharen sei er zu unvermögend; er könne nicht über 2000 Gulden gebieten.

Da wagten die Türken nochmals einen gewaltigen Sturm; wie rasend stürzten sie gegen die Mauern heran;

schon wehten acht türkische Fahnen auf einer Bresche, als plötzlich die Stürmenden, von panischem Schrecken übermannt, sich zur Flucht wandten; Niemand wußte, woher die Flucht und der Schrecken. Die Christen schrieben die Rettung der Mithülfe des heiligen Martin, die Türken ihre Flucht den Drohungen eines himmlischen Ritters zu, den man mit gezücktem Schwerte gesehen haben wollte.*) Güns war jetzt gerettet. Drei Wochen, bis zum 28. August, hatte es der türkischen Macht widerstanden; seine tapfern Vertheidiger waren durch Tod und Wunden bis zu 400 Mann zusammengeschmolzen. Der wackere Hauptmann aber hatte vor dem Sultan Gnade gefunden; es drang sich diesem der Wunsch auf, den Helden selbst kennen zu lernen, der es gewagt, dem Halbmond mit seiner kleinen Schar Trotz zu bieten. Er ließ ihn zu sich in sein Lager laden. Obgleich indeß Jurischitz, seine Wunden vorschützend, sich nicht bewegen ließ, der Sitte gemäß sich vor dem Großherrn neigen und von ihm Stadt und Schloß als Geschenk annehmen zu wollen, wiewol er dem Großwezir und den übrigen Feldobersten kein Geschenk überbrachte, so beehrte ihn Soliman dennoch mit dem Geschenk eines Ehrenkleides. Mochte dieser nun immerhin es seiner Ehre schuldig zu sein glauben und Ibrahim seiner Eitelkeit dadurch fröhnen, daß eine kleine Zahl von Janitscharen auf eine Stunde sich in die Stadt begab, mit fliegender Fahne und klingendem Spiele die Bresche besetzte und das Allahgeschrei erhob: „Es ist kein Gott als Gott und Muhamed ist sein Prophet", der Siegesmuth Soliman's war durch Jurischitz's Heldenmuth ge-

*) Isthuanfi 180. Jovius 105.

brochen; seitdem er wie noch nie das Vertrauen der Christen auf die Macht ihres Kreuzes vor den Mauern von Güns kennen gelernt, war ihm das Vertrauen zur Macht seiner Waffen gegen Kaiser Karl entschwunden. Mag daher immer wol auch Mangel an Lebensmitteln, die vorgerückte Jahreszeit, der Verlust in der Belagerung oder auch selbst Ibrahim's Rath, mit der starken Macht des Kaisers bei Wien jetzt keinen Kampf zu wagen, mit zu dem Entschlusse beigewirkt haben, den Fortzug seiner Waffen bis nach Wien hin aufzugeben: der Sultan hatte an sich schon keinen Glauben mehr an einen Sieg, wenn er sich der Streitmacht des Kaisers entgegenstelle.

Und doch stand ihm noch mancher schwere Verlust bevor. Noch vor der Belagerung von Güns hatte er seinen Feldherrn Kasim-Beg mit 16,000 Mann vorausgesandt, um die Länder zwischen der Donau und dem Alpgebirg zu durchstreifen. Während die Hauptmacht noch vor Güns lag, waren diese Renner und Brenner bis an die Ens und gegen Linz hin vorgedrungen und hatten, wo sie erschienen, alles verheert und niedergebrannt. Auf die Nachricht aber, daß die Hauptmacht, nachdem sie Güns verlassen, sich westwärts gegen die Ufer der Lafnitz wende, um, diese überschreitend, in Steiermark einzufallen, wandte sich auch Kasim-Beg mit seinen Raubscharen wieder zurück, ging über den Wiener-Wald, wo er in der Gegend von Baden herausbrechen und, nach Steiermark ziehend, sich an des Sultans Heer anschließen wollte. Auf die Nachricht von dem Rückzuge dieses Feindes und zuvor schon durch Katzianer's Kundschafter vom Heranzuge der streifen-

den Heerhaufen unterrichtet *), hatte sich der Pfalzgraf Friederich als oberster Feldhauptmann mit Reichstruppen, 12,000 Mann Fußvolk und 2000 schwerbewaffneten Reitern, am Gebirge gelagert, wo die Thäler sich in die große Neustädter Ebene münden, voraussetzend, daß Kasim-Beg durch diese Thäler mit seinen Raubhaufen zurückkehren werde. Als ihm aber der junge Markgraf Joachim von Brandenburg (Sohn des damaligen Kurfürsten Joachim), der mit Graf Hoyer von Mannsfeld an der Spitze eines Streithaufens bei Baden stand, die Nachricht sandte, daß von drei Thalwegen, durch die der Feind nach Grätz hin ziehen könne, zwei durch Verhaue und Felsenstücke unwegsam gemacht seien und nur der dritte über Altenmarkt und Pottenstein mit Truppenmacht besetzt werden müsse, rückte er mit dem größeren Theil seines Heeres gegen Leopoldsdorf. **) Der Feind ritt mehre Tage hin und her, um Auswege zu suchen; er war, um leichter durch eins der Thäler hindurchzubrechen, in drei Haufen getheilt. Den einen fanden die Kundschafter, mit Beute beladen, in dem Thalwege zwischen Pottenstein und Altenmarkt. Der Graf Philipp von Oberstein und der ritterliche Oberstlieutenant der Reichstruppen, Sebastian Schärtlin von Burtenbach rückten ihm alsbald mit ihren Fähnlein von 500 Schützen und 300 Veteranen entgegen, drangen durch das Walddickicht bis an die türkischen Vorposten und stürmten noch vor Tagesanbruch bis ans feindliche Lager vor. Der Feind, zum Kampfe aufgeschreckt, verlor durchs feindliche Schwert gegen tausend Mann. Beim

*) Valvasor IV. 446.
**) Jovius 108.

anbrechenden Tage erneuerte sich der Kampf mehr in der Ebene, wo das Geschütz und leichte und schwere Reiterei der Böhmen und Schlesier dem Feinde so mächtig zusetzten, daß er in die Flucht geworfen, zerstreut, zum Theil in den nahen Fluß und in die Sümpfe gesprengt wurde, sodaß nur ein minderer Theil sich rettete.

Einen andern kleinern Heerhaufen hatte Kasim-Beg vorausgeschickt und es gelang diesem, sich, nach Süden wendend, auf der Grätzer Straße zu entkommen. An der Spitze der größern Streitmasse stand Kasim-Beg selbst. Nachdem er mehre Tausende Gefangene, weil er sie nicht fortbringen konnte, hatte niedermetzeln lassen, wollte er sein mit schwerer Beute beladenes Kriegsvolk durch das Stahremberger Thal herausführen. Dort traf er aber bei Leopoldsdorf auf des Pfalzgrafen Streithaufen,*) der alsbald den ungeordneten Feind von vorne und seitwärts angriff und einen großen Theil erschlug. Kasim-Beg selbst, so wacker er mit seinem großen eisernen Streithammer auch kämpfte, fiel sogleich im Beginne des Kampfes. Was dem Schwerte entrann, zerstreute sich in wilder Flucht durch die Ebene, fand jedoch keine Rettung, denn, durch des Pfalzgrafen leichte Reiterei mehre Meilen weit verfolgt, stießen die Flüchtlinge weiter südwärts auf die von dort heraufziehenden Streithaufen des Grafen Lodron und des Markgrafen Joachim von Brandenburg, die den Feind beim Passe an der Leita erwarteten. Es war kein Widerstand mehr möglich. Schlecht bewaffnet, durch die Flucht ermattet, zum Theil schon verwundet, wurden der flüchtigen Türken mehr als 8000 niedergemetzelt, denn

*) Jovius a. a. O.

wenn auch einzelne Haufen den Verzweiflungskampf kurze Zeit fortsetzten, so war es mehr ein schonungsloses Schlachten und Erwürgen. Zwar glückte es auch hier noch einem Theil der Flüchtlinge, durch die Schnelligkeit ihrer leichtern Rosse dem Gemetzel zu entkommen; aber auch sie, als habe der Fluch ihrer Gräuel an der Ens und die Rache des Blutes der schuldlos ermordeten Christen sie fort und fort verfolgt, sollten dem Verderben nicht entfliehen. *)

Die letzte Rache übte der Mann, der niemals fehlte, wo es galt, zur Rettung und Vertheidigung des Landes gegen den Glaubensfeind seinen Mann zu stehen. Der Freiherr Katzianer, der muthigtapfere Kriegsmann, hatte längst in Steiermark unter dem rüstigen steierischen Landvolke, aus des Landes geübten Jägern und Schützen einen streitlustigen Haufen gesammelt, gegen vierthalbtausend Mann stark, darunter dreizehnhundert gut bewaffnetes Reitervolk, tausend leichte Husaren oder, wie man sie auch nannte, Husseronen und über tausend Mann zu Fuß. Als er durch Kundschafter die Nachricht erhielt, daß jene Türkenschar der Renner und Brenner unter Kasim-Begs Führung gegen Neustadt hin heranziehe, um von dort herab nach Steierland einzubrechen, eilte er von Grätz aus in Tag- und Nachtmärschen über die Feistritz und dann weiter über Hartberg, Friedberg und Kirchberg. Dort wo an der südlichen Ebene von Neustadt das Gebirg anhebt, fand er den Feind, der sich wieder bis zu 6000 Mann nach

*) Die Berichte über diese Kämpfe bei Isthuanfi 182—183, Valvasor VI. 446—447, Bucholtz, Urkundenband, S. 57—58 sind schwer mit einander zu vereinigen und zum Theil sehr lückenhaft.

seiner Niederlage durch den Grafen Lodron und den Markgrafen von Brandenburg gesammelt, an den Ufern der Schwarza liegend, wo er seine Pferde weidete und von den Mühen des Kampfes ruhete, gegen den Feind sich sicher wähnend.*) Die Hälfte hatte bereits den Fluß überschritten, um in die steierische Grenze vorzubringen. Unerwartet aber griff Katzianer in Verbindung mit den Grafen Nikolaus von Thurn, Wolf von Montfort und Gregor von Losenstein den Feind rasch an und warf ihn mit stürmender Gewalt über den Fluß wieder zurück. Als jetzt die Türken sich zugleich von vorne und im Rücken von einem heranstürmenden ungarischen Reiterhaufen gedrängt und bedroht sahen, sprengten sie in die dortigen Gebirge, mordeten die Gebirgsbewohner, die, unerwartet überfallen, sich nicht hatten flüchten können, brannten deren Häuser nieder und versuchten durch andere Gebirgsgründe nach Steiermark einzubringen. Ueberall aber hatte das Landvolk, vom feindlichen Ansturm schon unterrichtet, eiligst die Gebirgspässe durch gefällte Baumstämme so stark versperrt und vertheidigte sich hinter diesen Baumwällen und von den Höhen herab mit so männlicher Tapferkeit, daß es dem Feinde unmöglich ward, sich Bahn zu brechen und die Wege frei zu machen. Er war gezwungen, durch dieselben Bergschluchten, durch die er gekommen war, wieder

*) Isthuanfi 183 sagt: A Lodronianis et Brandenburgicis usque ad satietatem caesi, dum palantes et dispersi, ad campos, qui inter Thermas et Draiskirchen, oppida sunt, sese collegere; dumque superatis longe difficillimis periculis, se in tutum pervenisse putarent et equos ad pascua et gramina carpenda duxissent etc. Jovius 108.

zurückzuziehen. Da begegnete ihm ein Theil von Katzianer's Heerhaufen; er war indeß zu schwach, um mit dem Feinde einen offenen Kampf zu wagen; es kam nur hier und da zu einzelnen Gefechten, die ohne bedeutende Erfolge beiden Theilen Verluste brachten. So trieben sich nun einzelne türkische Haufen von einigen Tausend Mann zersprengt und vereinzelt Tage lang in den dortigen Gebirgen umher, durch Hunger und Kälte entkräftet, zum Theil selbst ohne Rosse, welche der Mangel an Futter immer mehr aufrieb.

Mittlerweile war Katzianer mit dem größern Theile seiner Streitschar, die durch das Zuströmen der dortigen Bergbewohner noch verstärkt ward, bis vor Neunkirchen vorgerückt. Als er dort vernahm, daß ein nicht unbedeutender Haufe gesammelter türkischer Flüchtlinge in der Gegend zwischen Neustadt und den Gebirgen versammelt liege, um über Kirchschlag durch das Thal gegen Güns hin vorzurücken und sich mit Soliman's Heer, welches sie dort noch vermutheten, zu verbinden, brach er unverweilt zur Nachtzeit dort auf, um wo möglich des Feindes Weiterzug zu hindern. Es glückte ihm auch, dem mit einer Streiterschar in der Nähe liegenden Pfalzgrafen Friederich von seinem Plane, den Feind zu überfallen, zuvor noch Nachricht zu geben, damit dieser von der andern Seite her zu Hülfe eilen möge. Katzianer stürmte mit seiner Streitschar plötzlich auf den Feind ein; dieser nahm indeß den Kampf nicht an und ergriff die Flucht. Nur ein Theil der feindlichen Reiter ließ sich eine Zeitlang in ein Gefecht ein, um den Uebrigen die Flucht zu decken. Erst als sich mit den Flüchtlingen noch andere fünftausend Türken, die auf einem andern Wege aus dem Gebirge her-

vorgezogen waren, vereinigt, hielt sich in dieser vereinten Masse der Feind Katzianer's Streithaufen gewachsen. Bereits aber hatte sich mit diesem auch eine ungarische Reiterschar und ein Haufe Krainer unter Paul Bakits, Balthasar Banffy, Valentin Török und Georg von Auersberg vereinigt. Also entbrannte nun beider Seits die heftigste Kampfbegier und Katzianer freute sich, jetzt dem Feinde das Schwert in freier, offener Feldschlacht bieten zu können. Es war am frühen Morgen, als man ihm entgegenrückte. Ehe es aber zum entscheidenden Kampfe kam, stieg ein so starker Nebel auf, daß die Streithaufen sich kaum einander sehen konnten. Diesen Umstand benutzten die Türken, die wahrscheinlich mittlerweile des Feindes Stärke auskundschaftet, zur Flucht. Katzianer's und Török's Reitervolk aber, unter dem auch Matthias von Schulenburg stand, setzte ihnen rasch nach und brachte sie in solches Gedränge, daß sie sich endlich, obwol zum großen Theil schon ohne Pferde und ohne Waffen, die sie auf der Flucht verloren oder von sich geworfen, auf offenem Felde zum Kampfe stellen mußten. Es erfolgte ein schreckliches Gemetzel, denn wer es von den Türken noch vermochte, focht um Blut und Leben mit verzweifelter Tapferkeit. Der größte Theil von ihnen, gegen 3000 Mann, erlagen dem feindlichen Schwerte. Paul Bakits, der auch hier durch ritterliche Tapferkeit hervorglänzte,*) stürzte mit seiner Lanze den türkischen Anführer Osman Aga vom Rosse und durchbohrte ihn mit dem Dolche.

*) Jovius Histor. sui temporis S. 101 nennt Paul Bakits und Valentin Török homines admirandae virtutis, sed fide instabili.

Aber auch Kazianer's Verlust war in dem mörderischen Kampfe nicht unbedeutend; ein großer Theil seiner Reiter und Rosse ward schwer verwundet und der Sieg kostete ihm viel Blut. Es ward ihm selbst sein Streitroß unter dem Leibe erstochen. Von der ganzen Türkenschar entkam nur eine kleine Zahl, denn einzelne Haufen hatten sich in die dichten Wälder in der Gegend von Eisenstadt und dem Plattensee zerstreut; aber auch diese wurden in den nachfolgenden Tagen theils gefangen genommen, theils vom Landvolke erschlagen. Man schätzte die Zahl der in kurzer Zeit durch Kazianer's Volk im Kampf und in den Bergschlünden getödteten Türken auf 9000 Mann. In den Wäldern, die der Feind durchzogen, fand man außer der reichen, weggeworfenen Beute auch eine große Zahl von Wagen, die, mit gefangenen Kindern und Frauen beladen, von ihm zurückgelassen waren. Wie oft in solchen Kämpfen, so mischte sich auch hier grausame Habsucht mit ritterlichem Edelmuth. Wenn wir hören, daß gemeine Kriegsleute in den Eingeweiden der Türken wühlten, um darin verschlucktes Gold zu finden, so wird uns auch vom Ritter Sebastian von Fleckenstein erzählt: er habe, als ihm ein Türke einen goldgefüllten Beutel als Lösegeld auf den Sattel geworfen, ihn weit von sich weggeschleudert, ausrufend: zum Teufel mit dem verfluchten Gelde u. s. w. Er ließ den Türken frei. — Von Kasim-Beg's ganzer Streitmasse irrten noch eine Zeit lang nur etwa 600 Flüchtlinge in den Gebirgen von Neunkirchen umher; Niemand aber verfolgte sie weiter; sie entkamen endlich glücklich nach Essek zurück. Also mehr als 15,000 Türken waren in diesen Kämpfen umgekommen, ein kleinerer Theil nur gefangen.*)

*) Die Angaben über die erwähnten Kämpfe bei Isthuanfi

Mittlerweile war der Sultan in den ersten Tagen des Septembers mit seiner großen Heeresmacht von Güns herüber durch die Thalgründe von Kirchberg, Friedberg und Hartberg langsamen Zuges ins Steierland eingebrochen, der schlechten und „mühseligen" Wege wegen nicht ohne große Schwierigkeiten, sodaß der türkische Geschichtschreiber die erduldeten unbeschreiblichen Beschwerden „einer Probe vom Ende der Welt" verglich, auch nicht ohne manchen blutigen Kampf, denn selbst der Schloßherr von Poltau (Petowa) wagte es bei Gleisdorf mit seiner kleinen Schar das türkische Lager zu überfallen und „mehre zu Märtyrern zu machen." Aber nicht eine der genannten Städte, obgleich sie wenig befestigt waren, hatte der Feind eigentlich erobern können. Selbst die Kirchen, wohin sich die Bewohner der Städte zum Theil geflüchtet, konnten von ihm nicht erstürmt werden, so tapfer vertheidigten sich die Bürger.*) Wo der Feind hinkam, wüthete er nur mit Feuer. Wochenlang wälzte sich das Türkenheer durch die dortigen Thäler und Gebirge hindurch, bis es die Ufer der Feistritz überschritt. Von da näherte es sich in wenigen Tagen den Mauern von Grätz, „der schönen, großen Stadt, deren Gärten und Weinberge", wie der türkische Geschichtschreiber Kali sagt, „dem Paradiese gleichen und deren Häuser und

S. 183, Valvasor IV. 447 und der Bericht des Leodius bei Bucholtz Urk.-Band S. 57—58 sind sehr verwirrt und weichen von einander merklich ab. Der obigen Darstellung liegt ein genauer Bericht von Sigismund von Herberstein in einem Schreiben an den polnischen Kanzler Christoph von Schidlowitz, d. Wien 5. October 1532, zum Grunde.

*) Schreiben des Sigismund von Herberstein an Christ. von Schidlowitz.

Gebäude der Aufenthalt der Reichen sind."*) Dort hoffte der Sultan für sein ermüdetes Heer Ruhe und Erholung zu finden. Durch einen dichten Nebel begünstigt, der den Bewohnern seine Ankunft verbarg, rückte er bis an die Wälle und Graben heran, um in die Stadt einzudringen, ward aber, als der Nebel sich verzog, vom hochgelegenen Schlosse und von den Stadtmauern mit schwerem Geschütz so heftig begrüßt, daß er sich eiligst wieder zurückziehen mußte. Eben traf er Anstalt, in der Nähe der Stadt ein Lager zu schlagen, als ihm die Nachricht von einem herannahenden Feinde kam.

Als Katzianer die Kunde erhielt, daß das Türkenheer sich hinüber gegen Grätz wende, brach er alsbald mit seiner Kriegsschar an der Nordgrenze Steierlands auf und zog in eiligen Märschen westwärts vom Feinde durch die Gebirge hindurch, um ihm wo möglich zuvorzukommen und Grätz mit seinen Kriegsleuten zu besetzen, denn er wußte wohl, daß die Stadt zwar ziemlich gut mit schwerem Geschütz, aber mit kriegsgeübter Mannschaft nur schwach versorgt sei, weil im Anfange des Krieges der gesammte Adel der Stadt und der Umgegend dem Heere des römischen Königs zugezogen war. Allein so sehr auch Katzianer seinen Marsch durch die Gebirge beschleunigte, so war es ihm doch nicht möglich, dem Feinde zuvorzukommen, denn als er sich der Stadt bis auf einige Meilen genähert, brachten ihm Kundschafter die Nachricht, der Türke habe sich bereits vor Grätz gelagert.**) Da faßte Katzianer den kühnen

---

*) Hammer III. 117.

**) Sigismund von Herberstein, der damals den Katzianer begleitete, sagt in dem erwähnten Schreiben: Per montes accelera-

Entschluß, in nächster Nacht sich durchs türkische Lager hindurchzuschlagen, in die Stadt einzudringen und sie gegen den feindlichen Ansturm zu vertheidigen, denn man fürchtete, der Sultan werde Alles aufbieten, die reiche Stadt für die Raubgier seiner Kriegshorden zu erstürmen. Als dieser indeß die Nachricht vom Heranzuge eines feindlichen Heerhaufens erhielt, brach er, da er des Feindes Stärke nicht kannte, in aller Eile auf und setzte eine kleine Strecke unterhalb Grätz mit 10,000 Mann, nicht ohne Verluste an Mannschaft und Gepäck, über den steierischen Alpenfluß, die Mur. Dies geschah am 12. September.*)

So fand Katzianer, als er am andern Morgen mit seinen 3000 Mann vor Grätz anlangte, die Stadt vom Feinde befreit. Er ließ sein durch den eiligen Marsch sehr ermüdetes Kriegsvolk zwei Tage in Ruhe, benutzte aber die Zeit, um die kriegsfähigen Bürger von Grätz in Eile zu bewaffnen und so seinen Heerhaufen noch ansehnlich zu verstärken. Dann brach er auf und setzte an der Spitze seiner Husaren und seines reisigen Zeuges dem Feinde im Sturme nach. Er erreichte dessen Nachtrab einige Meilen südwärts von Grätz bei Fernitz am östlichen Ufer der Mur. Es kam zum Kampfe und er ward von Katzianer und seiner Streitschar so tapfer geführt, daß gegen 8000 Türken dem Schwerte erlagen, darunter zweihundert türkische Edle, wie deren Kleider, Rosse und Waffen bezeugten und

---

vimus, ut si potuissemus, Tyrannum praevenire circa Gracz, et non potuimus.

*) Isthuanfi 183—184. Herberstein a. a. O. sagt ebenfalls nichts von einer Eroberung von Grätz; s. Hammer a. a. O. S. 118. Bucholtz IV. 111.

die Gefangenen aussagten. Dies genügte aber Kazianer's Türkenhasse noch nicht. Siegreich in einzelnen Gefechten, drang er weiter und weiter bis an die Streitschar des Pascha von Natolien, von welcher zwei Sandschake getödtet wurden; den Kopf des einen steckten die Sieger als Siegeszeichen auf eine Lanze. Die glänzendste Siegstrophäe war der Kopf eines Pascha oder eines Marschalls, eines hochbejahrten Greises mit einem langen grauen Barte. Auch die Zahl der Gefangenen war sehr bedeutend.*)

Weiter scheint Kazianer das Türkenheer nicht verfolgt zu haben. Der Sultan zog hinab bis vor Marburg, dort sich an der Drau lagernd, um eine Brücke zu schlagen. Darüber verweilte er vier Tage lang. Den Ansturm auf Marburg schlug Sigismund Weichselberger dreimal zurück. Ehe aber der Brückenbau noch beendet war, griff ein starker feindlicher Heerhaufe den Türken unvermuthet in freiem Felde an. Der Pfalzgraf Friederich nämlich und Markgraf Friederich von Brandenburg, Dompropst von Würzburg, ein Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen, waren dem Feinde mit ihren Fähnlein nachgezogen und stürmten plötzlich gegen ihn an. „Und da wir Deutsche", schreibt Markgraf Friederich selbst, „den Wüthrig, den Türken an einem Donnerstag, den 18. September angriffen und er unserer inne wurde, da schwenkten sie alle mit großem Geschrei die blossen Säbel um die Köpfe, und als sie so mit hellem Geschrei ankamen, da waren wir froh, der reisige Zeug und auch das Fußvolk, denn wir hofften, der Feind solle uns eine Schlacht liefern; wir hatten auch schon unsere Schlachtordnung zu Roß und Fuß gemacht. Da wir aber

*) Herberstein a. a. O.

das Geschütz in sie gehen ließen, begaben sie sich alsbald in die Flucht. Also setzten ihnen nun unsere böhmischen Reiter nach, rannten aber nicht weit, und da die Türken mit der Flucht über das Wasser kamen, welches die Drau heißt, da kam auch Dietrich Spät mit dem Rennhaufen herbei und jagte mitsammt unsern Husaren sie viele Meilen weit, und als nun der Türke an das Gebirge gelangte und in dieses hineinziehen wollte, wie er zum Theil schon gethan, fiel ihn Paul Bakits mit seinem Gesinde, welches geruht war, ebenfalls an. Da ist der mehre Theil erstochen und erschossen worden bis in die fünf oder sechstausend Mann, von unserem Haufen aber gar wenig, nur zwei von Adel und etliche Knechte." *)

Drei Tage darauf, am 21. September, setzte der Sultan mit seinem noch übrigen Heere über die Drau und zog dann, als er durch den Paß bei Vinitza die Grenze Steiermarks verlassen, mit 30,000 Sklaven weiter fort nach Slavonien hinein.**) Mochte von dorther Ibrahim in einem Schreiben an den Röm. König Ferdinand den Rückzug des Sultans immerhin mit der lächerlichen Prahlerei entschuldigen: „Kaiser Karl sei nirgends im Felde zu finden gewesen; des Königs Länder seien wie seine Weiber; man könne ihn weder in den einen, noch bei den andern finden";***) er hatte auf seinem ganzen Kriegszuge keine Lorberen geerntet, deren er sich rühmen konnte; auch zeigte

*) Schreiben des Markgrafen Friederich von Brandenburg an seinen Bruder Markgraf Georg; d. Donnerstag nach Michaelis 1532.

**) Isthuanfi 184.

***) Hammer III. 120.

er seitdem mehre Jahre hindurch keine Neigung mehr zu einem neuen Heereszuge.

Als der Feind das Land verlassen hatte, versammelte der Kaiser einen Kriegsrath in Wien, dem außer dem Pfalzgrafen Friedrich, Wilhelm von Roggendorf, Leonhard von Fels und vielen andern Hauptleuten auch Hans Katzianer beiwohnte, um zu berathen, was für Kriegsmaßregeln jetzt zu treffen seien. Viele von ihnen, besonders Paul Bakits und die übrigen Ungarn waren der Meinung, man müsse den Feind in Ungarn alsbald mit aller Macht angreifen; es sei jetzt die vom Himmel selbst dargebotene günstigste Zeit, den durch Mangel an allen Bedürfnissen und durch Beschwerden ermüdeten und niedergedrückten rohen Feind leicht völlig zu vernichten; und gewiß, wäre die gesammte Streitmacht bei Wien jetzt in Ungarn eingebrochen, der Besitz dieses Königreichs würde unfehlbar für Ferdinand entschieden worden sein. Allein der Kaiser war anderes Sinnes; ihm lagen die Verhältnisse Italiens näher am Herzen; von da wollte er nach Spanien gehen.*) Er war durch keine Vorstellungen zu bewegen, diesen Entschluß aufzugeben und den Krieg weiter fortzusetzen, auch nicht einmal dazu, seinem Bruder mit seiner ganzen Macht zur Unterdrückung seines Gegners zu Hülfe zu stehen. „Wir haben", schrieb damals Ferdinand höchst unzufrieden über diese Verhältnisse an seine Schwester Maria, „die schöne Gelegenheit verloren, um Gott zu dienen und die Christenheit von dem Tyrannen zu befreien."**) „Es klagt alle Welt", sagt ein anderer Berichterstatter, „und ist zu erbarmen, ein

*) Isthuanfi 185.
**) Gevay II 52.

so treffliches Kriegsvolk zusammenkommen zu lassen und gar nichts auszurichten." *)

Als Karl Wien in den ersten Tagen des Octobers verließ, zog mit ihm fast die ganze dort versammelte Streitmacht der Deutschen und Spanier hinweg und zerstreute sich in ihre Heimat. Nur einen Haufen der letztern und etwa 8000 italienische Soldtruppen ließ der Kaiser zurück, da sie bereits für anderthalb Monate besoldet waren. Ferdinand faßte den Plan, mit dieser Heerschar die noch zurückgebliebenen Böhmen, Mähren und Schlesier und die aus Tyrol und Steiermark ihm zugeführten Fähnlein zu verbinden, um Ungarn wo möglich vom Feinde völlig zu säubern und seinen Gegner aus dem Lande zu vertreiben. Allein die Böhmen, Mähren und Schlesier sagten ihm nach wenigen Tagen schon den Zuzug nach Ungarn auf und bald darauf erhoben auch die Italiener eine wilde Meuterei, weil das ihnen zuertheilte Brot zufällig schlechter war als sonst. Es war nicht möglich, sie wieder zu begütigen; sie verließen ihre Fahnen, eilten einzeln oder in größern und kleinern Haufen hinweg, verübten aber in Steiermark und Kärnten durch Plünderung, Mord und Brand solche Gräuelthaten, daß Ferdinand im Zorn den Befehl ergehen ließ, die Heimkehrenden, wo man sie finde, alle zu ermorden, und wirklich kam fast kein Einziger in seine Heimat zurück. **)

*) Philipp von Popschitz an den Herzog von Liegnitz, D. Glatz Donnerstag vor Francisci 1532.

**) Philipp v. Popschitz an den Herzog von Liegnitz. Isthuanfi 185. Bucholtz IV. 117. Mailath Gesch. der Magyaren IV. 43.

So blieb dem Könige nur ein Streithaufe von fünf bis sechstausend Knechten, meist aus Tyrol und Pfyrdt und einige leichte Reiterei aus Ungarn und Kärnten, welche ihm Hans Katzianer, Paul Bakits und einige andere Hauptleute zugeführt hatten. An ihre Spitze wußte er keinen tüchtigern Hauptmann zu stellen als Katzianer, der bisher schon oft mit unverhältnißmäßig geringen Streitkräften Ferdinand's Feinden so bedeutende Verluste beigebracht. Ihm zugesellt ward sein treuer Waffengenosse Wilhelm von Roggendorf. Konnte der König von so geringen Streitmitteln auch keine großen Hoffnungen fassen, wie er denn auch zweifelte, ob unter solchen Umständen der Zug nach Ungarn irgend glückliche Erfolge werde haben können, so vertraute er doch auf Katzianer's Muth und Entschlossenheit. Es galt zunächst, der Stadt Gran, die von Zapolya und Gritti belagert war, zu Hülfe zu kommen und sie von den feindlichen Belagerern zu befreien. Dies wo möglich zu bewirken, zog Katzianer mit seinem Heerhaufen längs der Donau hin bis in die Nähe des Feindes. Er meldete von dort dem Könige: man würde, wenn man die Sache mit mehr Ernst und Kraft betrieben hätte, jetzt gewiß das ganze Königreich und selbst auch Belgrad, vielleicht sogar mehr noch haben gewinnen können.*) Allein mit seinen schwachen Streitkräften scheint er es nicht gewagt zu haben, den ungleich stärkeren Feind im offenen Felde anzugreifen und im Kampfe Alles auf das Spiel zu setzen. Es kam hinzu, daß sich Katzianer bald auch genöthigt sah, seine Streitkräfte zu vereinzeln. Einer von den Großen Ungarns, Koska, der sich dem Röm. Könige auf Capitulation ergeben

*) Gevay II. 54.

5 **

und festen Gehorsam verheißen hatte, brach bald seine Versprechungen wieder und zwang somit den Katzianer, sein Schloß Wistritz zu belagern.*) Ueberdies war Katzianer auch unablässig thätig, durch die Donauschiffe von Preßburg die nöthige Zufuhr von Lebensmitteln für Gran in Gang zu halten, denn die türkischen Schiffe auf der Donau boten Alles auf, um der Stadt alle Zufuhr abzuschneiden. Katzianer ließ daher die Donauschiffe nur bis Comorn gehen und suchte die Donauflotte noch durch Schiffe mit schwerem Geschütz von Wien her zu verstärken. So konnte also nicht viel von Bedeutung gegen den Feind geschehen. Noch viel weniger war Katzianer im Stande, die wiederholten Bitten einzelner Städte, namentlich der Bergstädte um Hülfsvolk und Besatzung zu erfüllen; er konnte ihnen nur den Rath ertheilen, sich mit den Zapolyanern wegen eines Waffenstillstandes zu verständigen. Gran indeß hielt bei der Tapferkeit seiner deutschen Besatzung standhafte Gegenwehr, bis endlich Gritti, an der Einnahme der Stadt verzweifelnd, die Belagerung von selbst aufhob.**)

Mittlerweile hatte König Ferdinand Einleitungen zum Frieden oder wenigstens zu einem neuen Waffenstillstand getroffen. Ohne die nöthige Kriegsmacht und ohne hinlängliche Geldmittel sah er wohl ein, daß es ihm jetzt unmöglich sei, sich in Ungarn mit Glück zu behaupten. Auf Katzianer setzte er noch fort und fort sein größtes Vertrauen; noch im December (1532) schrieb er seiner Schwester Maria: „Wenn ich Mittel hätte, die Mannschaft, welche Katzianer hat, zu verstärken und zu unterhalten, so

---

*) Gevay II. 59. Bucholtz IV. 129.

**) Bucholtz IV. 110.

dürfte ich hoffen, mit Gottes Hülfe das Königreich Ungarn oder wenigstens doch Siebenbürgen in diesem Winter wieder zu gewinnen."*) In der Hoffnung, daß es ihm bei vergönnter Friedensruhe gelingen werde, seine Kriegskräfte zu vermehren, sandte er noch im December des Jahres 1532 seinen Rath, den Ritter Hieronymus von Zara, den ältern Bruder des Vertheidigers von Güns, als Botschafter nach Konstantinopel, um wo möglich mit dem Sultan einen Frieden zu vermitteln. Zugleich erhielt auch Katzianer den Befehl, mit Zapolya in friedliche Unterhandlungen zu treten. Die ihm vom Könige ertheilte Vollmacht war in solcher Weise abgefaßt, daß er hoffen konnte, es werde ein Friedensschluß nicht schwer fallen, „denn", schrieb Ferdinand seiner Schwester, „wenn der Woiwode (Zapolya) der Vernunft nur etwas Gehör gibt, so hoffe ich, es werde ein gutes Ende zu erreichen sein."**) Es fand auch bald darauf eine Zusammenkunft zwischen des Woiwoden Bevollmächtigten Radasdy und Katzianer auf der Insel bei Comorn statt, an der auch „der fromme Vater" Franz Frangipani, Erzbischof von Colocza, und Verböczy als Unterhändler Theil nahmen.***) Obgleich sie aber, wie sie versicherten, Vollmacht zum Abschlusse eines festen Friedens hatten, so konnte man sich dennoch nur über einen Waffenstillstand vereinigen, der bis gegen Ende des Aprils 1533 dauern sollte. Es ward dabei bestimmt, es solle mittlerweile versucht werden, wo möglich einen völligen Frieden zu bewirken, zu welchem Zweck gegenseitige Bevollmächtigte

---

*) Gevay II. 59.

**) Gevay a. a. O.

***) Gevay a. a. O. Engel IV. 37.

am 7. Februar zu Altenburg zusammenkommen sollten, um die Friedensverhandlung zu beginnen. Der Röm. König wollte sich nach Wien oder in die Nähe begeben, um in die Unterhandlungen mit eingreifen zu können. So viel man erfahren hatte, war Zapolya, der jetzt nicht mehr viel auf den Sultan rechnen durfte, mehr als je zum Frieden geneigt, sodaß Ferdinand jetzt auch günstigere Friedensbedingungen zu erhalten hoffte.*).

Drittes Capitel.

Mittlerweile war auch Ferdinand's Gesandter, Hieronymus von Zara, im Januar 1533 in Konstantinopel angekommen und erhielt schon am vierten Tage vom Sultan die Zusage eines vorläufigen Waffenstillstandes, jedoch unter der Bedingung, daß Ferdinand zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit die Schlüssel von Gran einsenden solle. Dabei erklärte sich Soliman, der bei dieser Gelegenheit den Kaiser Karl und Ferdinand als seine Brüder anerkannte, auch sehr geneigt, noch vor der Uebergabe der erwähnten Schlüssel mit beiden einen Frieden auf fünf oder sieben Jahre abzuschließen. Während nun aber der Sohn des Gesandten,

---

*) Isthuanfi 189. Gevay II. 61. Bucholtz IV. 130. Cornelius Schepper, ein Gesandter des Röm. Königs, schreibt darüber dem Bischof von Kulm aus Insbruck 25. Jan. 1533: Romanorum rex dederat negotium tractandi Joanni Catzianerio cum adversa parte, quae iam aliquoties suos deputaverat. Tandem ea conclusio fuit, ut ad VII diem Februar. conventus fieret in Altenburgo Hungariae, cui tum alii plerique tum ipsement Romanorum Rex esset interfuturus.

Vespasian von Zara, und ein Türke (der erste türkische Gesandte, der am wiener Hofe erschien) nach Wien zogen, um Ferdinanden die Bedingungen des Waffenstillstandes zu überbringen, war vor allem nothwendig, den Waffen in Ungarn und überall in den nahegelegenen Grenzländern Ruhe zu gebieten. Wie daher Johann Zapolya vom Sultan alsbald den Befehl erhielt, von allen Feindseligkeiten abzustehen, so erließ auch Hieronymus von Zara am 21. Januar von Konstantinopel aus an den Feldhauptmann Katzianer ein Schreiben folgenden Inhalts:

Edler, gestrenger Herr Landshauptmann! Ohne Zweifel Ihr tragt gut Wissen, wie mich die Röm., Ungarische und Böhmische königl. Majestät, unser allergnädigster Herr, zu dem großmächtigen türkischen Kaiser Friedens halber geschickt hat und auch mich mit gewaltsamen und andern nothdürftigen Briefen genugsam versehen. Darauf laß ich Euch für wahr und endlich wissen, daß ich im Namen hochgedachter kön. Majestät mit vorgemeldetem großmächtigen türkischen Kaiser einen gütlichen, ehrlichen und langen Frieden gemacht und beschlossen habe. Auch wisset, daß gemeldeter großmächtiger Kaiser an allen seinen Grenzen an Wasser und am Land, die mit unserem allergnädigsten Herrn anstoßen, nämlich dem Pascha von Boßna, dem von Herzegowina und dem von Griechisch-Weißenburg und dem Herrn Aloys Gritti und Janusch Weyda (Zapolya) und allenthalben andern seinen Dienern und Grenzen, so er am Meere und am Lande hat, ernstlich befohlen und verschafft hat, gegen königl. und kaiserl. Majestät und auch päpstlicher Heiligkeit Unterthanen und Grenzen stille zu stehen, keinen Angriff oder Einfall zu Roß oder zu Fuß, am Wasser oder am Land nicht zu thun, sondern mit

ihnen nachbarlich, freundlich und gutwillig zu leben und zu handeln. Desgleichen hat gemeldeter großmächtiger türkischer Kaiser an mich begehrt, ich soll auf alle unsers gnädigsten Herrn Grenzen schreiben und zu wissen thun, desgleichen zu halten, leben und handeln, und insonderheit hat er begehrt, Euch durch die Boßna als einem Landshauptmann in Krain zu schreiben, nachdem daß hieher ein Ußkok kommen ist und angezeigt, wie daselbst aus Krain und Crobaten (Kroatien) ein Heer versammelt ist und auf Ubuigna einen Angriff gethan und noch weiter im Sinn gehabt zu ziehen und solche böse Mähre hätte schier den ganzen Frieden zerstoßen und verhindert. Allein der allmächtige Gott hat meinem gnädigsten Herrn so viel Gnade gegeben, daß ich ihn wiederum erhalten habe und zum Guten gebracht. Darauf Ihr habt hoch zu erwägen als ein verständiger Mann, daß solche böse Handlung und Anhetzen gar nichts werth ist und möchte königl. Majestät und ihren Landen und Leuten und ganzer Christenheit einen merklichen Schaden, Nachtheil und großes Blutvergießen bringen. Ist demnach im Namen der Röm. königl. Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, an Euch mein ernstlich Begehren als Ihrer Majestät Orator und meiner Person halber meine Bitte, Ihr wollet als ein Landshauptmann daselbst in Krain und Crobaten, Zeng und Sanct Veit am Pflaum ernstlich verschaffen und befehlen und insonderheit den crobatischen stolzen Grafen einbinden, daß jedermann zu Frieden soll sein und in unsers allergnädigsten Herrn Frieden und Handlung keine Irrung oder Angriff zu thun, damit Ihrer Majestät Land und Leute und ganzer Christenheit einen einigen Schaden bringen möchte, sondern mit gemeldetem Pascha von Boßna und allen andern des

großmächtigen türkischen Kaisers Grenzen friedlich, freundlich und gütlich leben und halten sollen, inmaßen und gestalt wie sie sich gegen Euch halten werden. Deß will ich mich im Namen königl. Majestät unsers allergnädigsten Herrn gegen Euch des christlichen, gütlichen, großnothdürftigen Friedens halber zu thun gänzlich versehen.

Auch wisset, daß der großmächtige türkische Kaiser einen Namhaftigen seinen Diener mit meinem Sohne Vespasiano unserm allergnädigsten Herrn zugeschickt hat, die werden auf Ragus und Sanct Veit am Pflaum zukommen. Demnach ist im Namen königl. Majestät an Euch mein Begehren und meinethalben meine Bitte, daß Ihr darob sein wollet, daß gemeldetem Türken große Ehre und Freundschaft bewiesen und auf dem Wege gefördert soll werden, damit er dem großmächtigen türkischen Kaiser den guten Willen und Freundschaft, so die königl. Majestät gegen ihn hat, anzeigen könnte, und dieweil sie wiederum hieher kommen, muß ich hier bleiben. Das habe ich Euch in guter Meinung nicht verhalten wollen. Dat. Konstantinopel den 21. Tag Januar. 1533.

Jeronimus von Zara Ritter,
Röm. Ungar. und Böhm. Majestät Rath und Orator.*)

Hieronymus von Zara vermuthete, wie aus diesem Schreiben hervorgeht, Katzianern wieder in seiner Landschaft Krain. Da ihm Alles daran gelegen war, daß der von Ragusa heraufkommende türkische Botschafter ehrenvoll aufgenommen werde, so erhielt im Fall der Abwesenheit Katzia-

*) Das Schreiben befindet sich in einer gleichzeitigen Abschrift im geheimen Archiv zu Königsberg, gedruckt bei Gevay II. 65. S. Valvasor III. 29.

ner's dessen Verweser oder Vitzthum in Laibach den Auftrag, das Schreiben zu erbrechen und die nöthigen Anstalten zu des Botschafters Empfang zu treffen. Er wandte sich deshalb noch besonders an die niederöstreichische Regierung mit der Aufforderung, dem Landshauptmann von Krain Katzianer auch ihrer Seits den Auftrag zu ertheilen, dem türkischen Botschafter alle mögliche Ehre zu erweisen.*)

Bevor indeß Katzianer dieses Schreiben und also Nachricht von dem Waffenstillstand erhalten, war er in Verbindung mit Sigismund Weichselberger an der Spitze der krainischen Ritterschaft und eines Aufgebots aus dem Lande ins Gebiet des Pascha von Bosnien eingefallen und unter Brand und Verheerung bis Udwin vorgedrungen. Eine Menge von Dörfern war auf dem Zuge ausgeplündert und niedergebrannt, große Viehheerden hinweggetrieben und eine ansehnliche Zahl von Türken erschlagen und gefangen genommen worden. „Noch nie", sagt ein Bericht, „war zuvor des Katzianer's Raub so groß, weshalb auch schier sein bloßer Name seitdem den Türken Furcht einjagte."**) Er war es also selbst gewesen, der den feindlichen Einfall in Bosnien veranlaßt hatte, über den der Sultan, wie wir in dem erwähnten Schreiben hörten, sich bitter beschwert und der die friedlichen Verhandlungen beinahe wieder rückgängig gemacht hatte. Als dies Hieronymus von Zara erfuhr, erließ er an Katzianer am 11. Februar von Konstantinopel aus ein neues Schreiben, worin er mit Beziehung auf seine frühere Mittheilung ihn im Namen des Röm. Königs aufs ernstlichste ermahnte, sich fortan nicht

*) Gevay II. 67.
**) Valvasor III. 29. IV. 449.

nur selbst aller Feindseligkeiten zu enthalten, sondern in möglichster Eile auch den Grafen in Kroatien und den Hauptleuten von Zeng und Fiume den Befehl zugehen zu lassen, jede Belästigung und Beraubung der Unterthanen des Großherrn einzustellen, zumal da dieser von neuem einen solchen Befehl an Aloys Gritti, an den Woiwoden Johann in Ungarn, an alle Paschas und andere Hauptleute habe ergehen und unter Todesstrafe jede Verletzung des Waffenfriedens verbieten lassen.*) Eine gleiche Aufforderung zur strengsten Waffenruhe erging auch an Franz Bathyan, Ban von Dalmatien, Kroatien und Slavonien, und an Ludwig Pekry von Petrowina, Landshauptmann von Slavonien.**)

Seitdem herrschte in Ungarn und den Grenzlanden überall friedliche Ruhe. Es begannen nun im März von neuem Friedensunterhandlungen zwischen dem Röm. Könige und Johann Zapolya, um wo möglich über den Besitz Ungarns eine Ausgleichung zu vermitteln. Sie wurden zu Preßburg geführt. Außer den beiden Freiherren Sigismund von Dietrichstein, Sigismund von Herberstein und dem Vicedom von Niederöstreich, Markus Beck von Leopoldsdorf, als deutschen Bevollmächtigten, hatte Ferdinand auch seinen Rath, den Freiherrn Katzianer, dem er dabei ganz besonderes Vertrauen schenkte, mit auf den Verhandlungstag nach Preßburg gesandt.***) Die Verhandlungen

*) Das Schreiben bei Gevay II. 72 ist in italienischer Sprache.

**) Gevay II. 74.

***) In einem Diplom vom 9. Mai 1533 nennt ihn Ferdinand „unsern lieben Getreuen, unsern Rath und obersten Feldhauptmann unserer niederöstreichischen Lande.“

aber konnten lange Zeit schon deshalb keinen ersprießlichen Fortgang gewinnen, weil man von dem mit dem Sultan abgeschlossenen Waffenstillstand noch keine sichere Nachricht hatte, und vielmehr gegen das darüber verbreitete Gerücht um so mehr Mistrauen hegen zu müssen glaubte, da man erfuhr, der Sultan habe Zapolya aufgefordert, seine Botschafter nach Konstantinopel zu senden, um erst in Beisein und im Verein mit ihnen wegen des Friedens mit Ferdinand's Gesandten zu unterhandeln. Als dann der Röm. König seine Bevollmächtigten in Preßburg von dem wirklichen Abschlusse des Waffenstillstandes näher unterrichtete und die Nachricht von der Sendung des türkischen Botschafters nach Wien bei ihnen anlangte, hielten sie es für rathsam, die weitern Verhandlungen mit den Bevollmächtigten Zapolya's aufzugeben; sie eilten auf Ferdinand's Aufforderung nach Wien, um dort die näheren Friedensbedingungen des türkischen Botschafters zu vernehmen. So löste sich der Verhandlungstag zu Preßburg ohne Erfolg wieder auf.*)

Der türkische Gesandte ward am wiener Hofe mit großer Feierlichkeit empfangen.**) Als er die Bedingungen des Beifriedens mittheilte, wurden die anwesenden Ungarn besorgt, daß das ungewöhnliche Begehren der Schlüssel von Gran nicht nur den Verlust dieser wichtigen Stadt, sondern von ganz Ungarn zur Folge haben könne. Ferdinand indeß beruhigte sie durch die Erklärung: es sei mit dem

*) Vgl. die verschiedenen Schreiben der Commissarien Ferdinand's und deren Berichte aus Preßburg an ihn im März 1533 bei Gevay II. 84—97.

**) Isthuanfi 194.

Darbringen der Schlüssel nicht die Uebergabe der Stadt, sondern nur eine Huldigung gemeint, und Ibrahim, der Großwezir, habe auch einen großen Eid geschworen, daß man ohne Trug nur die Schlüssel, nicht die feste Stadt begehre. Nach einigen Tagen ward Cornelius Schepper mit Ferdinand's Antwort, den Schlüsseln von Gran und einem Schreiben des Kaisers Karl, worin dieser sich beim Sultan für seinen Bruder verwandte, daß ihm Ungarn gelassen werden möge, als Botschafter nach Konstantinopel abgesandt, gerade in derselben Zeit, als man in Krakau einem Kaufmanne die alte ungarische Krone insgeheim als Pfand gegen eine Summe von 2000 Gulden anbot, der aber, wie er sich ausdrückte, „das alte Ding, das nicht große Schätze werth sei," von sich wies.*)

Gegen Ende des Mai kam Ferdinand's Botschafter in Konstantinopel an, und Hieronymus von Zara überreichte dem Großwezir die Schlüssel Grans nebst Ferdinand's prächtigen Geschenken. Ibrahim's Stolz und Uebermuth war damit befriedigt; lächelnd winkte er dem Darbringenden zu, er möge die überreichten Schlüssel behalten; die dargebotenen Geschenke aber nahm er wohlgefällig an. Darauf begannen Unterredungen und Verhandlungen, an denen es nicht an Ausbrüchen des Stolzes und grenzenloser Anmaßung von Seiten des übermüthigen Türken und nicht an mancherlei Demüthigungen und Erniedrigungen für den Röm. König, selbst auch nicht für den Kaiser fehlte, bis man endlich in den Hauptbedingungen übereinkam: König Ferdinand solle in Ungarn behalten, was er eben besitze;

*) Schreiben des Jobst Diez an Herzog Albrecht von Preußen; d. Krakau 21. April 1533.

könne er sich mit Zapolya vergleichen, so wolle der Sultan den Vergleich bestätigen. Aloys Gritti solle beauftragt werden, die Grenzen der Gebiete Ferdinand's und Zapolya's genau festzustellen. Der Sultan wolle fortan Freund der Freunde und Feind der Feinde des Königs Ferdinand sein, und wolle der Kaiser Karl ebenfalls Friede, so möge er eine Botschaft an die hohe Pforte senden.*)

Wenige Tage darauf ward den Gesandten eine Audienz gewährt. Vom Großwezir unterrichtet, wie sie zum Großherrn sprechen sollten, redeten sie ihn in folgender Weise an: „König Ferdinand, Dein Sohn, hält all Deine Habe und Gut für das Seinige und all das Seinige für das Deinige, dieweil Du sein Vater bist. Er wußte nicht, daß Du das Königreich Ungarn für Dich behalten wollest, sonst hätte er nie darin gekriegt. Da Du aber, sein Vater, es zu haben wünschest, so wünscht er Dir Glück dazu und Gesundheit, indem er nicht zweifelt, daß Du als sein Vater ihm zu diesem Reiche und anderen verhelfen wirst." Darauf sprach der Sultan: „Der Padischah gewährt euch den Frieden, den sechs andere Botschafter vor euch nicht erhalten konnten. Er gibt euch denselben nicht auf sieben oder fünfundzwanzig oder hundert Jahre, sondern auf zweihundert, dreihundert oder auf ewig, wenn ihr denselben nicht brecht. Der Padischah wird sich gegen König Ferdinand als seinen Sohn benehmen; des Padischah Länder und Leute sind seines Sohnes Ferdinand und die Ferdinand's seines Vaters. Der Königin Maria gibt der Padischah ihr Heiratsgut und was sie in Ungarn besessen."

Das war der demüthigende Friede, den das Haus Oest-

*) Hammer III. 139.

nich mit dem stolzen Christenfeind schloß, für den Cornelius Schepper, im Namen der Königin dankend, dem Sultan die Hand und Hieronymus von Zara das Kleid küßte, von welchem aber Ferdinand's Secretär sagte: „man wisse nicht, was man zur Schlaffheit des Kaisers und Ferdinand's sagen solle, die früher sich so großer Dinge gerühmt und nun so demüthig bittend den Frieden erbettelt."*)

Erst im September des Jahres 1533 kehrten Ferdinand's Botschafter nach Wien zurück, um ihrem Herrn, dem Röm. Könige, „den mit dem türkischen Kaiser aufgerichteten guten Frieden," wie sie ihn nannten, zu überbringen. Ferdinand machte hierauf seinen Unterthanen und insbesondere den geistlichen und weltlichen Behörden und dem ganzen Fürstenthum Krain den Frieden bekannt, und gebot bei strengster Strafe an Leib und Leben ihn aller Orten aufs pünktlichste zu beobachten und durch keine Gewaltthat zu verletzen.**) Und dennoch ruhten in Ungarn und Siebenbürgen die feindlichen Waffen noch keinesweges.

Noch im Herbst des Jahres 1533 veranlaßten die Parteikämpfe den Röm. König einen neuen Kriegshaufen nach Ungarn zu senden, der die Kräfte seiner Anhänger vermehren und ihren Muth aufrecht halten sollte. Er betrug zwar nur etwa 4000 Mann Fußvolk und Reiterei; an seine Spitze stellte Ferdinand wiederum den obersten Feldhauptmann Katzianer, begleitet von zwei Grafen und

*) Schreiben des königl. Secretärs Franz, d. Buda 14. März 1533.

**) Die Bekanntmachung in Krain vom 1. October 1533 bei Gevay II. 153.



einigen Freiherren.*) Um falschen Deutungen dieser Maßregel vorzubeugen, ließ Ferdinand den wegen des geschlossenen Friedens nach Wien berufenen ungarischen Herren die offene Erklärung geben: die mit reifem Bedacht beschlossene und angeordnete Sendung des obersten Feldhauptmanns Katzianer mit einigem Kriegsvolke nach Ungarn solle seinem Anhange nur feste Hoffnung und größeres Vertrauen einflößen; der König setze Alles, was nöthig sei, mit Eifer und Thätigkeit in Bereitschaft, um Alles zu erhalten und zu behaupten, was ihm anerkannt zugehöre, wie es der Inhalt des Friedens auch ausweise, woraus zugleich folge, daß, wenn Johann (Zapolya) — obgleich er vom Könige dazu nicht herausgefordert sei und auch nicht werden solle — etwas mit Gewalt oder Schlauheit und Eifersucht gegen den Frieden vornehmen wolle, der König ihm auch zeitig Widerstand entgegenstellen könne. Dem zwischen dem Könige und dem türkischen Kaiser geschlossenen Frieden sei jedoch diese Kriegsmaßregel in keiner Weise entgegen, vielmehr solle sie zur kräftigeren Ausführung und Aufrechthaltung der Friedensbedingungen dienen.**)

So rückte Katzianer in großer Eile mit seinem Kriegshaufen wieder in Ungarn ein. Man wunderte sich über diesen neuen Kriegszug mitten im Frieden, denn nur Wenige kannten Ziel und Zweck. „Wie jetzt die ungarischen Händel stehen", schrieb man dem Herzog Albrecht von Preußen aus Polen, „so sind ihrer gewißlich wenige, die ihren eigentlichen Grund wissen. Diesen October hat König

*) Schreiben des Jobst Diez an den Herzog von Preußen, d. Petrikau 15. Nov. 1533.

**) Gevay II. 152—153.

dinand den Katzianer mit neuem Volke nach Ungarn gesandt. Was aber sein Fürnehmen ist, ist bei uns noch nicht offenbar. Er ist stracks über das Gebirg gezogen, bis in die Leuts*) gekommen, hat aber niemanden nichts gethan, nur ein festes Haus durch einen Anschlag etlicher Wallachen eingenommen. Es sieht ihm gleich, als ob ein Zug nach Siebenbürgen gerichtet wäre; die Zeit gibt's zu erkennen, denn jetzt lange zu feiern, ist nicht Zeit."**) Bald darauf aber meldet derselbe Berichterstatter: „Katzianer liegt nun schon an vier Wochen mit 800 gerüsteten Pferden stille. Gritti soll täglich nach Ungarn kommen und versuchen, ob er die zwei Könige vertragen könne, wo nicht, so haben sie schon bei sich beschlossen, was zu thun ist; man vermuthet sich Krieges."***)

Katzianer verweilte in Ungarn bis in den März des Jahres 1534. Wir hören indeß nichts von irgend wichtigen Ereignissen, in welche er thätig mit eingegriffen hätte. Ohne Zweifel ging die Zeit ohne bedeutende Veränderungen in der Stellung der Verhältnisse vorüber. Aloys Gritti, der den Frieden zwischen Ferdinand und Zapolya vermitteln sollte, war um diese Zeit viel zu sehr mit anderweitigen Dingen beschäftigt, als daß er sich um die Ausgleichung dieser Streitsache vorerst hätte bekümmern können. Da nun aber der mit Johann Zapolya abgeschlossene Beifriede nur noch bis zum letzten April 1534 dauerte, so wandte sich Gritti an Katzianer mit der Anfrage: ob er

*) Ohne Zweifel Leutsau südlich von Kesmark.

**) Schreiben des Jobst Diez an Herzog Albrecht von Preußen, d. Petrikau 15. Nov. 1533.

***) Derselbe an denselben, d. Krakau 3. Dec. 1533.

den Waffenstillstand fortan noch zu beobachten gedenke? Natürlich konnte Katzianer darüber nicht selbst entscheiden und übersandte Gritti's Anfrage an den König, ward darauf aber noch im März aus Ungarn zurückberufen, weil Ferdinand sich mit ihm in Wien erst näher berathen wollte.*) Um für die Aufrechthaltung des Beifriedens mitzuwirken, veranstaltete auch Hieronymus Lasky, der bisher auf der Seite Zapolya's immer schon in die Friedensverhandlungen thätig mit eingegriffen hatte, eine persönliche Zusammenkunft mit Katzianer in dem Orte Felck unfern der polnischen Grenze, wo sich beide vorläufig über die Verlängerung des Waffenstillstandes auf unbestimmte Zeit vereinigten, sodaß, wenn ein Theil ihn aufkündigen wolle, solches ein Monat zuvor geschehen solle. Dies wurde dann auch, nachdem Katzianer in Wien angelangt war und Ferdinand seine Genehmigung ertheilt hatte, dem Zapolya fest verbürgt und zugesichert. Katzianer faßte jetzt neue Hoffnungen zu einer günstigen Entscheidung für seinen Herrn, sei es auf friedlichem Wege, da Ferdinand kurz zuvor von neuem seinen Botschafter Cornelius Schepper mit Vollmacht zu Friedensverhandlungen an den Sultan gesandt hatte,**) sei es auf dem Wege des Krieges, denn es verlautete, daß ihm im Fall des Krieges die Böhmen eine Hülfsmacht von 14,000 Mann Fußvolk und 600 Reiter auf ihre Kosten in sechs Monaten ausgerüstet zu stellen zugesagt haben sollten.***)

*) Isthuanfi 195.

**) Gevay II. 95—96.

***) Bericht des Propstes Johannes Lasky aus Kesmark vom 27. März 1534. Jobst Diez meldete dem Herzog von Preußen

Bald schienen auch wirklich die Waffen die Entscheidung geben zu müssen. Aloys Gritti war endlich, nachdem er lange großsprecherisch geprahlt, daß in seiner Hand Krieg und Friede liege, im Sommer nach Ungarn gekommen, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen und die Grenzen des Besitzstandes zwischen Ferdinand und Zapolya festzustellen. Allein in Siebenbürgen war er mit dem dortigen Gubernator Emrich Czibak in Streit gerathen, hatte ihn überfallen und enthaupten lassen. Darüber brach dort Krieg aus, denn Czibak's Freunde, an ihrer Spitze Stephan Mailath, einer seiner wärmsten Anhänger, erhoben sich zur Rache. In kurzer Zeit stand gegen Gritti's Heerschar von nur 11,000 Mann eine feindliche Streitmacht von 40,000 Mann da und kaum hatte jener in Medias, wohin er sich mit den Seinen geflüchtet, die ersten Vertheidigungsanstalten getroffen, als Mailath vor der Stadt erschien und sie rings umlagerte. Vergebens rief Gritti seine Freunde um Rettung an; auch Zapolya ließ den hochgestiegenen, ihm bereits gefährlichen Diener ohne Hülfe; selbst das Anerbieten großer Geldsummen für freien Abzug und Mittel der Bestechung verfehlten ihre Zwecke. Durch verrätherische Moldauer bei einem Ausfalle gefangen, ward Gritti in Mailath's Hände überliefert und auf dessen Befehl mit seinen beiden Söhnen hingerichtet *). Ein Türke mußte ihm den Kopf abschlagen.

---

aus Krakau am 4. Mai ebenfalls: „In Ungarn ist Anstand zwischen dem Katzianer und Herrn Lasky gemacht auf eine Zeit.

*) Bei diesen Kriegshändeln wurde auch der Markgraf Georg von Brandenburg seines Schlosses Huniad in Ungarn, worauf er einen Burggrafen hatte, beraubt; es wurde erobert.

Die Gährung der Parteien erhob sich nun von neuem*). Mehre Große Ungarns, die man der Theilnahme an Cziback's Mord beschuldigte, wurden verfolgt; auch Hieronymus Lasky entging der Anklage der Mitschuld nicht und wurde in Ofen eingekerkert**). Vergebens suchte sein Bruder Johann Lasky bei Zapolya seine Befreiung zu bewirken, denn die Anhänger des Letztern drohten, ihn sofort zu verlassen, wenn er den Gefangenen frei gebe; und als dann endlich Lasky durch die Verwendung der Könige von Frankreich und Polen und auf die Bitte des Palatins von Tarnow, bei dem einst Zapolya auf seiner Flucht nach Polen gastfreundschaftliche Aufnahme gefunden, aus seinem Kerker entlassen wurde, trat er alsbald durch Katzianer's Vermittlung zu Ferdinand's Partei über; seinem Beispiele aber folgten auch andere bisherige Anhänger Zapolya's, namentlich auch Ferdinand's alter Gegner, der Bischof Erdödy von Agram***). Nur in Siebenbürgen behielt noch Zapolya die Oberhand.

In Oberungarn standen die Parteien beider Könige fort und fort einander in Kämpfen gegenüber; das Land unterlag schrecklichen Drangsalen, ohne daß die Parteifehden irgend eine Entscheidung brachten. Wie heillos dort noch der Zustand der Dinge war, mag schon der eine Umstand beweisen, daß der Freiherr Leonhard von Fels, Ferdinand's Hauptmann, eines Tages nicht weniger als zweiunddreißig Wagen auffing, die der alte ungarische Kronhüter Peter Pereny mit schönen Knaben, Mädchen

*) Isthuanfi 196 f.

**) Ders. 201.

***) Engel IV, 45.

und jungen Frauen beladen hatte, um sie in die Türkei zu schicken und seinen Sohn aus der türkischen Gefangenschaft damit zu lösen *).

Theils weil Ferdinand's Partei in Oberungarn neuer Hülfe bedurfte, theils auch weil er fürchtete, daß der Sultan, sobald ihn sein schwerer Krieg mit Persien nicht mehr beschäftige, seine Waffen wieder nach Ungarn wenden werde, um Zapolya's Partei aufrecht zu erhalten, eilte er im Herbst des Jahres 1534 ein neues Heer ins Feld zu stellen. An die Spitze eines Theiles desselben stellte er wieder den obersten Feldhauptmann Katzianer; er sollte nördlich hinauf an die Karpaten ziehen und sich vorerst bei Kesmark lagern, um von da weiter in Oberungarn einzubrechen. Den andern Theil sollte Wilhelm von Roggendorf nach Ofen führen **). Der Sultan war allerdings durch Gritti's, seines alten, eifrigen Dieners, Ermordung sehr erbittert und unterließ nicht, sich bei Ferdinand darüber mit Ernst und Nachdruck zu beklagen ***); unter andern Verhältnissen würde er gewiß auch nicht versäumt haben, den Frevel mit dem Schwerte zu rächen. Sein Krieg mit Persien aber nahm bis in den Winter des Jahres 1534 und 1535 seine Thätigkeit viel zu sehr in Anspruch; auch waren dort seine Verluste durch den Feind wie durch die Pest so bedeutend, daß er vorerst auch schon deshalb in Ungarn keinen Krieg wünschen konnte. Er schrieb daher von Bagdad aus einen Brief zur Befe-

*) Mailath Geschichte von Oestreich II. 40.

**) Schreiben des Johann Lasky, d. Kesmark 20. October 1534.

***) Hammer III. 156.

stigung des Friedens an Ferdinand, worin er diesen aufs neue seiner Freundschaft und Gewogenheit versicherte *).

Nun fanden zwar seit dem Anfange des Jahres 1535 von neuem in Wien wiederholte Verhandlungen wegen Abschluß eines förmlichen festen Friedens statt und beide Könige schienen auch jetzt mehr als je zu einer friedlichen Ausgleichung geneigt, denn theils fürchtete Zapolya, der Sultan werde, sobald ihn sein Krieg mit Persien nicht ferner mehr hindere, sofort in Ungarn einbrechen und sich des Landes selbst bemächtigen, theils mahnte auch der Papst Urban III. beide Theile zu einem friedlichen Einverständniß, „um mit gemeinschaftlichen Kräften zu widerstehen, wenn der Sultan, durch Gritti's Tod erzürnt, Ungarn aufs neue angreifen sollte **).

Allein während der Friedensverhandlungen, die sich in Wien bis in den August ohne bestimmten Erfolg hinzogen, kämpften die Grenzobersten unausgesetzt gegen einander, denn dergleichen Streifzüge und Raufereien galten für keine Verletzung des Beifriedens. Man fiel hinüber und herüber ins feindliche Gebiet, raubte und plünderte, brannte und mordete so lange, bis ein stärkerer Feind erschien, der die Plünderer zurücktrieb und durch einen Kampf dem Unwesen Grenzen setzte. Es scheint, daß im Sommer dieses Jahres selbst Katzianer an diesen Fehden mit Theil genommen; es verbreitete sich wenigstens die Nachricht, daß Katzianer in einem Treffen mit den Türken an den Grenzen von Kärnten und Krain nicht nur einen großen Verlust erlitten habe, sondern auch selbst im Kam-

*) Buchholz Urk. Band S. 63.
**) Ders. IV. 141.

ße gefallen sei *). Während dieser Kriegsfehden waren die Verhandlungen zwischen dem Römischen Könige und Zapolya's Bevollmächtigten trotz aller Bemühungen zum Frieden endlich doch nur dahin gediehen, daß man den Waffenstillstand abermals bis zum 1. März des Jahres 1536 verlängerte **).

Das Jahr 1536 begann indeß mit Ereignissen, die nichts weniger als Friede erwarten ließen. Der Sultan war nach anderthalbjähriger Abwesenheit im Kriege mit Persien in den ersten Tagen des Januars nach Konstantinopel zurückgekehrt. Das erste Friedensgeschäft des Großwezirs Ibrahim war der Abschluß eines Handelstractats mit Frankreich, wodurch die Interessen dieses Reiches mit denen der Pforte noch enger als bisher verschlungen und das Freundschaftsband zwischen Franz I. und Soliman noch fester geknüpft wurde. Selbst Zapolya gewann an dem französischen Gesandten Forest, der dieses Bündniß abschloß und beim Großherrn großes Vertrauen genoß, bei der Pforte eine neue Stütze. Aber es war auch die letzte wichtige Handlung, mit welcher der mächtige Großwezir in die Regierung Soliman's eingriff. Sein Stolz und Uebermuth hatten sich längst überschlagen. Seit er nach der Rückkehr aus Persien den stolzen Titel „Serasker-Sultan" sich angemaßt und unter diesem Namen Tagesbefehle ans Heer ergehen ließ, war beim Sultan Argwohn und Mistrauen gegen den gewaltigen Günstling erwacht. Es bedurfte jetzt bei ihm nur noch des Schreckbildes eines

*) Diese Zeitung erhielt Luther in einem Briefe des D. Wenceslaus Link aus Nürnberg Dienst. nach Visitat. Mariä 1535.

**) Bucholtz, IV. 145. Engel IV. 44.

Traumes, um den Großwezir vom Gipfel seines Glückes und seiner Macht herabzustürzen. Am Morgen des 15. März fand man ihn im Serai in des Sultans Schlafgemach, wo er mit diesem zu schlafen pflegte, ermordet *). Sein Nachfolger war der bisherige zweite Wezir, der Albanese Ajaspascha, ein gerechter und nicht geldgieriger Mann. Allein ungeachtet seiner Liebe zum Frieden begannen im türkischen Reiche bald nach seiner Erhebung wieder neue kriegerische Rüstungen. Der Römische König erhielt auch bald darauf aus Venedig die Nachricht, der Sultan bereite einen neuen Angriff gegen Ungarn vor. „Das läßt genug vermuthen," schrieb er seiner Schwester Maria, „daß der Woiwode (Zapolya) gutes, geheimes Verständniß mit dem Türken hat und daß, was er durch seine Botschafter handeln ließ, nur eine erdichtete und verstellte Sache war, wobei man auch nicht zweifeln kann, daß die französischen Umtriebe und Practiken nicht gespart sind, um alle Zeit das Schlimmste, was sie können, zu thun **)."

Allerdings wirkten die französischen Umtriebe, die Aufhetzungen des Königes Franz von Frankreich an der Pforte gegen das Haus Oestreich schon längst sehr merklich auf die Verhältnisse im Osten und namentlich auch in Ungarn ein ***). Ueberdies war trotz des Abfalles mancher mächtiger Parteiglieder Zapolya's dessen Anhang in Siebenbür-

---

*) Isthuanfi 208 gibt als Grund verrätherische Umtriebe des Großwezirs gegen den Sultan an.

**) Bucholtz IV. 147.

***) Isthuanfi 147. Raumer Geschichte Europa's I. 441.

gen immer noch im Uebergewicht und auch dort lag Ferdinand's Feldoberster Balthasar Banffy, den der König der Stadt Hermannstadt zum Schutz gegen Zapolya's Partei gesandt, mit dem Feldherrn Zapolya's, Gotthard Kun, in offener Kriegsfehde. Man war von vielen Seiten her bemüht, zwischen den beiden Gegnern wo möglich einen festen Frieden zu vermitteln. So sandte unter andern der Kurfürst Joachim von Brandenburg einen Botschafter an „seinen Schwager und Oheim König Johann von Ungarn" mit dem Erbieten, „wenn es ihm angenehm und erwünscht sei, mit einigen andern Herren und Freunden eine Vermittlung zwischen ihm und dem Könige Ferdinand einzuleiten, in der Hoffnung, die obwaltende Irrung völlig beizulegen, oder es doch wenigstens zu einem friedlichen Anstand zu bringen." Johann ließ ihm auch antworten: „an ihm solle es nicht fehlen, Friede und Einigkeit wiederherzustellen, sobald nur billige und der Sache dienliche Mittel, die annehmlich und nicht unehrlich wären, in Vorschlag gebracht würden *)." Ferdinand erklärte sich auch selbst zur Verständigung und zum Frieden mit seinem Gegner geneigt, „sobald ein solcher nur ehrbar, billig und einigermaßen vernünftig" zu erlangen sei **). Allein darüber eben, was jeder von Beiden annehmlich und billig, ehrbar und rechtlich nannte und von seinem Gegner fordern zu dürfen glaubte, konnte man sich trotz aller Bemühungen zur Ausgleichung auf keine Weise verständigen. Auch der Kaiser bot jetzt seine Vermittlung

*) Schreiben des Kurfürsten Joachim an den Herzog von Preußen, d. Köln a. d. Spree Freit. nach Quasimodog. 1536.

**) Bucholtz IV. 146.

an und sandte im Mai den Erzbischof von Lund, Johannes von Weze, an Zapolya, der zu Waradein mehre Monate mit ihm in Unterhandlung stand, eine Zeitlang nicht ohne Hoffnung zu einer gegenseitigen Sühne. Allein Hieronymus Lasky, der die Verhältnisse tiefer durchschaute, erklärte offen: er zweifele jetzt mehr als je an jeder friedlichen Verständigung; der türkische Kaiser wirke ihr insgeheim auf alle Weise entgegen; er rüste bereits zu Wasser und Land zu einer neuen Kriegsunternehmung, wozu ihn auch der König von Frankreich antreibe *). In der That erlangte auch der Erzbischof von Lund, nachdem er lange Zeit mit Friedenshoffnungen hingehalten war, zuletzt nichts weiter, als eine abermalige Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum April des Jahres 1537 **).

Während dieser Verhandlungen ward in Oberungarn unter den beiden Parteien fort und fort mit abwechselndem Glücke gekämpft. Zapolya's Anhang aber gewann in diesen Kämpfen doch immer mehr an Ausdehnung. Tokay wurde mit Gewalt genommen; dann ging im December 1536 auch das wichtige Kaschau durch Verrätherei auf folgende Weise an Zapolya's Partei über ***).

---

*) Schreiben des Hieron. Lasky an den Herzog v. Preußen, d. Kelze, 18. Juli 1536.

**) Bucholtz IV. 148.

***) Man mag hier diese Episode über die Einnahme von Kaschau erlauben, da Mailath in seiner Geschichte der Magyaren IV. 7. ausdrücklich sagt, daß die verschiedenen Berichte der ungarischen Schriftsteller darüber es ihm nicht möglich gemacht hätten, auszumitteln, was wahr sei. Der obigen Darstellung liegt ein Bericht eines Augenzeugen zum Grunde, der eben damals von Kaschau abgereist war und den Verlauf der Sache zu Leutschau

Die Kaschauer hielten unter einem ihrer Thore einen machtsamen Wächter und hatten schon seit einiger Zeit das Geschütz von ihren Mauern, Thürmen und Thoren hinweggebracht, gleich als wenn es Friede wäre. Durch jenes Thor aber schlich sich ein Mensch ein, mit Namen Liehi Martan, ein Diener Peter Pereny's, der sich vom Könige Johann hatte erkaufen lassen, um ihm die Stadt zu verrathen. Mit diesem Plane, zu dessen Ausführung er auch einige Räthe und Bürger gewonnen, ging er schon seit einem halben Jahre um. Nun hatten einige Hauptleute Ferdinand's etwa vier Meilen von Kaschau einige Castelle erbaut und Zapolya's Anhänger hatten in ihrer Nähe bisher schon oft mit jenen Hauptleuten Scharmützel gehabt, wodurch die Kaschauer gewohnt worden, zuweilen einige Kriegshaufen nicht fern von ihren Mauern zu sehen. Da zog eines Tages Liehi Martan an der Spitze von drei- bis vierhundert Husaren in die Nähe der Stadt und erschien am Morgen um acht Uhr mit etwa zwanzig Pferden an den Schranken, verlangend, in die Stadt eingelassen zu werden. Die Wächter, deren dort ungefähr fünf waren, verweigerten ihm dies, zeigten es aber dem Richter an, der die Einlassung bewilligte. Als nun die Schranken geöffnet wurden, zogen die Reiter ein, jedoch nur bis an eine Brücke, kehrten dann wieder um und schlugen sämmtliche Thorwächter todt. Jetzt stürmten aber auch die andern bisher versteckt gewesenen Reiter heran, denn es war so starker Nebel, daß man sie erst wahr-

---

am 10. December 1536 schriftlich abfaßte. Er sandte den Bericht nach Polen, von wo er durch Antonius Zema an den Herzog Albrecht von Preußen gelangte.

nahm, als sie schon am Thor waren. Sie sprengten in vollem Rennen in die Stadt, und wen sie in den Straßen fanden, gegen 40 bis 50 Menschen wurden von ihnen niedergestoßen. Das Stadtvolk that sich zwar schnell zu einem großen Haufen zusammen, um die feindlichen Reiter wieder aus der Stadt zu vertreiben; allein der Richter begab sich in aller Eile zu dem in der Stadt liegenden Hauptmann Harbart Ferenz und gebot überall dem zusammenströmenden Volke Ruhe und Friede. Dessenungeachtet blies der Thürmer Gewalt und ließ die Sturmglocken läuten. Der Verräther Ließi Martan aber hatte, dies vorausahnend, bereits früher dem Thürmer einen jungen, starken Menschen in die Lehre gegeben, diesen jedoch mit der nöthigen Anweisung in Betreff seines verrätherischen Planes versehen. Jetzt gab er ihm das verabredete Zeichen, worauf dieser den einen Thürmer erwürgte und den andern vom Thurme herabstürzte. Es gelang hierauf den Bemühungen des Richters und des Hauptmanns Harbart Ferenz das Volk in Ruhe zu bringen, zumal da die Bürgerschaft mehr aus Ungarn als aus Deutschen bestand. Der Rath leistete darauf dem Könige Johann die Huldigung. „Aber nach dem Honig haben auch die Bienen gestochen.“ Nachdem die eingedrungene Reiterschar das Rathhaus in Besitz genommen und die Schlüssel der Stadt einem gewissen Thomas Sego (oder Thomas Schneider, einem Ungar, den sie zum Rathsherrn erhoben) überliefert hatten, wurden alsbald von den Wallachen, die unter den Reitern waren, die Thore besetzt. Man ließ Niemand aus noch ein, außer die Weiber aus der Vorstadt, welche Brot hineinbrachten. Alsdann ließ der Hauptmann die ganze Bürgerschaft wehrlos

machen, so daß ein Bürger kaum ein Brotmesser im Hause haben durfte. Alle Kaufgewölbe wurden versiegelt. Die Nacht hindurch mußten die Bürger, aber wehrlos, im Zwinger die Wache halten; die Wallachen hielten sie in der Stadt. Währenddeß besuchten die Reiter der Bürger Weiber und Töchter; keiner von diesen war mehr Herr in seinem Hause. Nur einige Ungarn blieben verschont, die aber wahrscheinlich alle mit an der Verrätherei Theil hatten. Kaschau war, wie man sagte, seit hundert Jahren nicht so reich mit Gütern angefüllt gewesen wie jetzt, denn Freunde und Feinde hatten ihre Habe und die Reichsten ihre Schätze dahin geflüchtet. Es sollen 10,000 Kufen Wein in der Stadt gewesen sein und ebenso reich war sie mit Lebensmitteln, Pulver, Salpeter und Geschütz versorgt. Alle diese Güter der Edelleute wurden geplündert; der Schatz des Einen, Namens Scheredi, betrug allein 80,000 Gulden, ohne die Kleinodien und vieles Andere. Das Geld wurde in Pickelhauben ausgetheilt. Güter und andere Vorräthe brachten sie auf ihre nahe liegenden Schlösser und Flecken; nur was in den Gewölben und Lagern versiegelt war, blieb in der Stadt.

So gingen einige Tage hin. Darauf sandte der Hauptmann einen vornehmen kaschauer Bürger nach Eperies, Bartfeld und Leutschau mit der Auffoderung, auch diese Städte sollten sich dem Könige Johann ergeben; sie ließen aber antworten, „daß sie Leib und Gut bei einander lassen wollten.“ Täglich strömte noch mehr Kriegsvolk des Königes Johann nach Kaschau hin; allein man ließ immer nur drei und drei Mann in die Stadt ein, denn keiner von den Ungarn traut dem andern. Die um die Stadt liegenden Husaren plünderten die Vorstädte und

beraubten die armen Leute so arg, daß, wenn Jemand auch nur ein paar Stiefel hatte, so zogen sie sie ihm aus. Wer aus Kaschau wegzog, kam nie unberaubt davon. „Es ist zu erbarmen," sagt der Bericht am Schlusse, „daß eine solche gewaltige, königliche Stadt, die der Schlüssel des ganzen Landes ist, so jämmerlich von einem solchen kleinen, nackten und bloßen Volk hat eingenommen werden müssen. Die Räuberei ist so groß, daß Niemand mehr sicher ist. Die Ferdinandischen Edelleute, denen man in Kaschau ihre Güter genommen, ziehen nun auf allen Straßen umher, rauben und plündern, was ihnen in die Hände kommt."

Kaschau, wie der Bericht es nennt, der Schlüssel des ganzen Landes, war für König Ferdinand ein viel zu wichtiger Punkt, als daß er nicht sofort kräftige Mittel hätte aufbieten sollen, sich desselben wieder zu bemächtigen.

Leonhard von Fels erhielt von ihm den Auftrag, den wichtigen Platz dem Feinde wieder zu entreißen, und ward mit einem deutschen Heerhausen nebst einer Schar ungarischer Husaren zunächst in die nördlich von Kaschau liegende Landschaft Saros gesandt. Dort zog er meist siegreich von einer Stadt zur andern, überall auf gleiche Weise raubend und plündernd, denn nur durch Raub und Beute konnte in dem verheerten Lande das Kriegsvolk erhalten werden, aber auch nicht ohne Kämpfe mit Zapolya's Heerhaufen, die dieser zur Verstärkung seiner Partei dorthin geführt hatte. Fast kein Tag ging vorüber, an dem sich nicht die feindlichen Haufen begegneten; aber das Glück blieb meist bei den Waffen Leonhard's von Fels; Tokay wurde von ihm wieder genommen und eben war er auf dem Zuge, um sich auch Kaschaus wieder zu bemächtigen,

als ihn Ferdinand wegen des zwischen ihm und Zapolya geschlossenen Friedens zurückrief *).

In gleicher Weise wurde im Verlaufe des Jahres 1536 der kleine Krieg trotz des bestehenden Waffenstillstandes zwischen Ferdinand's Heerhaufen und den Türken in den südlichen Nachbarlanden Ungarns, in Slavonien, Kroatien und Bosnien geführt. Bald brach der Statthalter von Bosnien, Chosrew-Beg, oder der Statthalter von Semendra, Mahomed Jahjaogli, mit ihren räuberischen Heerhaufen in Ungarn und die nahen Grenzgebiete, bald der Sandschak von Verbosa, Murad, in die Grenzen Dalmatiens ein und zwar in solcher Ausdehnung, daß Mahomed Jahjaogli auf seinen Streifzügen nach und nach nicht weniger als dreißig auf Ferdinand's Gebiet gelegene kleine Schlösser einnahm. Er hatte entschieden den Plan, sich der ganzen Landschaft von Possega zwischen der Save und Drau zu bemächtigen **) und über Slavonien und Kroatien vielleicht bis nach Dalmatien und an das Meer vorzubringen, wozu ihm ein streitlustiges und raubsüchtiges Kriegsvolk, welches ohne Sold, nur um Plünderung und Beute diente, in reicher Zahl zu Gebot stand. Es ging daher seit langer Zeit kein Tag vorüber, an dem nicht dort in den Grenzlanden von neuem christliches Blut floß und Scharen christlicher Gefangenen in die türkischen Lande hineingeschleppt wurden.

---

*) Isthuanfi 204—205.

**) Ders. 208. Hammer IV. 188. 189. Bucholtz V. 99.

Viertes Capitel.

So lag das unglückliche Ungarn nun schon über zehn Jahre lang mit Blut gedüngt, durch innern Bürgerkrieg heillos in sich zerrissen, von außenher von rohen türkischen Heerscharen durchplündert, verheert und verödet da. Tausende seiner Bewohner hatte das Schwert erwürgt; Tausende, durch die Raubgier des Feindes bis zum Bettelstab verarmt, zogen als Räuber im Lande umher, nur von dem lebend, was ihnen der Tag an Raub und Beute in die Hand gab; Tausende schmachteten als Türkensklaven im jammervollsten Elend. Zwar hatte König Ferdinand noch im Spätherbst des J. 1536 den Freiherrn Franz von Sprinzenstein als Gesandten nach Konstantinopel geschickt, um beim Großherrn sich über die Störungen des Waffenfriedens zu beschweren und um Schonung seiner Lande zu bitten *); allein noch immer schien das Maß des Unglücks nicht gefüllt, denn schon im Anfange des J. 1537 drohte aus der Türkei ein neuer unheilvoller Sturm und bald schürte auch der König von Frankreich beim Türken das Kriegsfeuer von neuem an **). „Wenn je," schrieb damals Hieronymus Lasky an seinen fürstlichen Gönner, den Herzog Albrecht von Preußen, „wenn je die christliche Welt gegenseitige Eintracht und Einigkeit bedurfte, so bedarf sie wahrlich solche jetzt am allermeisten, denn der Türke hat beschlossen, im nächsten Sommer mit gewaltiger Kriegsmacht Ungarn zu überfallen und sich Ofens

*) Gevay III. 3 fg.

**) Bucholtz Urk. Bd. S. 270—271.

zu bemächtigen. Er ist deshalb schon von Konstantinopel ausgezogen und in Adrianopel angelangt, wo er mit höchster Anstrengung, man kann sagen, mit wahrer Wuth sich zum Kriege und zum Einfall in Ungarn rüstet. Der Römische König aber bereitet Alles mit Macht zum Widerstand gegen solchen Feind vor. Er hat in diesen vergangenen Tagen alle seine östlichen Landschaften durchzogen und dort Berathungstage zu solchem Zwecke gehalten. Nun wird er auch nach Prag eilen, um auch dort sich mit den Ständen von Böhmen, Mähren und Schlesien über die Beihülfe zu berathen.“ *).

Noch im Januar des J. 1537 hielt Ferdinand einen Reichstag zu Preßburg, wo theils Kriegssteuern bewilligt, theils kriegerische Rüstungen berathen und beschlossen, auch ein allgemeiner Aufstand mit Wehr und Waffe angeordnet und zugleich bestimmt wurde, daß die Stände der Lande sich zu näherer Berathung im Februar in Wien versammeln sollten. Da eilten auch die niederöstreichischen Lande und die Grafschaft Görz, die sich am meisten von dem herannahenden Sturme bedroht sahen, die Gesandten, welche sie zur Berathung über die Vertheidigung ihrer Landesgrenzen nach Wien abfertigten, zugleich zu beauftragen, mit dem Römischen Könige nach Prag zu ziehen und dort den versammelten Ständen der genannten Lande die Noth und Bedrängniß ihrer Landschaften vorzustellen. Mit einer Vollmacht, von zehn Freiherren, sechs Rittern und andern Edelleuten der niederöstreichischen Lande ausgestellt, begaben sich die Gesandten im Geleite des Rö-

*) Schreiben des Hieron. Lasky an den Herzog von Preußen, d. Krakau, 18. Januar 1537.



mischen Königes von Wien nach Prag. Dort traten sie am 12. März in der Versammlung der Stände auf und stellten ihr die schwerbedrängte Lage ihrer Lande vor Augen. „Die niederöstreichischen Lande," sprachen sie zuerst, „erkennen es stets mit besonderer Freude, daß die Stände Böhmens, Mährens und Schlesiens den Römischen König zu ihrem Oberhaupt und König erwählt haben, denn seitdem haben sie die Krone Böhmen und deren einverleibte Lande nie anders denn als ihre verwandten vordersten Mitglieder Eines Leibes betrachtet. Nie hat sich etwas für sie Freudenreicheres und Erwünschteres als diese Krönung ereignen können, denn man hat daraus erkannt, welches getreue Herz und welche Gesinnung die Stände zum Hause Oestreich, dessen Lande und vor allem zu deren Haupt und Landesfürsten hegten. Umsomehr haben die Stände Niederöstreichs auch Vertrauen und Zuversicht zu ihrer Freundschaft und Nachbarschaft gefaßt und umsomehr versehen sie sich jetzt in ihrer Noth von ihnen als von ihren Hauptgliedern des Reiches eines kräftigen Beistandes, getreuer Hülfe, Freundschaft und Bereitwilligkeit."

„Ohne Zweifel", fuhren sie fort, „ist den Ständen des türkischen Kaisers grausame Tyrannei und der große Abfall der Christenheit bekannt, der aus der Unterdrückung und Eroberung vieler christlichen Königreiche und Lande, vor allem des griechischen Kaiserreiches erfolgt ist. Nun aber ist sein unersättlich blutdürstiges Trachten, den kleinen Haufen der Christenheit, der in den nahen Landen noch übrig ist, gänzlich auszurotten und diese in seine tyrannische Gewalt zu bringen. Seit wenigen Jahren hat er nach Eroberung mehrer Fürstenthümer und Herrschaften, als Bosniens, Kroatiens, Serviens u. a. seinen Fuß

auch in die große und fruchtbare Krone Ungarn gesetzt und dieselbe durch drei gewaltige Einfälle nach der vernichtenden Niederlage des Königes Ludwig meistentheils in seine Gewalt gebracht und sich die Schlüssel und Pforten der Christenheit gegen Deutschland hin, zuvörderst aber gegen diese Lande und die Krone Böhmen, nämlich Griechisch-Weißenburg, Saboltsch, Wardein, Jaszapathi, Kalocsa, Tschongrad, Udwin, den königlichen Stuhl zu Ofen und andere Flecken, Pässe, Städte, Festen und Schlösser unterthänig gemacht, desgleichen die Lande, die am adriatischen Meere gegen Oestreich liegen und hinterwärts auf Zeihitsch und fortan nach dem Gewässer Unna, wo dieser Fluß in die Save fällt und von da an der Save hin bis gen Griechisch-Weißenburg, welche Lande der Krone Böhmen und der ganzen Christenheit zu einer nicht geringen Vormauer gedient haben. Von Griechisch-Weißenburg an besitzt er alle Städte, Festen und Schlösser an der Donau bis gen Ofen und hat auch schon etliche Pässe über der Drau, namentlich den zu Esseck inne. Der Türke hat allein im vergangenen Sommer mit Heeresmacht gegen 31 Flecken, Castelle und Pässe an der Save durch seine große Gewalt genommen, worin über 60,000 haussessene Christen ihm dienstbar gemacht worden sind, und er steht noch unaufhörlich in Uebung, um das christliche Volk mit Gewalt und List in seinen Zwang zu bringen und zwar alles auf solche Weise, daß er die armen bezwungenen Unterthanen für ein schlechtes Geld oder Tribut friedlich und in gutem Schein auf ihrem Grunde sitzen läßt und dann zu seiner Zeit und Gelegenheit in Haufen zu ewigem Zwang und Elend hinwegtreibt, dasselbige Land mit andern unchristlichen Völkern besetzt und

also, durch welche Wege er nur kann und mag, in die Grenzen dieser Lande einzieht und sich mit seiner Macht und seinem Volke nähert."

Da nun in solcher Weise alle Pässe und Ströme gegen die niederöstreichischen Lande dem Türken offen stehen, so kann er aus den erwähnten eroberten Pässen und Flecken das Land Krain in zwei und Oestreich in drei Tagen mit seinem Sackmann erreichen. Wie nahe dann aber der Türke sich gegen die Krone Böhmen und deren einverleibte Lande wälzt und wie leicht er durch Eroberung der Flecken und Schlüssel der Grenzen sich freien Zugang verschaffen kann, das ist den Ständen wol selbst bewußt. Darum ist nicht nöthig, auf den Schaden und Verderb, der daraus erfolgen muß, weiter aufmerksam zu machen. Zwar hätten bereits, fuhren die Gesandten fort, ihre Lande nebst ihrem Landesfürsten, dem König bei dem täglichen Herannahen der Türken sich vornehmlich auch jetzt, um ihrem gewaltigen Einfalle zu widerstehen, an Leib und Gut aufs höchste dermaßen angegriffen, daß an ihrem geringen Vermögen zu ihres Vaterlandes Erhaltung nichts gebrechen würde; alle ihre Lande hätten bisher durch den Widerstand gegen die Türken und den unverwindlichen Schaden und Verderb des Landes in zwei gewaltigen persönlichen Heereszügen, der ihnen bei den Belagerungen von Wien und Güns zugefügt sei, besonders aber habe Krain durch große und kleine Streifereien, durch Raub und Brand schon seit zwanzig Jahren so große Verluste erlitten und dabei auf einigen Heereszügen so treffliche adelige und andere tapfere Männer durch Tod und Gefangenschaft verloren, es seien also die Lande in ihrer Macht so entblößt und geschwächt, daß sie jetzt den ge-

mütigen Heerstreifereien, viel weniger der ganzen feindlichen Macht ohne Hülfe und Beistand nicht mehr widerstehen könnten. Man habe nun aber sichere Kunde, daß der Türke im nächsten Sommer einen Zug nach Ungarn unternehmen, seine bisherige Eroberung der Windischen Lande erweitern und auch den noch übrigen Theil zu bezwingen versuchen wolle. Die niederöstreichischen Lande hätten nun zwar, um beim Hause Oestreich zu bleiben, trotz ihres erlittenen Schadens und ihrer Erschöpfung sich so angegriffen, daß sie eine Anzahl Kriegsvölker zu Roß und Fuß zur Rettung der Christenheit aufbringen würden, um bis in den Herbst die abgedrungenen Pässe und Flecken wieder zu erobern. Dies werde aber bei des Türken geschwindem Uebereilen und gegen seine große Macht nicht hinreichen und nichts austragen, so daß, wenn dann die niederöstreichischen Lande vom Feinde bezwungen wären, das Kriegsfeuer gewiß weiter bis nach Böhmen gehen werde, zumal da der Türke seine Kriege lieber auf ebene, als auf bergige und rauhe Länder lenke. Zwar zweifle man nicht, daß auch der Kaiser und der Römische König, wie sie bisher schon gethan, ihrer Pflicht nachkommen würden; allein es könnten wol leicht, wie es schon im vergangenen Sommer vor Augen gewesen, für sie von der Krone Frankreich und andern ihren Gegnern Verhinderungen erfolgen. „Demnach,“ so schlossen die Gesandten ihre Vorstellung, „ermahnen und bitten wir die Stände und die Versammlung mit hohem Fleiße freundlich und nachbarlich, daß sie aus erwähnten Ursachen und aus christlichem Gemüth die schwere Last bedenken, den Landen Niederöstreichs beistehen, also jetzt mit einem förderlichen und eilenden Zuzuge ernstliche, tröstliche Hülfe als

ihren Mitgenossen und Gliedern eines Herrn und Hauptes erzeigen wollen, damit dem Feinde, ehe er mit seiner Macht die Lande erreicht, stattlicher Widerstand geschehen könne *)."

In gleicher Weise erließ auch der Römische König selbst an die Stände Böhmens ein sehr dringendes Ansuchen um Beihülfe und empfahl zugleich die möglichste Beschleunigung. Die Stände erklärten sich alsbald auch zu kräftigem Beistande bereit. Ferdinand eilte hierauf nach Passau, um dort auf einem Fürstentage mit den Herzogen von Baiern, dem Pfalzgrafen vom Rhein, dem Cardinal von Salzburg und andern versammelten Fürsten ebenfalls Berathung über die Beihülfe zum Türkenzug, besonders auch über die Wahl des General-Hauptmanns zu halten. Die meisten Stimmen fielen auf Herzog Ludwig von Baiern **).

Indeß fand Ferdinand rathsam, den verheerenden Einfällen und Eroberungen der Türken, namentlich des Statthalters von Semendra in Slavonien so bald als möglich Einhalt zu thun, denn es war ihm die Nachricht zugekommen: der Sultan nähere sich von Adrianopel aus schon immer mehr der ungarischen Grenze; es sei sein mit dem Könige von Frankreich, der ihn fort und fort zum Krieg anreize, verabredeter Plan, im nächsten Sommer sich Ofens zu bemächtigen, dort dann Winterquartier zu

*) Die Vollmacht für die Gesandten Niederöstreichs, d. Wien am h. Lichtmeßtage 1537 im geh. Archiv zu Königsberg in Abschrift.

**) Schreiben des Hieron. Lasky an den Herzog von Preußen, d. Breslau, Dienst. nach Lätare 1537.

halten und im folgenden Sommer bis nach Italien vorzubringen, um dort mit dem Könige von Frankreich eine persönliche Zusammenkunft zu halten. Zu diesem Plane solle ihm der Statthalter von Semendra zunächst durch Slavonien und Kroatien bis an das adriatische Meer die Bahn öffnen. Es galt also die Aufgabe, hier vor allem dem weitern Fortschreiten des Feindes Grenzen zu setzen. Ferdinand rüstete zu diesem Zwecke eine Streitmacht von 12,000 Mann aus. An der Spitze der einen Hälfte, in welcher 3000 spanische Schützen dienten, zog der Feldhauptmann Wilhelm von Roggendorf die Donau hinab, um den Feind aus den Donaugegenden und von den Grenzen Ungarns zurückzudrängen. Die andere Hälfte führte der Feldhauptmann Hans Katzianer nach Slavonien, um dort den Statthalter von Semendra anzugreifen und das Land gegen feindliche Einfälle zu schützen. Allein weder seine noch Roggendorf's Waffen scheinen vom Glücke begünstigt worden zu sein *). Vielmehr erhielt dadurch der Sultan nur Anlaß zu schweren Klagen gegen den Römischen König: „Ferdinand störe den Waffenfrieden, indem er nicht nur solche, die dem Sultan ungetreu geworden wären, aufnehme, wie den Bischof von Agram und Andere von König Johann's Partei, sondern gegen diesen auch Feindseligkeiten ausübe und jetzt den Katzianer

*) Schreiben des Hieron. Lasky an den Herzog von Preußen, d. Breslau, Dienst. nach Lätare 1537. Mailath Gesch. der Magyaren IV. 50 spricht nur im Allgemeinen von einer großen Niederlage der Truppen Ferdinand's in Slavonien und in einem Schreiben Lasky's vom 13. März ist auch nur von einer amissa nuper fortuna die Rede. Näheres wissen wir nicht.

nach Slavonien sende, was ihn, den Sultan, sehr erzürnt habe; den Frieden, den der Sultan mit dem Könige aufgenommen, habe noch keiner von des Sultans Dienern gebrochen und keiner werde ihn brechen; aber die eroberten Schlösser gehörten nicht zu Deutschland, sondern zu Ungarn, welches ein Besitz des Großherrn sei; von Ungarn sei in den Friedensbedingungen gar nicht die Rede." „Was soll also," fuhr der Sultan fort, „das nach Ungarn gesandte Heer? Was thut Katzianer mit dem Heer an den Grenzen? Weder meine Leute, noch die Johann's thun dem Könige Ferdinand Unrecht an, wenn sie auf unsern Befehl das zurückzuerhalten suchen, was zu unserem Reiche gehört, und wer gegen Johann, unsern Knecht, Krieg führt, führt ihn auch mit uns. Uebrigens," fügte der Sultan noch hinzu, „werden wir in kurzem selbst in jene Gegenden kommen; wenn also der König einen Gesandten an uns schicken will, so kann er es bequem thun, da wir dann in der Nähe sind." *)

Für König Ferdinand war diese drohende Erklärung eine neue Mahnung, um seine Kriegsrüstung aufs möglichste zu beschleunigen. Von den Böhmen und Mähren foderte er aufs eiligste 5000 Mann zu Roß und Fuß für sechs Monate auf der Stände Kosten und überdies noch eine Kriegssteuer von 50,000 Gulden. Ferner erhielt auch Hieronymus Lasky den Auftrag, für ihn schleunigst Truppen zu werben, besonders leichte Reiterei, die Ferdinand am liebsten aus Polen zu haben wünschte. Aus Pommern und Preußen sollte er ihm wo möglich

*) Bericht des Freiherrn von Sprinzenstein an Ferdinand bei Gevay III. 15—16. Bucholtz V. 100.

400 schwergerüstete Reiter zuführen. Herzog Albrecht von Preußen indeß, an den sich Lasky deshalb wandte, wagte es nicht, ihm zur Anwerbung von 200 Mann die nöthige Erlaubniß zu ertheilen *); und als bald darauf theils zu demselben Zweck, theils auch mit dem Auftrage, durch Vermittlung des Königes von Polen einen Frieden zwischen dem Römischen Könige und den Wallachen einzuleiten, ein Abgeordneter Ferdinand's am polnischen Hofe erschien, trug man auch hier Bedenken, sich Ferdinand's Wünschen geneigt zu erklären; man schob die Entscheidung bis auf weiteres hinaus, „um erst zu sehen, was dieser Sommer durch die Türken oder Franzosen für Früchte bringen werde." Auch stand der polnische Hof bereits mit dem Könige Johann in geheimen Unterhandlungen; wie man sagte, „wollte dieser gerne einem polnischen Kinde Ungarisch lehren." **).

In Deutschland erregten die Nachrichten aus Ungarn und der Türkei die größten Besorgnisse, zumal da man wußte, wie schwer und langsam es bisher immer mit der geforderten Türkenhülfe gegangen sei. Markgraf Georg von Brandenburg äußerte sich darüber damals in folgender Weise: „Wir tragen Sorge, wie sich die Zeitungen des Türken halber ereignen, es werde eine schwere, höchst unruhige Zeit erfolgen, denn da kommen von des Türken

---

*) Schreiben des Hieron. Lasky an Herzog Albrecht v. Preußen, d. Breslau, Dienst. nach Lätare 1537.

**) Schreiben des Nikolaus Nimptsch an den Herzog v. Preußen, d. Krakau, 8. April 1537; es handelte sich um eine Heirath zwischen Johann Zapolya und einer Tochter des Königes von Polen, die nachher auch zu Stande kam.

vorhabendem gewaltigen Ueberzuge, womit er die Christenheit an mehr denn an einem Orte anzugreifen Willens und allbereits mit einer übermäßigen Menge Volks im Anzuge und auf dem Wege sein soll, so erschreckliche Mähren, daß sie wahrlich billig allen christlichen Potentaten, Häuptern, Obrigkeiten und gemeinlich allen Ständen der Christenheit zu Gemüth und Herzen gehen und dieselben bewegen sollten, sich zuvörderst zu Gott zu bekehren und mit desselben Hülfe, Gnade und Beistand, alle andere Handlung und Widerwillen hintangestellt, sich zu einhelligem Widerstand zu vergleichen; denn es steht zu besorgen, wo man nicht bei Zeiten mit einhelliger Vergleichung und Hülfe der Sache Rath schaffe, es werde in die Länge nicht um Ungarn, sondern um Deutschland und vielleicht um mehre Nationen zu thun sein." *) Gleiche Besorgnisse äußerte der Kurfürst Joachim von Brandenburg, darauf hindeutend, daß der König von Frankreich der eigentliche Anstifter alles Unheils sei. Auch der Kurfürst Johann Friederich von Sachsen erkundigte sich mit großer Aengstlichkeit beim Herzog von Preußen, was es mit der Nachricht vom Heranzuge des Erbfeindes des Glaubens für eine Bewandtniß habe, „damit wir uns," wie er sagt, „darnach als ein Kurfürst und Glied des heiligen Reichs nicht allein unsert und unserer Unterthanen halben, sondern auch sonst zu richten und zu erzeigen haben möchten." **). Allein so sehr auch diese und andere

*) Schreiben des Markgr. Georg v. Brandenburg an Herzog Albrecht v. Preuß., d. Anspach am Sonnt. Oculi 1537.

**) Schreiben des Kurfürsten v. Sachsen, d. Torgau Freit. nach Palm. 1537.

Reichsfürsten für sich und ihre Lande besorgt waren, nirgends schritt man zur That, nirgends traf man ernstlich Anstalten zur Abwendung der Gefahr. „Die Fürsten und Bischöfe", schrieb Georg Vogler aus Augsburg, „thun wenig oder nichts, um das Reich gegen den Türken zu schützen; die Städte sind immer noch die Ersten zum Hülfeleisten und doch die Letzten, die dafür Dank empfangen."

Mittlerweile hatte sich in Ungarn das Glück für Johann Zapolya immer günstiger entschieden. Er war Herr von ganz Siebenbürgen und seit einiger Zeit auch vom größten Theile Oberungarns, wo nur wenige Städte, die er belagerte, seiner Macht noch trotzten, denn Ferdinand's Truppenzahl war dort viel zu gering, sodaß es dem alten Kronhüter Peter Pereny an der Spitze der Zapolyaner auch leicht gelang, sich Tokays am 3. Mai wieder zu bemächtigen. Man schlug die ganze Streitmacht Zapolya's und Peter Pereny's auf 16,000 Mann an. Mit einem Theile derselben hatte sich der Letztere vor die Stadt Eperies geworfen, in welcher Leonhard von Fels, nachdem er sich des festen Schlosses Saros bemächtigt, mit 4000 Mann Besatzung lag, aber, rings eingeschlossen, aus Mangel an Lebensmitteln sich nicht lange halten konnte.*) Währenddeß zogen drei von Ferdinand's Reiterhaufen und 7000 Mann von Johann's Kriegsmacht in den Gebieten Oberungarns umher, nahmen sich gegenseitig Städte, Schlösser und Flecken weg und bekämpften sich, wo sie sich bei ihren Plünderungen fanden. Zwar sandte zu Ende des Juni Ferdinand den Hieronymus Lasky, der ihm 2000 Mann

*) Schreiben des Nikolaus Nimptsch, d. Krakau Mittw. nach Johanni 1537.

zugeführt hatte, mit noch 6000 Böhmen unter dem Befehl des böhmischen Grafen Albrecht Schlick zur Verstärkung gegen Eperies hin, um diese von Peter Pereny immer noch belagerte Stadt zu entsetzen, und es gelang dies auch, denn Pereny mußte sich gegen jene Macht zurückziehen. *) Allein für Ferdinand's Kriegsglück in Oberungarn war dadurch nur wenig gewonnen, zumal da Leonhard von Fels von dort bald weggerufen wurde.

Den Sultan beschäftigten im Verlaufe des Sommers theils der Krieg mit Venedig, theils die Belagerung von Corfu und auch mit Persien waren wieder Mißhelligkeiten ausgebrochen. **) Er wagte es daher auch nicht, seine Kriegskräfte auf die Ausführung seines Planes in Ungarn zu verwenden, zumal da er auf den König Johann, der jetzt bei des Sultans Absichten selbst seine Krone in Gefahr sah, wenig oder nicht mehr rechnen konnte. Ferdinand aber benutzte diese Verhältnisse, um durch eine ansehnliche Streitmacht, die er unter der Anführung Leonhard's von Fels von Wien aus sandte, sich zuerst des festen Punktes Theben an der Donau, dann auch des Schlosses und der Stadt Preßburg, der Städte Raab, Comorn und Tyrnau zu bemächtigen, und da Johann Zapolya, nachdem er an der Spitze von 10,000 Mann in einem Kampfe mit Leonhard's von Fels Truppen eine bedeutende Niederlage erlitten, überdies 1500 Mann in den Wellen der Theiß verloren, auch einen Theil seines Geschützes eingebüßt und endlich selbst seinen Verbündeten, Peter Pereny mit seinen Trup-

*) Schreiben des Nikolaus Nimptsch, d. Dienst. vor Margar. 1537.

**) Hammer III. 182 ff.

ren zu Ferdinand's Partei übergehen gesehen hatte, mit seinen übrig gebliebenen Heerhaufen immer weiter zurückzog, so hoffte Ferdinand auch bald im Besitze von Gran, Ofen und Stuhlweißenburg zu sein. *) Um so mehr kam es jetzt darauf an, tiefer im Süden, in Slavonien die von den Statthaltern von Bosnien und Semendra von Effeck aus eroberten festen Schlösser und Castelle wieder zu gewinnen und die dortigen feindlichen Kriegshaufen unter der Führung Mohamed's Pascha von Bosnien in ihre Gebiete ostwärts zurückzutreiben.

Diese Aufgabe hatte jetzt der Freiherr Hans Katzianer zu lösen. Schon seit dem Mai dieses Jahres (1537) verweilte er in Agram, dort die von Ferdinand ihm zugeordneten Kriegsräthe erwartend, mit denen er die wichtige Kriegsunternehmung berathen sollte. Sie kamen einzeln und langsam an und mit ihnen, außer dem Kriegshaufen aus Niederöstreich, welchen Katzianer bei sich hatte, nach und nach auch die andern erwarteten Hülfsvölker. Bevor indeß diese noch versammelt waren, erhoben sich im Kriegsrathe allerlei Streitigkeiten und Irrungen über Nebendinge, Freiheiten, Vorrang im Zuge u. s. w. Man vergeudete viele Zeit mit allerlei Rathsanfragen und Hin- und Hersenden, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. Katzianer suchte die Streitenden zu vergleichen; ihnen vorstellend, daß solches Streiten die Unternehmung nicht nur nicht fördern, sondern vielmehr behindern, daß daraus nur Unglimpf entstehen und denen, welchen man zu Hülfe kommen solle,

*) Schreiben des Ritters Achatius Hannold, Hauptmanns zu Breslau, an den Herzog von Preußen, nach einem Bericht vom Römischen Könige, d. 20. Aug. 1537.

solcher Zwist wenig Trost, wol aber den Feinden Muth einflößen werde. Allein es half weder Ermahnung noch die Drohung, daß solcher Unfriede dem Könige gemeldet werden müsse. War man auch an einem Tage etwas beruhigt, so fing am andern Morgen der unnütze Streit von neuem an.

Mittlerweile kam die Kundschaft, daß die Türken, schon in großer Zahl versammelt, den Plan gefaßt hätten, die an die Grenze bis Christollabit vorgeschobene leichte Reiterei zu überfallen. Dies bewog Kazianern und die Kriegsräthe, dem Römischen Könige dringend die Nothwendigkeit vorzustellen, zu kräftigerer Hülfe und um den großen Verderb für das Land zu verhüten, das Aufgebot der Erblande eiliger zu betreiben, zumal da die Windischen Lande auf dem gemeinen Landtage ihren Zuzug mit großen Erbietungen zugesagt, auch jeder Herr in Person habe mitziehen wollen. Darüber ging jedoch wieder viele Zeit verloren, bis endlich der von den vier Landen Oberöstreich, Steier, Kärnten und Krain bewilligte Zuzug und auch die böhmische Beihülfe vom Könige herzugesandt wurden.

Als Kazianer hievon benachrichtigt ward, begab er sich mit Rath der Kriegsräthe und Hauptleute von Agram hinab nach Capronza (jetzt Kopreinitz) am rechten Ufer der Drau, um dort der über Oedenburg kommenden böhmischen Hülfsschar, die er in einem oder zwei Tagen erwartete, zu begegnen. Der böhmische Oberst aber, Graf Albrecht Schlick, der kurz zuvor in Oberungarn an der Spitze eines böhmischen Heerhaufens stand, schlug, man wußte nicht, aus welchem Grunde, den Weg östlich auf Papa ein, wodurch Kazianer in große Verlegenheit gebracht wurde und wiederum die Zeit mit mahnenden Schreiben um eiligen Zu-

zug an den König und den böhmischen Oberst verlieren mußte. Endlich wandte sich dieser gegen die Windischen Lande hin, aber nur langsam und mit vielem Zeitverluste. Der Landeshauptmann von Steier, Hans Ungnad, ermahnte ihn fort und fort zur Eile; jener aber antwortete: er ziehe ja schon mit seinem Haufen heran und wolle Alles thun, was ihm möglich sei; nur solle Katzianer nicht meinen, daß er ihm oder seinen Leuten zu befehlen habe oder daß er selbst sich des Katzianer's Heerbefehl untergeben wolle. Diese Aeußerung, welche Katzianer durch den Feldmarschall Nikolaus von Thurn erfuhr, kränkte ihn zwar; er übersah sie indeß zur Verhütung größeres Aergernisses, fuhr dem böhmischen Oberst bis Warasdin entgegen und empfing ihn dort mit allen möglichen Ehrenerbietungen. Als Beide nach einigen Tagen bei Kopreinitz ankamen, schlug dort Albrecht Schlick sein eigenes Lager. Katzianer erwies ihm fort und fort alle mögliche Ehre und begab sich, um nach des Königs Befehl zu handeln, mit den Kriegsräthen und Hauptleuten zur Kriegsberathung immer in das böhmische Lager, wo er auch, um alle weitern Irrungen zu vermeiden, nach der Umfrage die Schlußfassung jedesmal dem böhmischen Oberst überließ.

Als etwas später auch der Zuzug der drei Lande Steier, Kärnten und Krain und aus der Grafschaft Görz angekommen war, bestand das gesammte Streitheer aus 24,000 Mann, nämlich 16,000 Fußvolk und 8000 Reiter, meist Husaren.*) Die letztern befehligten die ungarischen Haupt-

*) So Isthuanfi 210, Jovius 190 und nach ihm Engel IV. 52, Hammer III. 189. Nach einer Zeitungsnachricht aus dieser Zeit bestand das Heer nur aus 15,000 Mann, was offen-

leute Ludwig Pekry, der wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit und großen Kriegserfahrung hochgeachtete Feldhauptmann Paul Bakits und der begnadigte Räuberhauptmann Ladislaus More, der früher von seinem Raubschlosse Palota aus durch Plünderung viel Unfug im Lande getrieben hatte. *) An der Spitze der Böhmen stand, wie erwähnt, der Graf Albrecht Schlick, oberster Kammermeister von Böhmen, an der der Oestreicher der Graf Julius von Hardeck, der auf eigene Kosten dem Heere 300 Mann zugeführt hatte; die Steiermärker befehligte der steierische Landeshauptmann Hans Ungnad, die Kärntner Erasmus Mager, genannt Fuchstadt, die kriegsgeübten Tiroler und eine Anzahl italienischer Schützen der Graf Ludwig Lodron, der seinen Heerhaufen selbst gesammelt hatte, die Krainer endlich der Freiherr Hans Katzianer, dem zugleich vom Römischen Könige der Oberbefehl des ganzen Heeres anvertraut war. Sein kriegerischer Sinn, seine Kühnheit und vornehmlich auch seine Kenntniß der Kriegsart der Türken, sowie des Landes, in dem er sich schon seit Jahren mit dem Feinde herumgeschlagen, hatten ihn dem Könige als obersten Feldhauptmann vor allen Andern empfohlen, wiewol er Manchen wegen seiner Leidenschaftlichkeit und Unruhe des Geistes und wegen seines Mangels an Sicherheit und Beharrlichkeit in seinen Entschlüssen weniger zur Führung des Oberbefehls, zumal über eine aus so verschiedenartigen Völkern zusammengesetzte Streitmacht, geeignet schien. **) „Viele hielten ihn für fähiger, einen Haufen Rei-

bar unrichtig ist. Diese Angabe bei Valvasor IV. 449 bezieht sich auf eine etwas spätere Zeit, wie wir bald sehen werden.

*) Vgl. Isthuanfi 189—190.

**) Jovius 102 sagt von ihm: Erat Catianer sicuti in

tzei zum Einhauen zu führen, als das Ganze eines Feldzuges und große Schlachten zu lenken." *) Allerdings glänzte er bisher in seinem Kriegsglück mehr nur als Reiterhauptmann an der Spitze einzelner Streithaufen; als Oberanführer einer großen Streitmacht hatte er sich noch weniger erprobt bewiesen. Das Heer führte als Geschütz sieben oder acht große Kanonen und etwa vierzig kleinere Feldstücke. **) Als der größte Theil der Streitmacht bei Kopreinitz versammelt lag, vereinigte sich mit ihr auch der Bischof von Agram, der die Besorgung der Zufuhr übernahm, wozu ihm noch vier der ersten Landesobersten und des Königes oberster Proviantmeister, Jobst von Gilgenberg als Gehülfen beigegeben wurden. ***)

Sobald Mohamed Pascha, der Statthalter von Semendra, von der Versammlung des feindlichen Heeres bei Kopreinitz Nachricht erhalten, berief er in Eile den Statthalter von Bosnien und mehre Begs zu sich, um sich mit ihnen über die Begegnung des Feindes zu berathen; es ward beschlossen, diesen vorläufig noch weiter ins Land vorrücken zu lassen, aber zugleich alle Macht aufzubieten, um ihm mit Kraft entgegenzutreten. Mittlerweile aber erhoben sich im Kriegsrathe bei Kopreinitz wieder neue Ir-

---

conserenda pugna fortis et impiger, ita non semper sobrius et turbidus in suscipiendis consiliis alacritate quadam inanis et pervicax; vgl. S. 190.

*) Bucholtz V. 101 nach Jovius a. a. O.

**) Isthuansi 210 spricht von octo muralibus tormentis grandioribus ac aliquot campestribus colubrinis ac ceteris rebus bello necessariis atque impedimentis.

***) Valvasor IV. 449. Isthuansi a. a. O. nennt den Proviantmeister Eilenberg. Jovius a. a. O.

rungen wegen des Vorziehens; man verlor darüber die günstigste Zeit, um den Feind, der sich eben erst rüstete, anzugreifen. Endlich verglich man sich dahin, daß ein Heerhaufe einen Tag nach dem andern vorwärts ziehen sollte; zugleich vereinigte man sich auch darüber, wie man im Fortzuge, wenn der Feind in die Nähe komme und einen Theil des Heeres angreife, Ordnung und Gehorsam aufrechthalten und sich gegenseitig Hülfe leisten wolle.

Noch aber war der Zuzug der drei Lande Steier, Kärnten und Krain im Lager nicht angelangt, als von dem Reiterhauptmann Lucas Zekel, der, mit einigen Hundert Pferden zur Kundschaftung vorausgesandt, zu Werowitz an der westlichen Grenze Slavoniens lag, die Nachricht kam, daß der Türke schon näher heranziehe und bereits das Schloß Soppa eingenommen habe. Man wandte sich daher eiligst nochmals an den König mit der dringendsten Bitte, den Zuzug der Lande aufs möglichste zu beschleunigen, und endlich rückte er auch über Pettau am Ufer der Drau heran. Unterdeß aber entstand schon Mangel an Proviant, denn wegen der böhmischen und ungarischen Münze wollte Niemand Zufuhr leisten (es war nämlich in Ungarn und im Windischen Lande ruchbar geworden, daß ein böhmischer Zehner, der sonst im Lande zehn Pfennige galt, zu zwölf, und ein ungarischer Gulden, der sonst nicht höher als 90 bis 92 Kreuzer gestanden hatte, nun zu 105 Kreuzer gerechnet werden sollten). Obgleich Katzianer deshalb mit der Landschaft verhandelte, so ließen sich doch die Bauern in den Gegenden der Drau, woher die meiste Zufuhr kommen sollte, nicht dazu bewegen. Man fand daher für rathsam, sich den Verlust an der Münze gefallen zu lassen. Aber das half nur, so viel es konnte; der Eine gab's für voll

aus, der Andere, wie er wollte. Ueberhaupt war das arme Landvolk gegen die Kriegsleute mistrauisch und es ward deshalb nur wenig Proviant herbeigebracht.

Als man nun vom Heranzuge der Heerhaufen der drei Lande Nachricht erhielt, beschloß man gegen Ende des August, die Böhmen und das unter Katzianer stehende Kriegsvolk solle eine Meile Weges nach Podrowiß vorausziehen, theils um die dort liegende geringe Reiterei zu verstärken, theils um das Land durch den endlichen Aufbruch mehr zu ermuthigen, denn die Bewohner wurden schon sehr verzagt, weil sie an aller Hülfe verzweifelten. Zudem kam auch von Lucas Zekel die Nachricht: zu Werowitz sei für das Heer hinlänglich Proviant wenigstens auf zwei Monate; aber man müsse ihm eiligst Verstärkung senden, wenn nicht die Türken ihn überfallen und alle Vorräthe wegnehmen oder verbrennen sollten. Man beschloß alsbald, ihm einen Hülfshaufen zuzuschicken, der mit ihm den Proviant beschützen sollte, bis das Heer dort ankommen werde.

Als darauf der Zuzug der drei genannten Lande sich mit dem übrigen Heere bei Podrowiß vereinigt, ward über den weitern Fortzug dort neuer Kriegsrath gehalten; allein es kam abermals zu Zwistigkeiten um den Vorzug zwischen den böhmischen Obersten und denen von Steier; man verglich sich endlich dahin, daß die von Steier den Rennhausen im Vorzuge führen, der böhmische Hauptmann aber 100 Pferde dazu geben sollte. Es ward zugleich beschlossen, das ganze Heer solle bis Werowitz vorrücken; dort, wo sich die Wege theilten, solle weiter berathen werden, welche Richtung man einschlagen müsse. Erst am zehnten Tage nachher langte man bei der genannten Stadt an, so langsam

ging der Zug vorwärts, besonders wegen des Geschützes.*) Dort fand neue Kriegsberathung statt. Zunächst wurden darin zwei in der Nähe von Werowitz gefangen genommene Türken verhört: wo der Feind liege, wie stark er sei und ob der Pascha von Bosnien sich ebenfalls schon bei dem feindlichen Heere befinde? Sie antworteten: Mohamed Pascha versehe sich der Ankunft des christlichen Heeres noch nicht und sei schwach an Macht; vom Pascha von Bosnien wüßten sie gar nichts. Auch andere Kundschaften stimmten damit überein, daß Mohamed Pascha auf einen baldigen Angriff nicht gefaßt sei. Um so mehr waren Alle der Meinung, daß man vorwärts rücken müsse.

Als darauf im Kriegsrathe die Rede auf die nöthige Proviantversorgung kam und Katzianer den Proviantmeister befragte: wie es damit stehe und ob er das Heer hinlänglich versorgen könne? antwortete dieser: „Proviant ist genug; aber Die, welche die Fuhre zugesagt und ihn fortbringen sollen, fehlen mir mit den Wagen. Ich kann keinen mehr bekommen; ich habe nur 50 bis 52 Wagen und muß deren 330 zum Zuge haben.“ Dieser Umstand war Allen äußerst bedenklich; man berieth sich hin und her über die zu ergreifenden Maßregeln; endlich kam es zu dem Beschlusse: Katzianer sollte mit einem Ausschuß seines Kriegsrathes sich zu den ungarischen und windischen Herren begeben, ihnen den Proviantmangel anzeigen und sie aufs ernstlichste und schärfste auffodern, sich der Sache anzunehmen, zumal da sie des Landes kundig und sie es ja auch zunächst seien, denen man Hülfe und Rettung bringe. Diese Zusammenkunft fand auch im Kloster zu Werowitz

*) Isthuanfi 210.

statt. Die Ungarn gaben die Zusicherung: es werde von allen Orten her Proviant genug zugehen und der Proviantmeister solle auch hinlänglich Wagen erhalten und in Allem gefördert werden. Sie riethen zugleich: Katzianer und die übrigen Hauptleute sollten nur vorwärts eilen und nicht die günstige Zeit verlieren, da sich der Feind ihrer noch nicht versehe. *) Zu Valpo werde man große Vorräthe finden und bis dahin auch in den Dörfern vollauf Proviant und Futter antreffen. Zugleich ward auch der Bischof von Agram angewiesen, mit Eifer und Thätigkeit für die nöthige Zufahr der Lebensmittel zu sorgen und er versprach, die Sache nach allen Kräften zu fördern. **).

Auf diese Zusicherung gestützt, stimmte die Mehrzahl im Kriegsrathe dafür, jetzt ohne weiteres nach Valpo vorzurücken. Andere indeß waren dagegen, an diese schloß sich auch Katzianer an; er stellte vor: er habe in ähnlichen Fällen schon manche Erfahrung gemacht, die ihm Vorsicht gebiete; man könne sich auf die Zusicherung keineswegs ganz sicher verlassen; trete der Fall ein, daß der Proviant fehle, so werde man Schimpf und Schaden davon haben und Land und Leute in große Gefahr bringen; auch sei es gegen des Königes Befehl; er wolle zwar seinerseits Jedem über die Drau hinüber, wer von da Zufuhr bringen wolle, Geleitsbriefe geben; aber sicher könne er dadurch Keinen stellen, denn wer könne wissen, was vorfalle. Sein Rath sei demnach, noch einige Tage zu warten, bis man sehe, wie es mit dem Proviant gehen werde. Wo aber nicht, so müsse er sich im voraus außer aller Schuld er-

*) Valvasor IV. 449.

**) Isthuanfi 210—211. Jovius 191.

klären, wofern wegen Proviantmangel irgend etwas geschehe, was er nicht verantworten könne. Dem entgegnete jedoch die Mehrzahl: mit dem Proviant, den man bei längerem Warten und Stillliegen verzehren werde, könne man dem Feinde schon in die Nähe kommen und währenddeß könne ja der andere Proviant nachgeführt werden. Katzianer mochte sich dieser Erklärung nicht länger widersetzen, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, als habe er es verhindern wollen, etwas gegen den Feind zu unternehmen.

Also rückte nun das Heer am rechten Ufer der Drau gegen Valpo zu, in der Erwartung, dort etwas Entscheidendes gegen den Feind auszuführen. Auf dem Marsche aber brach ein schreckliches Unwetter mit unaufhörlichen Regengüssen ein; mehre Tage fiel der Regen in Strömen vom Himmel, sodaß die Rosse bis an die Bäuche in Wasser und Koth standen; eine Menge Vieh ging ganz zu Grunde, unter den Truppen rissen Krankheiten ein und beim Mangel aller Pflege starben täglich viele Hunderte. An Ruhe, Schlaf und irgendwelche Erholung war Tage lang gar nicht zu denken und bei den grundlosen Wegen kam auch wenig Proviant herbei. Viele blieben auf dem Wege erkrankt, ermüdet und kraftlos liegen, sodaß das Heer, welches nur äußerst langsam vorrücken konnte, unter den unsäglichen Beschwerden von Tag zu Tag mehr geschwächt wurde.

Währenddeß hatte sich der Pascha von Bosnien mit Mohamed Pascha vereinigt. Letzterer hatte auch schon vorher von den dortigen Bewohnern durch höhere Preise die meisten Vorräthe an sich gekauft *) und jetzt machten

*) Jovius 191.

ihre Schiffe auf der Drau und die feindliche Reiterei auf den Landwegen die Zufuhr so unsicher, daß dem Heere Katzianer's fast nichts mehr an Lebensmitteln zugebracht werden konnte, obgleich der Bischof von Agram täglich die Vertröstung gab: es sei Proviant genug unterwegs, nur könne er wegen des Unwetters auf den grundlosen Wegen nicht fortgebracht werden. Endlich, nachdem man noch sieben Tage mit Schlagung einer Brücke über den Fluß Karasicza, der von Westen her in die Drau mündet, beschäftigt gewesen, kam das Heer bei Valpo an, aber durch Krankheiten, besonders die Ruhr, und durch eine große Zahl Gestorbener, worunter auch viele von Adel, so außerordentlich geschwächt, daß vom Fußvolk nur noch die Hälfte, nur noch 8000 Mann übrig waren. Die Reiterei hatte sich durch neuen Zuzug um 2000 Mann verstärkt und betrug jetzt 10,000 Mann. *)

Man erfuhr in Valpo theils durch Gefangene, die der mit 1000 Reitern vorausgeschickte Hauptmann Paul Bakits bei der Einnahme des Schlosses Soppa aufgegriffen, theils auch durch Kundschafter, daß der Feind, 15,000 Mann stark, eine feste Stellung bei Esseck eingenommen habe und dort den Anzug des christlichen Heeres erwarte. Katzianer glaubte also, es werde dort zum Kampfe kommen. **) Indeß waren die Hauptleute im Kriegsrathe zu Valpo über ihren Kriegsplan keineswegs einig; mehre stimmten, um zuvor einen festen Haltpunkt zu gewinnen, für die Belagerung eines unfern von Esseck gelegenen Castells, andere dagegen, und zwar die Mehrzahl, für eiligen Angriff und

*) Isthuanfi 211—212. Valvasor IV. 449.

**) Bucholtz Urk. Bd. 295. Jovius 191.

Kampf mit dem Feinde; nur darin war man einerlei Meinung, man dürfe zu Valpo nicht länger verweilen, um nicht den vorhandenen Proviant zu verzehren, ehe der andere ankomme; man fürchtete auch, der Feind werde sich immer mehr verstärken, während im eigenen Heere Tod und Krankheiten die Kräfte täglich mehr schwächten, zumal da bei längerem Zögern die spätherbstliche Jahreszeit für die ermüdeten und ermatteten Truppen immer nachtheiliger wirken werde. Man hoffte endlich, das wenig befestigte Essek werde leicht zu gewinnen sein; der Feind werde, wenn er das Heer mit seinem schweren Geschütz heranrücken sehe, den Ort entweder verlassen oder, wenn er Widerstand leiste, leicht in die Flucht geworfen werden können. *)

Als der Tag des Aufbruches bestimmt war, erging das Heergebot: alle Haufen sollten sich zur Schlacht ordnen und jeder sich streng an Ordnung und Befehl halten. Darauf wurden mit allen üblichen Feierlichkeiten die Streitfahnen und das Panier St. Georg's ausgetheilt. Katzianer war unablässig bemüht, um Reiterei und Fußvolk in gehörige Ordnung zu bringen, desgleichen das Geschütz, so viel sein Regiment betraf, denn der böhmische Oberst Albrecht Schlick ordnete wieder Alles in seinem Haufen für sich. Man ertheilte alsdann Befehle, wie jeder zu Fuß und Roß sich im Gefechte halten, daß keiner seinen verordneten Platz ohne Befehl verlassen, keiner von seiner Fahne weichen und vorrücken oder ohne Befehl sich in ein Scharmützel einlassen und in der Schlacht plündern, auch daß Niemand einen Türken lebend gefangen nehmen solle, bevor der Kampf entschieden sei. Dies Alles ward unter schärfster Ahndung anbefohlen.

*) Isthuanfi 211.

Nachdem man sich hierauf auf Kazianer's Befehl für drei bis fünf Tage so viel als möglich mit Proviant versorgt, zog das Heer langsam gegen Esseck vor. Man hoffte auf baldige reichere Zufuhr; es kam indeß nur wenig nach und sobald einige Wagen anlangten, fiel das hungerige Kriegsvolk wild darüber her und nahm Alles hinweg, ohne auf ein Verbot zu achten, woraus viel Unordnung und Unheil erfolgte. Das Volk fing bald an stark zu murren, zumal da es nicht an Solchen fehlte, die dem obersten Feldhauptmann Kazianer wegen des Proviantmangels bittere Vorwürfe machten, obgleich er, wie erwähnt, zu Werowitz für diesen Fall sich außer aller Schuld erklärt.

Als das Heer, etwa noch eine Meile von Esseck entfernt, auf einem ausgedehnten Wiesengrunde gelagert war, links durch die Drau, rechts durch waldige Anhöhen gedeckt, gewahrte es zuerst einige feindliche Heerhaufen, die aus Esseck heranstürmten und mit denen es zu scharmützeln begann, in der Erwartung, der Feind werde in stärkerer Macht vorrücken und es zum förmlichen Kampfe kommen lassen. Das geschah aber nicht; die Vorstürmenden wurden durchs Geschütz bald zurückgeworfen und entflohen mit wildem Geschrei. Am andern Tage wiederholten sich solche Scharmützel, besonders mit den ungarischen Reitern. Die feindliche Hauptmacht, bestehend aus zahlreichen Haufen von Janitscharen der Besatzungen von Belgrad, Semendra und andern Städten, aus Hülfsscharen aus Bosnien, Wallachen, Nassadisten (Donauschiffern), Martolosen oder serbischen Grenzsoldaten und einer starken Reiterei,*) hatte sich hinter

*) Jovius 190.

die Stadt zurückgezogen *) und zu ihrem Schutze 60 bis 70 Stück schweres Geschütz so aufgestellt, daß man den weiter nachrückenden Feind damit begrüßen konnte. Man fand nicht gerathen, das feindliche Heer in dieser Stellung anzugreifen, und schlug vorerst ein Lager, schon so nahe an der Stadt, daß man die Feinde von da aus sehen konnte. Als die ungarischen Hauptleute Franz Bathyan und Paul Bakits den Vorschlag thaten, man müsse dem Feinde näher rücken und ihn anzugreifen suchen, ward von Katzianer ein Kriegsrath berufen, an dem außer den Genannten auch Graf Albrecht Schlick, Graf Ludwig von Lodron, Hans Ungnad, Ludwig Pekry, Balthasar Banffy, der Bischof von Agram, der eben mit einiger Zufuhr angekommen war, und viele Andere Theil nahmen. Vor Allem ward verordnet, daß das unnütze Scharmützeln mit dem Feinde eingestellt werden und keiner von den Hauptleuten sich in solche Kämpfe mehr einlassen solle. Auf die Frage: was jetzt gegen den Feind in seiner Stellung vorzunehmen sei? riethen die erwähnten ungarischen Hauptleute: man solle demselben nur dreist näher ziehen, er werde dadurch entweder zum Kampfe oder zur Flucht gezwungen werden. Katzianer aber wandte ein: der Feind dürfe sich ja nur wieder auf die Oberseite der Stadt in seine vortheilhafee Stellung zurückziehen, so sei man eben so weit als jetzt; das Heer aber entferne sich von der Proviantzufuhr, die der Feind dann leicht abschneiden könne; man werde alsdann nur mit harter Noth wieder zu Proviant kommen können. Katzianer mahnte also ab. Die ungarischen Hauptleute in-

*) Bucholtz Urk. Bd. 295.

deß schlugen vor: man solle sich auf eine zum Angriff bequeme, in der Nähe der Stadt liegende Ebene ziehen, das Land nach jener Seite hin habe an Proviant keinen Mangel und man werde ihn von dorther dem Heere hinlänglich zuführen. Da man von Ueberläufern auch erfahren hatte, daß die Stadt auf jener Seite nur schwach befestigt sei und Mohamed den Angriff nicht lange werde aushalten können, so ward endlich beschlossen, dorthin zu ziehen.*) Das Heer brach alsbald auf durch einen so engen und beschwerlichen Weg hindurch, daß es große Mühe kostete, die Wagenburg hindurchzubringen. Man erlitt vom Feinde auch manchen Verlust.

Eine halbe Meile unterhalb Esseck schlug nun das Heer sein Lager auf und rückte am andern Morgen in Schlachtordnung der Stadt näher, um dem Feinde die Schlacht zu bieten. Dieser indeß hatte sich bereits in die Stadt und in sein voriges Lager zurückgezogen, denn wie man durch Ueberläufer erfuhr, hatte Mohamed vom Großherrn Befehl erhalten, unter Androhung des schmähtichsten Todes die Stadt aufs äußerste zu vertheidigen.**) Katzianer ließ die Stadt und das Lager beschießen, um den Feind ins Freie zu locken; dieser indeß war auf keine Weise zu einem ernsten Gefecht zu bewegen, schoß ebenfalls heftig aus der Stadt heraus und that mit seinen schweren Feldstücken nicht geringen Schaden. Also mußte sich am folgenden Morgen das christliche Heer in sein erstes Nachtlager zurückziehen.

Katzianer versammelte jetzt die ungarischen Hauptleute,

*) Isthuanfi 212—213.
**) Jovius 193.

die Grafen Albrecht Schlick, Ludwig von Lodron, Hans Ungnad und einige Andere zu einer Kriegsberathung, denn da der Feind fest entschlossen schien, sich in keine Schlacht einzulassen, so galt es nun die schwierige Frage: was unter solchen Umständen zu thun sei? Das Kriegsvolk litt Hunger, denn es erfolgte keineswegs die erwartete Zufuhr; die umherschwärmenden türkischen Reiter schnitten sie von allen Seiten her ab oder raubten sie für sich; ein großer Theil der Kriegsleute war unter Hunger und Mühen erkrankt oder wenigstens kraftlos und unmuthig, eine bedeutende Menge Pferde schon völlig aufgerieben und die Wagenrosse wegen Futtermangel fast gar nicht mehr im Stande, die Wagen und das schwere Geschütz fortzuziehen. Das ganze Kriegsheer befand sich also in einer höchst bedenklichen Lage. Katzianer gab daher in der Kriegsversammlung den Rath, der Stadt Esseck näher zu rücken und zwar auf dem Wege, den man vorher des feindlichen Geschützes wegen vermieden hatte; man müsse dem Feinde stracks unter die Augen ziehen, sodaß er nicht weichen könne, sondern sich schlagen müsse; er werde dann wenigstens den Proviant nicht abschneiden können. Wenn man vom feindlichen Geschütz auch einigen Schaden zu befürchten habe, so sei dies doch das geringere Uebel, denn einmal müsse man doch hindurch. Man müsse dabei vor Allem auf Gott und das Glück vertrauen. Da trat einer von den ungarischen Hauptleuten hervor und sprach: „Da sehet Ihr der Deutschen Vornehmen, sie wollen wieder zurückfliehen und uns in unserer Armuth verlassen.“ Katzianer aber erklärte in seinem und der andern Kriegsobersten Namen: es sei keineswegs ihr Wille zurückzufliehen; die Hungersnoth aber sei einmal da; man müsse sich entweder schlagen oder dem Proviant zu-

ziehen; wisse man einen bessern Ausweg, das Kriegsvolk vor dem Hungertode zu retten, so wolle er ihn gerne einschlagen und Leib und Leben daran setzen. Die Ungarn zu verlassen, sei durchaus nicht ihr Vorsatz.

Alle stimmten darin überein, daß man die gefahrvolle Stellung, in die man gekommen war, so bald als möglich aufgeben und das Heer wieder mehr zurückführen müsse, um es der Zufuhr näher zu bringen; nur waren die Meinungen darüber verschieden, welchen Weg man einschlagen müsse. Katzianer stimmte dafür, man müsse auf der freien Heerstraße nach Valpo, auf welcher man gekommen sei, wenn auch mit einigem Verluste zurückziehen. Die ungarischen Obersten schlugen dagegen den südlichen Weg auf Herman und Gara vor, dorthin sei ein ebenes, schönes Land und auch Proviant genug; von dort könne man dann die Richtung entweder südwärts auf Possega oder auch nördlich hinauf nach Valpo nehmen; unterwegs könne man sich der dortigen Schlösser bemächtigen, woran weder Wasser, noch Gebirg, noch Wälder hinderten. Diesem Vorschlage traten nach weiterer Berathung auch die übrigen Hauptleute bei.

Man trat darauf sofort am andern Tage diesen Weg nach Süden an, jedoch nicht ohne große Bedrängniß und Belästigung vom Feinde, denn Mohamed sandte eine Reiterschar nach, die das abziehende Heer bald im Rücken, bald auf den Seiten angriff. Die Italiener aber schlugen die Türken immer tapfer zurück. Der Marsch ward bis in die Nacht hinein fortgesetzt, sodaß man durch ein ziemlich gut bebautes Land hindurch bis auf eine halbe Meile vor Herman kam. Katzianer hatte jedem Führer erlaubt, auf eigene Hand Proviant zuzuführen. Er willigte daher

auch in Balthasar Banffy's Vorschlag ein, das östlich am Zusammenflusse der Drau und Donau liegende türkische Bergschloß Erdöd zu erstürmen; er sandte ihn mit 200 Pferden dorthin ab. Allein die Besatzung wehrte sich anfangs mit solcher Tapferkeit, daß gegen 50 der Stürmenden getödtet oder schwer verwundet wurden. Als endlich die Besatzung sich ergeben mußte, war dennoch der Gewinn des Schlosses ohne bedeutenden Erfolg, denn Banffy fand nur so viel Vorrath, daß er für das Heer kaum auf zwei Tage ausreichte. *)

Mittlerweile war Katzianer vor dem alten Schlosse Herman angekommen und griff es sogleich mit Sturm an, weil darin, wie Banffy meinte, reiche Vorräthe aufgehäuft sein sollten. Die türkische Besatzung gerieth bei der feindlichen Uebermacht in Furcht und erbot sich, nachdem sie nur einige Stunden Gegenwehr geleistet, zur Uebergabe auf Gnade. Katzianer war entschlossen, das Schloß zu erstürmen und zum Schrecken für den Feind Alles darin erwürgen zu lassen, nahm jedoch endlich auf den Rath der übrigen Führer die Ergebung auf Gnade an. Ueber die vermutheten Vorräthe hatte man sich getäuscht. Währenddeß brachten jedoch die Landleute aus der Umgegend unter Katzianer's Geleit gegen funfzig Wagen mit Proviant herbei. Als indeß das ausgehungerte Kriegsvolk sie wahrnahm, fiel es trotz des Geleites gegen alles Verbot mit Gewalt über sie her und nahm in wilder Gier ohne Bezahlung Alles hinweg; mehre Landleute wurden dabei sogar todtgeschlagen, andern ihre Rosse und ihr Zugvieh geraubt. Katzianer war über diese Gräuel und den Ungehorsam sei-

*) Jovius 194.

nes Kriegsvolkes so ergrimmt, daß er mehre der Wüthendsten mit eigener Hand niederstach und andere für ihre Verbrechen mit aller Strenge bestrafen ließ.

Nachdem man das Schloß Herman mit der nöthigen Besatzung versehen, setzte das Heer seinen Marsch nach Gara fort, kam aber bald an den Fluß Wuka, dessen Brücke durch die angeschwollene Wassermasse zerbrochen und weggerissen war. *) Keiner, auch nicht einmal die ungarischen Hauptleute, hatte davon gewußt, daß man hier einen Fluß zu überschreiten habe. Katzianern war diese Gegend ganz unbekannt; auch Kundschaft hatte man nicht einziehen können, weil Niemand im Heere der Landessprache kundig war. Es mußte also eiligst eine Brücke gebaut werden; Tag und Nacht wurde daran gearbeitet und Katzianer war dabei so rastlos thätig, daß er nachmals sagte: „er habe alle seine Tage mit seiner Hand nicht so hart gearbeitet."

Als der Bau beendigt war, berieth man sich im Kriegsrathe, wie die Brücke ohne Gefahr zu passiren sei. Katzianer schlug vor: man möge zuerst alles Geschütz nebst einem Theile des Fußvolkes hinüberbringen. Dem widersetzten sich aber viele Andere. „Geht das Geschütz", sagten sie, „zuerst hinüber und bricht vielleicht die Brücke ein, so muß das gesammte Kriegsvolk dann diesseits bleiben; besser, man kommt um's Geschütz, als um die Leute." Nur mit Mühe setzte es Katzianer endlich durch, daß man zuerst das kleinere Geschütz und die Munition mit einem Kriegshaufen, dann alle Wagen und die übrigen Haufen überbringen, das grobe Geschütz aber mit einer Anzahl Knechte beim Grafen von Lodron in einer Schanze bis zuletzt zurückblei-

*) Isthuanfi 213.

ben solle. So geschah es auch; allein beim Ueberfahren des achten Stückes des schweren Geschützes brach die leichte Brücke mit ihm ein und Katzianer mußte es zerschlagen lassen, damit es dem Feinde nicht in die Hände fiele.*)

Als er darauf aber den ungarischen Hauptleuten anzeigte, daß dem Zeugmeister zum Fortbringen des Geschützes noch 200 Pferde fehlten, mit der dringenden Bitte, ihm die nöthige Vorspann zu verschaffen, damit man das Geschütz nicht verliere, ließen sie sich nur mit Mühe bewegen, ihm 60 Pferde zu stellen, die jedoch fast ganz untauglich, faul und abgemagert waren. Die andern Hauptleute thaten und bewilligten gar nichts. Katzianer ersuchte zwar den Grafen Albrecht Schlick und befahl auch dem Hauptmann Hans Ungnad, sie möchten die übrigen Hauptleute auffodern, von jedem ihrer Wagen zur Bespannung des Geschützes wenigstens Ein Pferd zu geben; er erbot sich sogar, seine Wagen verbrennen zu lassen und alle seine Pferde vor das Geschütz zu spannen. Allein Hans Ungnad brachte ihm im Namen der Uebrigen die Antwort: sie könnten keine Pferde entbehren, denn sie würden dann ihre Wagen mit den ihnen nöthigen täglichen Bedürfnissen nicht nachbringen können; es sei überhaupt seine Sache, für die Fortschaffung des Geschützes zu sorgen. Katzianer, in der peinlichsten Lage, sann hin und her, was zu thun sei, und ertheilte endlich dem Zeugmeister den Befehl: er solle alles lästige Gepäck und alle übrigen Wagen ohne weiteres verbrennen, die Munition zum Theil vergraben und die Pferde an das Geschütz spannen.

In demselben Augenblick aber ließen eine Anzahl Haupt-

---

*) Jovius 194.

leute und Kriegsräthe Katzianern zu sich in ihre Versammlung entbieten. Als er da erschien, machten sie ihm bittere Vorwürfe wegen der Hungersnoth, die sie nicht länger ertragen könnten; sie sähen, sagten sie, daß es ihm nur um das Geschütz zu thun sei, wobei sie aber zuletzt Alle zu Grunde gehen müßten; er möge wohl bedenken, was er thue, und in seinem Vornehmen nicht Lande und Leute aufs Spiel setzen. Katzianer entgegnete: sie hätten ja selbst den Abzug auf Gara hin angerathen; er habe ihn geschehen lassen müssen und nicht anders handeln können. Jetzt aber müsse der Zug unter allen Umständen fortgesetzt werden, denn zu Gara werde man, wie die Ungarn versichert hätten, hinlänglich Proviant finden. Da trat einer von den Hauptleuten, Namens Steierbeck, mit den Worten auf: „Ich werde nicht weiter mit ziehen, meine Leute wollen auch nicht mehr und Andere desgleichen; meine Zeit ist aus; ich will des Geschützes wegen nicht so viele gute Leute opfern. Bleibt, so lange Ihr wollt; ich werde mich von Stund an aufmachen, wo uns Gott hingeleitet". Das ist auch unsere Meinung, riefen mehre Andere und schickten sich alsbald auch zum Abzuge an, ohne zu bedenken, daß man mitten im feindlichen Lande sei. Da trat Katzianer noch einmal unter sie mit der nachdrücklichsten Ermahnung, zu erwägen, was sie thäten. „Liebe Herren und Freunde", sprach er zu ihnen, „denket an unser Vaterland, das nie wider die Ehre gehandelt hat. Wie könnt Ihr es mit Ehre verantworten, daß Ihr mitten unter den Feinden uns und das Geschütz verlassen wollet? Ihr und Euere Nachkommen würden deß auf ewige Zeit kein gutes Andenken haben; Ihr würdet darob Euer Lebenlang von Jedermann schwer getadelt werden und ich selbst würde Euch wol nichts

Gutes nachreden können. Ich bitte Euch also, wollet von Euerem Vorhaben abstehen und die es Euch rathen, nicht für ehrlich halten.“ Dieses letztere Wort zog zwar Katzianern von Manchen wieder neuen Haß zu; allein die Hauptleute traten noch einmal zur Berathung zusammen und erklärten ihm dann: sie wollten bis Gara noch bei ihm bleiben; er müsse ihnen aber das Versprechen geben, daß er sie vorerst von dort nicht weiter führen und durch keine Belagerung einzelner Orte länger aufhalten wollte. Werde man zu Gara Proviant finden, so würden sie weiter mit sich verhandeln lassen. Da Katzianer dies versprach, waren die Unzufriedenen vorerst wieder beruhigt.

Nun wurden die Wagen und das überflüssige Gepäck verbrannt, die Pferde aber zum Vorspann des Geschützes genommen. Der Zeugmeister zeigte zwar an, daß ihm immer noch 50 Pferde nöthig seien oder er müsse mehre grobe Geschütze stehen lassen; allein Katzianer konnte jetzt von Niemand mehr ein Pferd bekommen. Ludwig Pekry gab nur so viel Ochsen her, um damit eine Schlange fortzuführen. Es ward daher beschlossen, das grobe Geschütz zersprengen zu lassen, was auch sofort geschah. *)

Man setzte darauf den Marsch auf Gara fort. Unterwegs aber kamen Balthasar Banffy und Paul Bakits beim Heere wieder an, mit der Meldung: in der Nähe liege ein Flecken, Ivanca, der zwar von den Türken besetzt, aber vollauf mit Proviant versehen wäre; das Land sei eben,

*) Es ist daher wol nicht ganz richtig, wenn Mailath, Geschichte der Magyaren IV. 52 sagt: das grobe Geschütz sei beim Einbrechen der Brücke im Schlamme stecken geblieben. Isthuanfi 213 spricht nur von einem Stücke; ebenso Jovius 194.

der Weg dahin, obgleich kaum eine halbe Meile lang, doch enge und waldig. Katzianer beschloß, in Uebereinstimmung mit allen Obersten und Kriegsräthen, dem Orte entgegenzuziehen. In der Nähe angelangt, ertheilte er dem Proviantmeister gemessenen Befehl, streng auf Ordnung zu halten und Alles gleichmäßig auszutheilen. Allein das ausgehungerte Kriegsvolk kümmerte sich auch jetzt weder um Gehorsam noch Verbot, fiel stürmisch über die Vorräthe her und wollte den abwehrenden Proviantmeister ermorden. Auch Katzianer selbst konnte das gierige Volk auf keine Weise zur Ordnung bringen. Trotz aller Verbote stürmte es zu Hauf in den Flecken hinein, wobei Viele aus dem Schlosse von den Türken erschossen wurden. Da Katzianer erfuhr, daß ein starker Türkenhaufe kaum eine Viertelmeile entfernt in einem Lager liege, so blieb ihm, um das Kriegsvolk mehr zusammenzuhalten, zuletzt nichts Anderes übrig, als den Flecken anzünden zu lassen, zumal da zu befürchten war, daß der darin vorgefundene Wein unter dem Volke noch größeres Unheil verursachen könne. *)

Nun wollte man den Marsch weiter fortsetzen; allein auf der Tagreise von der Buka bis nach Ivanca waren die Pferde so ermattet, daß sie das Geschütz kaum noch eine Strecke fortziehen konnten. Die meisten Hauptleute riethen, man möge das Geschütz zersprengen und liegen lassen, andere, man solle es zum Theil vergraben, um es später einmal wieder aufzusuchen. Katzianer ließ dann auch wirklich mehre Stücke verscharren. Der Zug ging nur langsam weiter fort, denn Menschen und Rosse wa-

*) Isthuanfi S. 214.

ren durch Hunger, Schlaflosigkeit und Strapazen so kraftlos und ermattet, daß es die größte Anstrengung kostete, einige Meilen zurückzulegen. Dazu kam noch, daß die türkischen Reiter, mit Janitscharen untermischt, mehre Tage lang das Heer ohne Unterlaß bald hier bald dort angriffen und ihm große Verluste beibrachten, ohne es zu einem entscheidenden Kampfe kommen zu lassen, denn die Türken bezweckten nichts Anderes, als das Heer durch Hunger und Ermattung bis auf den letzten Mann aufzureiben. Da man von Ivanca her die türkische Reiterei an einem Tage dreimal auf die Seite hatte zurücktreiben müssen, so konnte man Gara erst am nachfolgenden Tage erreichen. Als man der Stadt aber näher kam, fand man eine Anhöhe vom Feinde besetzt, von wo er das Heer während seines Fortzuges fort und fort mit funfzehn Feldstücken beschoß und es in große Bedrängniß brachte, bis endlich Katzianer, der den Vorzug führte, die Anhöhe erstürmte und den Feind zurückdrängte, sodaß der Nachzug ohne Gefahr hindurchkam. Nach gehaltenem Kriegsrathe schlug er das Lager auf der Anhöhe in einer sehr vortheilhaften Stellung in der Nähe eines Gewässers, von wo man den nahe liegenden Feind durch das übrige Geschütz bald zurücktrieb.

Da kam aus Walpo ein Bote mit einem Briefe von einem Kroaten, der von Katzianer und den ungarischen Obersten dorthin gesandt worden war, um den in Walpo vorhandenen Proviant nach Gara zu schaffen, damit man ihn hier bei der Ankunft des Heeres finde. Der Brief enthielt aber die Nachricht: es sei in Walpo weder Proviant noch Geld vorhanden gewesen, um Proviant aufzukaufen; man wolle sich indeß Mühe geben, um in drei

bis vier Tagen etwas Vorrath aufzubringen. Diese Meldung schlug alle Hoffnung und allen Trost nieder. Hans Ungnad und Franz Bathyan traten in Katzianer's Zelt und erklärten ihm: ihr Kriegsvolk sei in wildester Aufregung, wüthe und tobe wegen Mangel an Lebensmitteln und lasse sich durch nichts mehr zufrieden stellen; es sei jetzt das Schlimmste zu befürchten, denn das Volk finde sich in allen bisherigen Zusagen getäuscht und sei allgemein der Meinung, man gehe nur damit um, es völlig zu Grunde zu richten. Katzianer befand sich in der schrecklichsten Lage; als er die beiden Hauptleute um ihren Rath befragte, was für das Volk zu thun sei, gab ihm Franz Bathyan zur Antwort: „Ich rathe Euch, laßt Wagen und Geschütz zum Teufel gehen; auf Proviant ist jetzt keine Hoffnung mehr; Ihr könnt auch Geschütz und Wagen schon der engen Wege, des Mangels an Pferden und der herrschenden Hungersnoth wegen nicht weiter fortbringen; zudem ist das gesammte Kriegsvolk ermattet und erkrankt und die Flucht der Husaren bisher schon alle Nacht haufenweise so groß, daß ihrer kaum noch die Hälfte da ist. Soeben hat uns auch Ladislaus More anzeigen lassen, daß er mit seinen Reitern abziehen und heimreiten will; geschieht dies, so wird die Flucht unter den Husaren ganz allgemein werden. Was wollen wir dann noch allein hier thun und warum so viele Leute opfern?“

Katzianer versammelte alsbald einen Kriegsrath, um auch die übrigen Hauptleute um ihre Meinung zu befragen. Er habe, erklärte er ihnen, die Stimmung des Kriegsvolkes schon zuvor gekannt, weshalb er ihm auch zugesagt habe, das Heer bis Gara hin mit keiner Belagerung aufzuhalten, um es den Vorräthen bei Gara bald

8*

nahe zu bringen. Leider aber müsse er jetzt anzeigen, daß er soeben von Denen, die Proviant hätten herbeischaffen sollen, schlechten Trost erhalten habe; da er besorgen müsse, daß man ihm die Versäumniß zur Schuld anrechnen werde, so erkläre er hiemit, daß keine der ihm gegebenen Zusagen und Verheißungen erfüllt worden sei. Noch hatte Kazianer nicht geendet, als Ladislaus More mit der Erklärung ins Zelt trat, daß er von Stund an aufbrechen und hinwegziehen werde. Umsonst bat und ermahnte ihn Kazianer aufs dringendste, sich nicht vom Heere zu trennen. More entfernte sich ohne Abschied und Urlaub. Man sandte zwar bald darauf auf Beschluß des Kriegsrathes den Hauptmann Balthasar Banffy an ihn ab, um ihn in Aller Namen noch einmal aufzufodern, seinen Aufbruch einzustellen, und wo nicht, ihn festzunehmen. Ehe indeß Banffy bei ihm ankam, war er schon hinweggezogen. Er entwich mit seinem Haufen durchs Gebirg nach seiner Burg St. Elisabeth.

Als man sich nun berieth, was für die Rettung des noch übrigen Heeres zu thun sei, waren Einige der Meinung, man müsse sich zunächst Gara's bemächtigen, wo man reiche Vorräthe finden werde; Andere machten andere Vorschläge. Hans Ungnad aber erklärte: es bleibe bei der Schwäche und Ermattung der Kriegsleute jetzt nichts Anderes übrig, als den Rückzug fortzusetzen, das Geschütz zu zersprengen und es sammt den Wägen zurückzulassen. „Wir wollen dies Alles," fügte er hinzu, „bei seiner königlichen Majestät schon verantworten, und wenn der König wegen des Verlustes des Geschützes Beschwerde erheben würde, so wollen wir bei unsern Landen schon bewirken, daß ihm dafür Ersatz geleistet werde. Manche, wie

Heinrich Truchses stimmten zwar gegen den Abzug und wollten, daß man zuvor Gara erstürme; allein fast alle andern Hauptleute und Kriegsräthe traten dem Hans Ungnad bei, erklärend: die Krankheiten im Heere, der Verlust an Menschen und Pferden, die Flucht der Husaren, die Kraftlosigkeit und Schwäche des ganzen noch übrigen Heeres, die späte Jahreszeit u. s. w. seien wol Gründe genug zum eiligen Rückzuge. Dies Alles konnte auch Katzianer nicht ableugnen, als er um seine Meinung befragt ward. Während man noch verhandelte, kam durch Paul Bakits die Nachricht in den Kriegsrath, daß der nahe liegenden Türkenschar soeben frisches Kriegsvolk zu Roß und Fuß zur Verstärkung zugeführt worden sei. Dies gab den Ausschlag. Katzianer trat nun dem Vorschlage Hans Ungnad's und Albrecht Schlick's, Wagen und Geschütz zurückzulassen und den Abzug anzutreten, ebenfalls bei, und endlich erklärten sich auch Franz Bathyan und Ludwig Pekry, der lange gezögert, „in Ansehung der augenscheinlichen Noth" für den schleunigsten Rückzug.

Bei der Berathung aber über die Richtung des Abzuges traten wieder verschiedene Meinungen hervor. Einige schlugen den Weg nach More's Burg St. Elisabeth vor, der durchs Gebirg führe und wohin der Türke seitwärts nicht so leicht folgen könne; Andere waren für die Richtung nach Valpo, wohin das Heer durch einen drei Meilen langen, durch Verhaue der Feinde unwegsam gemachten Wald geführt werden mußte*). Einige riethen, den Abzug bei Tag, Andere ihn zur Nachtzeit anzutreten. Die Mehrzahl entschied endlich für die Richtung nach Valpo

*) Isthuanfi S. 215. Valvasor IV. 450.

und für den Abzug zur Nacht. Es ward daher im Kriegsrathe beschlossen: Jedermann zu Roß solle sich zwei Stunden vor Tags zum Aufbruch bereit halten; Graf Ludwig von Lodron solle noch eher oder spätestens um dieselbe Zeit mit seinen Knechten und sechs Falkonetten an eine Brücke, eine halbe Meile vom Lager vorausziehen, diese besetzen und auf beiden Seiten des Weges sich aufstellen, bis die Uebrigen heranzögen und die Brücke überschritten hätten, dann mit dem Feldgeschütz nachziehen. Hans Ungnad und Pekry sollten den Nachzug führen. Jeder Hauptmann solle dem Adel in seinem Haufen den Plan zum Abzuge insgeheim anzeigen, damit Jeder sich darnach richten und, was er an Habe und Gut auf den Wagen habe, zu sich auf sein Roß nehmen könne. Die ganze Anordnung des Abzuges publicirte Katzianer im Kriegsrath durch einen öffentlichen lauten Befehl. Darauf gab er eine Losung, damit, wenn in der Nacht etwa ein Nothlärm entstände und der Feind vielleicht noch vor dem Abzuge einen Angriff wage, Jeder sich zum Kampfe rüste und an seinen Platz eile. Auf das Zeichen einer Schalmei und sobald Lärm geschlagen werde, sollten alle Husaren und reisige Haufen in seine Nähe rücken, um sie zum Abzuge zu ordnen. Dem Zeugmeister ertheilte er endlich auch die nöthigen Befehle wegen Sprengung des Geschützes (mit Ausnahme der sechs Falkonette für den Grafen von Lodron) und wegen Aufbrennen des Pulvers.

Katzianer hatte in der Nacht wenig Ruhe. Etwa zwei Stunden vor Tag ließ er dem Feldmarschall sagen: es sei Zeit, daß man schier auf wäre; desgleichen ließ er dem Grafen von Lodron entbieten: ob er nicht Lärm zum Aufbruch schlagen lassen und vorwärts an die Brücke ziehen

wolle. Der Graf aber ließ antworten: er habe Alles näher überlegt; die Sache sei nicht auszuführen; bis an die Brücke sei ein weiter Weg, werde bis dahin der Feind seiner gewahr, so gerathe er in große Gefahr und durch Lärmschlagen könne der Feind leicht aufgeschreckt werden. Katzianer konnte im Augenblick nichts weiter thun. Als bald darauf Hans Ungnad in sein Zelt trat, um sich Bescheid zu holen, theilte er diesem die Erklärung des Grafen mit und sagte ihm zugleich: „Gehet hin, macht Euch flugs auf und verlaßt Euch auf nichts weiter. Zeiget dies auch den böhmischen Obersten und den andern Hauptleuten an, daß sie aufbrechen, denn es ist Zeit und über Zeit.“ Ebenso gab Katzianer dem Feldmarschall, dem Zeugmeister, mehren Hauptleuten, namentlich dem Franz Bathyan und Balthasar Banffy, die um Befehle zu ihm kamen, den Bescheid, sich eiligst aufzumachen und zu ihm heranzuziehen. Allein obgleich es ihm Alle zusagten, so geschah es doch nicht. Wegen des Grafen Erklärung wurde es auch unterlassen, mit der Schalmei Lärm zu blasen. Katzianer hatte daher dem Hans Ungnad auch aufgetragen, dem Grafen Albrecht Schlick und den andern Hauptleuten anzuzeigen, daß sie auf kein weiteres Zeichen zum Aufbruch warten sollten.

Als es nun schon mehr und mehr zu tagen anfing, wartete Katzianer sehnlichst auf den Anzug der Hauptleute; er setzte voraus, Graf Lodron sei nach seinem Befehle schon längst aus dem Lager aufgebrochen. Endlich kamen die Hauptleute der Landhusaren, unter ihnen auch Peter Bakits heran. Ludwig Pekry dagegen und Hans Ungnad stellten sich nicht ein. Katzianer sandte daher an

Beide den Peter Bakits und den Grafen Zriny ab mit der Auffoderung: sie sollten doch eiligst heranreiten. Die Abgesandten kamen jedoch mit der Nachricht zurück: Ludwig Pekry habe gesagt: was redet Ihr vom Katzianer? der ist schon vor Mitternacht hinweg; er hat sich eine Fackel angezündet und ist mit einigen windischen Herren davongeritten. Sie fügten hinzu: Pekry sei alsbald aufgebrochen und Hans Ungnad ihm mit allen geharnischten Reitern sofort nachgezogen. Man erfuhr, daß sie einen ganz unrechten Weg eingeschlagen hätten, auf dem die Brücke, über welche sie ziehen müßten, weggerissen sei. Als der Tagesanbruch nahete, fand sich somit Katzianer schon von den Meisten verlassen, ohne zu wissen, wer noch da war und wer hinweggeritten sei. Weder die Kriegsräthe, noch der Feldmarschall kamen wieder zu ihm; nur die Hauptleute der Landhusaren befanden sich noch bei ihm. Aber unmuthig traten sie ihm mit den Worten entgegen: „Seht Ihr denn nicht, daß das ganze Heer flieht? Willst du uns sammt dir verführen? Reite, oder wir wollen reiten." Jetzt brach Katzianer auf und zog gegen die Brücke, wo er den Grafen von Lodron zu finden hoffte; allein er fand weder ihn noch seine Reiter. Die Husaren waren durch die Flucht so zerstreut, daß nicht über sechzig und nur einige Grafen und Herren von Adel noch bei ihm waren.

So lautet Katzianer's eigener Bericht, den er später dem römischen Könige vorlegte, um zu beweisen, daß der Zug von Esseck herab nach Gara durchaus nicht auf seinen Rath und Willen erfolgt und der Verlust und die Auflösung des Kriegsvolkes einzig nur durch Mangel an

Proviant verursacht sei, den man ihm keineswegs zur Schuld anrechnen könne. *).

Andere Berichte stellen freilich die letzten Ereignisse anders dar. Nach ihnen entwich zuerst Ladislaus More mit den Seinen nach der Burg St. Elisabeth; dann verließen das Lager auch Hans Ungnad und der Bischof von Agram **); hierauf verschwand Ludwig Pekry und, ehe die Sonne aufging, war selbst der oberste Feldhauptmann Katzianer entflohen ***). Die Tyroler, Böhmen, Oestreicher und Kärntner, meist Fußvolk, waren noch versammelt geblieben. Graf Lodron übernahm in dieser gefährlichen Lage über sie den Oberbefehl, da das Volk ihn dringend bat, es aus der Noth zu retten und sich an seine Spitze zu stellen. Es galt schnellen Entschluß, denn man vernahm bald das Getöse der türkischen Haufen, die heranzogen, um die Verlassenen zu überfallen. Der Graf, sich auf sein Roß schwingend, sprach den Verzweifelten Muth ein und ermunterte sie zu standhafter Gegenwehr mit Vertrauen auf Gott und Glück, ihnen vorstellend, daß die Flucht für sie ebenso schmachvoll als verderblich sein werde. „Du hast leicht reden, Lodron!“ soll ihm da

*) Der oben erwähnte Bericht Katzianer's (seine Vertheidigungsschrift) befindet sich unter dem Titel: „Katzianer's Handlung die Flucht belangend 1537 in Ungarn vor den Türken durch ihn geschehen“, in gleichzeitiger getreuer Abschrift im geh. Archiv zu Königsberg, gedruckt bei Valvasor III. 30—41, im Auszug bei Bucholtz, Urkundenband S. 272.

**) Valvasor IV. 450.

***) Isthuanfi 215 sagt: Quibus rebus intellectis Cocianus plane vecors et amens, conscenso equo et relicto absque imperio exercitu sese in fugam longe ignominiosam coniicit.

ein gemeiner deutscher Kriegsmann zugerufen haben, „Du sitzest zu Pferde, mit sechs Füßen kannst du freilich schneller entfliehen, als wir mit zwei.“ Der Graf, so wird erzählt, schwang sich schnell aus dem Sattel, stieß das Roß oder nach Andern den Mann, der das Wort gesprochen, mit seinem Schwerte nieder und rief: „Brüder! ich fechte mit Euch zu Fuß!“ Seine übrigen Pferde übergab er den Kranken und Verwundeten *). In einen Keil zusammengedrängt, brach die kleine Schar, als der Feind gegen sie heranstürmte, aus ihrem Lager vor zum ungleichen, hoffnungslosen Kampfe. Sie ward augenblicklich von allen Seiten durch die türkische Reiterei angegriffen. Graf Albrecht Schlick aber, der Ehre seines Geschlechts nicht eingedenk, entwich alsbald aus dem Gefecht und rettete sich durch die Flucht. Die Böhmen, Oestreicher und die Uebrigen kämpften gegen die Uebermacht nur kurze Zeit und wurden größtentheils zusammengehauen, darunter auch Viele von Adel. Ihre Hauptleute Kunringer, Georg Taifel, Gebhard Welczer, Leonhard Lamberg u. a. geriethen in türkische Gefangenschaft. Graf Nikolaus von Thurn, obwol schwer verwundet, rettete sich noch glücklich, doch nur mit großer Noth durch die Flucht. Der Hauptmann der Kärntner dagegen, Mager, der durch seinen glänzenden Helm und Federbusch den Blick der Feinde auf sich zog, sank nach tapferem Widerstand unter die Todten. Graf Lodron, an Kopf und Brust schwer verwundet und mit seinem Streithaufen, drei Fähnlein Tyroler, auf einen sumpfigen Boden gedrängt, hielt dem Feind noch ei-

*) Isthuanfi 216. Valvasor IV. 452. Jovius 197.

nige Zeit standhafte Gegenwehr, bis endlich Murad-Beg, die Tapferkeit des Gegners ehrend, ihm Schonung des Lebens entbieten ließ, wenn er sich ergebe. Darauf vertrauend, ergab er sich, ward aber dennoch bald nachher auf Mohamed's Befehl von seinen Wächtern getödtet, weil er ohnedies an seinen schweren Wunden hätte sterben müssen *). Sein Kopf, sowie die des Hauptmanns Mager und Paul Bakits, der kurz zuvor in einem Gefecht bei Diakovar gegen die Türken gefallen war, wurden als Siegeszeichen in silbernen Becken nach Konstantinopel gesandt. Das ganze Lager nebst dem noch übrigen Geschütz fiel den Siegern als Beute in die Hände. Unter den Kanonen war noch eine, die sich vor den übrigen durch ihre Größe auszeichnete und noch ein halbes Jahrhundert lang in den nachfolgenden Kriegen eine wichtige Rolle spielt **). Sie, die Katzianerin genannt, nebst den übrigen Feldstücken mit goldenen Tüchern und Fahnen geschmückt, mußten die christlichen Gefangenen, wie Pferde vor dieselben angespannt, bis nach Konstantinopel vor die Augen des Sultans schleppen, um auch in solcher Weise den Triumph der Türken zu verherrlichen. ***)

Wenn es nach diesem Berichte vielleicht auch noch in Zweifel stehen könnte, ob der Feldhauptmann Katzianer

---

*) Isthuanfi 216. Valvasor a. a. O. Nach Engel IV. 52 starb Lodron im Lager der Türken an seinen Wunden.

**) So lauten im Wesentlichen die Berichte bei Isthuanfi und Valvasor und nach den Quellen bei Hammer III. 191. Mailath Geschichte der Magyaren IV. 53. Buchholz V. 103.

***) Schreiben des Nikol. von Nibschitz an Herzog Albrecht v. Preußen, d. Krakau Sonnt. nach Nativit. Christi 1537.

das Feldlager bei Gara früher, als es im Kriegsrathe bestimmt und beschlossen gewesen, verlassen habe, so treten doch in der Beschuldigung seines zu frühen Abzuges oder, wie Einige es auch nennen, seiner Flucht noch andere zeitgenössische Zeugen wider ihn auf, die wir nicht unbeachtet lassen dürfen, um einiges Licht in die Dunkelheit dieser Ereignisse zu bringen. Einer der gewichtvollsten dürfte wol der mit den damaligen Zeitereignissen in Ungarn so genau bekannte Palatin von Sirabien, Hieronymus von Lasky sein, der, am Ende des Octobers 1537 vom Hofe des Römischen Königes nach Krakau kommend, den Verlauf der Dinge seinen Freunden Nikolaus von Nibschitz und dem Grafen Lucas von Gorka, Woiwoden von Posen, auf folgende Weise mittheilte: Nachdem die Türken und die Deutschen, an deren Spitze Herr Katzianer, Herr Hans Ungnad und Graf Albrecht Schlick, einige Zeit (bei Esseck) beide in vortheilhaften Stellungen einander gegenüber gelegen, Ferdinand's Volk mehre Tage es versucht habe, die Türken zu einer Schlacht zu bewegen, diese jedoch ihre günstige Stellung nicht hätten aufgeben wollen, seien die Deutschen hinweggezogen. Als die Türken dies wahrgenommen, seien auch sie aufgebrochen, den Deutschen seitwärts nachgeeilt und hätten sich vier Meilen weiter in eine feste Stadt (Gara) geworfen, wo nicht fern das deutsche Heer ein Lager geschlagen. Die Macht der Türken sei gegen 30,000 Mann stark gewesen, in der Nacht aber zur Hälfte aus der Stadt wieder herausgezogen und habe ungefähr eine Meile von da eine feste Stellung eingenommen, von wo sie den Deutschen alle Zufuhr aus dem Lande abgeschnitten hätten. Die Deutschen, in der Meinung, die gesammte türkische Streit-

macht liege noch in der Stadt, hätten ihr Lager in einer Stärke von 25,000 (?) verlassen, um die Türken in der Stadt zu umzingeln und diese zu belagern. Als sie sich derselben aber genähert und die Türken solches wahrgenommen, sei es zum Angriff gekommen, indem der außerhalb der Stadt liegende Heerhaufe herbeieilend die Deutschen mit 44 Stück großen und kleinen Geschützes im Rücken angegriffen habe. Bei diesem unerwarteten Ansturm von außen hätten die Deutschen sich zurückgezogen. Man habe sich nun über den Abzug aus dem Lager berathen und es sei darauf der Befehl ergangen, daß Jeder während der Nacht sich bereit machen solle, auf Gebot des Oberfeldherrn aufzubrechen, also nämlich, daß, wenn ein Zeichen mit der Schalmei gegeben werde, Jeder zum Aufbruch fertig sein solle. So sei es verabredet worden. Man habe nun immer gewartet und geharrt, daß Katzianer die nöthigen Befehle ertheilen werde. Bei Tagesanbruch aber habe man ihn nirgends finden können; er sei heimlich vom Heere entwichen mit sechzehn seiner Reiter. Als nun die beiden Hauptleute Albrecht Schlick und Hans Ungnad, die immer noch Befehl erwartet, Katzianer's Flucht erfahren, hätten auch sie sich heimlich davongemacht und also den noch übrigen deutschen Streithaufen ohne einen Anführer zurückgelassen. Da sei ein welscher Graf (den Namen wußte Lasky nicht) in den Haufen getreten und habe ihn also angeredet: Da die drei Hauptleute das Kriegsvolk so jämmerlich heimlich durch die Flucht verlassen, so wolle er, damit nicht Alle umkämen, wenn sie ihn zu ihrem Hauptmann annehmen und anerkennen würden, sie mit gewaltiger Hand wieder in ihr voriges Lager vier Meilen von der Stadt sicher und ohne Schaden zurückführen.

Da habe der ganze Haufe mit Ja geantwortet und ihn gebeten, er möge sich ihrer als Hauptmann annehmen, sie wollten ihn gerne als solchen anerkennen, damit sie den Händen der Türken entkämen. Als nun aber die Türken bei Anbruch des Tages den Abzug der Deutschen auskundschaftet, seien sie plötzlich in großer Schar auf sie eingestürmt und hätten sich bald des gesammten feindlichen Geschützes und alles Gepäcks bemächtigt, denn die Fuhrleute hätten auf der Flucht ihre Sattelgäule davon abgehauen und Alles stehen lassen, um sich zu retten. Der Graf habe seine Fähnlein (14,000 Mann stark, die von 25,000 noch übrig gewesen (?)) weiter und weiter bis über die Szova (Sau?) geführt, der Türke aber sie fort und fort verfolgt und im Nachzuge bekämpft, bis sie über den Fluß hinübergekommen seien, wo sie der Graf in ein Schloß des Peter Pereny geführt habe, in welchem die Türken sie mit dem ihnen abgenommenen Geschütz belagerten. Aus diesem Schlosse, fügte Lasky endlich hinzu, habe nun der Römische König einen Brief erhalten, worin er aufs dringendste gebeten werde, längstens in vierzehn Tagen den Belagerten Hülfe zuzusenden und sie zu entsetzen, weil sonst die Noth sie zwingen werde, sich den Türken zu ergeben. Diese Frist sei nun am Tage Simon und Judä abgelaufen. Wie es aber den Belagerten ergangen sei, wisse man noch nicht. Der Römische König habe sich jetzt in die windischen Lande nach Grätz begeben. „Das kann ich aber," sagte Lasky, „in Wahrheit sagen, daß unsere königliche Majestät dieser Sachen halber ein schwer- und wehmüthiges Bedenken hat und geht ihrer Majestät schwer zu Herzen." — So weit der Bericht des Hieronymus von Lasky, dem er in einem an-

dern Schreiben noch hinzufügt, daß von 18,000 Mann nicht mehr als 3000 davongekommen seien *).

Weicht dieser Bericht auch vielfach von andern ab und lassen sich über manche darin erzählte Einzelnheiten auch sehr bedeutende Zweifel erheben, so bezeugt er doch ebenfalls, daß Katzianer und nach ihm auch Hans Ungnad und Graf Albrecht Schlick noch in der Nacht das Heer verlassen und die Flucht ergriffen hatten. Dies setzen auch andere Nachrichten außer Zweifel, die theils gegen Ende des J. 1537 an den polnischen Hof **), theils auch an den damaligen Kurfürsten von Sachsen gelangten. Diesem Letztern meldete unter andern ein Berichterstatter: „Mir sind vom Römischer königl. Majestät Hofe Briefe zugekommen, worin man mir für gewiß anzeigt, daß Herr Hans Katzianer, Herr Hans Ungnad und Herr Albrecht Schlick mit Anbruch des Tages sollten geflohen sein, da noch kein Feind vor der Hand gewesen. Die böhmischen Knechte mit ihren Hauptleuten und die Italiener, worüber Graf Ludwig von Lodron Oberster gewesen, sind sammt gemeldeten Hauptleuten beisammen geblieben und haben nicht so schändlich fliehen wollen. Kurz hernach ist der Türke dahin gekommen und hat sie aufs Haupt erlegt,

*) Wir lernen diesen Bericht aus zwei an den Herzog von Preußen gerichteten Schreiben des Nikolaus Nibschitz, d. Krakau, Dienst. nach Simon und Judä 1537 und des Grafen Lucas von Gorka, d. Posen, 18. Nov. 1537 kennen. Sie sagen ausdrücklich, daß sie ihren Bericht aus Lasky's Munde hätten.

**) Wir haben noch solche Berichte in Briefen von Antonius Zema und Gabriel Tarlo, die beide von der Flucht der drei Hauptleute sprechen.



also daß hernachmals keiner davongekommen, sind alle geblieben und ist gar wenig zu hoffen, daß etliche gefangen wären. Das ist der königl. Majestät und der ganzen Christenheit ein erschrecklicher und schwerer zugefallener Handel; auch ist es ganz erbärmlich, daß die frommen, ehrlichen Leute, die auf ihre Ehre gedacht, so übel verführt und auf die Fleischbank geopfert worden sind." *)

Es liegt uns endlich noch ein Bericht eines Ungenannten aus derselben Zeit vor, der nicht nur ebenfalls Katzianer's Flucht bestätigt, sondern auch noch manche Einzelnheiten mehr aufklärt. Er erzählt unter andern: „In dem fernern Nachreisen (Verfolgen) haben die Feinde den Christen den Zugang gewehrt (die Zufuhr abgeschnitten), sodaß in wenigen Tagen 3000 Personen Hungers gestorben sind. Sie haben mit einander neun Tage gescharmützelt mit nicht geringem Schaden der Türken; am zehnten Tage hat man harten Widerstand gethan: am elften aber, als es an aller Speise gebrach, hat Katzianer ein Schloß der Feinde auf der Seite gegen die Ermahnung der andern zu nehmen versucht, ist aber ohne Erfolg bald wieder gekommen, hat jedoch gefunden, daß die Feinde ihre Schlachtordnung angerichtet, sich mächtig verstärkt und die Christen in kurzem zu schlagen sich angeschickt. Als er nun aber ersehen, daß die Macht der Feinde zu groß gewesen, denn es sollen ihrer 80,000 sein, hat er sich zur Flucht gerichtet und das Geschütz zu vernichten und was zur Flucht hinderlich, zu verbrennen sich unterstanden. Als solches die Feinde auskundschaftet, ha-

*) Schreiben eines Ungenannten an den Kurfürsten v. Sachsen, d. Mont. nach Martini 1537.

den sie sich mit Gewalt auf den Theil geworfen, wo die böhmische Beihülfe und die steierische Landschaft gewesen. Da soll Katzianer mit seinem reisigen Haufen der Erste in der Flucht gewesen, und ihm Graf Schlick mit seinem Haufen Reisige und Ungnad mit seinem geringen reisigen Zeuge nachgefolgt sein. Geblieben ist Graf Julius von Hardeck, der böhmische Hauptmann, Paul Bakits, ein ehrlicher Ungar. Sie haben die fliehenden Reisige zum Umkehren ermahnt, aber umsonst. Da soll Graf Julius gesagt haben: So will ich mit den Meinigen bleiben und in ehrlicher That sterben. Also haben sich an 600 Pferde und 8000 Knechte, die noch übrig geblieben, männlich gewehrt und den Türken so großen Schaden gethan, daß sie diese gegen Abend zurückgetrieben haben sollen. Aber nach so großer Mühe und Anstrengung haben sie weder Kraft noch Labung erhalten können, sind lebendig umgefallen und in den Kämpfen sind Paul Bakits, der böhmische Hauptmann und der Graf Julius umgekommen; der Letztere soll ritterlich bald zu Roß bald zu Fuß gekämpft haben. Zuletzt sind alle erschlagen worden bis auf 100 Pferde und 300 Knechte, welche die einbrechende Nacht gerettet. Da sie aber vor Müdigkeit liegen bleiben mußten, haben die Türken sie in der Nacht überfallen und gefangen genommen. Also ist der Haufe, die Wagenburg und 43 Stück (?) Büchsen dem Feinde in die Hände gefallen. Andere aber sagen auch: als Katzianer sich so verzogen, viele Scharmützel gehabt, Speise und Geld aber immer gefehlt habe, hätten die Knechte Katzianern und die andern Hauptleute mit Gewalt bedrängt und sie erwürgen wollen, also daß sie hätten entfliehen müssen. Als dies die Türken erfahren, hätten sie mit Gewalt ange-

griffen; die Knechte aber hätten unter sich Hauptleute ernannt, sich gewehrt und also sich und das Geschütz verführt. Aber es solle dabei auch nicht wenig Verrätherei geübt worden sein. Was von dem Allen jedoch wahr sei, wisse man noch nicht *)."

Fünftes Capitel.

Es möchte wol sehr schwer fallen und vielleicht sogar unmöglich sein, aus den Einzelnheiten der vorerwähnten Berichte, die offenbar Wahres und Unwahres zugleich enthalten, ein geordnetes Bild von dem ganzen Verlaufe der unglücklichen Ereignisse des Feldzuges Katzianer's zusammenzufassen, zumal da eben der Verlauf der Dinge selbst so voll Verwirrung, Zerrissenheit, Auflösung und Unordnung war. Davon aber sprechen doch alle Berichte bald in bestimmter Aussage, bald wenigstens nach Hörensagen übereinstimmend, daß Katzianer, der als oberster Feldhauptmann der Letzte auf dem Kampfplatze hätte sein müssen, das Feldlager durch die Flucht schon früher verlassen habe, nachdem die Grafen Lodron und Schlick und Hans Ungnad noch zurückgeblieben waren, was auch selbst seine eigene Darstellung nicht zweifelhaft macht **). Mochte

*) Dieser Bericht ist aus dem Novbr. 1537. Der Berichterstatter sagt: es seien ihm Briefe darüber am 29. Octbr. particulariter zugekommen.

**) Der eifrigste Vertheidiger Katzianer's ist Valvasor; er sucht ihn besonders gegen Jovius und Isthuanfi wegen der ihm angeschuldigten schimpflichen Flucht zu rechtfertigen; s. IV. 451. und III. 29, wo es heißt: Isthuanfi mißt ihm (Katzia-

er sich auch immerhin damit entschuldigen und rechtfertigen wollen, daß der Zug von Esseck nach Gara gegen seinen Rath erfolgt sei, daß er sich dem Beschlusse der Mehrzahl im Kriegsrathe habe fügen müssen und der von ihm unverschuldete Proviantmangel das Heer in die unglückliche Lage gebracht und sein Verderben bewirkt habe, so war er doch von dem Vorwurfe nicht frei zu sprechen, daß er, als er das Lager schon verlassen und die Brücke durch Lodron nicht besetzt fand, sich nicht erst sicher erkundigte, wo sich der Graf befinde, sondern vielmehr, statt ihn und die übrigen Hauptleute aufzusuchen und als Oberfeldhauptmann mit ihnen gemeinsam gegen die Türken Stand zu halten oder wenigstens den Rückzug des Heeres zu ordnen, seine Flucht fortsetzte und auf diese Weise die Zurückgebliebenen ihrem Schicksale überließ. Geschah also vielleicht sein Abzug aus dem Lager auch völlig der genommenen Verabredung gemäß, so gab ihm diese Versäumniß doch nun offenbar den Charakter einer Flucht.

Durch alle Lande, welche Mannschaft zum Zuge gestellt hatten, verbreitete sich Jammer und Klage über die schrecklichen Verluste, vor allem in Böhmen sowol in den höhern als niedern Ständen, denn von 5000 Böhmen war fast kein einziger in die Heimat zurückgekommen. Der oberste Feldmarschall Peter Raschyn, zwei Söhne des obersten Landrichters, der reiche Ritter Dworetzki, der 500

nern) alle Schuld des Unglücks bei, denn er habe sich gar zu unbehutsam und zu tief hineingewagt ins Türkische, sodaß sehr viele feindliche feste Orte ihm im Rücken geblieben seien, und endlich habe er durch heimliche Flucht sein Heer ohne Haupt und Commando gelassen.

wohlgerüstete Rosse unter sich gehabt, und viele andere Landes-Edle waren theils erschlagen oder ermattet gestorben, theils in türkische Gefangenschaft gerathen *).

Aber nicht blos die vornehmere Welt an den fürstlichen Höfen ließ ihre bittere Klagen und ihren schweren Tadel über Katzianer's Verhalten laut werden; auch die Stimme des Volkes erhob sich über ihn und seine Genossen mit Unwillen und Spott. In mehren Städten Deutschlands sang man auf offenen Straßen Spottlieder auf Katzianer's Flucht **). In Wien las man an den Kirchthüren den Reim angeschlagen:

Katzianer, Ungnad und Schlick,
Die möchten hangen an einem Strick.

Wie allgemein und lebendig angeregt das Interesse war, welches man sogleich allenthalben an dem traurigen Ereignisse nahm, beweist auch folgendes Volkslied, welches sich schon im Novbr. des J. 1537 von Wien aus in mehre deutsche Länder, selbst auch bis nach Preußen verbreitete ***).

Ein neues Lied von den drei feldflüchtigen Hauptleuten in Ungerland im Jahre 1537.

Untreu läßt sich nicht schmücken,
Finanz wird offenbar,

*) Schreiben des Nikol. von Ribschitz an den Herz. v. Preußen, d. Krakau Sonnt. vor Nativit. Chr. 1537.

**) Jovius 198.

***) Das erwähnte Volkslied wurde zuerst mit einem Schreiben, d. Montags nach Martini 1537 an den Kurfürsten von Sachsen geschickt und kam von diesem auch nach Preußen. Der Absender schreibt: „Auch schicke ich E. F. G. hiemit ein Lied, so mir von Wien zukommen, daselbst man noch nicht öffentlich evangelisch seyn darf.“

Thut manchen Lanzknecht drücken,
Als jetzt lauter und klar
Durch Katzianer geschehen,
Die Schanz war lang gespielt,
Hat's mancher Lanzknecht gesehen
Der muß die Wahrheit jehen,
Drum man ihn billig schilt.

Denn er war auserwählet,
Von königlicher Kron,
Zum höchsten Haupt gestellet,
Davon ward ihm zu Lohn
Groß' Ehr und Zucht versprochen
Zu Nutz der Christenheit,
Darauf er sehr thät pochen,
Das Brändlein ward gerochen,
Geld her ward sein Bescheid.

Den Türken wollt' er schlahen
Mit Worten also geschwind,
Die Sach' thät er anfahen,
Darum viel ehrlich Gesind
Von Rittern und Lanzknechten
In Eil versammelt ward,
Geschütz, Pulver, Blei zum Fechten,
Hie sah man keinen Schlechten,
Zog auf den Türken hart.

Eine Schlacht ward fürgenommen,
Den Feind zu greifen an,
Im Feld zusammenkommen,
Deß freut sich jedermann,
In Hoffnung zu überwinden
Den Gräuel der Christenheit,
Sieg, Ehr und Lob zu gewinnen,
Die Mannheit gespürt hierinnen,
Ein Jeder war bereit.

Allein das oberst Haupte
Mit Mantan (?) geschlossen war,
Den vollen Haufen beraubte
Mit Roß, Harnisch und Wehr,
Schändlich davon gezogen,
Ehe denn der Angriff geschah,
Viel Herrn und Knechte betrogen
Und hinterrücks verlogen,
Folgten ihnen hinten nach.

Lanzknecht wollten nicht weichen,
Es kost' Leib, Ehr und Gut,
Die geringsten Pferd' dergleichen;
Lodron, das edle Blut,
Ein Graf von Gott begnadet,
Setzte alles daran,
Er acht't nicht, was es schadet,
Ob er im Blut schon badet
Zu Ehren königlicher Kron.

Das Fußvolk war verlassen,
Dem Türken geben in die Hand.
Viel christlich Blut vergossen,
Ist männiglich bekannt,
Das billig zu beschützen
Und tragen mit Geduld
Ein Jeder taugt von Herzen,
Hierinne gilt kein Scherzen,
Ist unserer Sünde Schuld.

Herr Gott, laß dich's erbarmen
Deine christenliche Schaar,
Deinen Zorn wend von uns Armen,
Die Wahrheit ist offenbar.
Erleucht' den frommen König
Und Fürsten aus Oesterreich
Mit deinem Wort verständig,

Von Päpsterei abwendig,
Dein' Gnad und Hülf verleih.

Sonst werden wir All' versinken,
Als diesem Kriegsvolk geschach,
In Abgötterei ertrinken,
Daß billig Gottes Rach
Nicht außen würde bleiben,
Laß uns nicht erschrecken, daß
Wir Abgötterei vertreiben,
Im Reiche christlich bleiben
Und bessern uns fürbaß.

Der Röm. König Ferdinand ward durch die Nachricht von dem unglücklichen Ereigniß um so tiefer ergriffen und schwerer erzürnt, als er sich in der kurz zuvor erhaltenen Botschaft, daß das Kriegsvolk wohlbehalten sich nach Valpo gerettet habe, getäuscht sah. „Es ist gewiß," schrieb er am 19. Octbr. dem Cardinal von Trient, „daß die Hauptleute, nachdem sie ihre Schafe schändlich verlassen, wie treulose Hirten entflohen sind." *) Er beschloß alsbald eine strenge Untersuchung anzuordnen und, wenn die Schuld der Hauptleute erwiesen werden könne, zum warnenden Beispiele für Andere eine nachdrückliche Bestrafung eintreten zu lassen. Dies rieth ihm auch seine Schwester Maria, der er die Nachricht von der Niederlage mitgetheilt hatte. „Mir scheint in Wahrheit," schrieb sie ihm, „daß Ihr sehr wohl thut, sie (Katzianer und die Andern) strafen zu wollen, Andern zum Beispiele, denn der gemachte Fehler ist allzu groß." **)

*) Bucholtz Urkundenband S. 271.
**) Ders. V. 104.

Katzianer wandte sich sogleich nach seiner Rückkehr von Pettau aus, wie er selbst sagt, „in großer Betrübniß" an den König, erbot sich zu einer vollkommenen Rechtfertigung wegen der ihm gemachten Vorwürfe, bat selbst um eine gerichtliche Untersuchung und sprach die Hoffnung aus, der König werde in Rücksicht auf sein ganzes früheres Leben und seine glücklich geführten Unternehmungen ihn wieder zu Gnaden aufnehmen und das letzte trauervolle Ereigniß mehr dem unglücklichen Verhängniß, als menschlichem Versehen zuschreiben *). Ebenso erboten sich auch die beiden andern Hauptleute zum vollkommenen Beweis ihrer Unschuld bei dem Verluste der aufgeriebenen Mannschaft. Graf Albrecht Schlick begab sich selbst nach Wien, um sich persönlich vor dem Könige zu rechtfertigen. Dieser aber gewährte ihm keine Audienz und verbot ihm nicht nur am Hofe zu erscheinen, sondern befahl ihm, seine Herberge nicht zu verlassen. Nach einigen Tagen erließ er eine Verfügung, daß in Grätz ein Landtag gehalten und die drei Hauptleute dorthin zur Verantwortung vorgeladen werden sollten. Diese Vorladung erfolgte darauf am Montag nach Martini und bald nachher begab sich der König selbst nach Grätz.

Katzianer hielt sich mittlerweile theils in Pettau an der Drau, theils in Sassach auf. Dort erhielt er ein Schreiben des Königes, worin er aufgefodert wurde, sich über die gegen ihn von vielen Seiten erhobenen Anklagen zu verantworten. Er ließ alsbald eine kurze Vertheidigungsschrift aufsetzen und sandte sie dem Könige zu. Weil sie ihm aber selbst bei näherer Erwägung zu seiner völligen

*) Bucholtz a. a. O.

Rechtfertigung nicht genügend schien, so verfaßte er nach einiger Zeit eine möglichst vollständige Auseinandersetzung des ganzen Verlaufs der Ereignisse vom Anfange bis zu Ende. Er entschuldigte sich zuerst, daß er sich noch nicht persönlich zum Könige begeben habe, um ihm gründlichen Bericht über den ganzen Kriegszug abzustatten, denn, sagt er, er könne wohl denken, daß der leidige Unfall gewiß Niemand tiefer zu Herzen gegangen sein möge, als dem Könige, „dem allergetreuesten Herrn und Vater der Lande und Leute". Aber der Schmerz des Königes rühre zum Theil gewiß auch daher, daß er die Sache noch nicht gründlich verhört und seine, Katzianer's, Misgönner „ein ungründliches Auf- und Ausschreien" gegen ihn erhoben hätten, was wol ohne Zweifel mit eine Hauptursache der Ungnade und des Zornes des Königes sei, ein Zorn, der, wenn er wol zum Theil auch nur in erster Hitze entstanden sein möge, ihm als armen Unterthan und Diener des Königes billig Furcht einflößen müsse, ihm aber auch in seiner Verantwortung und Darlegung seiner Unschuld nicht wenig hinderlich sein werde. Das betrübe und bekümmere ihn; da er jedoch aus des Königes Schreiben auch ersehen habe, daß dieser ihn als ein gerechter König zur Verantwortung über die ihm von seinen Misgönnern ohne Grund zur Last gelegten Beschuldigungen kommen lassen wolle, so freue er sich deß auch nicht wenig; er lege daher dem Könige jetzt seine Rechtfertigung zum Erweis seiner Unschuld vor, zwar in Eile so kurz als möglich, jedoch mit Grund und Wahrheit. „Ob aber Jemand wäre", fügt er hinzu, „der irgend etwas wider mich zu klagen, sich zu beschweren hätte, oder daß durch mich anders, als einem ehrlichen Manne ziemt, gehandelt wäre, vorzubringen oder mich zu beschuldigen meint-

daß ich meinem Amte und Befehl nicht Genüge gethan, solches gedenke ich, wie sich gebührt, mit Grund und Wahrheit zu verantworten und dermaßen abzulehnen, daß ich zu Gott dem Allmächtigen und seiner heiligen Gerechtigkeit verhoffe, Ew. königl. Majestät werden daran wohl zufrieden sein und berichtet werden, daß mir von meinen Misgönnern mit allem Dem, was mir zugemessen worden, unrecht geschehen. Ich bin auch in dem Allem der hochtröstlichen Zuversicht, wenngleich Ew. königl. Majestät irgend etwas finden würde, daß ich an solchem leidigen Unfalle Schuld und Ursache hätte (was sich doch nach Erwägung meiner nachfolgenden Darstellung nicht erfinden soll), so würden doch Ew. königl. Majestät in ihrer von Gott hochgegebenen Weisheit und Verstand als ein gnädigster, gerechter, milder, gütiger König aus angeborener Güte zu erwägen wissen, daß ich auch nur ein Mensch und aller Sachen nicht vollkommen bin, wie ich denn alle Zeit, wenn ich zu dergleichen hochwichtigen Befehlen vorgenommen worden, Ew. königl. Majestät meinen geringen Verstand selbst entdeckt habe. Wenn daher etwas Nachlässiges oder Unfrommliches durch mich oder meiner Seits gehandelt oder übersehen wäre, so werde es nicht aus Untreue, böser Gesinnung oder Eigennutz geschehen sein, in Bedacht, daß Ew. königl. Majestät mich alle Zeit und nun so viele Jahre her in Ihren hochwichtigen Diensten, worin ich meinen Leib und Leben, mein Vermögen und Verstand weder geschont noch gespart habe, aufrichtig, fleißig, redlich und getreu befunden und mich in Dem, was ich übersehen haben möchte, als ein gnädiger, gerechter, gütiger König gnädig zu bedenken geruhen, wie ich denn das nach Vernehmung des Herkommens der Sache in keinen Zweifel setze."

Kazianer stellte hierauf den ganzen Verlauf des Kriegszuges ausführlich dar, um auf solche Weise, wie er am Schlusse sagt, den König und Jedermann zu überzeugen, „daß der Zug unter Esseck hinab nicht durch seinen eigenen Willen geschehen und auch die Schwächung des ritterlichen Kriegsvolkes blos aus Mangel an Proviant erfolgt sei, woran er jedoch keine Schuld habe". Er suchte ferner dem Könige klar zu machen, „wie und warum die Rathschläge wegen des Verlassens des Geschützes und wegen des Abzuges ergangen, und daß etwas Anderes zu thun nicht möglich gewesen sei". Er rechtfertigt sich dann auch wegen seiner getroffenen Anordnungen in Betreff des Abzuges aus dem Lager, indem er auseinandersetzt, wie er zur Zeit des Abzuges über Das, was im Kriegsrathe beschlossen und hernach allen Hauptleuten befohlen worden sei, so viel als möglich Ordnung gehalten und es an Ermahnungen an den Grafen Lodron, Hans Ungnad, Ludwig Pekry und die übrigen Hauptleute nicht habe fehlen lassen, obgleich keiner seinem Gebote Gehorsam geleistet, bis endlich seine Reisige in ihn gedrungen seien, sich auf den Weg zu machen, um sich und sie aus der Gefahr zu retten. Kazianer widerlegt auch die Beschuldigung, daß er, wie Ludwig Pekry gesagt, noch vor Mitternacht oder drei Stunden vor Tag aus dem Lager entwichen sei; er erklärt ferner, daß er das Zeichen des Aufbruches durch die Schalmei aus vernünftigen und gegründeten Ursachen unterlassen, es aber durch mündliches Ansagen genügend ersetzt habe; er erinnert den König an die ihm sogleich im Anfange des Kriegszuges mitgetheilte Besorgniß, „daß aus den vielen getheilten Regimenten der Kriegsobersten allerlei Beschwerden entstehen würden". „Wofern aber", fügt er weiter hinzu, „Ew.

königl. Majestät in einem oder mehren meiner vorgelegten Artikel mehr Erläuterung, als ich in Eile gestellt habe, erfodern würden, bin ich gehorsam und willig, gute Erklärung zu thun, der tröstlichen Zuversicht, Ew. königl. Majestät und andere Kriegsverständige werden mir so viel in dergleichen Kriegssachen mit der Ausführung zu erreichen möglich und gebührlich ist, auflegen und mich also zu Gnaden annehmen und meiner getreuen, fleißigen Dienste genießen lassen." Endlich, nachdem Katzianer den König um Nachsicht gebeten, wenn er, der mit solchem Leid, Bekümmerniß und Betrübniß beladen sei und als ein Unerfahrener, der seine Tage lang mit Schriften und Briefen sich wenig befaßt und wenig geübt, in seiner Darstellung vielleicht zu wenig oder zu viel oder es nicht in rechtem Maße und rechter Weise gesagt habe, schließt er seine Schrift mit folgenden Worten: „Allergnädigster König! Weil auch viele Personen, wie ich erfahren, schwerlich und höchlich nicht allein Ew. königl. Majestät zugetragen, sondern auch der Gemeine eingebildet haben, als sollte ich meinem Amte nach nicht gehandelt und ihm nicht genug gethan haben, auch mich vieler andern bösen und boshaften Sachen bezüchtigen, woran sie mir großes Unrecht gethan, so bitte ich, Ew. königl. Majestät wolle Den- oder Diejenigen, die sich solches berühmt haben, auftreten lassen, um es gegen mich auszuführen und ihre Klage und Bezüchtigung gegen mich auszusprechen. Gegen dieselben erbiete ich mich, wie es einem frommen Manne gebührt, mich zu verantworten und auszutragen. Hiermit thue ich mich abermals Ew. königl. Majestät als einem gnädigen, gerechten und gütigen Könige in allem unterthänigen Gehorsam empfehlen."

Katzianer bat jetzt den Römischen König um einen sichern Geleitsbrief, um entweder vor ihm selbst, oder auf einem von ihm angeordneten Landtage zu erscheinen und sich, sofern es nöthig sei, weiter zu verantworten.*) Es wurde ihm ein solcher zugefertigt; da er ihn aber nicht vollkommen genügend fand, so ersuchte er den König um einen andern, wobei er selbst die Erbietungen und Bedingungen vorschrieb, die darin enthalten sein müßten. Die Erzherzogin Maria rieth dem Könige, die vorgezeichneten Bedingungen zu genehmigen, „weil man dadurch vermeide, daß sich Katzianer zu den Türken begäbe", woraus hervorgeht, wie sehr man Katzianern fürchtete. Ueberdies hatte sich auch bereits der Kaiser Karl zu Gunsten desselben bei seinem Bruder verwandt. Ferdinand sandte ihm daher einen neuen königlichen Geleitsbrief zu und zwar mit folgendem Schreiben an ihn, „Den Edlen, Unsern lieben Getreuen, Hansen Katzianer, Freiherrn zu Katzenstein und Fledinghen, Unsern Rath und Landeshauptmann zu Krain:

Edler, lieber Getreuer. Wir haben Dein Schreiben, deß Datum Sassach den 23. Tag des Monats Novemb. steht, Uns bei Unserem Rath und getreuen, lieben Trojan von Auersberg gethan, empfangen und daraus Deine unterthänige Bitte der fernern Vergleitung halber mit angehängtem Deinem Erbieten nach der Länge vernommen. Damit Du aber spüren und abnehmen magst, daß Wir Dich zu Deiner Entschuldigung und Ausführung kommen zu lassen geneigt sind, so schicken Wir Dir hiemit die Vergleitung angeregtem Deinem schriftlichen Begehren und Erbieten gemäß, wie Du sehen wirst, nur daß Wir die Zeit

*) Jovius 198.

anderer Unserer obliegenden Geschäfte halber etwas abgekürzt; und als Du aber in berührtem Deinem Schreiben ferner unterthänigst bittest, sofern Wir Dich jetzo vorfordern würden, Dir so gnädig zu sein und Dir zu einem Beistand Sigismunden von Herberstein, Freiherrn, und Melchior von Ramberg, Unsere Räthe, als Deine Blutsfreunde hierin zuzuziehen zu erlauben, das wollen Wir auch, also viel Du derselben bei ihnen erhalten mögest, gnädiglich zugeben und bewilligt haben. Dies haben Wir Dir auf Dein Schreiben zu Antwort und Bescheid nicht wollen verhalten; Du weißt Dich also mit der Erscheinung darnach zu richten. Gegeben in Unserer Stadt Grätz den 26. Novemb. Anno 37."

In dem zugefertigten Geleitsbriefe, der in Katzianer's nachfolgende Lebensschicksale mit eingriff, war im Wesentlichen Folgendes gesagt: Da sich der Freiherr Hans Katzianer wegen des leidigen Unfalls in den windischen Landen von seinen Misgönnern Gewalt besorge, so habe er den König um „ein lebendiges Geleit" durch den königlichen Rath Trojan von Auersberg gebeten. Der König habe es zu ihm abgefertigt, Katzianer aber ihm wieder geschrieben: es sei ihm beschwerlich, ein solches Geleit anzunehmen, denn er sei vielfältig gewarnt, weil er durch seine Misgönner beim Könige dermaßen in Ungnade gekommen sei, daß er Gefahr für Leib und Leben zu befürchten habe. Er habe daher gebeten: sofern der König ihm auf ein ganzes oder ein halbes Jahr genügende Sicherheit gewähre, daß er in solcher Zeit nicht nur nichts gegen seinen Leib und Leben vornehmen, sondern ihn auch zu stattlicher Ausführung seiner Entschuldigung kommen lassen werde, so wolle er sich in Grätz oder wo der König ihn hinfodern werde, stellen

und seine Entschuldigung, wie dieser sie vorzulegen befehlen möge, ausführen, wobei Katzianer ausdrücklich erklärt habe: er wolle, was er nicht ausführen könne und wodurch er in Strafe falle, in des Königes Gnade und Ungnade stellen und dasselbe des Geleites ungeachtet zu dulden willig sein. Außerdem habe er sich auch erboten, dem Könige nach dessen Gefallen wegen Entweichens seiner Person zureichende Bürgschaft zu stellen. Auf solches Erbieten, heißt es weiter, habe ihm nun der König zu seiner Verantwortung auf drei Monate in allen seinen Landen sicheres Geleit für seinen Leib und sein Leben zugesagt. „Wir wollen ihm daher", wird am Schlusse hinzugefügt, „zu solcher seiner Verantwortung und Ausführung den Tag und die Mahlstatt auf den elften des kommenden Monats December in unserer Stadt Krems angesetzt und benannt haben, also daß er daselbst auf solchem Tage gewißlich erscheinen und seine Verantwortung, wie Wir ihm diese auflegen, ohne Unsere oder irgend anderer Irrung, Hinderung und Eintrag ausführen soll, doch also, daß er um Das, was er nicht ausführen möchte oder worin er unrecht befunden würde, in die Strafe Unserer Gnade und Ungnade gestellt werde und dieselbe, abgesehen von dem Geleite, zu dulden, auch für sein Entweichen nach Unserem gnädigsten Gefallen genugsame Versicherung zu thun schuldig sein soll." *)

Mit diesem königlichen Geleitsbriefe stellte sich Katzianer, wie ihm befohlen, in der Mitte des Decembers auf dem vom Könige berufenen Landtage zu Krems. Die Versammlung war zahlreich besucht theils von kriegskundigen

*) Dieser Geleitsbrief, d. Grätz 26. Novemb. 1537, in Abschrift im geheimen Archiv zu Königsberg.

Hauptleuten, theils von königlichen Räthen. Am 11. Decemb. überreichte Katzianer seine schriftliche Vertheidigung, die der Versammlung vollständig vorgelesen ward und worauf er selbst auftrat, in wenigen Sätzen sich dahin erklärend: die Hauptursache des bedauerlichen Abzuges des Heeres aus dem Lager sei der Proviantmangel gewesen; der Abzug sei mit allgemeiner Zustimmung beschlossen worden, aber so unordentlich ausgeführt, daß daraus eine allgemeine Flucht erfolgt, er jedoch in solcher keineswegs der Erste gewesen sei; die Unordnung sei ohne seine Schuld entstanden; einer Verrätherei aber, welche man ihm vorgeworfen und wovon der gemeine Haufe spreche, werde man ihn nicht überführen können.

Sechs Tage ward über Katzianer's Vertheidigungsschrift und seine mündliche Erklärung verhandelt; allein beide schienen weder den versammelten Hauptleuten, königlichen Räthen und Rechtsgelehrten, noch auch dem Könige selbst zur Rechtfertigung irgendwie genügend. Letzterer erließ daher am 17. Decemb. eine Declaration über den Erfolg sowol dieser als der früheren Verhandlung auf dem Landtage zu Grätz. Darin hieß es zunächst: Katzianer's Entschuldigung habe dem Könige durchaus nicht genügt, in Betracht, daß es ihm als dem obersten Hauptmann in keiner Weise geziemt habe, dieser seiner Hauptmannschaft nach sein untergebenes Kriegsvolk zu verlassen. Darum müsse der König Katzianer's eigener Bewilligung zufolge und „weil es auch eine Criminalsache betreffe, die ein Crimen laesae Maiestatis wäre", um seiner sicher zu sein, sich an seine Person halten. „Damit nun aber sich Niemand eines unbilligen Rechts zu beklagen habe, so wolle der König dem Katzianer zugeben, daß er in den bestimmten drei Monaten seine

Entschuldigung nochmals vorbringe. Wofern er dies aber in bestimmter Zeit nicht thun werde, so wolle ihm dann der König einige von den Land- und Hofräthen zuordnen und ihn hernach durch den königlichen Kammerfiscal rechtlich anklagen lassen, ihm dabei jedoch alle hülflichen und rechtlichen Mittel und Wege zu seiner Vertheidigung zugestehen.

In Betreff der Verhandlung über die andern Hauptleute auf dem Tage zu Grätz gab der König den Bescheid: da es dem gewesenen Feldmarschall Nikolaus von Thurn nicht geziemt habe, sich vom Kriegsvolke zu entfernen, zumal weil der oberste Hauptmann nicht vorhanden gewesen, so solle der königliche Hofmarschall sich seiner Person versichern (was alsbald auch geschah), damit er sich binnen Monatsfrist beim Könige vollkommen genügend verantworte und rechtfertige. Des Grafen Albrecht Schlick Sache, der das böhmische Kriegsvolk geführt, wolle der König, da er keine Räthe aus Böhmen bei sich habe, bis zu seiner Ankunft in Böhmen aufschieben, um dort seine Entschuldigung zu vernehmen. Weil, was Hans Ungnad betreffe, der König befinde, daß er sein untergebenes Kriegsvolk, die Steierer, auf den Platz, wohin er beschieden worden, geführt habe und dort mit seinen aufgerichteten Fähnlein geblieben sei, bis ihn der Feldmarschall von da abgerufen, so gefalle und genüge dem Könige Hans Ungnad's Entschuldigung und er befehle demnach ernstlich und gebiete bei Vermeidung ungnädiger Strafe, ihn deshalb in Worten und Werken unbelästigt zu lassen. — Dieser Bescheid des Königes ward öffentlich in der Tagesversammlung in Gegenwart des Tochtermannes Kazianer's, des Freiherrn

Ulrich von Eyzing und anderer naher Verwandte und Freunde vorgelesen. *)

Wie nun bereits Graf Albrecht Schlick und der Feldmarschall Nikolaus von Thurn im Gefängniß saßen, so erfolgte jetzt auch gegen Katzianer ein königlicher Verhaftsbefehl, worin Ferdinand erklärte: da des Katzianer's Sache eine peinliche sei, die ein Crimen laesae Maiestatis in sich fassen möchte, und worin nach allem Recht und Gebrauch keine andere Caution, Bürgschaft und Sicherheit außer genügender Verhaftung der Person stattfinden könne, so sei der König „nach Recht, Billigkeit und Nothwendigkeit verursacht worden, nach seiner Person zu greifen und dieselbe bis auf weitere Verhandlung in Verwahrung zu bringen". Binnen drei Monaten solle Katzianer eine genügende Verantwortung liefern. Geschehe dies in solcher Frist nicht, so werde alsdann der König durch seine Kammerprocuratoren vor einer Anzahl dazu verordneter Räthe einen gerichtlichen Proceß instruiren lassen, dem Katzianer aber die nöthige Zeit gestatten, seine Verantwortung und Einrede, wie sich gebührt, anzubringen; sei dann die Sache geschlossen, so wolle der König den Proceß berathen lassen und „darauf ein Urtheil fällen und darin handeln, wie sich gebührt und Recht ist". Endlich fügte der König noch hinzu, daß, obgleich die Sache ein Crimen laesae Maiestatis in sich schließe und also für Katzianer die Strafe und der Verlust seines Leibes und Gutes darauf stehen möchte, mittler

*) Diese „Declaration zu Krems publicirt" befindet sich im geheimen Archiv zu Königsberg.

Zeit seine Güter durch Niemand angetastet werden, sondern unverändert und unberührt bleiben sollten. *)

In Folge dieses Befehls ward Katzianer nach Wien gebracht und dort in der königlichen Hofburg in strenger, jedoch anständiger Haft gehalten. Auf die Strenge des Königes wirkte, wie es scheint, vorzüglich auch seine Schwester, die Erzherzogin Maria, ein, denn als der Kaiser, wie erwähnt, sich für Katzianer verwandte, fand sie dies sehr befremdend, da dessen Sache keine Gunst verdiene. Die Anklage der Beleidigung der Majestät, welche Ferdinand wiederholt hervorhob, setzte schon jetzt Katzianer's Freunde in nicht geringe Besorgniß. „Wie ich von Herrn Hieronymus von Lasky gehört", schrieb damals schon Nikolaus von Nibschitz an den Herzog von Preußen, „so werden Katzianer und Graf Schlick schwerlich aus der Sache kommen, wenn es Gott nicht sonderlich schickt."

Mehre Wochen saß Katzianer in fester Haft, ohne daß man sich vorerst weiter um ihn zu bekümmern schien. Da gedachte er der schweren Kriegsmühen der frühern Zeit und alles dessen, was er damals in Liebe und Treue für sein Vaterland und seinen König gethan; er ergriff die Feder und wandte sich an diesen in einem flehentlichen Bittschreiben. „Auf Ew. königl. Majestät gegebenes Geleit", schrieb er ihm, „bin ich hierher zu Ew. Majestät als meinem einigen allergnädigsten Herrn gekommen; ich bin jedoch nicht so gar ohne Sinn und Vernunft gewesen, daß ich mich, wenn ich irgend eine verrätherische, unehrbare Sache an mir hätte, auf ein solches Geleit vor Ew. Majestät gestellt

*) Der obige Verhaftsbefehl Ferdinand's in Abschrift im geheimen Archive zu Königsberg.



haben würde. Ich habe die Geschichte des Zuges, so viel ich in der Eile vermocht, aufs kürzeste angezeigt, jedoch viele beschwerliche Stücke und Artikel ausgelassen, besonders daß ich mit bloßem Schwerte die Fliehenden im Abzuge aufzuhalten gewagt habe; darüber können viele ehrliche Leute verhört werden, und vieles Anderes mehr, in der Hoffnung, ich möchte in der Ausführung der Sachen Allen wieder ins Gedächtniß kommen. Ich habe auch den Trost gehabt, Ew. Majestät würden an meinem Berichte ein gütiges Genügen haben. Wenn aber darin etwas nicht lauter genug und zweifelhaft wäre, so bin ich erbötig gewesen und bin es noch, dasselbe lauterer und wie mir es Ew. Majestät auferlegt haben würde, auszuführen und unzweifelhaft zu machen. Mir ist jedoch noch nichts vorgehalten worden, was Ew. Majestät in meiner Entschuldigung abginge und was ich nicht zu vervollständigen wüßte. Ich habe auch bewilligt und es ist in meinem Geleite auch gemeldet, daß ich für mein Entweichen nach Ew. Majestät Gefallen genügende Versicherung zu thun schuldig sein solle. Diese Versicherung ist mir nicht vorgehalten worden, obgleich ich sie zu thun erbötig bin.

Nun bin ich von Ew. königl. Majestät Verwalter des Hofmarschallamtes und dem Hauptmann der Hartschierer ins Gefängniß genommen worden und werde so wie Einer, der flüchtig und nicht angesessen ist, gehütet. Allergnädigster König! Ich bin der tröstlichen Zuversicht, wenn ich auch ohne alles Geleit zu Ew. Majestät gekommen wäre, Ew. Majestät würden als allergnädigster und milder König meine Sache, die ich in keiner Bosheit, mit keinem bösen Stücke, sondern aufs allertreueste, so viel mir immer möglich gewesen und ich es verstanden, geübt habe, verhandelt

haben, und wenn gleich auch durch meine Ungeschicklichkeit, die ich Ew. Majestät ja öfters angezeigt, irgend etwas verwahrlost wäre, solches mit Gnaden aufnehmen und meine vielfältigen, fleißigen, treuen, mühevollen, besorglichen und redlichen Thaten und Dienste bedenken in der Zeit, als Ew. Majestät zum ersten Mal nach Ungarn zogen und als ich hernach Ew. Majestät Widersacher in Ungarn geschlagen und ganz aus dem Lande gejagt, sodaß es an mir nicht gemangelt, das ganze Königreich einzunehmen. An wem der Mangel gelegen, wissen Ew. Majestät wohl. In der Zeit ferner, als der Kaiser von Wien abzog und Gran belagert ward, da haben Ew. Majestät, weil daran alle Wohlfahrt Ew. Majestät, der Abfall des Landes Ungarn und vielleicht noch Mehres abhing, mich mit hohem und gnädigem Bitten und Begehren ermahnt, ich solle das Beste thun, um Gran zu retten, Ew. königl. Majestät wolle das ewig gegen mich und alle meine Freunde mit großer Gnade erkennen und nimmermehr vergessen. Wie oft habe ich sonst meinen Leib für Ew. Majestät gewagt und alle Zeit, ich mag es mit Wahrheit sagen, ritterlich und redlich gehandelt, Ew. Majestät gute Treue und nützliche Dienste erzeigt, auch als ich von Ew. Majestät Gewalt und Befehl gehabt, Lande und Leute zu vertheidigen, darin Ew. Majestät Ehre und Wohlfahrt hoch bedacht und alle Zeit als ein treuer Mann gehandelt. So wolle denn Ew. Majestät mich jetzt solche treue Dienste und ihrer allergnädigsten Verheißung genießen lassen und um solcher meiner Ungeschicklichkeit, die ich aus keiner Untreue oder Bosheit begangen, wenn ich sie ja begangen hätte, begnadigen und mit keiner Strenge gegen mich armen, Ew. Majestät willigen, guten Diener verfahren.

So rufe ich denn Ew. königl. Majestät, meinen allergnädigsten Herrn um Gottes willen an, Ungnade und Zorn gegen mich zu mildern, mich solcher hohen und tröstlichen Verheißung hierin wirklich genießen zu lassen und zu gedenken der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, der wir durch seine Lehre, damit wir barmherzig seien, theilhaftig sein mögen, und solche Gnade und Barmherzigkeit bitte ich allein in der Sache, die ich mit Einfalt oder Ungeschicklichkeit übersehen habe, damit ich mit Ew. Majestät, meinem einigen Herrn, nicht rechten dürfe um Das, womit ich Ew. Majestät beleidigt haben möchte. Wer aber anders von mir, um welche Sache es auch sei, zu sprechen hätte, oder wofern einige Verrätherei und böse Sachen, die durch Eigennutz oder um Neid und Hasses willen durch mich begangen seien, vorgebracht würden (was mit Wahrheit nimmermehr geschehen kann), darin begehre ich keine Gnade und Barmherzigkeit. Sofern ich jedoch solche Gnade, wie oben gemeldet, nicht erlangen möchte, was ich indeß nach Ew. Majestät vielfältigen, tröstlichen Verheißung nicht hoffe, so ist nochmals mein allerdemüthigstes Rufen und Bitten zu Gott und Ew. Majestät um Gottes und der Gerechtigkeit willen, Ew. Majestät wollen meine Sache vor kriegsverständigen, ritterlichen und unparteiischen Leuten erkennen lassen, ob ich das verschuldet habe, daß ich gefänglich eingezogen worden oder Weiteres mit mir gehandelt werden soll, wie ja denn solches einem gemeinen Fußknechte, der Ew. Majestät oder einem andern Herrn nie zuvor einen Dienst gethan, zugestanden wird, daß gemeine Knechte das Urtel über ihn geben. Ew. Majestät wolle auch gnädigst bedenken, daß dies eine purlautere Kriegshandlung ist und ich mich nicht anders als ein Kriegsmann durch Kriegsleute rechtfertigen lasse.

Was dann Gott und das Glück wirken, darin muß ich billig Gehorsam leisten.

Zu solchem Rechte bitte ich durch Gott mich auf freien Fuß setzen zu lassen und aus diesem Verhafte zu erledigen. So erbiete ich mich laut meines Geleites genügende Versicherung zu thun, bei dem Rechte zu erscheinen und nicht davon zu weichen, nämlich also, daß ich alle meine Pfleger und Amtleute geloben und schwören lassen will, daß dieselben, sofern ich entweiche und dem Rechte nicht Gehorsam leiste, alsdann meine Schlösser und mein Einkommen Ew. Majestät oder wem es Ew. Majestät befehlen würde, abtreten sollen. Wofern dies nicht genügt, so will ich meinen Vetter, Herrn Sigismund von Herberstein, Freiherrn, vermögen, daß er neben mir mit 16,000 Gulden, die er auf vier Pfandschaften hat, in Maßen wie ich verbürge. Wenn auch das nicht für genügend angesehen wird, so erwarte ich von Ew. Majestät nach Ihrem Gefallen den Weg und das Maß solcher Versicherung, damit die Worte des Geleites und meines Erbietens geltend bleiben.

Dann bedarf ich auch zu solchem Rechte alle Berichte und Entschuldigungen der obersten Hauptleute und Befehlshaber, die Ew. Majestät vorgebracht sind, damit ich Das, was sie wider mich angeführt, verantworten mag. Es ist ferner nothwendig, daß Ew. Majestät mir anzeigen lassen, was ich zu meiner Entschuldigung nicht, wie es nöthig ist, ausgeführt habe oder zu beweisen schuldig sei; daß ferner Ew. Majestät mir die Ursachen gnädig eröffnen wollen, warum ich ins Gefängniß genommen bin, damit ich alle meine nothdürftigen Zeugen zu ewigem Gedächtniß verhören lassen möge, auch daß Ew. Majestät mir unparteiische Commissarien dazu verordne, auf daß ich in meinem Rechte

nicht verkürzt werde. Ew. königl. Majestät wolle endlich in dem Allen auch bedenken, daß solcher Unfall mir nicht allein zugestoßen, sondern auch vielen Andern mehr begegnet ist, und meine treuen Dienste gegen dieses Versehen und Versäumniß, wenn ich sie je verschuldet haben möchte, gnädiglich compensiren und vergleichen. Vermag ich dann Ew. Majestät noch zu dienen, obwol ich mich zu solchen großen Sachen nicht für geschickt ansehe, so will ich es treulich thun, ohne meinen Leib und Leben zu schonen, und so wolle mich Ew. Majestät unterthänig in Befehl haben.

Ew. königl. Majestät

unterthäniger und gehorsamer

klagender Diener

Katzianer." *)

Katzianer vertraute noch immer darauf, die Wahrheit werde bei Ferdinand über die Verleumdungen seiner Feinde und Misgönner obsiegen. Er erwartete mehre Wochen mit Sehnsucht des Königes Entscheidung und die Erfüllung seiner Bitte. Allein wir hören nicht, daß von Ferdinand irgend etwas für die gerechten Wünsche und Ansprüche des Gefangenen geschehen sei. Dieser wandte sich jetzt um Fürsprache an seine Freunde, vor Allem an seinen Verwandten, den Freiherrn Sigismund von Herberstein, auch an den Palatin von Siradien, Hieronymus von Lasky, der selbst auch auf dem Tage zu Krems zugegen gewesen war. Dieser eilte auch schon wenige Tage darauf mit Briefen von Sigismund von Herberstein an den polnischen Hof,

*) Diese Supplication Katzianer's befindet sich in einer doppelten (jedoch nicht ganz gleichlautenden) Abschrift im geh. Archiv zu Königsberg.

um des Königes Sigismund Verwendung für Katzianer's Befreiung in Anspruch zu nehmen. Lasky war so voll Eifer für Katzianer's Sache, daß er, wie Nikolaus von Nibschitz berichtet, „noch in der Nacht, als er in Krakau angekommen war, drei Stunden vor Tag zu diesem eilte, ihn noch schlafend im Bette traf und ihm noch gestiefelt und gespornt erzählte, daß Katzianer gefänglich eingezogen sei".

Am polnischen Hofe und unter den vornehmsten polnischen Hofleuten erregte Katzianer's Schicksal auch die allgemeinste Theilnahme. Der König, dessen Sohn Sigismund August und selbst die Königin beschlossen alsbald, sich beim Römischen Könige für Katzianer's Begnadigung zu verwenden. Der gewandte Hofmann Nikolaus von Nibschitz (denn um diesen hatte Sigismund von Herberstein ausdrücklich gebeten) sollte sich nach Wien begeben, um bei Ferdinand Gnade für den Gefangenen auszuwirken. *) Herberstein hatte dem polnischen Hofe außer andern Berichten über Katzianer's Schicksal auch dessen Vertheidigungsschrift zugesandt, mit der ausdrücklichen Bitte, sie dem Nikolaus von Nibschitz zur Berathung darüber mit andern gelehrten und kriegskundigen Männern mitzutheilen. Da nun Viele der Meinung waren, man könne Katzianern, wenn kein Beweis einer Verrätherei vorliege und er die Flucht auch nicht angefangen habe, in keiner Weise eines Crimen laesae Maiestatis beschuldigen, wenngleich er auch mit geflohen und dadurch großer Schaden verursacht sei, so sandte Nikolaus von Nibschitz, ehe er abreiste, die Ver-

*) Schreiben des Nikolaus von Nibschitz an Herzog Albrecht von Preußen, d. Krakau Sonnt. vor Nativit. Christi 1537.

theidigungsschrift auch an den Herzog Albrecht von Preußen, auf dessen Urtheil in Kriegssachen man überall Gewicht legte, weil er mit dem Kriegswesen sich immer viel beschäftigt hatte. Er bat ihn um seine Meinung, ob unter den Umständen, die auf dem ganzen Kriegszuge besonders wegen des Proviantmangels und der Uebermacht der Feinde obgewaltet, Katzianern mit irgend einem Grunde ein Crimen laesae Maiestatis zur Schuld angerechnet werden könne, da in der Sache von Verrätherei, Arglist u. s. w. gar nicht die Rede sei. *) Bevor indeß der Herzog sein Urtheil aussprechen und Nibschitz seine Reise, die er absichtlich wegen der strengen Kälte etwas verzögerte, antreten konnte, hatte sich bereits das Schicksal Katzianer's in Wien ganz anders gestaltet.

Katzianer wandte sich im Anfange des Jahres 1538 noch einmal mit einer Vorstellung an den König Ferdinand, worin er ihm zuerst abermals seine vielfachen, ihm früher geleisteten Dienste in Erinnerung brachte, in denen es ihm, wo er als Oberster gehandelt, „mit Gottes Gnade immer und allwege glücklich ergangen sei, nie, Gottlob, einen Spott oder eine Schande erlitten und nie eine Flucht gethan habe"; Alles, was ihm der König empfohlen, Land, Leute, Geschütz u. s. w., habe er stets treulichst in Acht genommen und darum auch bei allen christlichen Fürsten, auch selbst bei den Ungläubigen einen ehrlichen Namen überkommen. Als ihn nun jüngst der König als obersten Feldhauptmann in den windischen Landen mit der Eroberung und Sicherung der Grenzen beauftragt (wozu er selbst sich nicht tüch-

*) Schreiben des Nikolaus von Nibschitz an den Herzog von Preußen, d. Krakau Mittw. nach heil. drei Könige 1538.

tig genug gefühlt, jedoch auf des Königes Ersuchen dem Amte sich habe unterziehen müssen), da habe er dem Könige und dessen Räthen lauter und klar genug angezeigt, was überhaupt zu einem solchen Feldzuge nothwendig sei und was er insbesondere bedürfe, um sich der Drau zu bemächtigen und diesen Strom zu beherrschen, denn ohne dies habe man schwerlich hoffen dürfen, das Heer mit dem nöthigen Proviant zu versorgen; er habe es damals auch an Rath und Anschlägen nicht fehlen lassen, wie dies durch Schiffe und Flösse auf dem Strome ausgeführt werden könne. Es sei auch Alles, wie es die Noth erfodert, beschlossen, aber nichts ins Werk gestellt worden. Er habe dem Könige mehrmals deshalb geschrieben und ihn gemahnt, aber jedesmal nur den Befehl erhalten, den Kriegszug anzutreten.

Ferner stellte er dem Könige vor, wie nachtheilig seine Anordnung einer dreifach getheilten Befehlshaberschaft gewesen sei. „Ew. Majestät haben mich nicht bei der obersten Feldhauptmannschaft bleiben lassen, sondern drei Regimente und drei Oberste angeordnet, nämlich Herrn Albrecht Schlick über das böhmische Kriegsvolk, der denn in allen Sachen die vorderste Stelle gehalten, den Herrn Ludwig Pekry als Obersten der ungarischen und windischen Lande, sodaß ich allein des niederöstreichischen Kriegsvolks Oberster, wiewol ich der windischen Lande Namen gehabt, geblieben bin. Den Beiden habe ich nichts zu befehlen und zu gebieten, sondern wir haben uns nur miteinander zu berathschlagen und zu vergleichen gehabt, nur etliche Punkte ausgenommen, die mir Ew. Majestät insonderheit zu handeln auferlegt und befohlen haben. Ich habe Ew. Majestät damals geschrieben, daß mir so viele Oberste unnütz schie-

nen; weil es jedoch Ew. Majestät so haben wollten, habe ich es geschehen lassen müssen. Nun ist es ja klar am Tage, daß durch viele Hirten selten etwas wohl gehalten wird und daß, wenn ein Haus auch eine Meile Wegs lang wäre, es doch an einem Wirthe genug ist. Wenn nun wirklich ein Schaden erfolgt ist, wie kann oder soll ich allein die Schuld davon tragen? Dies betrachtet, daß ich nicht allein Oberster über alles Volk gewesen und daß ich vormals, wenn ich über Ew. Majestät Heer die alleinige Befehlshaberschaft gehabt, solche doch nie mit Schaden oder Schande geführt, wie käme ich jetzt dazu, daß ich alle Last des unglücklichen Abzuges tragen soll, der doch gemeinsam berathen und beschlossen worden, zumal da kein Mensch auf Erden mit Grund sagen kann, daß bei solchem Abzuge durch mich böse, boshaft, verrätherisch, eigennützig, unredlich oder zaghaftig gehandelt worden sei."

Katzianer bittet daher den König nochmals flehentlich, er möge die Ungnade gegen ihn fallen lassen, von der gerichtlichen Verhandlung gegen ihn abstehen, seine wahrhafte und gegründete Verantwortung gnädig annehmen und sich daran genügen lassen. „Denn", fügt er hinzu, „ich hoffe zu Gott, es darzubringen, daß ich an der Schwächung und der Hungersnoth des Kriegsvolkes keine Schuld habe, daß das Verlassen des Geschützes auch nicht von mir allein, sondern nach gemeinem Rathe aller drei Regimente beschlossen und daß mir von den Hauptleuten und dem Kriegsrathe auch zugesagt worden sei, man wolle mich wegen des Verlassens des Geschützes bei Ew. Majestät mit verantworten helfen, und wenn Ew. Majestät das Geschütz bezahlt haben wollte, dies bei den Landen zu bewirken." Auch in Betreff der Anklage, daß er aus dem Heere heim-

lich und zur Unzeit abgezogen sei und es böswillig verlassen habe, sei er unschuldig und auch hierin solle ihm nichts Unehrliches und keine Untreue zugemessen werden können. Da er den Grafen Lodron an der Brücke, wie diesem befohlen gewesen, nicht gefunden habe, nur ein geringer Theil der Reiter noch bei ihm gewesen sei und er die übrigen selbst mit entblößtem Schwerte nicht habe zurückhalten können, so habe er sich durch langes Verharren dem Feinde nicht in die Hände geben wollen, zumal bei dem Ungehorsam, der Unordnung und Flucht des größten Theils des Heeres; allein er sei keineswegs entflohen und das Heer verlassend entronnen, sondern habe „mit vielen guten, ehrlichen Hauptleuten den genöthigten Abzug öffentlich nehmen müssen; also hoffe er auch dadurch keine Ungnade und Strafe verschuldet zu haben".

Katzianer bittet darauf den König, den Erdichtungen und Verleumdungen keinen Glauben zu schenken, die, wie er erfahren habe, vielfach gegen ihn ausgebreitet würden. „Mir ist seit der Verhandlung zu Krems vorgekommen, es solle Ew. Majestät vorgetragen worden sein, ich hätte mit dem Proviantmeister Gemeinschaft und Gewinn am Proviant gehabt und deshalb verboten, daß kein Proviant über die Drau und von andern Orten her dem Kriegsvolke zugeführt werden solle, wodurch die Hungersnoth verursacht worden sei; daß ich ferner mit den Feinden und Ungläubigen in Gemeinschaft gestanden, allerlei Unterredungen gehabt und mich gerne in den Dienst eines andern Herrn habe begeben wollen" u. s. w.

Um alle diese Anklagen gründlich widerlegen und seine Verantwortung und Vertheidigung genügend ausführen zu können, legt endlich Katzianer am Schlusse seines Schrei-

bens dem Könige folgende Bitten vor: vor Allem möge dieser ihm diejenigen Punkte anzeigen lassen, worin seine früher eingereichte Vertheidigungsschrift ihm noch zweifelhaft und ungenügend erschienen sei; ferner möge der König ihm auch die Berichte und Vertheidigungsschriften der andern obersten Hauptleute zustellen lassen, damit er sich in seiner Verantwortung darnach richten könne, zumal da diese Hauptleute auch seine Vertheidigungsschrift empfangen hätten; sodann möge er, da viele Artikel in seiner Verantwortung durch lebende Zeugen bewiesen werden müßten, unverdächtige Commissarien in Oestreich, Steier, Krain und Kärnten anordnen, welche die Zeugen, die er nennen werde, vorfodern und gebührend verhören könnten; ebenso möge er an die Capitäne in Ungarn, Kroatien, Agram und an den Rath in den windischen Landen einen offenen Generalbefehl ergehen lassen, daß sie die von ihm zu nennenden Zeugen den Commissarien zum Verhöre stellten. Endlich schließt Katzianer sein Schreiben mit der Bitte: der König möge ihn, um solche Zeugenverhöre einzuleiten, „gegen genugsame Verschreibung und Versicherung“ aus seiner Gefangenschaft entlassen. *)

Es gingen mehre Wochen vorüber, ohne daß Katzianer eine seiner Bitten erfüllt sah; auch bis zum 19. Januar hatte sich sein Schicksal noch nicht günstiger gestellt. Er schrieb an diesem Tage seinem Schwager, dem Freiherrn von Hofmann, einem der Räthe des Königes: er habe an alle Orte geschickt, um gelehrte und geschickte Personen zu erlangen; er hoffe, wenn vom Könige die Commissarien

---

*) Auch dieses Schreiben Katzianer's, ohne Datum, befindet sich in einer Abschrift im geh. Archiv zu Königsberg.

nur zum Verhöre der Zeugen verordnet würden, die Sache werde auf guten Weg kommen; er wünsche freilich des Rechtsganges, so gerecht er auch sei, lieber überhoben zu sein, denn er trage Sorge, es werde Etlichen, welche jetzt wider ihn freien Mund führten, nur zum Nachtheile gereichen. *)

Auch dieser Wunsch ward Katzianern nicht erfüllt. Es hatte ebensowenig Erfolg, daß die Stände von Krain und Slavonien sich für ihn und den gleichfalls gefangen gesetzten Ludwig Pekry bei Ferdinand verwandten, denn dieser blieb fest bei seinem Entschlusse, sofern Katzianer nicht seine völlige Schuldlosigkeit darthun könne, den Weg des strengen Rechts gegen ihn verfolgen zu lassen. Dabei war für diesen allerdings um so mehr das Schlimmste zu befürchten, weil man am Hofe Ferdinand's einmal die Ansicht gefaßt hatte, daß die Sache als ein Crimen laesae Maiestatis betrachtet werden müsse oder doch wenigstens könne, denn wenn sich beim Könige selbst der erste Zorn mittlerweile auch etwas gemildert hatte, so wirkten an seinem Hofe doch noch viele Personen von Einfluß mit allem Eifer für Katzianer's Bestrafung, sodaß der Freiherr Sigismund von Herberstein von Wien aus einem Freunde meldete: „er könne sich jetzt in Herrn Katzianer's Sache nichts Gutes mehr vertrösten.“ **)

Bis in die letzten Tage des Januars 1538 hatte Katzianer vergebens auf eine königliche Entscheidung gewartet. Jetzt glaubte er vorauszusehen, daß auf dem vom

---

*) Bucholtz V. 105.

**) Schreiben des Jobst Diez an Herzog Albrecht von Preußen, d. Petrikau, 6. März 1538.

Könige eingeleiteten Wege für ihn keine Rettung zu hoffen sei und daß alle Verwendungen für seine Befreiung und Begnadigung ohne Erfolg bleiben würden. Er beschloß daher, seinem Schicksale wo möglich selbst eine andere Wendung zu geben, ungewiß, wohin der Weg, den er einzuschlagen gedachte, ihn führen werde; er beschloß seine Befreiung.

Er bat eines Tages seine Wächter, sie möchten ihn in seinem Gemache nicht zu sehr stören, da er sich viel mit Schreiben und andern Angelegenheiten beschäftigen müsse, und es gelang ihm durch einige Geldgeschenke, die Wächter in einem etwas entfernten Gemache an den Trinktisch zu fesseln. Mittlerweile schrieb er am 28. Januar an seinen Schwager, den Freiherrn Christoph von Eytzing: „Mein lieber Herr Schwager! Ihr seht, wie es mir geht und wie man von allen Orten auf mich sticht. Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß mir Unrecht geschieht. Ich muß mich Gott empfehlen und mich in seinen Schutz begeben, also in seinem Namen nur dahin trachten, daß er mich in seiner göttlichen Barmherzigkeit beschütze, ob ich durch die Gnade Gottes auf dem Wege eine Milderung gegen die königliche Majestät erlangen möchte. Es gehe, wie Gott will. Ich schreibe deshalb Herrn Ulrich, meinem lieben Sohn, *) wie er sich halten soll, und bitte Euch ganz freundlich, Ihr wollet es ihm zuschicken und ihm dabei schreiben, daß er nicht minder so handele, als ob ich noch im Gefängniß wäre. Ich bin auch darum nicht gewichen,

---

*) Nämlich Schwiegersohn, Ulrich von Eytzing, der Katzianer's Tochter Scholastica zur Gemahlin hatte. Nach Engel IV. 52 wäre Katzianer's Schwester Ulrich's Gemahlin gewesen.

daß ich ihrer königl. Majestät oder deren Landen etwas zuwider oder rachsüchtig sein wollte, sondern fürwahr allein darum, daß ich meine Gerechtigkeit und mein Recht auf freiem Fuß auszuwarten vermöge, denn ich will dies nirgend fliehen. Aber ich bitte Gott, daß er allen denen vergeben wolle, die so unbillig an mir gehandelt haben. Ich will ihnen auch in dieser Stunde Alles vergeben, deß soll Gott mein Zeuge sein. Euch aber bitte ich als meinen lieben Herrn und Schwager, Ihr wollet nebst Euerem Bruder bei den Landen dermaßen handeln, daß sie, der Gnade und Barmherzigkeit gedenkend, mir durch die königl. Majestät nicht Unrecht thun lassen, oder daß ihre Majestät an meine Güter greife und Weib und Kind beleidige. Deß wäre ich betrübt; es ist an dem genug, was an mir ergangen ist, Gott weiß, mit was Fug; daß mir nicht noch mehr Leid geschehe, woburch ich von meinem Vaterlande und den lieben Freunden gedrungen werden müßte. Ich muß es Gott klagen und einem jeden ehrlichen Manne. Also thue ich mich Euch allen empfehlen als denen, zu welchen ich mein Vertrauen habe. Mit großer Furcht habe ich Eueres Bruders Buben dazu bringen mögen und schicke den mit Fug zu Euch hinaus, bitte Euch ganz freundlich, wollet ihn etwan etliche Tage verhalten, wie Ihr zu thun wisset, damit der arme Bube nicht etwa ins Gefängniß komme. Gott weiß, daß ich mich jetzt von hinnen in große Fährlichkeit wage; wenn ich aber aus dem Schlosse komme, so hat es darnach keine Noth. Ich bitte Euch auch, Euerem Bruder die Sache zu schreiben und daß er, was er mir schreiben will, gen Sobech oder meiner Gemahlin schicke; da wird man

mich wol zu finden wissen. Desgleichen wollet auch dem Herrn Sigismund von Herberstein schreiben; ich denke aber, er wird mit mir gar übel zufrieden sein. Ich bitte Euch freundlich, lasset ihn wider mich nicht zürnen, denn er und Ihr habt gesehen, wie man mit mir umgegangen ist. Hab's jedoch als ein Mensch nicht anders erdenken mögen und habe es gethan aus keiner Büberei oder aus Furcht meiner Entschuldigung, sondern allein wegen der unverdienten Ungnade. Gott schick's zum Besten. Empfehle mich allen ehrlichen, guten Freunden und Gesellen, von denen ich herzlich will Abschied genommen haben, mit der Bitte, daß sie mich an gelegenen Orten der Unwahrheiten, so viel ihnen möglich ist, verantworten; das will ich mit meinem Leib und Gut zu verdienen beflissen sein als meinen lieben Herrn und Freunden. Ich bitte Euch, so Gott über mich geböte oder mir ein Unfall zustände, so zerreißet den Brief, auch den an Herrn Ulrich desgleichen. Ich empfehle Alles dem allmächtigen Gott."

Am folgenden Tage schrieb Katzianer auch an seinen Schwiegersohn, den Freiherrn Ulrich von Eytzing, dem er meldete: aus mehren Briefen, die er seither aus Prag und andern Orten erhalten, sei ihm kund geworden, wie es jetzt in seiner Sache stehe, was verhandelt worden sei und wie es mit ihm stehen werde. Er ersehe aus Allem, daß er gar wenig Trost oder etwas Gutes, sondern nur Gefahr und Nachtheil zu erwarten habe. „Deshalb habe ich mich," fährt er fort, „im Namen Gottes bedacht, besser eine Gefahr denn zwei zu überstehen, und will es wagen mit Gottes Hülfe aus meinem Verwahrsam zu kommen. Ich bitte Euch auf das Vertrauen, welches ich auf Euch gesetzt, es gehe wie es wolle, zu Glück oder Un-

glück, handelt, wie es einem treuen Sohne zusteht an seinem Vater zu handeln, so viel Euch menschlich möglich ist. Lasset Euch ja nicht hindern, wenn mir Gott auch aus meinem Verwahrsam hilft, dennoch Milderung zu suchen, sammt allen, die darum da sind, und bittet namentlich die Botschaft aus Polen, daß sie nicht minder beim Könige um Gnade anhalte und handle, sodaß mich derselbe in Gnade bleiben lasse. Der König soll kein böses Stück bei mir finden, daß ich etwas Lästerliches, Verrätherisches oder Verdächtiges gethan habe, sondern ich habe all meine Tage gegen des Königes Lande treulich, ehrlich, wohl und aufrichtig gehandelt, was man nimmermehr anders finden wird. Ich habe aus den Schriften, die mir täglich unter die Augen gekommen sind, ersehen, wie der König gegen mich zu handeln sich vorgenommen hat. Es ist kein unvernünftiges Thier, das den Tod nicht flieht, vielmehr ist das mir zu thun vonnöthen. So denke ich doch, daß solches nicht geschieht aus des Königes eigenem Gemüth, sondern wegen meiner Misgönner ungegründete Anzeigen, die sie täglich wider mich in ihrer Ungerechtigkeit ausgeben, denn in dem Gefängniß kann ich nicht dagegen sein. Ich will mich des Königes Dienst nicht entziehen, sofern er mich anders nicht mit Gewalt davon stößt, denn jeder Unterthan flieht billig seines Herrn Zorn. Das Alles wisset Ihr am besten an allen Orten vorzuhalten und zu verhandeln, ich komme davon oder nicht. So mir aber Gott von dannen hilft, so schicket alle Schriften meiner Gemahlin zu, die wird mich wol zu erfragen wissen, es seien Schriften vom Könige, von Euch oder Andern. Ich will's verordnen, daß man mir von Euch

alle Schriften zustellen soll. Damit befehle ich mich und uns alle Gott und lasset mich Euch empfohlen sein." *)

Jetzt bereitete Katzianer Alles zu seiner Flucht vor. Sein Gefängniß trennte eine bloße Wand von einer daneben liegenden Kanzlei. In der Nacht vom 30. zum 31. Januar gelang es ihm mit Hülfe des Dieners, dessen er im vorstehenden Briefe erwähnt, während seine Wächter entfernt sorglos schliefen, die Wand unter seinem Bette zu durchbrechen und so sich Eingang in die Kanzlei zu verschaffen. Von da soll er sich vom Fenster durch Stricke, die ihm eine vornehme Dame in silbernen Flaschen zugeschickt hatte, in den Schloßgraben hinabgelassen haben, wo Pferde zu seiner Flucht bereit standen. So glückte es ihm aus dem Schlosse und der Stadt in der Nacht zu entkommen **). Wohin er entflohen sei, wußte lange Zeit kein Mensch. Einige Tage nachher übersandte ein Mönch dem Freiherrn Christoph von Eyzing zwei Briefe Katzianer's an den König, um sie diesem einhändigen zu lassen. Katzianer bat darin um Gnade und Verzeihung, meldend, daß nur des Königs fortdauernde Ungnade ihn zur Flucht gedrungen habe, „denn billig müsse ein Diener seines Herrn Zorn entweichen." Dabei erbot er sich, er wolle dem Könige, sobald ihn dieser wieder zu Gnaden annehme, 4000 Mann drei Monate lang auf

*) Die beiden Schreiben Katzianer's an Christoph und Ulrich von Eyzing, d. Wien am 28. und 29. Jan. 1538, befinden sich in Abschriften im geh. Archiv zu Königsberg.

**) Schreiben des Jobst Diez an Herzog Albrecht v. Preußen, d. Petrikau, 6. März 1538; vgl. Bucholtz V. 105, nach Isthuanfi 217. Jovius 198.

seine Kosten unterhalten. In einem andern Schreiben hatte er sich auch an den erwähnten Rath und Botschafter des polnischen Königes, Nikolaus von Nibschitz, mit der Bitte gewandt, er möge Alles anwenden, um ihm Gnade und Verzeihung auszuwirken.

Ferdinand befand sich damals zu Prag, wo er die Stände Böhmens zu einem Landtage versammelt hatte, um außer andern wichtigen Landesangelegenheiten auch die Anklage des Grafen Albrecht Schlick zur Entscheidung bringen zu lassen. Der Graf trat auf dem Landtage mit einer Vertheidigung seiner Sache auf, die nicht nur den Beifall der versammelten Stände gewann, sondern auch dem Könige so genügend schien, daß er ihn vorläufig von aller Schuld frei sprach, jedoch mit dem Vorbehalt, daß, wenn man noch einige Anschuldigungen gegen ihn in Erfahrung bringe, er sich auf die Vorforderung des Königes ohne weiteres vor diesem zur Verantwortung stellen solle.

In denselbigen Tagen, im Anfange des Februars, war auch Nikolaus von Nibschitz in Prag angelangt, um bei Ferdinand im Namen seines Herrn eine Fürbitte zur Befreiung und Begnadigung Katzianer's einzulegen. Da kam durch einen Eilboten die Nachricht von Katzianer's Flucht mit dessen letztem Schreiben an den König an, worin er diesem nicht nur noch einmal in kurzem das ganze Sachverhältniß auseinandergesetzt, sondern auch wegen des Proviantmangels, als der Hauptursache alles Unglücks, und wegen der daraus entstandenen Hungersnoth und Unordnung unter dem Kriegsvolke dem Könige selbst die Schuld beigelegt hatte. Dieser Vorwurf und Katzianer's Flucht regten bei diesem von neuem den höchsten Zorn und Unwillen auf. Es kränkte ihn dies fast noch tiefer, als ihn

das Unglück seines Kriegsvolkes geschmerzt hatte. Dabei aber stiegen in ihm auch allerlei Besorgnisse auf. Er hatte eben Nachricht erhalten, daß wieder bedeutende Schaaren von Türken in Ungarn eingefallen seien, um sich Ofens zu bemächtigen, und es sei bei dem geringen Widerstand, den sie finden würden, sehr zu fürchten, daß sie ganz Ungarn überwältigen möchten*). Katzianer hatte mehrmals seine Verdienste um den König und dessen Lande geltend gemacht und im Gefühle derselben um Gnade und Verzeihung gebeten; aber er hatte dabei dem Könige auch einigemal zu verstehen gegeben, der fortdauernde Rachzorn desselben und die Verleumdungssucht seiner Feinde möchten ihn zu den äußersten Entschlüssen bringen. Jetzt da er Alles aufs Spiel gesetzt, sich zu Allem erboten hatte, was seine Kräfte irgend vermochten, ohne dennoch Gnade zu finden, jetzt konnte in ihm die Rache erwachen, er konnte zu den Türken entfliehen und durch seine Kenntniß der Landesverhältnisse, seinen entschlossenen Muth gerade unter den eben obwaltenden Umständen in Ungarn dem Könige viel Unheil bereiten. Manche riethen diesem daher, er möge jetzt Gnade für Recht ergehen lassen. Auch Nikolaus von Nibschitz, der in Prag Katzianer's Bittschreiben an ihn empfangen hatte, versuchte beim Könige Begnadigung zu bewirken, ihm vorstellend, wie rathsam es unter diesen Umständen sei, Katzianer's Anerbieten in Betreff der 4000 Husaren, die er für ihn aufbringen wolle, anzunehmen, zumal da Katzianer auch dahin mit wirken könne, daß die Lande Steier und Krain durch eine Bei-

*) Schreiben des Nikol. v. Nibschitz an den Herzog v. Preußen, d. Prag, Mittw. nach Lichtmeß 1538.

ferner den Verlust des Geschützes und andern erlittenen Schaden wol völlig erstatten würden. Ferdinand schwankte und erwiderte, er wolle die Sache näher erwägen. Als sie indeß wieder zur Sprache kam, wies er den ihm ertheilten Rath ohne weiteres zurück, erklärend: er werde den angeordneten Rechtsgang nicht aufheben und Katzianern durch ein Mandat auf den Rechtstag vorladen; möge er erscheinen oder nicht, was Recht sei, solle über ihn ergehen. Auf das vorgestellte Bedenken, daß Katzianer zu den Türken oder zu Johann Zapolya entfliehen könne u. s. w., erwiderte der König: „Wenn man recht thut, darf man weder Gott noch Menschen fürchten." An eine Begnadigung war also nunmehr nicht zu denken. Manche besonnene Männer an Ferdinand's Hof misbilligten die strenge Härte; auch Nibschitz schrieb darüber an den Herzog von Preußen: „Man schaue zu, daß man unsern Herrn Gott und die Gerechtigkeit nicht so gar überpoche, gar zu spitzig bricht auch gerne." *)

Ferdinand erließ hierauf eine öffentliche Vorladung, nach welcher sich Katzianer an einem bestimmten Tage zur Gerichtsverhandlung stellen sollte. Es sollte nach altem Brauch eine Ritterbank besetzt und der Angeklagte durch ein s. g. Rittergericht gerichtet werden. Auch Nibschitz erhielt auf Sigismund's von Herberstein Betrieb von seinem Könige den Auftrag, diesem Gerichte zu Gunsten Katzianer's beizuwohnen. Als indeß Ferdinand die Nachricht erhielt, Katzianer habe sich nach Ungarn, Slavonien oder

*) Schreiben des Nikol. v. Nibschitz an den Herzog v. Preußen, d. Krakau, Dienst. nach Innocent 1538. Schr. des Ludwig Diez an den Herzog, d. Petrikau, 6. März 1538.

Kroatien geflüchtet, erließ er schon am 4. Februar aus Prag an sämmtliche Verwaltungsbeamte und Befehlshaber dieser Länder gegen Katzianer einen Verhaftsbefehl, worin er sie anwies: wie höchst wichtig es für ihn und sein ganzes Reich sei, sich „des verworfenen Menschen und Majestätsverbrechers", der sich ohne Zweifel in ihre Lande flüchten und dort viel Unheil anrichten werde, des gemeinen Besten wegen auf jede mögliche Weise, sei es todt oder lebendig, wieder zu bemächtigen. Er gebot daher, allen Eifer und alle mögliche Wachsamkeit aufzubieten, um den gefährlichen Flüchtling auszukundschaften, indem er demjenigen, der ihn aufgreifen und lebendig einliefern werde, die Summe von acht bis zehntausend Gulden an Geld oder Gütern, und wer ihn todt einbringe, die Hälfte dieser Summe auf sein königliches Wort verhieß, wobei er hinzufügte, daß, wer ihn gefangen genommen habe, nicht verpflichtet sein solle, ihn eher zu überliefern, als bis er die genannte Summe selbst oder hinreichende Verbürgung ihres Betrages werde erhalten haben. Er versprach überdies, sich außer dieser Belohnung in jeder Weise erkenntlich zu beweisen, und benahm Jedem auch im voraus die Bedenklichkeit, daß aus der Gefangennehmung „des öffentlichen Feindes" für seine Ehre oder seinen Ruf irgend ein Nachtheil oder seiner Person irgend ein Schaden entstehen könne *).

Katzianer hatte, wie verlautete, nachdem er aus Wiens Mauern entkommen war, einen Bauer aufgegriffen und diesen gezwungen, mit ihm bis in die Gegenden zu reiten,

*) Der Verhaftsbefehl gegen Katzianer, d. Prag, 4. Febr. 1538, bei Buchholtz Urk. Bd. 277—278.

wo er der Wege selbst kundig war. Dort hatte er, um jede Spur seiner Flucht zu verwischen, den Bauer niedergestoßen und war dann Tag und Nacht weiter bis in eins seiner festen Schlösser, die er in Kroatien an der türkischen Grenze hatte, geflüchtet *). Dort aber war sein Aufenthalt für Ferdinand höchst gefährlich, denn jene Schlösser waren so trefflich gelegen und so stark befestigt, daß ihre Einnahme kaum möglich schien, und von dort konnte Katzianer, wenn für ihn Gefahr drohte, jeden Tag über die Grenze zu den Türken, oder zu Zapolya flüchten **). Ueberdies konnte in Kroatien, wo Ferdinand unter den Vornehmern nur geringen Anhang hatte, der Parteigeist durch Katzianer's Ansehen und Einfluß leicht mächtig aufgeregt werden ***). Und dies geschah auch wirklich, denn kaum war Katzianer in Kroatien erschienen, wo ihm die Grafen Nikolaus und Johann von Zriny ihr festes Schloß Kosthanitza am Flusse Unna als Aufenthalt einräumten, als dort Alles in neue Bewegung kam. Fast alle vornehme Herren des Landes, der Bischof von Agram, Valentin Török, die beiden Grafen von Zriny, selbst zwei Verwaltungsbeamte, Franz Zay und Franz Dahy, denen Ferdinand die Verhaftung des Flüchtlings mit anbefohlen, und außer diesen mehre Andere traten mit Katzianer in ein förmliches Bündniß, worin sie sich gegenseitig das eid-

*) Wir erhalten diese Nachricht in einem Schreiben des Heinz Gotz von Hertwigswalde an den Herzog v. Preußen, d. Petrikau, Sonnt. am Tage Matthäi 1538.

**) Bericht des Thurzo an König Ferdinand bei Bucholtz a. a. O. 278.

***) Bucholtz V. 105.

liche Versprechen gaben, daß Jeder dem Andern in Nothfällen zu Hülfe stehen und Keiner den Andern in irgend einer Sache verlassen wolle.

Man ging aber bald noch weiter. Katzianer erließ an den Richter und den Rath der Stadt Agram den Befehl, daß sie weder einen der beiden Bane von Kroatien, Peter Keglowyth und Thomas Nadasdy, noch deren Leuten den Eingang in ihre Stadt gestatten sollten. Man wollte wissen, Katzianer habe dem Richter von Agram ein Schreiben des Röm. Königes gezeigt, worin dieser ihm den Auftrag ertheilt haben solle, nach glücklichem Ausfalle des Türkenzugs sämmtliche Herren in Kroatien enthaupten zu lassen, und dieses Schreiben habe er auch den um ihn versammelten Herren mitgetheilt und sie dadurch umsomehr für sich gewonnen. Valentin Török ließ Katzianern und den Kroatiern bald auch die Nachricht bringen: König Johann habe versprochen, daß der Türke die Lande Slavonien und Kroatien nicht mehr verheeren und ganz Syrmien, Possega und den eroberten Theil von Slavonien zurückgeben werde, sobald sie einig und Johann's treue Anhänger sein würden. Török und Katzianer, nebst andern ihres Anhanges hatten die Ausführung des Planes übernommen, die genannten Lande dem Könige Johann in die Hände zu spielen.

Valentin Török eilte vor allem zum Könige Johann, um ihn von ihrem Unternehmen zu unterrichten und von ihm Hülfe zu erbitten. Nach seiner Rückkehr sollten zuerst neue Bane eingesetzt und dann gemeinsam mit den Türken gegen Ferdinand der Krieg begonnen werden. Katzianer war unablässig bemüht, mittlerweile Kriegsvolk zu sammeln, und da sein bedeutender Geldvorrath, den er

sich aus Labako kommen ließ, es ihm möglich machte, ansehnlichen Sold zu versprechen, so strömten ihm von allen Seiten her kriegslustige Gesellen zu. Er hielt es nicht Hehl, daß er über einen Schatz von 200,000 Gulden zu verfügen habe und überdies von einem Orte her, woher es Niemand glauben möchte, Gelder erwarten dürfe. Ferner wurden von den Gütern Katzianer's und der Grafen von Zriny die königlichen Dikatoren (Steuereintreiber) vertrieben, ebenso aus denen der übrigen Anhänger. So schienen sich in Kroatien höchst wichtige Ereignisse vorzubereiten und es drohten dem Anhange Ferdinand's, namentlich den beiden erwähnten Banen von Kroatien Gefahren, denen sie sich in keiner Weise gewachsen fühlten, denn es fehlte ihnen nicht nur Mannschaft, sondern auch das nöthige Geld, um das Kriegsvolk, welches sie noch um sich hatten, gehörig zu besolden und zu unterhalten. In Folge dieses Mangels liefen ihre Kriegsleute täglich in Haufen davon und begaben sich in den Dienst des Königes Johann, Török's, Katzianer's oder der Grafen Zriny. Da die Bane voraussahen, daß sie in ihrer Hülflosigkeit und Schwäche, einerseits von den Türken bedroht, andererseits von ihren Gegnern im Lande selbst bedrängt, sich unmöglich lange würden behaupten können, so baten sie Ferdinanden aufs dringendste um Beistand: er möge eiligst aus Steierland, Kärnten und Krain Reiterei und Fußvolk nach Agram und die nöthigen Gelder senden, um das Kriegsvolk in seinen Soldfoderungen befriedigen zu können; nur dann werde es möglich sein, die im Lande fast überall verweigerten Steuern einzutreiben, die Schwankenden an der Partei des Königes festzuhalten und zu verhindern, daß Katzianer mit den Kroaten nicht über die

Save in Slavonien und Török über die Drau einfallen könne *).

Gewiß würden die Verhältnisse in Kroatien und Slavonien sich in kurzem für Ferdinand noch gefahrvoller gestaltet haben, hätte nicht Johann Zapolya fort und fort gezögert, sich mit den Häuptlingen in beiden Ländern in nähere Verbindung zu setzen und sie in ihrem Plane kräftig zu unterstützen. Es waren nämlich bald nach dem Verlust in den windischen Landen zwischen Ferdinand und Johann Zapolya durch Hieronymus von Lasky und dann auch durch den Erzbischof von Lunden mit dem Sultan neue Friedensverhandlungen eingeleitet worden **). Johann sowol, dessen Kräfte durch Kränklichkeit mehr und mehr geschwächt wurden, als Ferdinand, dem die letzten schweren Verluste den Muth zum weitern Kampfe sehr entkräftet hatten, waren jetzt mehr als je zu einem friedlichen Vergleiche geneigt, und so kam es endlich nach langen, oft unterbrochenen und wieder erneuerten Verhandlungen zwischen Beiden zu einem Friedensvertrag, der am 24. Februar 1538 abgeschlossen wurde und in Folge dessen Ferdinand im Besitze Kroatiens, Slavoniens und derjenigen Gebiete von Ungarn blieb, die er beim Friedensschlusse eben noch inne hatte. Johann dagegen behielt ganz Siebenbürgen und was er beim Friedensschlusse in Ungarn besaß; er sollte König von Ungarn und Dalmatien heißen, nach seinem Tode aber, selbst wenn er noch einen männlichen Erben hinterlasse, sein gesammtes Besitzthum,

*) Bericht des Bane von Kroatien vom 16. u. 24. Febr. bei Bucholtz Urk. Bd. 278.

**) Gevay III. 8—9. Bucholtz V. 108.

also das ganze Königreich Ungarn nebst allen dazu gehörigen Gebieten Ferdinanden und dessen rechtmäßigen Erben anheimfallen *).

Durch diesen Friedensschluß änderte sich nun auch die Lage der Dinge in Slavonien und Kroatien. Der Plan der dortigen verbündeten Häuptlinge mußte ohne weiteres aufgegeben werden. Er hatte aber, da er Ferdinanden vollkommen bekannt geworden war, alle Bande zwischen diesem und Katzianern gelöst. Wenn je, so mußte dieser jetzt als ein Verräther, als offener Feind des Königes und des Reiches betrachtet werden. Es gab also für ihn nun keine Hoffnung zur Begnadigung mehr.

Ferdinand ordnete nun gegen Ende des Jahres 1538 in der Sache einen neuen Rechtstag an, um den Grafen von Salamanca, dem er die Bewachung Katzianer's in der Burg zu Wien anvertraut hatte, nachdem er fast ein Jahr hindurch, in Eisen eingeschmiedet, in Katzianer's Gefängniß geschmachtet, richten zu lassen. Der Graf und die Hartschiere, die durch ihre Sorglosigkeit Katzianern die Flucht erleichtert hatten, wurden sämmtlich zum Tode verurtheilt. Es waren sämmtlich Spanier, über welche der Graf als Hauptmann die Aufsicht hatte führen sollen **). Dieses Bluturtheil zeigte Katzianern, was auch er zu erwarten habe, wenn er in Ferdinand's Hände falle. Es gab für ihn nur noch ein Mittel der Rettung vor dem

*) Vgl. Mailath Geschichte der Magyaren IV. 54—55. Geschichte von Oestreich II. 44—45. Bucholtz V. 108.

**) Schreiben des Nikolaus v. Nibschitz an den Herzog von Preußen, d. Krakau, Mittw. nach Mariä Empf. und Dienst. nach Innocent. 1538.



Zorne des Königes, die Flucht zu den Türken. Ob er dieses Mittel zu ergreifen wirklich entschlossen gewesen, ist ungewiß. Außer Zweifel aber ist, daß er, als die Türken im Herbst des Jahres 1538 von neuem nach Siebenbürgen und ins östliche Ungarn einbrachen, mit ihnen in Unterhandlung und Verbindung trat *).

Als Ferdinand, hievon benachrichtigt, einem seiner Feldhauptleute den Befehl ertheilte, wegen Katzianer's Einverständniß mit den Türken sich jetzt dessen Güter und Leute zu bemächtigen, wo er sie nur finde, erließ Katzianer an diesen Hauptmann aus dem Schlosse Kosthanitza am 19. April 1539 ein Schreiben, worin er sich über diese seine Verhältnisse zu den Türken in folgender Weise aussprach: „Ich gebe Ew. Herrlichkeit zu wissen, wie ich vernommen, daß Ihr meine Leute aufzugreifen und ihre Güter wegzunehmen vorhabt. Bei Gott, ich weiß keine Ursache, weshalb Ew. Herrlichkeit solches thut, sintemal meine Leute, wie treuen Christen ziemt, mit mir die Treue gegen den König zum Besten des Reiches im Schutze der Grenzen bewährt haben. Wenn meine Feinde Ew. Herrlichkeit arglistig eingeflüstert haben, daß ich nach heidnischer Art den Feind zum Einfalle ins christliche Gebiet und gegen den König hervorgerufen habe, so bitte ich Euch, solchem Gerede doch keinen Glauben zu schenken, denn wie ich mich selbst für einen rechtschaffenen und ehrenwerthen Mann halte, so wird dies nie als wahr erfunden werden; würde es aber also erfunden, wie meine Feinde

*) Nach Engel IV. 52 trat Katzianer mit Mehmed, Pascha von Belgrad, in Correspondenz, „um ein Renegat und ein türkischer General zu werden." (?)

mich beschuldigen, so mag ich bei Ew. Herrlichkeit dreist als ein Geächteter gescholten werden. Ich will nicht leugnen, daß zwischen mir und den Türken verhandelt worden ist; ich konnte nicht anders handeln, wenn ich die Grenzgebiete, wo ich wohne, unversehrt erhalten wollte, denn mir entging alle andere Hülfe, wie dies nach dem Urtheile rechtschaffener Menschen bekannt ist. Obgleich ich, ohne es verdient zu haben, ins schwerste Elend verstoßen bin, so habe ich doch in meiner hartgedrückten Lage niemals etwas Schlechtes gegen das Reich im Sinne gehabt, sondern, wie ich vermocht, habe ich die Wuth der Feinde gezähmt, sodaß die Grenzgebiete erhalten worden sind, und ich hoffe, des Königes Gnade werde sich bald meinem Haupte und meiner Sache zuwenden, denn seit meiner Jugendzeit bis in mein gegenwärtiges Alter bin ich stets bemüht gewesen, dem Könige, meinem gnädigsten Herrn, meine Dienste zu widmen. Doch nichts mehr von dem, was dem Könige gefällt; ich will von mir reden. Es wird die Zeit kommen, wo Alles an den Tag kommt; ich bitte nur Gott, es möge mir noch eine Zeit vergönnt sein, in welcher ich mich im Angesicht meiner Widersacher verantworten könne. Deshalb ersuche ich auch Ew. Herrlichkeit, als meinen hochgeachteten Freund, denen, die Uebles von mir reden, keinen Glauben zu schenken und nicht zu eilig gegen mich, meine Diener und Güter feindlich zu verfahren, sondern vielmehr, warum ich dringend bitte, mir, so viel es Ew. Herrlichkeit vermag, zu Hülfe zu stehen, denn zu seiner Zeit werde ich die Wohlthaten zu vergelten bemüht sein. Ferner habe ich erfahren, wie meine Widersacher Ew. Herrlichkeit fälschlich angezeigt haben, daß ich den Heranzug der Türken gegen Ew. Herr-

lichkeit veranlaßt hätte und daß in deren Heer auch meine Leute seien. Wer gegen Euch mich hierin beredet, hat es wie unverschämteste Verleumder gelogen und gegen alle Wahrheit gesprochen. Es wird dies nie erwiesen werden können. Der Türke hat ohne mich und ohne meine Leute zum Einfall und zur Verwüstung des Reiches geübte Leute genug. Ich griff nie zu solchen Dingen und werde auch später nicht dazu greifen. Ich sage es dreist, wenn ich könnte, möchte ich lieber alle Türken in Grund und Boden vernichten, als ihnen auch nur die geringste Hülfe leisten. Als Neuigkeit melde ich Ew. Herrlichkeit, daß mein Kundschafter aus Bosnien gekommen ist und die sichere Nachricht bringt, daß der Pascha von Bosnien mit seiner gesammten Kriegsmacht in Kroatien einzufallen gedenkt; ich fürchte den größten Verderb für das Land, wenn nicht Hülfe geleistet würde. Also sei Ew. Herrlichkeit darum auf der Hut und schaffe so viel als möglich Hülfe, denn ich fürchte, der Einfall wird noch in diesem Monat erfolgen" u. s. w. *).

Für Johann Zapolya aber bereiteten sich bald von neuem gefahrdrohende Tage vor und zwar von einer Seite her, von der er sie am wenigsten erwartet. Bisher hatten zwischen dem Sultan und dem Röm. Könige wegen Erfüllung der Friedensbedingungen immer noch allerlei Verhandlungen stattgefunden. Der Zorn des Großherrn aber ward von neuem rege, als er die ihm eine Zeitlang vorenthaltene Nachricht von dem zwischen Ferdinand und Zapolya geschlossenen Friedenstractat erhielt. „Sage dei-

*) Das obige Schreiben Kațianer's findet man bei Bucholtz Urk. Bd. 282.

nem Herrn," trug er dem Botschafter Zapolya's auf, „er sollte billig bedacht haben die Treue und Wohlthaten, die ich ihm erwiesen habe; er sehe sich einer Strafe von Gott vor; wo aber Gott ihn nicht strafen wird, so will ich ihn strafen, daß er's wissen soll und mit der That erfahren;" und zu seinem Großwezir gewandt, sprach er: „Wie unwürdig tragen diese beiden Könige die Krone auf treulosem Haupte, da sie weder durch Furcht vor Gott, noch durch Scham vor den Menschen zurückgehalten werden, einen beschworenen Vertrag zu brechen."

Der Sultan rüstete alsbald von neuem zum Krieg. An einem Vorwande, wenn er dessen bedurfte, konnte es nicht fehlen, denn die Summe von 300,000 Gulden, die er früher als Strafentgelt für Gritti's Ermordung gefodert, war ihm noch nicht entrichtet. Sie wurde jetzt verlangt und zwar mit der Drohung: „wenn sie ihm bis auf S. Georgstag nicht gezahlt sei, so wolle er selbst darnach kommen." Man war indeß in Ungarn nicht geneigt, die Foderung zu erfüllen, da man vorauszusehen meinte, der Sultan werde damit seine Kriegsrüstung nur noch verstärken und das Land dennoch mit Krieg überziehen *). Mit anbrechendem Frühling stürmte auch wirklich ein bedeutender türkischer Heerhaufe in Ungarn ein und drang raubend und verheerend bis zwanzig Meilen von Stuhlweißenburg vor. Zugleich ließ der Sultan über die Donau eine Brücke schlagen, um im Sommer seine ganze Kriegsmacht nach Ungarn hinüberzuführen. Auch in die windischen Lande war schon im März ein ansehnlicher

*) Schreiben des Nikol. v. Nibschitz an den Herzog v. Preußen, d. Krakau, Dienst. nach heil. drei Könige 1539.

Türkenhaufe eingebrochen, zog Monate lang plündernd und verheerend umher, schlug Ferdinand's Besatzungen, wo er sie fand, und lag auch noch im August im Lande. Den Einbruch des Sultans in Ungarn hatten, wie Einige berichten, drohende Nachrichten aus Persien verhindert, nach Andern war er durch Zeichendeuter und Astrologen, die aus den Sternen großes Unheil verkündigt, abgerathen worden. Ueberdies war auch Ferdinand's Botschafter, Hieronymus von Lasky bis in den Herbst des J. 1539 in Unterhandlungen fort und fort bemüht, des Sultans Zorn zu beschwichtigen und den Frieden wiederherzustellen.

So war die Lage der Verhältnisse im Herbst des J. 1539. Hieronymus von Lasky war im October zu neuen Verhandlungen in Konstantinopel angekommen und hatte am 7. November eine Audienz beim Sultan. In denselbigen Tagen aber ward auch Katzianer's Schicksal entschieden. Seine Lage war jetzt in eigener Weise sehr bedenklich und bedrängnißvoll. Er befand sich noch immer auf der festen Burg Kosthanitza, welche den Grafen von Zriny als Pfand zugehörte, deren Besitz aber nicht nur wegen ihrer Festigkeit, sondern auch deshalb von größter Wichtigkeit war, weil sie als Hauptburg den Schlüssel zu ganz Kroatien bildete. Die Grafen hatten sie dem Katzianer zu seiner Sicherheit so lange als Aufenthalt eingeräumt, bis ihn der König wieder zu Gnaden annehmen oder sein Schicksal sich irgendwie günstig für ihn entscheiden würde. An eine Begnadigung aber war jetzt kaum mehr zu denken. Kam es nun, wie im Herbst des J. 1539 kaum noch zu zweifeln war, zwischen Ferdinand, dem Könige Johann und den Türken wieder zum Krieg, so konnte Katzianer unmöglich ruhig und theil-

nahmlos auf seiner Burg sitzen bleiben. Wohin er sich dann aber zu wenden habe, darüber konnte er keinen Augenblick in Zweifel stehen. Von seinem Landesherrn für einen Majestätsverbrecher, einen Verräther und Feind des Reiches erklärt, durch drohende Lebensgefahr aus seinem Vaterlande vertrieben, in allen seinen Bitten von seinem Könige zurückgewiesen, von seinen Misgönnern und Feinden in seiner ritterlichen Ehre verletzt, verleumdet und verfolgt, seines Eigenthums zum Theil schon beraubt, zum Theil wenigstens darin verkürzt und gekränkt, und endlich, was ihn am tiefsten schmerzte, für alle seine frühern Opfer und Verdienste um die Sache seines Königes von diesem jetzt mit Undank und schonungsloser Verfolgung belohnt, — so stand jetzt Kazianer seinem Könige und Herrn gegenüber. Alle Bande zwischen ihnen waren zerrissen; sie konnten nimmer wieder geknüpft werden. Auch zu König Johann konnte er kein Vertrauen fassen, denn wie durfte er erwarten, daß dieser sein alter Feind, der jahrelangen Kriegsfehden müde, mit Ferdinand erst vor kurzem ausgesöhnt und ohnedies jetzt gegen den Sultan in einer sehr bedenklichen Lage, ihm jetzt Schutz und Sicherheit gewähren werde, zumal da er fürchten mußte, durch die Aufnahme eines erklärten Reichsfeindes Ferdinand's Zorn von neuem zu reizen.

Wenn es also Kazianern unmöglich schien, bei einem ausbrechenden Kriegssturm auf seiner Burg theilnahmlos sitzen bleiben zu können, so war es nur der Sultan, dem er sich zuwenden und von dem er Schutz und Sicherheit erwarten konnte, zumal wenn er ihm die wichtige Burg Kosthanitza selbst zu seiner Verfügung einräumte. Allerdings aber mag neben solcher Erwägung seiner äußern

Stellung und seiner bedrängten Lage die Seele des tapfern Kriegsmannes auch von Ingrimm und Erbitterung gegen einen König geglüht haben, der ihm früher die festesten Zusicherungen seiner fortdauernden Huld und Gnade gegeben, der ihm früher versprochen hatte, er werde seine Verdienste nimmermehr vergessen, und jetzt in keiner seiner flehentlichen Bitten, in keiner seiner Anerbietungen Gehör gewährt hatte. Er war entschlossen, mit den Türken gemeinschaftliche Sache zu machen und ihnen die Burg Kosthanitza einzuräumen. Er theilte seinen Entschluß den Grafen von Zriny mit und suchte auch sie zur Uebergabe an die Türken zu bewegen. Darüber aber brachen, da die Grafen sich dem Plane Katzianer's ernsthaft widersetzten, Mißhelligkeiten zwischen ihnen aus *), die endlich bei der steigenden Gereiztheit der Gemüther den Zorn Katzianer's so entflammten, daß er den Grafen erklärt haben soll: er werde seinen Plan unter allen Umständen ausführen und die Burg den Türken in die Hände spielen. Dies sollte, wie er beschlossen, am dritten November geschehen; er selbst wollte sich dann zum Sultan begeben **).

---

*) Valvasor IV. 453 sagt: es habe vermeintlich der Graf einen Groll gegen Katzianer genährt, weil er jenen schon früherhin, als man den Grafen beschuldigt habe, daß er dem Türken gehuldigt und Proviant zugebracht, mit scharfen Worten getadelt habe.

**) Es ist kaum glaublich, daß, wie Isthuanfi 218 anführt und Engel IV. 52 nachschreibt, der Großwezir aus Mißtrauen gegen Katzianer dessen Originalbriefe Ferdinanden zugesandt habe; vgl. Valvasor IV. 455. Nach Jovius 198 wäre die Verbindung Katzianer's mit den Türken allerdings schon weit gediehen gewesen.

Da kam acht Tage zuvor, am 27. October, der jüngere Graf Nikolaus von Zriny, wahrscheinlich unter dem Vorgeben weiterer Verhandlung mit Katzianer, im Geleite seiner Dienerschaft auf die Burg, wie er früher öfter gethan. Katzianer nahm ihn friedlich auf, vielleicht hoffend, sich mit ihm noch zu verständigen. Er saß mit ihm zu Tische oder, wie Andere berichten, in einem Gemache zu vertrautem Gespräch verschlossen, als plötzlich der Graf seinen verborgenen Dolch zückte und dem Katzianer in die Brust stieß. Als dieser aufsprang, um die Seinigen zu Hülfe zu rufen, stürzten zwei von des Grafen Dienern, Georg Krabüß und Hans Hoisitzer, in Eile herbei und streckten den Verwundeten mit einer türkischen Streitaxt zu Boden. Katzianer's Diener wagten weiter keine Gegenwehr. Sein Leichnam ward zum Fenster hinaus in den Schloßgraben geworfen. Seinen Kopf sandten die Grafen an Ferdinand nach Wien *). Dieser aber mochte ihn nicht sehen und überwies ihn dem Hofmarschall.

Die Grafen von Zriny glaubten ob der verübten Blutthat sich beim Könige Ferdinand durch folgendes Schreiben rechtfertigen zu können: „Geheiligtste königliche Majestät, gnädigster Herr und Fürst! Die Erbietung unserer getreuen und unterthänigen Dienste voran. Wir hatten in vergangener Zeit die Burg Kosthanitza, welche die Hauptburg und der Schlüssel vom ganzen Königreiche Kroatien

*) So nach einem Schreiben des Herzogs Friederich von Liegnitz an den Herzog v. Preußen, d. Brieg, Mittw. nach Catharina 1539. Nach Isthuanfi 218 geschah die Ermordung nicht durch den Grafen selbst, sondern von den zwei genannten Dienern; vgl. Valvasor IV. 453.

und unserer Herrschaft ist, dadurch erworben, daß wir denen, von welchen wir sie haben, eine unserer Burgen und einen Theil unserer Herrschaft zum Pfande gegeben. Nun erbat sich von uns Johann Katzianer jene Burg unter der Bedingung, daß er sie, sobald er von Ew. königl. Majestät wieder Gnade erlangt haben würde, uns wieder zurückgeben solle. Wir, seinen Briefen und seinem Versprechen vertrauend, überließen sie ihm auf seinen leiblichen Eid, also daß er sie auch nachher in Besitz nahm. Da er nun aber erkannte, daß sie der Schlüssel zum ganzen Königreiche Kroatien und vornehmlich zu unserer unglücklichen Herrschaft sei, so dachte er nicht weiter daran, von Ew. königl. Majestät Begnadigung zu erlangen; er trat vielmehr sofort mit den Türken in Einverständniß und meldete uns mit eigener Hand schriftlich, daß er zum türkischen Kaiser übergehen werde und daß auch einer von uns zugleich mit ihm sich dahin begeben solle; wofern dies nicht geschehe, so wolle er die erwähnte Burg den Türken überliefern; wir aber sollten uns, soviel es uns möglich sei, vorsehen; er wolle, es möge uns gefallen oder mißfallen, den vorerwähnten Schritt thun. Als wir diesen seinen schändlichen Plan und sein Vorhaben kennen gelernt und von solchem Unternehmen für den christlichen Glauben die größten Gefahren, besonders für die Reiche Ew. königl. Majestät Elend und Unglück, sowie auch für unsere arme Herrschaft Verderben befürchten mußten, boten wir alle möglichen Mittel und Wege auf, seinen Plan zu vereiteln, da wir ihn von seinem Vorsatz nicht abbringen konnten. Was wir nun sonst um keiner Güter oder selbst um keiner Herrschaft willen gethan haben würden, das ist nur aus Rücksicht auf den christlichen Glauben und auf Ew.

königl. Majestät geschehen. Deshalb bitten wir Ew. königl. Majestät demüthigst, wenn wir hierin oder in andern Dingen uns gegen Ew. Majestät vergangen haben sollten, uns dies in gnädigen Schreiben zu verzeihen und huldvolle Nachsicht zu gewähren, also daß Ew. Majestät die Sache weder uns, noch unsern Erben ferner je zum Vorwurf machen wolle." Die Grafen fügten dann noch verschiedene Wünsche und Vorschläge in Beziehung auf ihre Burgen und Güter und schließlich die Versicherung ihrer fernern Treue und dienstlichen Bereitwilligkeit gegen den König hinzu *).

Ferdinand erließ hierauf für die Grafen folgenden Bescheid: „Die königliche Majestät glaubt in Betracht der von den Grafen von Zriny erwähnten Umstände, sowie aus manchen andern Ursachen ihnen nicht nur Verzeihung gewähren zu müssen, wenn sie durch jene That oder in einem andern Punkte sich vergangen haben, sondern vergibt auch allen Unwillen, in den sie vielleicht bei der königl. Majestät aus irgend welchem Grunde verfallen sind, und wird überdies auch dafür sorgen, daß hierüber die nöthigen und angemessenen schriftlichen Erklärungen ausgefertigt werden, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß inskünftige sie und ihre Erben den König als ihren gesetzmäßigen und natürlichen Oberherrn und König anerkennen und sich durchaus in keine Verhandlung, Verbindung oder in irgend welches Einverständniß mit den Türken oder irgend einem andern Feind desselben einlassen, sondern vielmehr als getreue Unterthanen ihrer königl. Ma-

*) Das Schreiben der Grafen in einem sehr confusen Latein bei Bucholtz Urk. Bd. 283—285.



jestät in schuldigem Gehorsam und Treue gegen dieselbe fest beharren sollen, wozu sie hinlängliche schriftliche Bürgschaft in die Hände ihrer Majestät überantworten werden." *)

Befremdet schon die außerordentliche Milde und Schonung, welche Ferdinand gegen die Grafen von Zriny in Betreff einer That bewies, welche doch immer ein offenbarer Meuchelmord war, so möchte man auch aus manchen unklaren und zweideutigen Ausdrücken des königlichen Bescheids die Vermuthung fassen, daß die Mordthat nicht ohne des Königes Wissen und Willen vollführt worden sei, und es hat sich wirklich in einem Chronisten die Nachricht erhalten, daß Ferdinand dem Grafen von Zriny den Auftrag ertheilt habe, Katzianern festzunehmen oder aus dem Wege zu räumen **). Obgleich davon damals in öffentlicher Rede nichts verlautete, so machte doch die Mordthat in ganz Deutschland an allen Fürstenhöfen außerordentliches Aufsehen, denn Katzianer's Name war seit Jahren, wenn irgendwo vom Türkenkriege gesprochen ward, fast niemals ungenannt geblieben. Davon zeugt auch selbst der Umstand, daß die Nachricht von Katzianer's Ermordung dem Herzog Albrecht von Preußen, der an seinem Schicksale bisher so lebendigen Antheil genommen, fast zu gleicher Zeit aus Wien, Krakau, Brieg und Nürnberg gemeldet wurde. Der Freiherr Sigismund von Herber-

*) Bucholtz a. a. O. 285.

**) Isthuanfi 218 sagt: Rex datis clam ad Nicolaum Comitem, Johannis fratrem, litteris, se moleste graviterque ferre ait, datam illi ea in arce habitandi facultatem, simulque negocium ei dat illius comprehendendi aut e medio tollendi. Valvasor III. 41. IV. 454. Engel IV. 52.

stein, Katzianer's Verwandter, schrieb ihm von Wien aus am 15. November: „In Chrabaten (Kroatien) haben die zwei Grafen von Serin Herrn Hans Katzianer, ihren Bruder und Vater, als der jüngere Graf Nikolaus bei ihm im Vertrauen in seinem Schlosse Kasthanowitz gewesen, todt geschlagen. Ew. fürstliche Gnaden wissen derselbigen That billigen Namen, darum unterlasse ich den von Würde wegen Ew. fürstlichen Gnade. Sie haben aber an dem nicht genug gehabt, wütheten noch in den todten Leichnam. Man sagt, sie haben dessen Kopf hieher geschickt." Der Herzog erwiderte ihm: „Uns ist auch, daß man Herrn Hansen Katzianer so unversehenlich vom Leben zum Tod gebracht (deß Seele Gott der Allmächtige gnädig und barmherzig seyn wolle), zu vernehmen ganz bekümmerlich und mitleidig; weil aber mit Schriften oder anderem in diesem Falle nichts wiederzubringen, wollen wir die That neben Euch, so gut sie ist, in Würden bleiben lassen und Euch zu mehrem Bekümmerniß mit längern Schriften hierin nicht bemühen, zweifeln aber nicht, der Name solcher That werde wohl noch an den Tag kommen, Gott auch in dem die billige Belohnung und Wiedervergeltung wohl wissen und nicht vergessen *)." In denselbigen Tagen meldete auch Christoph von Knillenberg von Wien aus den Mord Katzianer's dem Bischof von Trient, Christoph von Madrutz mit denselben Umständen, wie wir sie soeben berichtet haben und wie er sie von einem Diener der Frau Katzianer's, den sie an ihren Tochtermann, Ulrich von Eyzing geschickt hatte, erfahren zu

*) Beiträge zur Kunde Preuß. VII. 534—535.

haben versichert *). — Man stellte nachmals den Namen der That, den Sigismund von Herberstein nicht niederschreiben mochte, auf Katzianer's Grabmahl zu Oberburg durch die Fabel von dem Fuchse dar, der einen Vogel zu Gaste lud, um ihn selbst zur willkommenen Speise aufzuzehren **).

Katzianer hinterließ eine trauernde Witwe nebst drei Söhnen, Balthasar, Lupus und Johannes, die noch minderjährig gewesen zu sein scheinen, und eine Tochter Scholastica, die an den Freiherrn Ulrich von Eytzing verheirathet war. Nicht genug, daß der Vater so schwer hatte büßen und so traurig enden müssen, auch die Kinder sollten, wie es anfangs schien, noch des Vaters Strafe empfinden. Wir hören, daß König Ferdinand, nachdem er die Acht über Katzianer ausgesprochen, dessen Habe und Güter als verwirkt und dem königlichen Fiscus anheimgefallen gemäß dem Rechtsgange hatte einziehen lassen, weil Katzianer auf die ergangene Vorladung nicht vor Gericht erschienen war. Als nun nach Katzianer's Tod der Freiherr Ulrich von Eytzing beim König das Gesuch einreichte, die Güter wieder frei und den Kindern zurückzugeben, weil nach Recht und Billigkeit die Kinder nicht büßen durften, wenn der Vater eine Schuld auf sich geladen haben sollte, verweigerte Ferdinand anfangs die Erfüllung dieser Bitte, indem er Katzianer's Tochter dahin bescheiden ließ: „sie möge ihre Ansprüche und Forderungen nach Laut des offen ausgekündeten Edicts der Citation rechtlich ausführen

*) Das Schreiben befindet sich im Archiv für Geographie, Geschichte u. s. w. Jahrg. 1810. S. 599.

**) Valvasor III. 41.

und des Rechts erwarten.“ So schien auch hierin Ferdinand keine Gnade für Recht ergehen lassen zu wollen. Als indeß nach einiger Zeit Scholastika durch ihren Gemahl ihre Bitte erneuerte mit der Erklärung, sie, eine demüthige Witwe, der Verhältnisse unkundig und ohne Schuld, könne es nicht über sich gewinnen, mit dem Könige, ihrem Herrn zu rechten, sie bitte ihn, den Weg des Rechts fallen zu lassen und ihr, der natürlichen, schuldlosen Erbin die Güter ohne Rechtsstreit zurückzugeben, ließ sich der König geneigt finden, ihr für alle Ansprüche auf Erbschaft und Heirathsgut das Schloß Altenburg von neuem lehensweise zuzustellen, ferner 12,000 Gulden auf die Pfandschaften ihres Vaters, namentlich die Aemter Schönstein, Katzenstein und Bischofsdorf, auch die beiden Burgstalle als Kauf gegen Wiederkauf, endlich 6000 Gulden auf die Zehnten in Krain und 2000 Gulden auf den Aufschlag und Viehzoll in Laibach zuzuweisen. Nach einer andern Nachricht erhielten auch Kazianer's drei Söhne die väterlichen Güter in Krain und Kärnten von der Gnade des Königes zurück *).

So ließ endlich Ferdinand nach langem unversöhnlichen Groll eine gewisse Sühne obwalten gegen die Nachkommen eines Mannes, der seit seiner Jugend ihm stets in treuster Anhänglichkeit sein Schwert gewidmet, für ihn unter jahrelangen Kriegsmühen mit Opfern von Gut und Blut sein Leben aufs Spiel gesetzt und für den Sieg der Rechte seines Königes in Ungarn mit einer so standhaft ausharrenden Kraft und einem so ritterlichen Muthe gekämpft hatte, daß seines Namens überall, wo er auch

*) Nach Bucholtz V. 106—107.

nur genannt werden mochte, stets mit hoher Achtung und einhelligem Ruhme gedacht wurde, bis der Unstern seines Misgeschicks ihm die Gnade seines Königes entriß und ihn auf die schlüpfrige Bahn hintrieb, auf der er seinen Untergang fand.

Den Grafen von Zriny aber ward schon im Verlaufe des Jahres 1540 der Lohn ihrer schimpflichen That, womit sie den Namen ihres Geschlechtes befleckt. Sie gehörten in Slavonien mit zu den reichsten Edelleuten, denn außer der wichtigen Burg Kosthanitza gehörte ihnen noch eine ansehnliche Zahl anderer Schlösser und Kastelle mit weit ausgedehnten Ländereien. Sei es nun, daß der Sultan die Ermordung Katzianer's aus innerer Ueberzeugung als eine That ansah, die an den Grafen von Zriny nicht ohne Rache und Strafe bleiben dürfe, oder auch daß er sich schon durch die zwischen ihm und Katzianer angeknüpfte Verbindung aufgefodert fühlte, als Rächer der Blutthat aufzutreten, oder (wenn man der Seele des Türken dieses menschliche Gefühl nicht zutrauen will) sei es endlich, daß er dem Pascha von Bosnien nur Gelegenheit geben wollte, den ihm ertheilten Befehl auszuführen, „die Lande und Grenzen gegen Slavonien zu bewahren und zu erweitern, so viel als möglich sei", er ließ dem Könige Ferdinand erklären: die Ermordung Katzianer's müsse durchaus an den Grafen von Zriny bestraft werden; geschehe dies nicht durch den König, so werde er selbst die Bestrafung übernehmen und ausführen. Merkwürdig genug, daß es der Türke, gegen den Katzianer sein ganzes Leben hindurch gekämpft hatte, sein sollte, der jetzt Rache für die an ihm verübte Mordthat foderte.

Ferdinand aber konnte weder die That selbst bestrafen,

für die er, wie wir früher hörten, einen bestimmten Lohnpreis festgestellt, zu der er vielleicht mitgewirkt hatte, noch durfte er wagen, den Sultan daran zu hindern, zumal da er der Fortdauer des Waffenstillstandes mit den Türken und selbst des Friedensvertrags mit König Johann schon keineswegs mehr ganz sicher war. Er mußte die Drohung vollführen lassen. Es brach eine Schar von 10 bis 12,000 Türken in Slavonien und Kroatien ein, welche sämmtliche Güter der Grafen von Zriny weit und breit durch Feuer und Raub verwüsteten, die Bewohner gefangen hinwegschleppten, die Schlösser belagerten, zum Theil erstürmten und niederbrachen und so die Grafen aus allen ihren Besitzungen vertrieben. Da riefen diese den jüngst erst von Ferdinand dorthin gesandten Feldhauptmann Hans Ungnad (den Waffengefährten Katzianer's) um Hülfe zu ihrem und ihrer Güter Schutz an, erhielten von ihm aber die Antwort: sie seien in den zwischen dem Könige Ferdinand und dem Sultan abgeschlossenen Waffenstillstand nicht mit einbegriffen, demnach könne man ihnen gegen des Sultans Züchtigung wegen Katzianer's Ermordung keinen Schutz und Beistand gewähren; und als die Grafen ihre Bitte beim Feldhauptmann erneuerten, wies ihnen dieser den ausdrücklichen Befehl des Königes vor, daß er es nicht wagen solle, den Grafen offene Hülfe zu leisten. So blieb diesen endlich kein anderes Mittel ihrer Rettung gegen die Vernichtungswuth der Türken übrig, als den König dringend zu bitten, er möge ihre in Kroatien liegenden Grenzburgen in eigene königliche Besatzung nehmen und ihnen als Tausch andere Güter und Burgen in Ungarn überweisen. Aber auch dieser Wunsch ward ihnen nicht erfüllt. Sie büßten, was sie verschuldet hät-

ten. Wo aber die deutsche Zunge Katzianer's Namen nannte, nannte sie immer auch die schmachvolle That, womit die Grafen von Zriny den Namen ihres Geschlechtes befleckt hatten; erst nach einem Jahrhundert erhob ihn wieder ein tapferer Held aus ihrem Stamme im Türkenkrieg von neuem zu Ruhm und Ehre.

Die letzten Zeiten des Johanniter-ordens.

Von

Alfred Reumont.

Ein vierzehntägiger Aufenthalt auf der Insel Malta im Herbst 1832 führte in den riesigen Werken, durch welche der Johanniterorden dieses Felseneiland zu der größten und einer der stärksten Festungen der Welt umgeschaffen, die Geschichte dieses einst so glorreichen Ritterstaates lebendig meinen Augen wie meinem Geiste vor. Ich durchfuhr den mit britischen Kriegsschiffen bedeckten Hafen, stieg die Treppenstraßen La Valette's hinan, wanderte die schöne Strada reale entlang, besuchte den alten Palast der Großmeister, sah mich in der öffentlichen Bibliothek fleißig in Bosio's und Vertot's Geschichtwerken um und las in der Kathedrale zu St. Johann die Inschriften an den reichen, aber meist geschmacklosen Monumenten der Großmeister, unter denen das Emanuel de Rohan's das letzte ist, und auf den unzähligen Grabsteinen der Ritter, die in Marmormosaik den Fußboden decken. Mit dem Gefühle der Ehrfurcht stand ich in der unterirdischen Kapelle vor den Grabmälern L'Isle-Adam's und La Valette's, besuchte die, nicht selten die herrlichsten Blicke auf Hafen und Meer gewährenden Bastionen, die steinige, einförmige, aber sorgsam angebaute Umgebung, die menschenleere alte Hauptstadt im Innern. Auch jetzt noch, der englischen Zuthaten ungeachtet, ist Malta höchst eigenthümlich und nur halb-europäisch.

Später, während mehrjährigen Verweilens in Rom, wo, gleich andern entthronten Souverainen zu allen Zeiten, der Johanniterorden in seinem Unglück Aufnahme gefunden, hatte ich Gelegenheit, mit der Vergangenheit die Gegenwart zu vergleichen, die bescheidene Wohnung des Stellvertreters des Großmeisters und der wenigen, mit ihm die Verwaltung führenden bejahrten Commandeure, denen man wol an den Empfangsabenden der Botschafter und in einigen römischen Häusern begegnet, mit dem Magisterialpalast und den glänzenden Aubergen in La Valette.

Die Veranlassung, über die letzten Schicksale des Ordens auf Malta und was demselben seitdem begegnet, Nachrichten zu sammeln, bot sich also von selber dar. Um so mehr, als neuerdings der Orden wieder vielfach genannt worden ist und von verschiedenen Seiten her Schritte geschehen sind, ihm wiederum eine größere Bedeutung zu geben. Das Ergebniß dieser Nachforschungen habe ich in den folgenden Blättern niedergelegt. Es mag sein, daß man urtheilt, seit der Uebergabe der Insel habe die Geschichte des Ordens alle Bedeutung verloren. Doch ist es, eines oft gebrauchten Gleichnisses mich zu bedienen, nicht ohne Interesse, den Rhein bis zu seiner seichten Mündung zu verfolgen.

Freilich endet die eigentliche, wenn ich so sagen kann, thätige Geschichte des Johanniterordens mit dem Verluste Maltas. Dieser Geschichte hat es an tüchtigen Bearbeitern nicht gefehlt: Bosio, del Pozzo, Vertot ragen unter ihnen hervor, Letzterer der meistgelesene, mit ungleich geringerem Anspruch auf Quellenstudium und Genauigkeit, als auf Geschick in der Erzählung. Bis zur erwähnten Katastrophe ist keiner dieser Geschichtschreiber gekommen. Louis

de Boisgelin in seinem Account of Malta, der Marquis de Villeneuve in den Monumens des Grands-maîtres haben dieselbe geschildert, nächst zahlreichen Flugschriften, die zu jener Zeit zum Theil von Mitgliedern des Ordens, u. A. vom Commandeur de Tigné, ausgegeben wurden. Des Generalprocurators der Trappisten, M. J. de Geramb, bekannte Pilgerfahrt nach Jerusalem enthält eine solche Relation. Die vollständigste, nach dem Berichte von Augenzeugen und mit Benutzung des maltesischen Archivs verfaßte Erzählung gibt aber der Canonicus Fortunato Panzavecchia: L'ultimo periodo della storia di Malta sotto il governo dell' ordine Gerosolimitano, zu Malta 1835 gedruckt, welchem die Histoire de Malte von dem vormaligen französischen Consul zu La Valette, Hrn. Miège (Paris, 1841), das umfassendste Werk über die Insel, besonders über die localen Verhältnisse und die neueste Geschichte, in der Hauptsache folgt. Die Zeit, welche Panzavecchia's Buch umfaßt, geht von den letzten Jahren des Großmeisters Pinto († 1772) bis zum Verlust dieser Insel.

Dies sind die Hülfsquellen für die Epoche der Herrschaft des Ordens. Die Geschichte des Aufstandes der Malteser und der Blocade der Hauptstadt wurde von dem Baron G. Azzopardi, der ein Augenzeuge jener Ereignisse genannt werden kann, und von dem Commandeur Bosredon de Ransijat beschrieben, der eine Hauptrolle dabei spielte und, nachdem er während der französischen Occupation eine der ersten Stellen in der Verwaltung bekleidet, nach seinem Vaterlande Frankreich zurückkehrte. Das Buch von Miège gibt über diese Epoche einen im Ganzen genügenden, wenn auch hier und da etwas verworrenen Be-

richt. So auch über die folgende Zeit der englischen Herrschaft, die bei einer Arbeit, welche, wie die gegenwärtige, die Geschichte des Ordens, nicht die der Insel behandelt, nur im Vorbeigehen in Betracht kommen konnte. Was sich auf die langwierigen diplomatischen Verhandlungen bezieht, findet sich zerstreut an verschiedenen Orten, in den Sammlungen von Actenstücken, in Schöll's Histoire des traités de paix, in Artaud's Histoire de Pie VII. und mehren andern Büchern. Alles Dies und Verschiedenes sonst noch ist bei der vorliegenden Arbeit benutzt worden, welcher überdies Carlo Giacinto's Saggio di agricoltura per le isole di Malta e Gozo (Malta, 1811) und D. Davy's Notes and observations on the Ionian Islands and Malta (London, 1842) sehr zu Statten gekommen sind. Der Inhalt der Werke von Abela, Ciantar, Onorato Bres war meinem Plane fremder. Freundliche Unterstützung durch handschriftliche Notizen mancher Art ist mir von Malta und Cortona her, sowie im Ordensconvent selbst zu Theil geworden.

Rom, im März 1843.

I.

Einleitendes. Schicksale des Johanniterordens von seiner Gründung bis zum Großmeisterthum Emanuel's de Rohan.

(Mitte des 11. Jahrhunderts bis 12. Nov. 1775.)

Die Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande, welche schon zu der Zeit, wo das Christenthum im römischen Weltreiche dem Polytheismus die Herrschaft abgewann, begonnen hatten und in spätern Jahrhunderten nie ganz aufhörten, so ungünstig auch die Verhältnisse waren, nachdem Jerusalem in die Hände der Ungläubigen gefallen, nahmen im eilften Jahrhundert einen neuen Aufschwung. Wie in der abendländischen Kirche im Allgemeinen tieferer Ernst, größere Strenge, wärmere Gottesfurcht und jene fromme Entäußerung der irdischen Güter, jene schwärmerische Entsagung Dessen, was man hienieden zu erstreben und hochzuhalten pflegt, die Gemüther ergriffen, so sprach sich auch, zugleich mit der Losreißung des Pontificats von weltlichen Banden und mit der Erhöhung der geistlichen Macht und sittlichen Würde des Klerus, inmitten der Verwirrung, ja theilweisen Auflösung der politischen Verhältnisse, der sehnsüchtige Drang nach sinnlicher Anschauung der Urstätten des christ-

lichen Glaubens immer mächtiger und glühender aus. Um diese Zeit, man glaubt gegen das Jahr 1050, war es, wo ein frommer Mann aus der Provence, der gottselige Gerhard Tum, in Jerusalem die Leitung eines Hospitiums übernahm, welches zur Aufnahme, zur Beherbergung und Pflege von Pilgrimen bestimmt und der Obhut des heil. Johannes des Täufers empfohlen ward. Amalfitaner Kaufleute, die einen ausgedehnten und blühenden Handel mit der Levante trieben, bevor ihre Stadt der Nebenbuhlerschaft Pisa's unterlag, und mildthätige Christen aus andern Ländern sollen zu der Gründung dieses Hospitiums thätig mitgewirkt haben. Mit jedem Jahre mehrte sich die Zahl der Wärter, und da die Wege in Palästina sehr unsicher waren, die Pilger, nachdem sie ans Land gestiegen, häufig überfallen, beraubt, ja als Sklaven verkauft und gemordet wurden, so bot sich von selber der Gedanke dar, den Ankommenden oder Heimziehenden Schutzwachen beizugeben, welche ihnen gegen räuberische Anfälle Beistand gewähren sollten. Der ritterliche Geist, der damals im Abendlande der Zeit seiner Blüte entgegenging, kam einem solchen Gedanken sehr zu statten, und was unter den ersten Stiftern freiwillige Uebung gewesen, wurde unter Raimund du Puy eine der vornehmsten Pflichten der Gemeinschaft. Diese constituirte sich nun förmlich als ritterlich-geistlicher Hospitaliterorden, unter Ablegung von Gelübden und mit neuen, vom heiligen Stuhle gutgeheißenen Vorschriften. Die bald darauf stattgefundene Stiftung des Tempelordens und, fast ein Jahrhundert später, die der Marianer oder deutschen Ritter ging aus demselben Bedürfnisse, derselben Gesinnung hervor, wie in Spanien die geistlichen Ritterorden von S. Jago, von Calatrava und Alcantara, die alle in der zwei-

ten Hälfte des zwölften Jahrhunderts entstanden und nicht minder zur Beschützung der nach dem Apostelgrabe zu Compostella Wallfahrenden, als zur Vertheidigung der Grenzen gegen die Mauren und zur Erweiterung der Macht der christlichen Reiche der Halbinsel bestimmt waren.

Unterdessen war Jerusalem den Anhängern Mohammed's entrissen und Palästina in ein christliches Königreich, mit allen Vorzügen und Schwächen der Feudalmonarchien des Occidents, umgestaltet worden. Während der stürmischen Zeit, in der die heilige Stadt den Christen gehörte, waren die Hospitaliter unter den eifrigsten Vorkämpfern und verrichteten Wunder des Heldenmuthes: ihre Banner flatterten stets in den ersten Reihen der christlichen Ritterschaft, aber ebensowenig wie die Templer, mit denen sie nicht immer in Eintracht lebten und deren bald unendlich sich ausdehnende Macht und Reichthümer Gegenstand vielfacher Misgunst und Anfeindung wurden, vermochten sie das selbst durch die großartigen, wenn auch häufig schlechtgeleiteten Anstrengungen des Abendlandes nicht dauernd gestärkte Reich zu halten. Als Jerusalem 1187 an Saladin verloren, als Margrat, wo die Hospitale ihre neuen Sitze aufgeschlagen, hatte aufgegeben werden müssen, als, 83 Jahre nach dem Verluste der Hauptstadt, Ptolemais, der einzige Punkt, den die Christen noch an der syrischen Küste besaßen, nach gräßlichem Blutbade, nach dem Sturze der innern Burgen, worunter die der Templer, nach beinahe völliger Vernichtung dem Sultan Khail in die Hände gefallen war und so der letzte Kreuzzug ein entsetzliches Ende genommen, wandten sich die Reste des Ordens St. Johann des Täufers nach Cypern, dessen König, ein Lusignan, sie wie die Tempelritter aufnahm und ihnen zu Lissimo ihren Sitz an-

wies. Aber sie konnten nicht lange in einer Stellung bleiben, welche, wenn sie ihnen auch erlaubte, den Krieg im Kleinen fortzusetzen, dennoch dem Zwecke ihrer Stiftung wenig entsprach.

Guillaume de Villaret, der vierundzwanzigste Großmeister, richtete seine Blicke auf Rhodos. Einst ein Theil des oströmischen Reiches, mehrmals gewonnen und verloren, befand sich diese schöne und fruchtbare und für die Unternehmungen des Ordens äußerst vortheilhaft gelegene Insel damals im Besitze der Familie Gualla, welche, durch Gewinnsucht getrieben, Abenteurern aller Art und Seeräubern Schutz und Hülfe bot. Des Großmeisters Tod, welcher gerade dann eintrat, als seine Plane zur Reife gekommen, hinderte deren augenblickliche Ausführung, welche seinem Bruder Foulques, der nach ihm zum Haupte des Ordens gewählt ward, vorbehalten blieb. Tausend Hindernissen zum Trotz und ungeachtet des Widerstandes des griechischen Kaisers Andronikus II. Komnen, welcher des Reiches Rechte auf die Insel mit bewaffneter Hand geltend zu machen suchte, eroberte Villaret Rhodos im J. 1310. Die glänzendste Zeit des Ordens, der nunmehr eine völlig unabhängige Stellung und eine Souverainetät gewonnen, nahm ihren Anfang. Noch in demselben Jahre ward Rhodos mit großer Heeresmacht von Othman, dem Stifter des türkischen Reiches, belagert. In den in der Eile hergestellten oder neuerrichteten Werken vertheidigte sich Villaret mit größtem Heldenmuth und schlug alle Stürme ab, ein glorreiches Muster für Pierre d'Aubusson, welchen im J. 1480 die riesige Macht der Türken bedrängte, die damals in stetem Wachsen war und unwiderstehlich alle weitausgedehnten Länder des ehemaligen oströmischen Reiches über-

schwemmte, Italien in größter Furcht erhielt, Ungarn zinsbar machte und ins Herz Deutschlands einzubrechen drohte, während sie vor einer Insel an der asiatischen Küste scheiterte, die erst 42 Jahre darauf Soliman II. eroberte, nachdem Philippe de Villiers de l'Isle Adam, der dreiundvierzigste Großmeister, eine Belagerung ausgehalten, die ihn mit unvergänglichem Ruhme bedeckt hat, ward ihm auch der glückliche Ausgang versagt, der Villaret's und d'Aubusson's und nach ihnen La Valette's Muth und Ausdauer krönte.

In Zeiten, wo ein großer Theil der christlichen Reiche in innern und äußern Kämpfen befangen war, wo das griechische Kaiserthum täglich an Macht und Umfang verlor und endlich dem anstürmenden Islam erlag, wo der Heldenmuth der italischen Communen längst erloschen war und der Krieg in schmählicher Weise als ein Handwerk betrachtet und behandelt wurde, wo die Feudalformen der großen mittelalterlichen Staaten allmälig den Gestaltungen der neuern Monarchien Platz machten, die aber noch sich befestigen mußten: in diesen Zeiten der Zersplitterung und theilweisen Ohnmacht der Macht des Occidents leistete der Johanniterorden dem in compacten Massen vorwärts dringenden Orient gegenüber durch seine Beharrlichkeit wie durch die Diversion, die er den türkischen Streitkräften machte, der Christenheit die wesentlichsten Dienste. Er wurde der Schrecken der Muselmänner und der Gegenstand ihres unauslöschlichen Hasses. Er schuf eine zahlreiche und wohleingerichtete Marine und verpflanzte auf die See den ehemals auf dem Festlande Asiens geführten Kampf. Othman, wie Mohammed der Eroberer, welcher Konstantinopels Wälle erstiegen, scheiterten vor Rhodos Mauern. Durch die ge-

waltsame Aufhebung der Templer hatte der Orden große Reichthümer in verschiedenen Ländern erworben, indem Papst Clemens V. dem zweiten Villaret einen bedeutenden Theil der Güter desselben anwies. Italien, Deutschland, Frankreich, England waren mit Johanniter-Ordens-Commenden bedeckt, in Spanien namentlich waren sie zahlreich und von großem Umfange; ja, ein König von Aragon vermachte den Rittern sein ganzes Reich, ein Anspruch, welchen geltend zu machen sie nicht für rathsam hielten. Dem ursprünglichen Zwecke seiner Stiftung treu bleibend, hatte der Orden auf Rhodos ein großes Spital eingerichtet, für welches überaus reichlich gesorgt ward; seine Flotte war zahlreich und trefflich bemannt und seine Galeeren durchstreiften das ganze Mittelmeer. Rhodos war im Verlauf der Zeit zu einer starken Festung umgeschaffen worden; jetzt noch, nachdem die Insel dem Orden seit mehr denn drei Jahrhunderten entrissen ist, erinnern die mit Zinnen versehenen Thürme und Bastionen in der abendländischen Bauart der Feudalzeiten, die mittelalterlichen Kirchen und die Ritterconvente, selbst viele Wohnhäuser der Stadt, mit Wappenschildern und Trophäen an den Wänden, an die glorreiche Epoche des Ritterstaates.

Am 1. Januar 1523 verließ die Flotte des Ordens, mit Tausenden von Bewohnern der Insel, die ihren ehemaligen Gebietern ins Exil folgten, den Hafen von Rhodos und wandte sich erst nach Candien, dann nach Messina, von wo die Pest sie vertrieb, endlich nach der Küste von Bajä, wo L'Isle Adam eine Art verschanzten Lagers anlegte, welches seinen Rittern und dem heimatlosen Haufen, unter welchem die Seuche Verheerungen anrichtete, einstweilige Zuflucht bot. Papst Hadrian VI. berief den Groß-

meister zu sich; L'Isle Adam begab sich mit einem Theile der Seinen nach Rom, aber der Papst starb, bevor er irgend etwas zum Besten des Ordens bewirken konnte. Als die Cardinäle zur neuen Wahl zusammentraten, übertrug man den Johannitern die Conclavewache; durch eine seltsame Fügung ging aus eben diesem Conclave ein Mitglied ihres Ordens als Papst hervor, Julius von Medici, der Prior von Capua gewesen, bevor er in den geistlichen Stand trat. Clemens VII. vergaß die frühern Beziehungen nicht, er wies den Rittern die Stadt Viterbo zur einstweiligen Residenz an und trat mit dem Kaiser in Unterhandlung wegen der Abtretung eines den Bedürfnissen des Ordens entsprechenden Waffenplatzes — eine Unterhandlung, welche, durch die politischen Wirren jener ereignißschweren Tage und durch das große, über Rom hereinbrechende Unglück vielfach durchkreuzt und gehindert, erst im J. 1530 durch die Belehnung des Ordens mit den Inseln Malta und Gozo und mit der Stadt Tripoli an Nordafrikas Küste ihren Zweck erreichte. Daß der dem Praktischen vorzugsweise zugeneigte Kaiser dem Orden so günstig sich bewies, ging nicht blos aus Willfährigkeit gegen den Papst hervor, sondern, und zwar in höherm Grade, aus der Anerkennung der Dienste, welche der Ritterstaat gegen die türkische Macht geleistet, von der Karl V. mehr denn einmal bedrängt ward, wie aus dem Bewußtsein, daß derselbe ferner zur Sicherung des südlichen Europas beitragen könnte. Der Erfolg sprach für die richtige Berechnung.

Die Inseln Malta und Gozo liegen im Mittelmeere, zwischen der südlichen Spitze Siciliens und der afrikanischen Küste. Für das Hyperien der Odyssee oder Kalypso's Insel gehalten, scheint Malta durch seine bequeme Lage wie

durch seine trefflichen Häfen frühe schon die seefahrenden Völker angezogen zu haben: ungefähr zwei Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege sollen Phönizier hier Niederlassungen gegründet und bis gegen die Zeit der Erbauung Roms sich behauptet haben, wo eine griechische Colonie auf der Insel sich festsetzte, welche dann ihrerseits den Karthagern weichen mußte, die um das J. 400 vor Chr. im Mittelmeere herrschend wurden. In die Gewalt der Römer gelangte Malta 216 Jahre darauf, wurde während der großen Völkerwanderung von Vandalen und Gothen, dann von Sarazenen besetzt, von letztern beinahe zwei Jahrhunderte lang, bis gegen das Ende des eilften Jahrhunderts die normännischen Herrscher Siciliens die Insel eroberten, welche von nun an Siciliens Schicksal theilte, nach dem Aussterben des Hauses Tancred's von Hauteville an die Hohenstaufen kam, dann an Karl von Anjou, durch Siciliens Losreißung vom französischen Joch an die Aragoneen und endlich mit der großen spanischen Monarchie an Karl V.

Eine kolossale Felsenmasse, von mehren kleinen umgeben, größtentheils aus gelblich-grauem Kalkstein gebildet, hier mit schroffen unnahbaren Küsten, dort mit tiefen, geräumigen, sichern Buchten, erhebt sich 62 Millien südsüdwestlich vom Cap Passaro, nach welchem mit günstigem Winde die leichtgebauten Speronaren in acht bis zehn Stunden segeln, 198 Millien nördlich von Tripoli in der Berberei. Malta hat etwa 94 Quadratmillien im Umfang. Wo der harte Steinkalk die Oberfläche bildet, wie an einem Theile der Nordwest- und der Südwestküste, ist der Boden nackter Fels mit scharfen Kanten und oft beinahe senkrechten Abhängen; wo in den Höhlungen etwas röthliche Thon-

und andere Erde sich gesammelt, kommen einige Pflanzen und Gesträuche, die Meerzwiebel, die Distel, das Heidekraut, dürftig fort. Eine Art Gebirgskamm dieser Art durchschneidet die ganze Insel, den dichtbewohnten Theil gleichsam trennend von dem beinahe öden, dem erstern eine natürliche Schutzwehr, welche, westlich von der Hauptstadt, durch die Verschanzungen von Nasciar verstärkt wird. Wo der weichere Kalk oder der dem Mergel sich nähernde Schiefer vorkommt, sind die Höhen gerundet und sanft abfallend, die ganze Formation wellenförmig, wie die Ostseite Malta's, die am dichtesten bevölkerte und am besten angebaute Gegend, und ein großer Theil Gozo's. Wasser ist in den meisten Strichen selten; am häufigsten findet sich's an der Westküste, wo der Kalkstein auf einem Stratum von Mergel liegt. Die Bewohner sind meist auf Cisternen und kleine Teiche beschränkt; auf dem Lande, in den Casalen, wie hier die Ortschaften heißen, gibt es beinahe kein Haus ohne eine solche, ja viele Aecker sind damit versehen. Die Cisterne wird gebildet, indem man das Haus baut; Mauer, Fußboden, Treppe, Dach bestehen aus den Steinen, die der Boden bietet; die Vertiefung, der sie entlehnt sind, wird mit einer Decke von Puzzolanerde geschlossen und die Cisterne ist fertig. Eine Menge kleiner, mit Steinen zugedeckter Kanäle leiten das Wasser hinein; sie durchschneiden häufig die Straße oder folgen ihrer Richtung; bei starken Regengüssen pflegt man die Steine wegzunehmen, um das Wasser einzulassen. Unendliche Mühe und Zeit haben auf diese Vorrichtung verwandt werden müssen. Die Hauptstadt wird noch überdies durch den großen Aquäduct versehen, welchen Alof de Vignacourt in den Jahren 1610—1615, während deren bisweilen 600 Werkleute dabei beschäftigt

waren, erbaute, und dessen Bogenlinien man lange vor sich sieht, wenn man von La Valette aus nach der alten Hauptstadt, der Città notabile, sich begibt.

Das Klima Malta's kommt dem afrikanischen näher als dem europäischen, wie denn überhaupt die Insel erst seit der Zeit, wo sie im Besitze Englands sich befindet, zu Europa gezählt wird, Vegetation und Aussehen des Landes am meisten afrikanischen Charakter tragen, wie gleicherweise Aussehen und Sprache der, der Abstammung der Mehrzahl nach, ursprünglich maurischen Bewohner. Die südliche Lage, das Nichtvorhandensein von Gebirgen (die höchsten Hügel übersteigen nicht 600 Fuß), die von der Küste Afrikas wehenden Glutwinde, die Nacktheit des Felsenbodens veranlassen im Sommer eine beinahe tropische Hitze, welche auf 90° F. steigt. Der feuchtwarme Südostwind oder Scirocco ist eine um so größere Plage, da er häufig weht. Ein Theil der Insel ist vortrefflich angebaut, und diese Cultur ist das Ergebniß jahrtausendelanger Anstrengung und Sorgfalt. In den hügeligen Regionen namentlich sind unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden gewesen: die ungleiche und rauhe Oberfläche der Felsen hat geebnet und, um Feuchtigkeit aufnehmen zu können, mit 1—2 Zoll tiefen Furchen durchschnitten werden müssen; Gartenerde, 2—3 Fuß hoch, ist aufgeschichtet, die Risse und Spalten sind mit kleinen Steinen ausgefüllt, aus größern Blöcken sind 5—6 Fuß hohe Wälle oder Mauern errichtet. So decken diese Felder die Abhänge der Hügel, terrassenförmig, oft so schmal, daß sie Stufen ähnlich sehen. Nirgend vielleicht hat menschlicher Fleiß so viel bewirkt, und nur die beinahe übermenschliche Ausdauer der Bewohner, welche, mit der mäßigsten Nahrung, zu Mittag Rog-

genbrot und einige Zwiebeln oder etwas Gesalzenes, nach dem Abend-Ave-Maria Maccaroni und Brot und etwas Wein, sich begnügend, von Sonnenaufgang bis zur Dämmerung selbst in der glühendsten Hitze ununterbrochen auf dem Felde bleiben, hat solche Resultate geliefert. Allen Fleißes und aller Anstrengung ungeachtet ist der maltesische Landmann dennoch arm, denn der Umfang des cultivirten Landes steht nicht im Verhältniß zur Zahl der Bewohner, und der Tagelohn ist um so geringer, je größer die Zahl der Arbeiter. Weizen und Roggen werden in beträchtlicher Menge angebaut, ohne indeß bei weitem für den Bedarf zu reichen, sodaß der auf die Einführung fremden Getreides gelegte Zoll einen der Hauptartikel der Staatseinnahme bildet. Lohnenden Ertrag liefern die trefflichen Baumwollenpflanzungen, schon aus dem Alterthum her bekannt. Die gelbe Baumwollenstaude, das Gossypium religiosum Linné's, ist die geschätzteste. Orangen, Citronen, Feigen, Weintrauben sind mit Recht berühmt und die drei erstern werden in Menge versandt. Das Aussehen des Landes ist höchst eigenthümlich: Alles ist gelb und steinig, Häuser und Boden und Umzäunung der Aecker sind von der nämlichen Farbe; aus den Wällen wächst in kolossaler Größe die indische Feige hervor. Nur das Grün der Baumwollenstaude, die wogenden Aehrenfelder, das helle Roth der Sulla (hedysarum coronarium), eines wichtigen Zweiges der maltesischen Agricultur, unterbrechen auf Strecken diese Einförmigkeit. Ein großer Theil des Landes liegt gänzlich öde und wüste; es ist nackter Felsboden. Ungefähr 22,000 Hektaren sind angebaut.

Diese Insel war es, welche dem Johanniterorden als Ersatz für Rhodos gegeben ward. Aber der Zustand der-

selben war damals sehr verschieden von dem gegenwärtigen. Die Zahl der Einwohner belief sich auf nicht mehr denn 30,000; wo jetzt die große und schöne Hauptstadt mit ihren riesigen Befestigungen und ihren Vorstädten den seines Gleichen suchenden Hafen allerseits einschließt, stand damals das unbedeutende Castell S. Angelo mit ärmlichen Wohnungen. Gegen die Mitte der Insel zu lag die jetzt fast menschenleere Hauptstadt, offene Dorfschaften in den fruchtbarern Strichen. Dem maltesischen Volke war die vom Kaiser getroffene Verfügung sehr unlieb; auf seine alten Privilegien sich stützend, wollte es von dem spanischen Staatenverbande nicht losgerissen werden und protestirte förmlich gegen die neuen Gebieter, von denen es Eingriffe in jene Unabhängigkeit und Freiheit befürchtete, deren es bis dahin genossen. Aber der Wille des Kaisers überwog zugleich mit dem Drang der Umstände, und die Insel nahm am 12. November 1530 den Orden auf.

Beinahe unmittelbar darauf begannen auch die Angriffe der Türken auf Malta. Kaum blieb den Rittern Zeit, die nöthigsten Befestigungen zu errichten, um die günstige Localität gegen den Feind zu sichern. Gereizt durch die Kühnheit des Ordens, welcher, seit er sich wieder im Besitze eines Waffenplatzes sah, den Seekrieg mit verdoppeltem Eifer begann, vorzüglich aber durch den Versuch der Wiedereroberung Tripoli's, welches in Gemeinschaft mit dem sicilischen Vicekönig, Herzog von Medina Celi, der Großmeister Jean Parisot de La Valette ohne Erfolg unternahm, erschien am 18. Mai 1565 die türkische Flotte, 160 Kriegsschiffe stark, mit 30,000 Mann vor Malta. Der Ausgang dieser ewig denkwürdigen Belagerung ist bekannt; nach vier Monaten der unglaublichsten Anstrengungen und

nach einer Gegenwehr, die des Großmeisters Talente, Geistesgegenwart und Ausdauer wie den Heldenmuth jedes einzelnen Ritters im glänzendsten Lichte erscheinen ließ, steuerte die feindliche Flotte, nachdem sie, der geringsten Annahme zufolge, 20,000 Mann eingebüßt, wieder den heimatlichen Küsten zu. Erst nach dieser Zeit entstand auf dem Sceberras, der höchsten Anhöhe, wie man eine den großen Hafen westlich begrenzende Landzunge nannte, die neue Hauptstadt, die man nach ihrem glorreichen Erbauer nannte; erst dann und allmälig die umfassenden und trefflich angelegten Werke, die Malta zum festesten Punkte des Mittelmeeres und zu einer Vormauer der Christenheit machten. Der Kampf mit den Türken wie mit den Barbaresken wurde seitdem ohne Unterbrechung fortgesetzt, unter einigen Großmeistern lauer, eifriger unter andern. Zugleich aber kamen im Innern des Ordens selbst beinahe unaufhörlich Misverständnisse, Intriguen und Reibungen vor und die Uebelstände seiner Verfassung stellten sich mehr heraus in eben dem Maße, wie mit der abnehmenden Macht des türkischen Reiches und den vielfachen Beschränkungen, welche dem Orden in der Ausübung seiner Pflichten durch die in ihrem Handel mit der Levante gehinderten christlichen Mächte auferlegt wurden, seine Wichtigkeit und Wirksamkeit abnahmen. Namentlich war dies vom Ende des 17. Jahrhunderts an der Fall, und wenn auch der kriegerische Geist dieses Ritterstaates nicht erloschen war, so war der Ruf desselben durch die vielen Zwistigkeiten und die Insubordination, welche, ungeachtet des Despotismus einiger Großmeister, sich eingeschlichen, durch das luxuriöse Leben und die Sittenverderbniß auf Malta, durch die schmählichen Intriguen bei den Großmeisterwahlen und den Be-

werbungen um die einflußreichen Aemter, durch die unaufhörlichen Feindschaften zwischen den verschiedenen Zungen, durch die geringe Bedeutung der Dienste, ja der Verpflichtungen der Ritter, deren Karavanen häufig nur unwesentliche Streifzüge waren und welche den größten Theil der Zeit in ihrer Heimat oder auf Malta in Unthätigkeit zubrachten, tief gesunken. Das durch die Uebergabe der Inseln an den Orden bedingte Lehnsverhältniß zur spanischen Krone (nachmals zu Sicilien) hatte den Orden, ungeachtet des numerischen Ueberwiegens der französischen Ritter, allmälig in eine gewisse Abhängigkeit gebracht, welche sich namentlich in dem vorherrschenden Einflusse der spanischen Zungen kundgab.

So stand der Johanniterorden da in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nach den in mancher Beziehung traurigen, wegen Gewaltthaten aller Art verhaßten und endlich durch eine, freilich mislungene Verschwörung getrübten Regierungen des Manoel Pinto de Fonçeca und Francisco Ximenez de Texada, von denen eine 32 Jahre währte, die andere ebensoviele Monate. In seinem Aeußern war er unversehrt, mit zahlreichen und schönen Besitzungen in beinahe allen Ländern Europas, enge verbündet mit vielen regierenden Häusern und den meisten Adelsgeschlechtern der katholischen Welt, mit allem Glanze der Souverainetät auf Malta, wo der Zusammenfluß einer großen Menge von Personen aus den ersten Ständen Bewegung und Leben und Ueberfluß an Allem schuf, im Besitze endlich einer achtbaren Kriegsmacht und für unüberwindlich gehaltener Vesten — in seinem Innern aber längst bis aufs Mark angegriffen, ein Institut, welches den Zwecken, zu denen es gestiftet worden, meist in Folge der veränderten Gestal-

tung der Dinge nur noch in geringem Maße entsprach, und dessen Existenz bei der ersten großen Umwälzung des politischen Systems von Europa nothwendig um so größere Gefahr laufen mußte, da sie von dem Willen und den Schicksalen so vieler fremden Staaten abhängig war.

II.

Regierung Emanuel's de Rohan. Einfluß der französischen Revolution auf den Orden. Bedrängte Lage. Anschließen an Rußland. Großmeisterwahl Ferdinand's von Hompesch. Plane Frankreichs. Napoleon Buonaparte's Angriff auf Malta. Uebergabe der Insel und Vernichtung der Herrschaft des Ordens. Zustand desselben zur Zeit des Verlustes von Malta.

(1775 bis 18. Juni 1798.)

Als am 12. Nov. 1775 Emanuel de Rohan zur großmeisterlichen Würde erhoben ward — seit Adrien de Vignacourt's am 4. Febr. 1697 erfolgtem Tode der erste Franzose, welcher wieder zu derselben gelangte —, ging seit lange schon der Orden augenscheinlichem Verfalle entgegen. Die politische Gestaltung Europas war eine solche geworden, daß sie dem Institut nicht ferner erlaubte, den Zweck zu erfüllen, zu welchem es, wenn nicht ursprünglich gestiftet, doch im Laufe der Zeit und in seinem eigentlichen Wesen als Ritterstaat herangebildet worden war. Das vom Orden in Anspruch genommene Recht, türkische Fahrzeuge zu nehmen, auch wenn sie unter fremder Flagge segelten, war demselben längst schon streitig gemacht worden und der Großmeister Nic. Cotoner hatte sich Ludwig XIV.

12*

fügen müssen, welcher das Anhalten und Durchsuchen der, französische Flagge führenden Schiffe durchaus untersagte. Unter dem Großmeisterthum Emanuel Pinto's verlangte nun noch Frankreich, im Interesse seiner commerciellen Verhältnisse zur Levante, daß die Kriegsschiffe des Ordens ihre Streifzüge im Archipel völlig einstellen sollten. Von da an war die ganze Thätigkeit auf schützende Convois und auf die Beobachtung und Abwehrung der Barbareskencorsaren beschränkt. Es war dies der letzte Act einer Reihe von Eingriffen in die alten Rechte des Ordens. Schon unter La Cassière hatte die Republik Venedig in dieser Hinsicht wegen Störung ihrer Handelsbeziehungen zur Levante geklagt, und unter Verdale erließ Papst Gregor XIII. an den Orden ein Verbot, Fahrzeuge anzugreifen, die mit Waaren, mochten sie Türken oder Juden angehören, aus levantinischen Häfen nach denen der Christenheit, oder umgekehrt, segelten. Damals schickte der Großmeister eine Gesandtschaft nach Rom, um eine Modification dieses Verbots zu erlangen; aber ungeachtet sie mehre gewichtige Gründe vorbrachte, waren ihre Bemühungen fruchtlos. War nun auf der einen Seite die militairische Thätigkeit eine wenig bedeutende geworden, so hatten auf der andern die Eingriffe fremder Herrscher in die Souverainetätsrechte des Großmeisters, das nicht klar ausgedrückte Verhältniß des Ordens zum h. Stuhle, der die Suprematie über denselben in Anspruch nahm und ausübte, das Vergeben der Würden und Commenden durch fremde Regierungen, wodurch die Mitglieder des Ordens nothwendig getheilte Interessen hatten, die nur zu wohl gelungenen Versuche endlich, nationale Parteien zu schaffen, deren man sich bei günstiger Gelegenheit gegen die Gesammtheit selbst bedienen konnte, die Consti-

tution in ihrem Innern geschwächt, ja zerrüttet. Eine unter dem Großmeister Ximenes angezettelte Verschwörung, die nahe daran war, zu gelingen, hatte überdies an den Tag gelegt, auf wie schwachen Füßen die militairische Macht des Ordens stand und wie leicht eine Intrigue Malta, die stärkste Festung des Mittelmeeres, in die Gewalt einer fremden Macht zu bringen im Stande war. Da aber keine dieser Mächte den Besitz eines so wichtigen Postens der andern gönnen mochte und namentlich Frankreich dabei interessirt war, die Inseln in dem bisherigen Verhältnisse zu bewahren, so fehlte es dem Orden nicht an ernsten Mahnungen, und noch unter Rohan's Regierung wurden die Vertheidigungsmittel vermehrt und am Hafen von Marsa Muscetto das letzte Fort angelegt, welches den Namen seines Erbauers, des Commandeurs de Tigné, führt.

In den ersten Jahren der Regierung Emanuel de Rohan's schien übrigens Manches sich günstiger zu gestalten, und namentlich änderten sich die Beziehungen zum Norden, welche auf das nachmalige Schicksal des Ordens nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben sind. Katharina II. stand mit Rohan in genauer Verbindung und hatte die Absicht, bei ihren Planen gegen das türkische Reich von dem Orden Vortheil zu ziehen. Die von dem Bailli von Flachslanden commandirte Escadre der Johanniter sollte mit Orloff's Flotte sich vereinigen, welche zum Angriff auf Morea bestimmt war, aber dies wurde durch Frankreichs Dazwischentreten und Einfluß verhindert. Erstes Ergebniß dieser veränderten Beziehungen war die Rückgabe der reichen Ostrog'schen Stiftung in Volhynien. Das Ostrog'sche Majorat (ordinatio) stammte vom J. 1618, aber obgleich im J. 1673, den Bestimmungen des Stifters zufolge, ein Johan-

niterritter, Fürst Lubomirski, durch den Adel des krakauer Palatinats ernannt worden war, um in den Genuß desselben zu treten, kam dies wegen des Widerspruchs der übrigen Palatinate und der Uneinigkeit auf den Reichstagen doch nicht zur Ausführung und die Stiftung war großentheils in den Händen der Familie Sangusko, bis im J. 1773 der Orden beim Reichstage einen förmlichen Antrag auf die Wiedererstattung des Majorats machte. Von den Höfen von Wien, Berlin und Petersburg unterstützt, ging der Antrag durch und die Republik verständigte sich mit dem Gesandten des Ordens, Bailli Grafen Sagramoso, dahin, daß 120,000 polnische Gulden jährlicher Einkünfte auf die Errichtung eines Großpriorats und sechs Commenden verwendet werden sollten. Eine Uebereinkunft mit dem piemontesischen St.-Lazarusorden wegen der Güter der im J. 1768 mit den Johannitern vereinigten St.-Antonsritter (gestiftet 1095) verhieß wenigstens für die Zukunft eine nicht unwesentliche Vermehrung des Einkommens. Von größerer Wichtigkeit aber war die Errichtung der neuen Zunge, welche den Namen der englisch-bairischen erhielt, in den Jahren 1781 und 1782 unter dem Kurfürsten Karl Theodor durch den Bailli von Flachslanden bewirkt. Eine Gütermasse, welche 170,000 Conventionsgulden Einkünfte lieferte und dem aufgehobenen Jesuitenorden gehört hatte, wurde auf die Dotation dieses Großpriorats verwandt, welches dem natürlichen Sohne des Kurfürsten, dem Grafen von Ottenheim, nachmaligen Fürsten von Bretzenheim, übertragen ward.

Indeß wurden die dadurch erlangten Vortheile bald durch die mit dem Ausbruch und den Fortschritten der französischen Revolution verbundenen oder im Ge-

folge derselben auftretenden Fährnisse weit überwogen und von 1791 an bis zur Uebergabe Malta's nahmen die Schwierigkeiten der Stellung des Ordens täglich zu. Der erste Schritt der Nationalversammlung war die Aufhebung der Steuerfreiheit der in Frankreich belegenen Besitzungen, die Verweigerung der bürgerlichen Rechte an die Ritter, weil Mitglieder einer Corporation, welche Adelsproben verlangte, war die nächste Maßregel. Der Großmeister schärfte allen in Frankreich verweilenden Rittern ein, sich als Fremde zu betrachten und den Gesetzen zu unterwerfen *). Am 19. Sept. 1792 wurden sämmtliche Güter des Ordens eingezogen. Indeß behielt der französische Bevollmächtigte zu La Valette, Chev. de Seytres-Caumont, auch dann noch und selbst nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. auf Rohan's Wunsch seinen diplomatischen Charakter und das alte französische Wappen bei. Als die erste Coalition sich bildete, entsagte der Großmeister, auf Veranlassung des Königs von Neapel, der ihn an seine Oberlehnsherrlichkeit mahnte, der bisher strenge beobachteten Neutralität, brach jede Verbindung mit Frankreich ab und verschloß den Hafen von Malta den französischen Schiffen **). In Masse kamen die französischen Ritter, zum Theil von Allem entblößt, manche aus den Reihen der Condé'schen Armee, in der sie mitgefochten, auf der Insel an, wo Rohan Alles that, ihr hartes Loos zu erleichtern, und sich

*) „Tous nos chevaliers en général doivent se considérer et se conduire en France comme étrangers, et comme tels être soumis aux lois du pays.“

**) Es ist dies ein immer noch in Zweifel gezogenes Factum. Rohan's Beitritt zur Coalition wird von Vielen durchaus in Abrede gestellt.

dabei von vielen Ordensmitgliedern der andern Zungen thätig unterstützt sah. Die seit längerer Zeit bestehende pecuniaire Verlegenheit nahm indeß täglich zu, und unglücklicherweise wurde das allgemeine Misbehagen noch durch Meinungsverschiedenheit und Mistrauen gemehrt, indem die revolutionairen Ideen hier und da im Orden Anklang fanden. Im J. 1795 wurde eine Art Verbindung zwischen dem Großmeister und dem Directorium hergestellt, obgleich man auf Malta die französischen Farben nicht gestatten wollte und die wieder angenommene Neutralität nicht mit der gehörigen Strenge handhabte. Leichte Versehen wurden später von den übermächtigen Franzosen als Rechtfertigung jeder ihrer Gewaltthaten hingestellt.

In diese Zeit fällt das noch engere Anschließen an Rußland. Es war ein letzter Rettungsport. Als Polen durch die dritte Theilung vernichtet war, schickte Rohan den Bailli Grafen Giulio Renato Litta *), aus einem vornehmen mailänder Hause, der schon mehre Jahre zuvor während des Krieges Rußlands mit der Pforte als Befehlshaber einer russischen Flottille, deren Commando er mit Bewilligung des Großmeisters übernommen, dem kaiserlichen Hofe anerkannte Dienste geleistet hatte, nach St.-Petersburg, um mit der russischen Regierung wegen der Besitzungen des Ordens in den nun russischen Theilen jenes Reiches zu unterhandeln. Katharina II., welche lange schon auf Malta ihre Augen geworfen, ging willig auf die gemachten Eröffnungen ein, und ihr Nachfolger, Paul I.,

*) Graf Litta trat nachmals in russische Dienste und starb vor wenigen Jahren zu St.-Petersburg als kaiserl. Oberstkammerherr.

ihre Plane noch erweiternd, ließ am 15. Januar 1797 durch seine Bevollmächtigten, den Grafen Bezborodko und den Vicekanzler Fürsten Kurakin mit Litta einen Vertrag abschließen, der dem Orden glänzende Bedingungen gewährte. Schon in seiner Jugend hatte Paul eine große Vorliebe für den Johanniterorden gezeigt, welche durch die Lecture von Vertot's bekanntem Buche in ihm geweckt worden sein soll. Die durch die alten Ritter an den Tag gelegte glänzende Tapferkeit hatte auf sein für Eindrücke edlerer Art empfängliches Gemüth eine tiefe und nachhaltige Wirkung gemacht. Nach dem Inhalt des genannten Vertrages sollten die Einkünfte von den in den kaiserl. Staaten belegenen schon erwähnten Ostrog'schen Gütern von 120,000 auf 300,000 Gulden erhöht und ein Großpriorat mit zehn Commenden und drei Capellanei-Commenden gestiftet werden, die vom Großmeister aber nur an russische Unterthanen, übrigens unter stricter Befolgung der Statuten des Ordens, vergeben werden sollten *).

Das neue Großpriorat sollte der englisch-bairischen Zunge einverleibt werden. Der Kaiser und seine vier Söhne ließen sich selbst in den Orden aufnehmen, der Prinz von Condé wurde zum Großprior ernannt, der Chev. O'hara ging als außerordentlicher Gesandter nach Malta. Emanuel de Rohan überlebte nicht lange diese letzten Erfolge, welche durch die Fortschritte der französischen Waffen am Rhein und in Italien, Venedig's Fall, Genua's Demokratisirung und des Papstes Demüthigung

*) Martens, Recueil des traités depuis 1761 jusqu'à présent (1801) T. VII. p. 29. 156. 166. 428. — Schöll (de Koch) Histoire abrégée des traités de paix, T. V. p. 227 etc.

durch den Tractat von Tolentino getrübt wurden. Seit lange krank, starb er am 13. Juli 1797.

Die Regierung Rohan's war eine der besten und väterlichsten gewesen, unter der seit langer Zeit Orden und Land gestanden. Dennoch hinterließ er beide, freilich ohne seine Schuld, in einer traurigen Verfassung. Das durch die französische Revolution und ihre Folgen veranlaßte Deficit in den Finanzen war so groß, daß nicht abzusehen war, auf welche Weise der mit jedem Tage wachsenden Verlegenheit abgeholfen werden sollte. Die von Rußland theils bewilligten, theils erwarteten Zuschüsse, die Zahlungen von Baiern und die durch den Schatzmeister Commandeur Bosredon de Ransijat eingeführte Ordnung und strenge Oekonomie waren sämmtlich unvermögend, die enormen Ausfälle zu decken. Nicht nur die den drei französischen Zungen gehörenden Besitzungen waren verloren gegangen, sondern auch die Commenden im Elsaß, im Roussillon, im französischen Theil Navarra's, auf dem linken Rheinufer, in den Staaten der helvetischen, ligurischen und cisalpinischen Republik, wodurch die Zungen von Aragon, von Deutschland und Italien schwere Einbußen erlitten hatten. Die Zungen von Aragon und Castilien hatten überdies, zur Bestreitung der Kosten des unglücklichen Krieges gegen Frankreich, die Abgabe eines Zehnten von ihrem Einkommen sich gefallen lassen müssen, drückendere noch die neapolitanischen und sicilischen Priorate. Das Sinken des Papiergeldes in Spanien und Italien hatte große Verluste nach sich gezogen. Durch wiederholte Anleihen in Malta und im Auslande hatte der Orden überdies eine bedeutende Schuld contrahirt. Als die vielen ihrer Commenden beraubten französischen Ritter

auf Malta Schutz suchten und die Aubergen der verschiedenen Zungen nicht mehr im Stande waren, offene Tafel zu halten, hatte der Großmeister sich genöthigt gesehn, jedem eine monatliche Pension von 30 malteser Thalern (60 Francs) anzuweisen, um die dringendsten Bedürfnisse bestreiten zu können. Die von allen Seiten laut werdenden Kriegsgerüchte hatten gerade zur Zeit der höchsten Noth dem Orden zur Pflicht gemacht, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, und wenn dies auch nur in unzureichender Weise geschah, so war doch die finanzielle Verlegenheit, in welcher man sich befand, dadurch noch gemehrt worden. Gehalte, Pensionen, Anweisungen auf den Schatz waren längst bedeutend herabgesetzt: der Großmeister hatte einen großen Theil des Silbergeräths des Palastes nach der Münze geschickt; die Aubergen, das Spital, die Galeeren waren diesem Beispiel gefolgt, indem sie sich des Ueberflüssigen entäußerten, dem Schatz beizuspringen. Im Juni 1796 war die Noth so hoch gestiegen, daß, wie in Zeiten großen Unglücks zu geschehen pflegt, dreitägiges öffentliches Gebet in der Kathedrale angeordnet ward. Dazu kam das gänzliche Daniederliegen des Handels: der Schatz hatte sich einmal damit zu helfen gesucht, daß er bei den mit Spanien Verkehr treibenden Kaufleuten eine gezwungene Anleihe machte, was die traurige Folge hatte, daß die Capitalisten kopfscheu wurden, die Speculationen sich minderten, die Versendungen von gesponnener Baumwolle sehr abnahmen und ein nicht geringer Theil der Bewohner der Insel in drückende Noth gerieth. Eine Vermittlung Spaniens zur Erlangung eines Waffenstillstandes mit der Türkei hatte darum keinen Erfolg, weil der Orden Skrupel zeigte, einer wesentlichen

Bedingung seiner Institution zuwider zu handeln. In so bedrängter Lage befand sich der Johanniterorden, als Rohan starb, und Letzterer hatte nicht einmal den Trost, unter den Großwürdenträgern, die auf die Nachfolge Anspruch machen konnten, Männer zu erblicken, deren Charakter und Fähigkeiten eine Bürgschaft hätten leisten können. Nur der Bailli de Virieu, der eine Zeitlang den Orden in Frankreich vertreten, und Litta wären nach seiner Meinung fähig gewesen, dem hereinbrechenden Sturme zu begegnen. Aber Beide waren in der Fremde.

Drei Tage nach Rohan's Tode hatte der Johanniterorden ein neues Oberhaupt in dem Bailli von Hompesch. Einer alten adeligen Familie des Niederrheins angehörend, war Ferdinand von Hompesch am 9. November 1744 auf dem Schlosse Bollheim bei Düsseldorf geboren. In einem Alter von 16 Jahren Page bei Emanuel Pinto, gelangte er bald zu den höhern Würden, versah während mehrer Jahre die Stelle eines Gesandten des kaiserlichen Hofes beim Orden und wurde Bailli von Brandenburg. Er galt für einen rechtlichen und gutgesinnten Mann; in den Verkömmnissen der jüngsten Jahre hatte er sich den Neuerungen, wie sie durch die auch in den Orden eingedrungenen Ideen der französischen Staatsumwälzung verlangt wurden, entschieden widersetzt; die von dem verstorbenen Großmeister geschützten, durch die politischen Ereignisse aber und die widerstrebende Gesinnung eines Theils des Ordens gefährdeten französischen Zungen zogen ihn in ihr Interesse; traute man ihm auch nicht überwiegenden Geist zu, so rühmte man doch seine Kenntniß der Geschäfte und der Verhältnisse. Den französischen Rittern verhieß Hompesch Unterstützung; die deutsche und bairische

Zunge fielen ihm als einem Landsmann zu — dem ersten, der den großmeisterlichen Stuhl bestiegen. Die Schwierigkeit der Lage des Ordens minderte die Zahl der Bewerber *).

*) Das Buch von Panzavecchia „L'ultimo periodo della storia di Malta sotto il governo dell' ordine Gerosolimitano" drückt sich über Hompesch und die Stellung der deutschen Zunge in folgender Weise aus:

„Ohne ausgezeichnete Geistesgaben, hatte Hompesch seinen Mangel an Charakter jederzeit unter jenen äußern Formen zu verbergen gesucht, durch welche die Mindereinsichtigen sich täuschen zu lassen pflegen. Mittelst dieses Verdienstes allein hatte er das Volk so sehr für sich gewonnen, daß seine Erhebung zur großmeisterlichen Würde so zu sagen von der Gesammtheit gutgeheißen war. Er, der seine eigne Schwäche besser kannte als seine bethörten Anhänger, hatte nie den ehrgeizigen Plan gefaßt, in so bedrängten Zeiten nach der Regierung zu streben. Außer dem Alter fehlten ihm die Mittel, die Stimmen der vornehmsten Parteihäupter zu gewinnen; diese sich zu verschaffen, bedurfte der beliebte Bailli indeß nur glänzender Versprechungen, die er den reichsten Bewohnern der Insel machte. — Zwei unternehmende Convents-Kapläne, welche durch die Wahl des Herrn v. Hompesch ihre eignen Plane zu fördern hofften, hatten keine große Mühe, auf solche Weise zu einer starken und zahlreichen Partei den ersten Grund zu legen. Ihre Bemühungen wurden durch die Intriguen des Abbé d'Orion und des Bischofs von Cherson, Häffelin (nachmaligen Cardinals und bairischen Gesandten in Rom) unterstützt, welche durch eine geschickte Vereinigung der deutschen und anglo-bavarischen Zungen mit den drei französischen dem Bailli v. Hompesch eine Majorität zuwege brachten."

„Viele Gründe veranlaßten die französischen Ritter in ein solches Bündniß einzutreten. Einige, welche die politischen Verhältnisse in Betracht zogen, hielten es für unzeitig, die Wahl auf einen Landsmann zu lenken, welchem Frankreich, jeder privilegir-

Der von dem Bailli Litta mit dem russischen Kaiser geschlossene Vertrag bedurfte noch der Ratification. Der

---

ten Classe feind, offnen Krieg hätte erklären können. In Hompesch, welcher gegen die revolutionairen Grundsätze immer eine entschiedene Abneigung und eine warme Anhänglichkeit an die Interessen des Ordens gezeigt hatte, glaubten sie nun einen eifrigen Vertheidiger zu finden, welcher sie unter dem Beistande Oestreichs in dieser drohenden Krise aufrecht halten könnte. Andere zogen gemeines Interesse in Betracht und gaben, da sie von den vermeinten Baillis ihrer Nation nichts mehr erwarten konnten, ihre Stimmen an Hompesch, von dem sie großmüthigen Lohn hofften. Nicht Wenige, die gegen die Existenz des eignen Corps verschworen waren, fanden in Hompesch den schwachen und kleinlichen Mann, der durch seine Charakterlosigkeit den Untergang des Ordens beschleunigen konnte. Diese Letzteren konnten am zuversichtlichsten auf die Erfüllung ihrer Wünsche rechnen: denn Hompesch war kein Mann, die Last einer Regierung zu tragen. Selbst Solche, welche aufrichtige Freundschaft zu ihm hegten, erkannten seine Unfähigkeit an."

„Diese traurigen Vorbedeutungen zu mehren, trug eine abergläubische Volksmeinung bei, welche von Vielen geglaubt ward. Einer alten Tradition zufolge sollte der Orden Malta unter einem deutschen Großmeister verlieren, und wirklich hatte die deutsche Zunge dem Orden nie ein Haupt gegeben. Letzterer Umstand, der vielleicht zu der Vorhersagung selber Veranlassung gab, schrieb sich nicht her von einem Mangel an Verdienst unter den Rittern dieser hochsinnigen Nation, sondern mußte lediglich der geringen Zahl der im Convent residirenden deutschen Ritter zugeschrieben werden. Da die Letzteren das Fürstenthum Heitersheim zum letzten Ziel ihrer Wünsche machten, so zogen die verdientesten unter den deutschen Baillis es vor, in der eignen Heimat den Weg zu dieser secundairen Würde des Ordens sich zu bahnen, statt auf Malta in den Wettkampf um die Großmeisterwürde sich einzulassen. Welches aber auch immer der Grund gewesen sein mag, der bis zu

neue Großmeister bestätigte ihn, indem er Paul I. den Titel eines Protectors des Ordens ertheilte, den dieser am 29. Nov. 1797 förmlich annahm, und ihm durch Litta, der zum Gesandten am petersburger Hofe ernannt worden war, das Kreuz La Valette's überreichen ließ. Ein vollständig ausgearbeiteter Plan, nach welchem außer dem schon gedachten Großpriorat eine russische Zunge für den Adel orientalisch-griechischer Confession mit 72 Commenden errichtet werden sollte, durch einen Courier nach Italien gesandt, fiel der französischen Regierung zu Ancona in die Hände. Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß das von Rohan begonnene, von Hompesch fortgesetzte Anschließen des Ordens an Rußland und die zu Tage liegenden Absichten dieser Macht auf Malta den Planen Frankreichs eine bestimmte Richtung gaben. Zuerst war es Buonaparte, der nach dem Sturze Venedigs, noch vor Rohan's Tode, dem Directorium den Vorschlag machte, sich Malta's zu bemächtigen. Seine Idee fand damals keinen Anklang. Aber er ließ sie nicht fallen. Nachdem er im Vertrage von Campo-Formio (17. Oct. 1797) die Ionischen Inseln erlangt, brachte er denselben Vorschlag von neuem vor und am 26. Oct. erhielt sein Plan der ägyptischen Expedition die Genehmigung der Regierung. Während die Invasion des dem Papste noch gelassenen Theiles des Kirchenstaats ausgeführt ward, ausposaunt als Sühne des Todes des Generals Duphot, der in den Straßen Roms umkam, als er französisches und

---

diesem Moment die deutschen Ritter vom Magisterium entfernt hielt, so ist es doch gewiß, daß die Wahl des Hrn. v. Hompesch der deutschen Zunge eine erwünschte war."

anderes revolutionaire Gesindel gegen die rechtmäßige Obrigkeit anfeuerte, fanden in allen, der Republik gehörenden oder untergebenen Häfen des Mittelmeers Rüstungen statt. Nach Malta wurden, beliebter französischer Sitte gemäß, propagandistische Agenten gesandt, die Gemüther zu bearbeiten. Unterdessen hieß es, die kriegerischen Vorbereitungen gälten England. Mancher Warnungen ungeachtet, schien der Großmeister nichts zu besorgen.

Es bedurfte einer unverhehlten Demonstration der Franzosen, den Frhrn. v. Hompesch aus der Ruhe und Sicherheit aufzuschrecken, worin seine eigene, zu sorglose und vertrauensvolle Gesinnung ihn eingewiegt hatte, und worin er von Verräthern, die seine Schwäche und seinen Mangel an Entschiedenheit misbrauchten, bestärkt worden zu sein scheint. Am 27. Februar kam von Korfu her der Contreadmiral Brueys mit zwanzig Linienschiffen und Fregatten vor der Insel an und verlangte Zulassung in den Hafen. Sie wurde ihm abgeschlagen, unter Berufung auf einen Artikel des Utrechter Friedenstractats, nach welchem der Hafen von Malta neutral sein und nie mehr denn vier Fahrzeuge der kriegführenden Mächte aufnehmen sollte. Brueys ließ es bei dem bloßen Versuche bewenden, aber dieser war hinreichend gewesen, den Orden in Unruhe zu versetzen, wenn auch der Großmeister immer noch nicht an ernstliche Absichten Frankreichs gegen die Inseln glaubte. Selbst das entschieden feindselige Verhalten Frankreichs auf dem (am 9. December 1797 eröffneten) Rastadter Congreß brachte nicht die erfoderliche Wirkung hervor. Der Großmeister hatte den Bailli Truchseß zu Waldburg als seinen Gesandten in Rastadt bestimmt, aber ein Artikel des Friedens von Campo-Formio, nach welchem nur die Reichs-

stände Abgeordnete daselbst bestellen sollten, wurde vorgeschoben, um diesen auszuschließen, sodaß nur die Gesandtschaft des Großpriors von Deutschland, als Reichsfürst von Heitersheim, zugelassen ward. Die Lage des Ordens war von der Art, daß auf diesem Congresse vorgeschlagen ward, ihn mit dem deutschen Orden zu vereinigen, um seinem völligen Sturz zuvorzukommen. Frankreich brachte den Verkauf der italienischen Besitzungen als Nationalgüter in Antrag, und selbst der König von Sardinien mehrte die finanzielle Verlegenheit durch rücksichtsloses Einfodern der den Commenden auferlegten Contributionen. Eine an Herrn v. Hompesch aus Rastadt gelangte Depesche des Bailli von Schönau gab über die Bestimmung der toulonner Rüstungen genaue und zuverlässige Auskunft. „Je vous préviens, Monseigneur," schrieb dieser, „que l'expédition considérable qui se prépare à Toulon, régarde Malte et l'Egypte. Je le tiens du Secrétaire même de M. Treilhard, l'un des ministres de la république Française au congrès. Vous serez sûrement attaqué. Prenez toutes les mesures pour Vous défendre comme il faut. Les ministres de toutes les puissances amies de l'Ordre qui sont ici, en sont instruits comme moi; mais ils savent aussi que la place de Malte est inexpugnable, ou du moins en état de résister pendant trois mois. Que Votre Altesse Eminentissime y prenne garde; il y va, Monseigneur, de Votre propre honneur et de la conservation de l'Ordre, et si Vous cediez sans Vous être défendu, Vous seriez déshonoré aux yeux de toute l'Europe." *) Diese

*) Nach einer Notiz bei Schöll (V, 232) enthielten die Depeschen der von dem Großprior von Deutschland nach Rastadt

wichtige Depesche wurde dem Großmeister auf zwei verschiedenen Wegen zugefertigt: dennoch verfehlte sie beinahe ganz die beabsichtigte Wirkung. Herr v. Hompesch fürchtete so sehr die schon bestehende Aufregung, oder richtiger die Niedergeschlagenheit und den Zwiespalt im Innern des Ordens selbst zu vermehren, daß er ihren Inhalt geheim hielt und den Vorstellungen des Commandeurs de Royer, durch dessen Hände die französische Correspondenz ging und der ihm anlag, er möge die ernstlichsten Maßregeln nehmen und namentlich mit Lebensmitteln und Munition sich versehn, die Bevölkerung in die Stadt rufen und sich zu entschiedener Gegenwehr rüsten, kein Gehör gab. Indeß wurden doch Vertheidigungsanstalten getroffen, wenn auch keineswegs mit jener Energie und Raschheit, welche die Umstände heischten.

Die Hauptstadt von Malta besteht aus zwei großen Massen von Wohnungen und Befestigungen, die durch breite Meeresarme von einander geschieden sind. In den vielgezackten Kalkfelsen der nackten und großentheils steilen Küste schneiden auf der Nordostseite der Insel zwei tiefe, geräumige, sichere Buchten ein, zwischen denen eine breite, nach den Seiten schroff abfallende, ziemlich gerade auslaufende Landzunge sich erhebt. Kommt man von der See her, so hat man zur Rechten die kleinere dieser Buchten, welche Marsa Muscetto oder der Quarantainehafen heißt, von dem Lazareth, welches auf einem durch das Fort Manoel vertheidigten Inselfelsen eingerichtet ist. Links aber

---

gesandten Bailli de Ferrette und Chev. de Bray (nachmals als Graf v. Bray bairischer Gesandter an mehren großen Höfen) dieselben Warnungen.

hat man den großen Hafen, welchen auf der einen Seite die auf jener Landzunge gebaute Stadt La Valette mit dem Fort St.-Elmo an der Spitze und der Vorstadt Floriana oder Vilhena landeinwärts begrenzt, auf der andern, wo vier kleinere Häfen die Linie unterbrechen, die durch sie gebildeten schmäleren parallellaufenden Zungen, welche das Fort Ricasoli, das Marinespital, die Stadttheile Vittoriosa mit dem Kastell St.-Angelo, Burmola oder Cospicua mit dem Fort Sta.-Margherita, La Sangle oder Isola mit dem Fort S.-Michele tragen. Auf der Landseite werden diese drei letzteren Stadttheile, wie La Valette durch die Floriana, von dem riesigen Halbkreise der Befestigungen der Cotonera umschlossen, welche aus acht Bastionen bestehn, von deren jede einer der Zungen des Ordens zur Vertheidigung anvertraut war. Kaum kann man sich einen großartigeren Anblick denken, als der ist, welchen die Einfahrt in den Hafen von Malta gewährt. Auf allen Seiten erheben sich um das geräumige Bassin, in welchem gewöhnlich Kriegsschiffe und Handelsfahrzeuge in Menge liegen, Forts, Bastionen und Wälle, zum Theil in den Felsen gehauen, dessen nackte gelbe Wände mit den von Menschenhand errichteten Mauern verwachsen scheinen; Thürme und Spitzen der Gebäude ragen über sie hinweg, Batterien reihen sich an Batterien auf gleichem Niveau mit dem Wasserspiegel und übereinander in drei- und vierfacher Linie. Thore sind durch den Felsen gebrochene Gänge. Auf der Seite des großen Hafens sind die bedeutendsten Werke; der Quarantainehafen aber ist links durch die Befestigungen von La Valette geschützt, die das Centrum der gesammten Anlage bilden, rechts durch das schon genannte Fort Manoel und an seinem Eingange,

wo eine vorspringende Landzunge ihn verengt, durch das Fort Tigné, dessen Feuer sich mit dem von St.-Elmo kreuzt, wie das von St.-Elmo mit den Batterien von Ricasoli. So können beide Häfen vollständig gesperrt werden und die Stadt ist unangreifbar von der Seeseite, während gegen das Innere zu die oben erwähnten imposanten Werke der Floriana und Cotonera, hinter denen der größte Theil der Bewohner der Insel im Nothfalle Schutz finden kann, sie abschließen und ein System von Befestigungen vollenden, wie nur die ungewöhnlich günstige Localität und das, zwei Jahrhunderte lang mit großer Beharrlichkeit und ungeheuerm Aufwande durchgeführte Bestreben, die Insel zum stärksten Punkte Europas zu machen, es zu schaffen vermochten *). An diese Werke

*) Das Castell St.-Angelo, ursprünglich von den Mauren angelegt und der einzige feste Platz auf der Insel zur Zeit der Besitznahme durch den Orden, wurde von Villiers de l'Isle Adam bedeutend verstärkt und von La Valette selbst in der berühmten Belagerung vertheidigt. Die Forts St.-Elmo und S. Michele und Cité La Sangle baute 1552 Claude de la Sangle; ersteres, 1565 durch die Türken eingenommen und zerstört, wurde von den Großmeistern Caraffa und Perellos wieder hergestellt. Die Cité Valette wurde nach dem von dem heldenmüthigen Prior von Capua, Leo Strozzi, nächsten Blutsverwandten der Königin Katharine v. Medici, ursprünglich im J. 1551 angegebenen Plane von dem Großmeister, dessen Namen sie trägt, 1566 begonnen, 1571 durch dessen Nachfolger del Monte in ihrer ursprünglichen Anlage beendigt. Das Fort Ricasoli wurde 1629 durch den Commandeur Orsi aus Bologna angelegt, dann durch den Commandeur Ricasoli, einem Florentiner, unter Nic. Cotoner sehr vergrößert. Die Floriana baute 1635 der italienische Ingenieuroberst Floriani, Sta.-Margherita 1638 der italienische Dominikanermönch Padre

der Hauptstadt reihten sich Forts, Redouten, Batterien, Verschanzungen und Thürme an allen Punkten der Küste, welche der Vertheidigung zu bedürfen schienen. Gozo war durch das alte Schloß, durch das Fort Chambray und eine Menge vereinzelter Werke gedeckt, wo seine Felsenküste eine Landung zuließ; Comino durch das Fort, welches der Großmeister Alof de Vignacourt erbaute, und durch Batterien, welche den Kanal bestrichen. So waren die Festungswerke der Inseln beschaffen; alle in gutem Zustande, mit nahe an 2000 Kanonen, Mörsern und Haubitzen versehn. An Flinten waren 35,000 vorhanden, 12,000 Faß Pulver und reichliche Munition. Die Zahl der Ritter belief sich auf 332, von denen 200 Franzosen. Das Malteser- und Fremdenregiment war 700 Mann stark, das Jägerregiment 1200, dazu 200 Mann Garden und einige Hundert Seesoldaten und Matrosen. Ein Corps von Küstenwächtern, La Deima genannt, war mit der Bewachung der Thürme beauftragt. Mit Einschluß von 12,800 Mann Miliz belief die bewaffnete Macht sich auf 17,282. Aber die Miliz war völlig ungeübt, und von den Uebrigen hatten die Wenigsten selbst unter den Rittern je etwas von Krieg gesehn.

Es war am 19. Mai, als die Expedition nach Aegypten von Toulon abging. Am 5. Juni erschien die erste Abtheilung der Flotte vor Malta. Am Abend des folgen-

Firenzuola. Das Fort Manoel ließ der Großmeister Manoel de Vilhena (1722—1736) errichten; Fort Tigné baute unter dem Großmeister Rohan der Commandeur, nach dem es benannt ist. Das Castell von Gozo soll griechischen Ursprungs sein, gehört aber in seiner jetzigen Gestalt dem letzten Jahrhundert an. Fort Chambray begann der Bailli de Chambray 1749.



den Tages lief eine Escadre des Ordens, aus einem Linienschiff und zwei Fregatten bestehend, welche seit dem April auf Corsaren an der afrikanischen Küste Jagd gemacht hatte, ungehindert in den Hafen ein. Dem Befehlshaber derselben, Bailli de Suffren St.-Tropez, soll die Ordre zugefertigt worden sein, statt nach Malta, nach Messina oder Neapel zu steuern, um im Falle eines Unglücks die Schiffe zu retten; daß er es nicht that, ist ihm sehr zur Last gelegt und als Folge eines Einverständnisses mit dem Feinde gedeutet worden, durch dessen Flotte er ungestört durchsegelte. Am 8. Juni folgte eine andere Abtheilung und am 9. die dritte, bei welcher das Admiralschiff L'Orient mit Buonaparte und Brueys sich befand. Selbst in diesem Moment konnte der Großmeister sich nicht davon überzeugen, daß es Malta gelte. Kaum war das Admiralschiff angelangt, so erließ der Chef des Generalstabs, Alex. Berthier, ein Schreiben an den französischen Consularagenten Caruson, worin er die Zulassung der ganzen Flotte in den Hafen begehrte, unter dem Vorwande, daß sie sich mit frischem Wasser und Lebensmitteln versehn müsse. Hr. v. Hompesch gerieth in die äußerste Bestürzung: er glaubte, und täuschte sich darin wahrscheinlich nicht, daß es nur eine Kriegslist sei, die Festung zu überrumpeln. Sogleich berief er das Conseil, welches sich um 6 Uhr versammelte. Hier herrschte Meinungsverschiedenheit, aber die zuerst vom Bailli de Vento des Pennes ausgesprochene Ansicht überwog, und man beschloß die nämliche Antwort zu ertheilen, die man 3½ Monate früher Brueys gegeben. Der Consularagent begab sich als Träger dieser mündlichen Antwort an Bord.

Jetzt, und erst jetzt, dachte man ernstlich an die Ver-

theidigung *). Der Bailli de la Tour du Pin Montauban wurde mit der Leitung des Ganzen beauftragt, sechzehn Ritter ihm beigegeben. Munition und Lebensmittel wurden in der Eile nach den bedrohtesten Punkten gebracht, aber es herrschte eine solche Verwirrung, ein solcher Mangel an Zusammenwirken, eine so große Insub-

*) Die Mitglieder des Ordens, welche, vor dem Eintreffen der französischen Flotte mit den einzelnen Commandos beauftragt wurden, waren (nach Miège III. 39) folgende:

In La Valette commandirte der Ordensmarschall Bailli de Loras, in der Floriana der Bailli de Belmont, in der Vittoriosa der Commandeur de Gondrecourt, in La Sangle der Befehlshaber der Escadre, Bailli de Suffren St.-Tropez, der einen berühmten Namen geerbt hatte, welcher bei Gelegenheit der Uebergabe nicht unbefleckt blieb; in Burmola der Schiffscapitain Commandeur de Sobirats und in der Cotonera der Bailli de la Tour du Pin. Das Fort St.-Angelo war dem Major der Garden des Großmeisters, Chev. de Gournay, anvertraut; Fort Ricasoli dem Bailli de Tillet, St.-Elmo dem Chev. de Guron Rechigne Voisin, Fort Tigné dem Commandeur von Rechberg, Fort Manoel den Baillis Don Rodrigo Gorgao und de la Tour St.-Quentin. In der Città notabile commandirte der Gouverneur, Baron Bonnici, ein Malteser. Die Küste mit ihren Forts, Batterien und Thürmen stand unter den Befehlen des Baillis Fürsten Camille de Rohan und seiner Generallieutenants, der Baillis de Clugny, Tommasi, Suffren und Chev. de Sobirats; an einzelnen Punkten befehligten der Commandeur de Bizieu, Chev. de la Panouze, Chev. de Gras Preville, Chev. de St.-Felix, Chev. du Pin de la Guerivière, Commandeur de Rozan. Auf Gozo befehligte der Commandeur de Mesgrigny de Ville Bertin, auf Comino der Chev. de Valin. Artillerie und Munitionswesen standen unter dem Commandeur de Bardonanche, die Befestigungen unter dem Chev de Fay, das Geniewesen unter dem Chev. Tousard.

ordination, daß im ersten Momente schon Stimmen laut wurden, welche einen Theil der Ritter des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigten. Die Geschütze fanden sich im traurigsten Zustande; die Lavetten waren theils zertrümmert, theils verfault, viele Kanonen verrostet und mit den Nestern von Vögeln gefüllt, die in ihnen ihre ruhige Wohnung aufgeschlagen hatten; die Patronen waren großentheils verdorben, und man behauptete selbst, viele beständen aus Kohlenstaub statt aus Pulver. Der Plan, die ganze Insel zu vertheidigen, wurde festgehalten, obgleich die unzureichende Zahl der Truppen und meist ungeübten Milizen die Nothwendigkeit, auf die Hauptstadt und ihre Forts sich zu beschränken, hätte an die Hand geben sollen. Blos um die ausgedehnten Werke La Valette's und der Vorstädte gehörig zu besetzen, wären 30,000 Mann erfoderlich gewesen. Der Erfolg zeigte, wie schlecht die Maßregeln getroffen waren. Noch am 9. Abends hatte Buonaparte dem Viceadmiral Brueys und den ihm untergebenen Generalen seine Befehle ertheilt. Am 10. bei Tagesanbruch begann das Ausschiffen der Truppen. Um 6 Uhr wurde dem Großmeister ein Schreiben Caruson's eingehändigt, des Inhalts: der Obergeneral werde mit Gewalt nehmen, was man ihm nach den Prinzipien der Gastfreiheit, welche die Basis des Ordens bilde, aus freien Stücken hätte gewähren müssen. Solcher Macht gegenüber könne der Orden unmöglich Widerstand leisten. Kaum hatte Hr. v. Hompesch dies Schreiben gelesen, so erhielt er ein anderes von dem Ordens-Schatzmeister, Commandeur Bosredon de Ransijat, worin dieser ihm ankündigte: bei seinem Eintritt habe er wol die Verpflichtung auf sich genommen, gegen die Ungläubigen zu fechten,

nicht aber gegen seine Landsleute; er werde darum in dem nun beginnenden Kampfe neutral bleiben. Dies reichte hin, den Großmeister glauben zu machen, daß er von Verräthern umgeben sei — die unter seinen Räthen, welche noch einige Entschlossenheit hatten, versuchten, ihn zu entschiedenen Maßregeln zu bestimmen, aber sie scheiterten an seiner Rathlosigkeit. Nur Bosredon wurde in Haft gebracht.

Die Stimmung des Volkes gab sich, als die französische Streitmacht in so imposanter Weise sich entwickelte, auf eigenthümliche und charakteristische Art kund. Der Haß gegen die Franzosen, der seit den blutigen Ereignissen der Revolution tiefe Wurzeln gefaßt, vereinte sich mit der Vaterlandsliebe, die den Maltesern stets eigen gewesen, und ihrem aufbrausenden Muthe. So wenig günstig auch in diesem Moment die Stimmung gegen den Orden war, so hätte doch der Orden das Volk trefflich benutzen können, wenn er Entschiedenheit und Vertrauen gezeigt hätte. Denn das Volk wäre bereit gewesen, sich selbst und die Regierenden zu vertheidigen, nur nicht unter dem Commando von französischen Rittern, gegen welche es Mistrauen hegte, so wenig viele unter ihnen dies auch verdienen mochten. Diese Ungunst zeigte sich bald, indem maltesische Truppen sich weigerten, ihren Befehlshabern Gehorsam zu leisten.

Unterdessen war die Landung des französischen Heeres bewerkstelligt und ungeachtet des Feuers der Batterien und einiger Fahrzeuge wurden alle Punkte der Küste genommen. Der erste Angriff wurde auf eine Tranchée bei der Bucht von San Giorgio gemacht, wo der Chev. de Preville, von der Langue de Provence, commandirte, und deren die Franzosen sich gleich bemächtigten, von dem Be-

fehlshaber, wie es scheint, als Freunde aufgenommen. Der Bailli de Rohan sollte die Vertheidigung der Küste leiten: die Milizen flohn und rissen die sie commandirenden Ritter mit sich fort. Vergebens strengten die Baillis de Clugny und Tommasi alle ihre Kräfte an, wirksamen Widerstand zu leisten. In Schwärmen drang das Landvolk in die Stadt und schrie nach Waffen; es waren die beherzten Einwohner des Casal Zebbug, mehr denn funfzehnhundert an der Zahl, aber der Kriegsrath wußte nicht mehr, woran er war, und konnte zu keinem Entschlusse kommen, während die Franzosen, ohne auf Widerstand zu stoßen, immer näher rückten. Endlich erhielten die Stadtbewohner Waffen und besetzten mit den Resten der Truppen und der Miliz die Werke. Aber die Meisten verloren den Muth, als sie die geringe Zahl der Vertheidiger sahen, als sie merkten, wie schlecht und lässig die Anstalten getroffen wurden und wie man zu zaudern schien, sich der bedeutenden Hülfsmittel zu bedienen, welche der Platz darbot. In der Cotonera, deren Bewohner Entschlossenheit und guten Willen zeigten, entstand der größte Tumult: laut bezüchtigte man die französischen Ritter des Verraths; mehre entwichen, einer wurde gefangen fortgeschleppt, ein anderer niedergestoßen. Die Juraten und andere malteser Bürger wurden hingesandt, das Volk zu beruhigen. Während dieser Unordnungen war der General Desaix mit seinem Corps schon bis zu den Außenwerken der Cotonera und zum Fort Ricasoli herangerückt; der General Baraguay d'Hilliers hatte nach schwachem Widerstande die, Gozo zugewandte Westküste besetzt, General Vaubois die Mitte der Insel, wo die alte Hauptstadt, Città notabile, capitulirte und bald den Ober-

general innerhalb ihrer Mauern sah. Gozo mit Rabato und den Forts Chambray und Gozo wurde mit leichter Mühe vom General Reynier genommen. Auf wenigen Punkten nur stieß man auf ernstliche Gegenwehr. Dies war namentlich der Fall beim Fort Tigné, wo der Commandeur von Rechberg mit einer Abtheilung des Jägerregiments dreimal den Angriff der Franzosen zurückschlug, und beim Fort Manoel, wo Gorgao und La Tour St.-Quentin sich brav vertheidigten.

So waren in einem Tage, richtiger in einem Vormittage, alle Punkte der Insel in den Händen der Franzosen und die Stadt eingeschlossen vom Fort Ricasoli bis zum Fort Tigné. Ersteres Fort deckte der Bailli de Clugny mit seinen in Unordnung gerathenen Truppen; der Bailli Tommasi hatte sich nach den Verschanzungen von Nasciar; nordwestlich von der Hauptstadt, zurückgezogen; der Seneschall, Prinz von Rohan, hatte eine Art Hauptquartier in der Floriana aufgeschlagen. Noch am Nachmittag aber, da neue Truppen ans Land gesetzt wurden, mußte Alles hinter den Befestigungen der Stadt Schutz suchen. Man hatte die Nachricht ausgesprengt, am folgenden Morgen werde das Bombardement beginnen. Die Bande des Gehorsams waren aufgelöst; die gräßlichsten Verwünschungen gegen die Franzosen und ihre Anhänger unter dem Orden wurden auf Straßen und Plätzen vernommen; viele Mordthaten wurden vom zügellosen Volke begangen. Gegen Abend stieg die Anarchie aufs höchste: in der Verwirrung feuerten die Posten aufeinander, man glaubte die Feinde eingedrungen, die Thore des Palastes wurden geschlossen, und von den Balconen und aus den Fenstern schoß man aufs Volk. Das Conseil war fort-

während versammelt, aber that nichts. Am thätigsten und entschlossensten zeigte sich der Bailli de la Tour du Pin, welchem der schwierige Auftrag zu Theil geworden war, aus einem Pulvermagazin der vom Feinde sehr bedrohten Cotonera einen großen Vorrath Pulvers (über 10,000 Fässer) nach La Valette zu schaffen, und der mit einer Abtheilung gutgesinnter Ritter und unter Bildung eines langen Cordons seine Pflicht treulich erfüllte, so viele Hindernisse ihm auch von Uebelwollenden in den Weg gelegt wurden, da man ihn im entscheidenden Moment an Maulthieren, Karren und sonstigen Transportmitteln Mangel leiden ließ. Der Klerus, die Bildsäule des Apostels Paulus tragend, zog in feierlicher Procession an den halbverlassenen Bastionen entlang.

Als die Nacht kam, glaubte man jeden Augenblick den Feind eindringen zu sehn. Da die Ordensobrigkeiten völlig gelähmt schienen, keine oder miteinander im Widerspruch stehende Befehle ertheilt, diese Befehle mangelhaft oder gar nicht ausgeführt wurden, so trat die Municipalbehörde (die Jurati) zusammen, ihrerseits dem über Stadt und Volk hereinbrechenden Sturme möglichst zu begegnen. Es war gegen Mitternacht, als ihre Deputation mit Fackeln durch die Straßen schritt, zum Palaste sich zu begeben. Nach langem Hin- und Herreden wurden sie zugelassen. Sie sollen dem Großmeister erst die Frage gestellt haben, ob der Orden Malta noch vertheidigen könne? Dann werde das Volk treu aushalten. Wo nicht, so müsse man mit den Franzosen einen Waffenstillstand abschließen. Die Furcht vor dem Bombardement sei allgemein; erfolge es, so sei sehr zu befürchten, daß das Volk, welches sich verrathen glaube, ein Blutbad unter den Ordensmitgliedern

anrichten werde. Während man noch deliberirte, kam die Nachricht, daß zwei junge Ritter in der Cotonera von dem Volk von Burmola niedergemetzelt worden seien. Hr. v. Hompesch hielt sich für verloren, indem er glaubte, daß mit vielen Ordensmitgliedern, die längst im republikanischen Interesse conspirirten, nun auch das Volk sich gegen ihn wende. Was unter den Baillis und höhern Würdenträgern noch einen Schatten von Muth und Hochsinn in sich trug, hatte der herabwürdigenden Scene längst den Rücken gekehrt, und der Großmeister fand sich nur von Angst und Rathlosigkeit, die seiner eignen glich, und von solchen Leuten, die den Sturz des Ordens wünschten, umgeben. Weder Tigné, noch Gorgao, Clugny, Tillet, Loras, Belmont, La Tour St.-Quentin, noch La Tour du Pin und andere brave Ritter wollten Zeugen der Schmach sein, die sie nicht zu hindern vermochten. Hr. v. Hompesch willigte ein, daß an den französischen General geschrieben werde. Der batavische Generalconsul de Fremeaux, den man herbeiholte, setzte das Schreiben auf. Er erklärte, die verweigerte Zulassung der Flotte, bei der Unbekanntschaft mit den Zwecken der französischen Regierung, habe den altbekannten Neutralitätsprincipien des Ordens entsprochen; der Orden aber betrachte einen Bruch mit Frankreich als ein Unglück, dem er ein Ziel zu stecken wünsche. Der Großmeister und sein Conseil verlangten also, daß die Feindseligkeiten eingestellt und das Verlangen Frankreichs ihnen bekannt gemacht würde. Nach Absendung dieses Schreibens wurde auf den Forts die weiße Fahne aufgezogen. Noch in der Nacht kam die Antwort: der Waffenstillstand solle am folgenden Morgen abgeschlossen werden.

Am 11. Juni, gegen die Mittagsstunde, langte Buonaparte's Adjutant, der Oberst Junot, im Palaste an. Man kam überein, während 24 Stunden alle Feindseligkeiten einzustellen. Während dessen sollte der Großmeister Bevollmächtigte auf das Admiralschiff senden, mit dem Obergeneral zu unterhandeln. Hr. v. Hompesch wählte zu seinen Abgeordneten den Bailli de Torio Frisari, neapolitanischen Gesandten beim Orden, und den Commandeur Bosredon de Ransijat, der am Abende zuvor in Freiheit gesetzt worden war; der spanische Geschäftsträger Chev. Amati, und der Chef des Staatssecretariats, Doublet, wurden ihnen beigegeben *). Auf vorgängige Einladung des Großmeisters ernannte das Volk von Malta seinerseits vier Abgeordnete, seine Rechte zu wahren. Welche Bedingungen man den Franzosen gegenüber machen — was man zugeben, was verweigern, was man überhaupt stipuliren sollte — dies zu bestimmen, hatten Großmeister und Conseil vergessen. Vergebens drang man von verschiedenen Seiten in den Erstern, jetzt noch die gewonnene Frist zu benutzen, entschiedene Maßregeln zu treffen, mit Aufgebung der weitläufigen Außenwerke die Verthei-

*) Es darf nicht verschwiegen werden, daß gemäß den Aussagen des Hrn. v. Hompesch und seiner Vertheidiger die Wahl der Abgeordneten nicht von ihm ausging, sondern ihm aufgedrungen wurde. Namentlich Ransijat's Ernennung soll damit beschönigt werden. Wie dem aber auch gewesen sein möge, in jedem Falle legte der Großmeister die strafwürdigste Schwäche an den Tag. — Augenzeugen versichern, dem elenden Ransijat sei von vielen Rittern auf die ekelhafteste Weise geschmeichelt worden, um durch seine Vermittlung von den Franzosen günstigere Bedingungen zu erlangen.

digung auf die eigentliche Stadt und die Forts zu beschränken, wenigstens die Bevollmächtigten mit genauen Instructionen zu versehn und an der Spitze des Ordens das Aeußerste zu wagen, wenn die Bedingungen des Feindes der Ehre zuwiderliefen. Er hatte alles Vertrauen auf sich, den Orden und das Volk verloren.

Begleitet vom Obersten Junot (der unterdessen mit dem auf der französischen Flotte angelangten Commandeur de Dolomieu, dem berühmten Naturforscher, der Buonaparten nach Aegypten begleitete und hier, gegenüber dem Orden, dessen Mitglied er war, eine von Vielen hart angefochtene Rolle spielte, die Gemächer des Palastes und den großen Waffensaal besichtigt hatte), begab die Deputation sich nach dem Admiralschiff; die ganze Strada reale und die Floriana waren mit zahllosem Volke gefüllt, das des Erfolges ängstlich harrte. Vor dem Thor delle Bombe fanden sie sodann das französische Heer in größter Ordnung aufgestellt: es war Abend, als sie durch dessen Reihen hindurch nach der Bucht von San Giuliano fuhren, wo ein Boot sie nach dem „Orient“ übersetzte. Gegen eilf Uhr langten die Abgeordneten an Bord an; unterdessen hatte schon das Fort St.-Lucian beim Hafen von Marsa-Scirocco, südöstlich von der Hauptstadt, capitulirt, weil ihm seit 24 Stunden die Lebensmittel mangelten. Kaum waren die Bevollmächtigten angelangt, so begann Buonaparte eine Convention, wie er die Capitulation zu nennen beliebte, aufzusetzen. Niemand widersetzte sich der Form und den Hauptpunkten; über Einzelnes fanden Discussionen statt, aber das französische Project wurde darum doch nur in Nebendingen unbedeutend modificirt. Der Commandeur de Ransijat gab in seinem nicht mehr ver-

hehlten Hasse gegen den Großmeister den Ausschlag zum Untergange des Ordens, dessen Mitglied er selber war.

Der Inhalt der Convention war folgender:

1. Die Ritter des Ordens von St. Johann von Jerusalem übergeben der französischen Armee die Stadt und Forts von Malta und verzichten, zu Gunsten der französischen Republik, auf die Souverainetäts- und Eigenthumsrechte, die sie auf die Inseln Malta, Gozo und Comino haben. *)

2. Die Republik wird ihren Einfluß beim Rastadter Congresse benutzen, dem Großmeister für die Dauer seines Lebens eine unabhängige Herrschaft zu verschaffen, die derjenigen gleichkommt, welche er aufgibt; sie verpflichtet sich, ihm eine jährliche Pension von dreimalhunderttausend Francs zu zahlen; überdies wird ihm, als Entschädigung für sein Mobiliar, der zweijährige Betrag dieser Pension ausgezahlt werden. Während seines Verbleibens in Malta wird er ferner der ihm bisher gebührenden militairischen Ehrenbezeugungen genießen.

3. Die französischen Ordensmitglieder, die sich gegenwärtig in Malta befinden und vor dem commandirenden General stellen werden, können in ihre Heimat zurückkehren und ihr Aufenthalt auf der Insel wird ihnen wie ein Aufenthalt in Frankreich angerechnet werden.

4. Die französische Republik wird den anwesenden französischen Rittern eine lebenslängliche Pension von 700

*) In Bezug auf diesen Artikel fügte der Bailli de Torio Frisari, der während der ganzen Verhandlung stumm gewesen sein soll, bei der Unterzeichnung hinzu: „sauf le droit de suzeraineté qui appartient à mon souverain comme roi des Deux-Siciles.“

Francs auszahlen. Für die, welche das Alter von 60 Jahren erreicht, wird diese Pension auf 1000 Francs erhöht werden. Überdies wird die Republik ihre Verwendung bei der Cisalpinischen, Ligurischen, Römischen und Helvetischen Republik eintreten lassen, damit diese den Rittern ihrer resp. Nationen ein gleiches Jahrgehalt gewähren.

5. Die französische Republik wird sich bei den übrigen europäischen Mächten verwenden, damit diese den Rittern ihrer Nation die Ausübung ihrer Rechte auf die in ihren Staaten gelegenen Besitzungen des Ordens gewähren wollen.

6. Die Ritter werden die auf den Inseln Malta und Gozo gelegenen Güter des Ordens als Privateigenthum behalten.

7. Die Bewohner der Inseln Malta und Gozo werden, wie bisher, fortfahren, die freie Ausübung der katholisch-apostolisch-römischen Religion zu genießen; sie werden die ihnen gehörenden Besitzungen und ihre Privilegien bewahren und nicht mit außerordentlichen Abgaben belastet werden.

8. Alle während der Regierung des Ordens stipulirten Civilacte sind gültig. *)

Die Schmach des Ordens war besiegelt. Die Deputation kehrte bei Tagesanbruch zurück; sie fand Herrn v. Hompesch in dem großen, mit Hautelissetapeten behängten Conseilszimmer, das er fast nicht verlassen konnte, weil er anhaltend von Fragenden und Boten bestürmt ward. Die Capitulation wurde dem Großmeister vorgelegt: er ratificirte sie nicht förmlich, sei es, daß, wie er nach Einiger Aussage erklärt haben soll, er eine solche Ratifica-

*) Miège T. III. p. 572.

tion für unnöthig erachtete, wie denn wirklich in dem Acte davon nicht die Rede ist; sei es, und dies ist das Wahrscheinlichere, daß er sich spätern Einspruch frei halten wollte. Aber ob von ihm gutgeheißen oder nicht, wurde sie, nachdem die maltesischen Deputirten ihrerseits auf dem städtischen Rathhause (der sogenannten Banca giuratale) sie dem Volke vorgelegt und ihres Erfolges sich berühmt, sogleich unter Trommelschlag bekannt gemacht und eine Proclamation verkündigte den Maltesern, daß fortan die französische Republik ihre Herrin sei. Die Bewohner der Cité Valette, welche die beiden Plätze, die an den Palast des Großmeisters stoßen, in dichtgedrängten Haufen füllten, blieben ruhig; die von Burmola und La Cotonera, wie das Landvolk, die ihre Abneigung gegen die Franzosen durch laute Verwünschungen kund gaben und schrien, sie seien durch den an die Revolution verkauften Theil des Ordens verrathen, ließen sich nur mit Mühe und durch das Dazwischentreten der Geistlichkeit beschwichtigen und, Angesichts des Feindes, im Zaume halten. Unterdessen lief die Escadre in den Hafen ein. Die Forts Manoel und Tigné, das Schloß St.-Angelo, die Werke von La Cotonera, Burmola, Città vittoriosa wurden noch an demselben Tage mit sämmtlicher Artillerie und Munition übergeben. Ein Gleiches geschah mit der Flotille und den Marinemagazinen. Auf den Forts und den Schiffen wehte vor Abend die dreifarbige Fahne. Am folgenden Tage, dem 13. Juni, erfolgte die Übergabe des Forts Ricasoli, des Schlosses St.-Elmo, der Cità Valette, der Floriana und sämmtlicher übrigen Werke. Ueberall nahm man die Wappenschilde und Embleme des Ordens weg. Am nämlichen Abend kam Buonaparte ans

Land. Er ging zu Fuße durch die eroberte Stadt nach dem Gemeindepalast, wo er den versammelten Jurats auftrug, einstweilen in ihren Functionen fortzufahren, und verfügte sich hierauf nach einem Privathause, welches zu seiner Wohnung bestimmt worden war. Die ganze Insel mit allen ihren Dependenzen war in seinen Händen.

Herrn von Hompesch war es vorbehalten, den Becher der Demüthigung bis auf den Grund zu leeren. Der Sieger nahm von ihm keine Notiz: er aber glaubte diesem einen Besuch abstatten zu müssen. Von allen Rittern begleitet, begab er sich am 15. Juni zu dem Obergeneral, um von diesem den Befehl schleuniger Abreise entgegenzunehmen. Die Vorbereitungen wurden in der Eile gemacht. In der Nacht vom 17. auf den 18. stieg der Großmeister zum letzten Male, von seinen Wachen und den äußern Zeichen seiner Würde umgeben, die Treppe des Palastes hinab und ging durch die stillen Straßen nach dem Hafen hinunter, wo eine Handelsbrigg ihn aufnahm, welche ihn unter Escorte einer französischen Fregatte nach Triest bringen sollte. *) Sechzehn Ritter folgten ihrem entthronten Oberhaupte.

*) Durch ein vor seiner Abreise von Malta an Buonaparte gerichtetes, später desavouirtes Schreiben (Miège III. 576) bestellte der Großmeister den Bürger Poussielgue, welcher bei den jüngsten Vorgängen eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, zu seinem Bevollmächtigten zur Ordnung seiner Geldangelegenheiten. Die Hälfte der ihm von der Republik bewilligten Entschädigungssumme, nämlich 300,000 Fr., und 100,000 Fr. von seiner Jahrespension bestimmte er zur Deckung seiner Privatschulden. Diese 300,000 Fr. wurden auf Ordensgüter angewiesen, die zu Nationalgütern gemacht und an Herrn von Hompesch cedirt worden waren. Eine der ersten Maßregeln des englischen Gouvernements nach

Auf eine so unrühmliche Weise fiel Malta, nachdem es den Rittern 267 Jahre, 7 Monate, 8 Tage gehört. *) Zum

---

der Eroberung Malta's war die Wiedereinverleibung derselben in die Domainen und die Wiedererstattung der erhobenen Summen an den Schatz. Die übrigen 300,000 Fr. wurden dem Großmeister vor seiner Abreise, ein Drittel baar, zwei Drittel in Anweisungen auf den Zahlmeister zu Strasburg mitgegeben, wie Buonaparte in einem Schreiben an das Directorium vom 16. Juni berichtet. — Herr von Hompesch hatte als Großmeister ein Gesammteinkommen von 536,794 Fr. 15 Cent., wovon er indeß der Università die Summe von 56,000 Fr. (von der Weinaccise) abliefern mußte. Er bestritt davon seinen Haushalt und die Kosten der Palastwache, welche 200 Mann stark war. Ein großer Theil dieses Einkommens wurde von den Inseln beigesteuert durch die Salzsteuer, die Douanen, die Wein- und Tabackaccise, die Wohnungssteuer u. s. w. In den eilf Monaten seiner Regierung machte Hompesch gegen 250,000 Fr. Schulden.

*) Die 28 Großmeister, welche auf Malta regierten, waren folgende:

Villiers de l'Isle-Adam, 1530—1534; Pietro del Ponte, —1535; Didier de St. Jaille, —1536; Juan d'Omedis, —1553; Claude de La Sangle, —1557; Jean Parisot de La Valette, —1568; Pietro del Monte, —1572; Jean L'Evesque de La Cassiere, —1581; Hugues de Verdale, —1595; Martin Garcès, —1601; Alof de Vignacourt, —1622; Mendes de Vasconcellos, —1623; Antoine de Paule, —1636; Jean Paul de Lascaris aus den Grafen von Ventimille, —1657; Martin de Redin, —1660; Anet de Clermont, —1660; Rafael Cotoner, —1663; Nicolas Cotoner, —1680; Gregorio Caraffa, —1690; Adrien de Vignacourt, —1697; Ramon Perellos de Roccafull, —1720; Marc Antonio Zondadari, —1722; Antonio Manoel de Vilhena, —1736; Ramon Despuig, —1741; Manoel Pinto de Fonçeca, —1773; Francisco Ximenez de Texada, —1775; Emanuel de Rohan, —1797; Ferdinand von Hompesch, —1798. — Von diesen waren 12 Franzosen, 8 Spanier, 4 Italiener, 3 Portugiesen, 1 Deutscher.

dritten Male verlor der Johanniterorden seinen Sitz, nicht nach wenn auch unglücklichem, doch glorreichem Kampfe, wie er einst von Ptolemais und Rhodos abzog, sondern ohne Blutvergießen, auf bloße Drohung hin, befleckt durch den Vorwurf des Verraths. Seine Geschichte ist von nun an eine thatenlose — sie dreht sich um die Versuche, die verlorene Souverainetät wieder zu erlangen, sie gibt Kunde von einem Wiedererwachen würdigerer Gesinnungen, aber sie zeigt uns endlich, wie das Interesse des Ordens größern Interessen weichen mußte und das Recht des Stärkern obsiegte. Ehe diese wenig erfreulichen Facta der jüngsten Schicksale der Hospitaliter berichtet werden, wird es, um des bessern Verständnisses mancher Einzelnheiten willen, erfoderlich sein, über die Verfassung und den Zustand derselben zur Zeit, als sie die Inseln verloren, das Wesentlichste anzureihen.

Die Gewalt des Großmeisters über den Orden, sowie über Malta war, dem Rechte nach, eine beschränkte. Die Malteser sollten, den Stipulationen der Schenkungsacte Karl's V. zufolge, nach den bestehenden Gesetzen regiert und alle von den aragonischen Königen ihnen verliehenen Privilegien und Rechte geachtet werden; aber im Laufe der Zeit erlangten die Großmeister eine Gewalt über dieselben, welche von der alten Verfassung wenig mehr und dies Wenige zum Theil nur dem Namen nach bestehen ließ. Die Autorität über den Orden war auf vielfache Weise beschränkt: durch das gewöhnliche Conseil, welches aus den Großbeamten bestand, durch das große Conseil, zu welchem außer den Genannten noch zwei der ältesten Ritter jeder Zunge berufen wurden, und endlich durch das Generalkapitel, an welchem sämmtliche Mitglieder der drei Classen des

Ordens theilnahmen und welchem die gesetzgebende Gewalt zustand. Aber in den letztern Zeiten wurden solche Kapitel nur selten zusammenberufen und sie waren längst durch viele, von den Päpsten als geistlichen Obern ausgegangene Restrictionen in der Ausübung der von ihnen in Anspruch genommenen Macht gehemmt: über die Conseils herrschte ein gewandter Großmeister leicht, und so waren die ursprünglich durch die bei jeder neuen Wahl wieder in die Erinnerung zurückgerufenen Statuten sehr beschränkten Prärogative, des heftigen Widerstandes einzelner Kapitel ungeachtet, weit über die vorgeschriebenen Grenzen ausgedehnt worden.

Der Orden war nach den Nationen, aus denen er gebildet war, in Zungen (langues, lingue) getheilt. Man zählte drei französische, die von Provence, von Auvergne und Frankreich, zwei spanische, die von Aragon und Castilien, die italienische, die deutsche und die englisch-bairische. Jede derselben hatte auf Malta ihren Palast, den man Auberge nannte. An der Spitze der Zungen standen die Conventsbaillis, welche nach dem Großmeister die ersten Würdenträger und verschieden benannt waren. Das Haupt der provenzalischen Zunge war der Großcommandeur, dem die Aufsicht über den Schatz und die Kameralverwaltung zustand. Die Zunge von Auvergne wurde vom Großmarschall, dem Oberbefehlshaber der Heermacht, präsidirt, die von Frankreich vom Großhospitaliter als Aufseher der Spitäler und Krankenpflege. Die italienische Zunge hatte zum Chef den Admiral, welcher zur See commandirte und den Großmarschall vertrat. Der Großconservator, Haupt der Zunge von Aragon, leitete das Uniformirungs- und Soldwesen und die Lieferungen für

die Spitäler; der Großkanzler von der castilischen Zunge hatte die Kanzlei unter sich; der Großbailli von Deutschland sorgte für die Festungen, während der Turcopolier, wie man den Chef der frühern englischen, dann der englisch-bairischen Zunge nannte, die Cavallerie und die Küstenwächter befehligte. Neben diesen Großbeamten hatte jede Zunge ihre Großprioren, deren Zahl verschieden war und sich nach den Provinzen richtete, wie die der Baillis, Commandeure und Ritter nach den Besitzungen des Ordens in den einzelnen Ländern.

Es gab drei Classen von Ordensgliedern. Die erste wurde durch die Ritter gebildet, welche man in solche theilte, die vollständige Ahnenproben abgelegt hatten und Chevaliers de justice hießen, und in Chevaliers de grace, welche wegen wesentlicher Dienste, Stiftung von Commenden, oder auf besondere Veranlassung aufgenommen wurden. Nur die Erstern konnten zu den höhern Würden gelangen. Die zweite Classe waren die Ordenskapläne, deren erster den Titel eines Priors führte. Sie konnten Prälaten und Ordens-Großkreuze werden, und hatten als solche den Rang vor den übrigen Großkreuzen. In die dritte Classe gehörten die Frères oder Servants d'armes, welche gleich den Rittern Kriegsdienste leisteten, aber zu keiner höhern Stelle gelangen konnten. Alle trugen das weiße Kreuz mit acht Spitzen von Leinwand, das goldene emaillirte Kreuz auf der Brust blos die Ritter. Ein ähnliches Kreuz trugen auch die Ehrenritter, Edelleute, welche sich devotionis causa in den Orden einschreiben ließen, ohne die Gelübde abzulegen.

Als im J. 1788 eine vollständige Rechnungsablegung stattfand, ergab es sich, daß der Orden in den letzten zehn

Jahren eine durchschnittliche Einnahme von 2,722,284 Francs 54 Cent., eine Ausgabe von 2,523,720 Fr. 20 Cent., also einen jährlichen Ueberschuß von 198,564 Fr. 34 Cent. gehabt hatte, welche Summe sich indeß geringer stellte, indem, außerordentliche Ausgaben zu decken, stets Anleihen gemacht und niemals vollständig zurückgezahlt worden waren. Von dieser Gesammteinnahme lieferten die Inseln nicht mehr als 173,001 Fr. 58 Cent., alles Uebrige die auswärtigen Besitzungen des Ordens und die Abgaben von den Commenden. Was von den Einkünften der Insel überdies dem Großmeister zugute kam, ist schon oben angegeben worden. Alles dies mit eingerechnet, bezog der Orden von den Inseln jährlich 631,648 Fr. 92 Cent., gab indeß eine weit beträchtlichere Summe auf Malta selbst aus. Die Militairmarine, welche im genannten Jahre aus 1 Linienschiffe von 60 Kanonen, 3 Fregatten, 2 Corvetten, 4 Galeeren, 4 Galioten und 1 Tartane bestand und mit 1900 Matrosen und Seesoldaten bemannt war, kostete 1,091,026 Fr.; die bewaffnete Macht mit dem Material und den Festungswerken 346,078 Fr. Für die Gesandtschaften an fremden Höfen wurden jährlich gegen 76,000 Fr. ausgegeben.

Als die erwähnte Finanzrevision vorgenommen wurde, berechnete der Schatz ein Activum von 8,509,620 Fr. 73 Cent., wovon freilich nur der kleinere Theil baar vorhanden war. Diese günstigen finanziellen Verhältnisse änderten sich aber bald. Durch die Wegnahme der in Frankreich gelegenen Güter gingen 1,160,812 Fr. jährlicher Einkünfte verloren, durch die Einziehung der nord-italischen Commenden 470,668 Fr., mithin eine Summe von 1,631,480 Fr. Die sämmtlichen Rückstände der dem

Schatze abgetretenen Pensionen, die den Rittern geleisteten Vorschüsse, die denselben obliegenden Responsionen an den Schatz u. s. w. wurden zugleich eingebüßt und die Activa dadurch um 5,734,065 Fr. vermindert. Die Einnahme sank auf nicht ganz eine Million Francs, während die Ausgaben, gesteigert durch die bedrohlichen Zeiten und durch die Unterstützung, welche so viele ihrer Commenden beraubte, auf Malta anwesende Ritter in Anspruch nahmen, dieselbe um das Doppelte überstiegen. In einer so trostlosen finanziellen Lage war die Stellung des Ordens pecuniär unhaltbar und die Unterstützung von Seiten Rußlands eine unzureichende Hülfe.

III.

Maßregeln des russisch-polnischen und anderer Großpriorate gegen den Großmeister. Wahl Kaiser Paul's und Verzichtleistung des Herrn von Hompesch. Französische Regierung auf Malta; Insurrection des Landvolkes unter dem Beistand von England und Neapel. Blocade und Capitulation der Festungen.

(1798 bis 9. September 1800.)

Die Nachricht von der Uebergabe Malta's erfüllte in ganz Europa die Gemüther mit Erstaunen, Bestürzung, Erbitterung. Daß eine der stärksten Festungen der Welt, die man seit Jahrhunderten gewissermaßen als das Bollwerk der Christenheit betrachtet und für uneinnehmbar gehalten; eine Festung, in dem vortrefflichsten Zustande, mit Geschütz und Kriegsbedarf aller Art reichlich versehen, wo die Masse des Volkes der bestehenden Regierung ergeben.

durch mancherlei Interessen an sie geknüpft, revolutionairen Principien abhold war; eine Festung endlich, in der Hut der Blüte des europäischen Adels aller Nationen — daß eine solche Festung, der Schauplatz glänzenden und unvergänglichen Ruhmes, durch glorreichen Heldenmuth geweiht, reich an erhebenden Erinnerungen und anregenden Beispielen, nach einem nicht zwölf Stunden währenden, einer bloßen Demonstration und Drohung vielmehr als einer eigentlichen Belagerung ähnlichen Angriffe, ohne Gegenwehr, beinahe ohne einen Schuß, dem Feinde überliefert worden war, mußte allgemeinen Unwillen erregen. Es mußte dies um so mehr in einer Zeit, die an militairischem Glanze bereits so reich war und in welcher die Ehre eines Ordens, dessen Bestimmung der Kampf und welchem, was auch immer man ihm zur Last legen mochte, ritterliche Gesinnung stets innegewohnt hatte, nun mit einem Male unrettbar verloren schien. Dazu kam das von allen Seiten und aus dem Innern des Instituts selbst sich erhebende Geschrei über Verrath und die tausendfachen Anschuldigungen und Recriminationen, welche in Zeitungen und Flugschriften laut wurden und wozu die jüngsten Vorgänge auf der Insel und das Benehmen Einzelner leider nur zu reichlichen Stoff boten. Einer beklagenswerthen Katastrophe folgte ein nicht minder trauriger, viel Schwäche und Haltungslosigkeit an den Tag bringender innerer Zwist.

Das russisch-polnische Großpriorat, das jüngste von allen, war das erste, welches sein Manifest erließ. Des Schutzes des Kaisers, des Protectors des Ordens, gewiß, protestirte es am 28. August (9. September) feierlich gegen jeden, den Grundgesetzen des Instituts zuwiderlaufenden, aus der Felonie, dem Verrathe, der Ehrlosigkeit Derjenigen,

die den alten Ruhm des Ordens befleckt, hervorgegangenen Act, sagte sich von jeder Gemeinschaft mit ihnen los und erklärte, daß es künftig nur Solche als Brüder anerkennen werde, welche die nämlichen Gesinnungen theilten und bekennten. Durch ein Manifest von demselben Tage erklärten die Ritter Ferdinand von Hompesch „der sinnlosesten Fahrlässigkeit schuldig oder Theilnahme am Verrathe Derer, die den Orden verkauft"; sie erklärten ferner, daß sie ihn als des Ranges, zu dem sie ihn erhoben, verlustig und sich selber, kraft ihrer Verfassung, von dem Eide des Gehorsams, den sie ihm geleistet, entbunden betrachteten, und luden alle Ordensgenossen der übrigen Großpriorate ein, sich mit ihnen zu einem Schritte zu vereinigen, den ihre Ehre unerläßlich gemacht habe und dessen sie sich nicht hätten enthalten können, „ohne der Schande theilhaft zu werden, welche Hompesch, Ransijat, St. Tropez u. A. in vollem Maße verdient." Kaiser Paul bestätigte am 10. September den Protestationsact und gelobte, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um zum Wohle der Christenheit im Allgemeinen und jedes wohlgeregelten Staates insbesondere dem Orden wieder zu seiner frühern ehrenvollen Stellung zu verhelfen. Zugleich aber beauftragte er seine Gesandten an den fremden Höfen, zu erklären, daß jede Idee, die Rechte der andern betheiligten Nationen zu schmälern, ihm fern liege. *) Die entschiedenen oder, wenn man will, heftigen Ausdrücke, in denen das, offenbar unter dem persönlichen Einflusse der kaiserlichen Gesinnung entstandene Manifest des Großpriorats abgefaßt war, sprach die öffentliche Meinung aus, wie sie beim größten Theile der Eu-

*) Schöll V. 282 ff. Miège III. 578.

theiligten und dem Publicum im Allgemeinen bestand. Von allen Seiten des Kleinmuths, der Feigheit, ja der Verrätherei um persönlicher Interessen willen beschuldigt, glaubte der Großmeister sich rechtfertigen zu müssen. Er that es, etwas spät, in folgender, am 12. October von Triest aus (wo er, so weit die Umstände es zuließen, mit den daselbst anwesenden Rittern einen provisorischen Convent eingerichtet hatte) erlassenen Proclamation:

„Der Großmeister des Ordens von St. Johann von Jerusalem, in seinem Namen sowol wie in dem des ganzen Ordens, dessen rechtmäßiger Chef und Repräsentant er ist, protestirt vor Gott und allen Souverainen und im Angesichte der ganzen Welt, gegen die Wirkungen der innern Umwälzung, welche die französische Republik auf der Insel Malta veranlaßt hat, gegen die Verführung, mittelst welcher diese Republik einige Mitglieder besagten Ordens verkehrt, eine Menge von Bewohnern der Stadt herangezogen, die Treue des Volkes umgangen und getäuscht, die Vertheidigungsmittel vergeblich und die militairischen Vorkehrungen unnütz gemacht hat. Er protestirt gegen den feindlichen Angriff der Truppen in einem Moment, wo der Orden die Pflichten der Neutralität und der zuvorkommendsten Gastfreundschaft gegen sie ausübte, und gegen die offenbare und ungerechte Usurpirung des Eigenthums und der Rechte. Er protestirt förmlich gegen eine böslicherweise „Convention" betitelte Schrift, die in der Form, welche man kennt, von dem Obergeneral Buonaparte entworfen und dictirt worden, welche Schrift nichts als ein durch Verräther, deren der Feind sich zur Erreichung seiner Absichten bediente, gewaltsam aufgedrungenes Gesetz ist, indem die französischen und maltesischen Deputirten und übrigen Ver-

räther dadurch dem Großmeister und seinem Conseil die Macht nahmen, erwähnte Convention zu untersuchen und zu verwerfen. Besonders protestirt er gegen die Abreise von der Insel, wozu er genöthigt worden, indem er nie sich angemaßt, noch sich anmaßen konnte, die Souverainetät über dieselbe irgend einer Macht abzutreten ohne Zustimmung Sr. Majestät des Königs beider Sicilien, welchem allein die Oberlehnsherrlichkeit über Malta zusteht, er hingegen, wie auch früher der Fall gewesen, sich zur Huldigung verpflichtet hält, welche der Orden dem Könige für einen Besitz zu leisten hat, auf welchen derselbe immer seine Rechte bewahrte. Der genannte Großmeister protestirt namentlich gegen Alles, was ihn im zweiten Artikel der erwähnten Convention persönlich betrifft und welches böswilligerweise ersonnen und zu Nebenzwecken eingeschoben worden ist, sowol was sich auf pecuniäre Entschädigung, wie auf eine durch französischen Einfluß ihm in Aussicht gestellte Souverainetät bezieht, indem er alles Dies verabscheut und auf immer verwirft als Etwas, was er nie verlangt, noch auf irgend eine Art bedungen. Endlich protestirt er gegen alle und jede öffentliche wie Privatacte, die sich auf die angebliche, durch Gewalt entrissene Convention gründen, und betrachtet sie in Gemäßheit des Völkerrechts als völlig null und nichtig. Und damit die gegenwärtige, förmliche und feierliche Protestation, beabsichtigt und beschlossen vom ersten Augenblicke an, wo, unter dem Schutze des erhabenen Kaisers und Königes, der Orden und dessen Oberhaupt die freie Ausübung ihrer Gesinnungen und Willensmeinung in dieser Stadt Triest wiedererlangt haben, bekannt und offenkundig werde, erst Demjenigen, welchem ohne Widerspruch die Oberlehnsherrlichkeit über Malta gehört, sodann allen

dem Orden befreundeten und ihn beschützenden Mächten, legt der Großmeister in seinem Namen wie in dem des ganzen Ordens dieselbe ehrerbietig Sr. Majestät dem König beider Sicilien vor, wie er sie allen übrigen Souverainen vorlegen wird." *)

Dieser Einspruch, der mit dem von Herrn von Hompesch während der letzten Tage seines Aufenthalts auf der Insel beobachteten Verfahren, und namentlich mit den daselbst von ihm getroffenen pecuniären Anordnungen, wenig im Einklang stand, war unvermögend, das neue, über ihn heraufziehende Gewitter zu beschwören. Die öffentliche Meinung, wie die Stimmung eines großen Theiles der Ordensglieder waren ihm zu sehr entgegen. Am 24. October erließ der Großprior von Deutschland von seiner Residenz Heitersheim aus, im Verein mit den Baillis und übrigen Mitgliedern der deutschen Zunge, eine officielle Antwort an das russische Großpriorat. Nachdem sie darin ihre volle Uebereinstimmung mit den in der Protestation vom 28. August ausgesprochenen Principien und ihre Erkenntlichkeit gegen den Kaiser von Rußland ausgedrückt, verweisen sie auf die Zusammenberufung eines Generalkapitels des Ordens, um vor demselben die Verräther, die dessen Annalen befleckt, zur Rechenschaft zu ziehen. Jede definitive Maßregel aber, welche mit den Gesetzen des Ordens nicht genau übereinstimme, müsse Gegenstand der Verhandlung zwischen den Höfen werden, unter deren Schutz sie ständen. Ein diese Antwort begleitendes Schreiben des Fürsten legt speciell den Weg dar, welchen die deutsche Zunge und der kaiserliche Hof eingeschlagen zu sehen wünscht. Zwei Er-

*) Miège III. 590.

treme seien zu vermeiden. Zu viel Nachgiebigkeit gegen Die, welchen man die traurigen Ereignisse des vergangenen Juni schuldgebe, würde sie in der öffentlichen Meinung verlieren; Uebereilung aber in den Maßregeln gegen dieselben könne eine Spaltung herbeiführen und ihnen die Anklage der Animosität und Leidenschaftlichkeit zuziehen. Das Heil des Ordens könne nur vom Norden kommen. Der wiener Hof habe zu viele Rücksichten für den petersburger, um sich demselben nicht in Bezug auf die Absichten des Kaisers hinsichtlich eines Instituts, an dessen Spitze er sich gestellt, gefällig zu bezeigen. Zur Aufrechthaltung der constitutionellen Formen des Ordens sei nichts Anderes zu thun, als unter dem Schutze der großen Mächte die Maßregeln zu bestimmen, welche, indem sie es dem Großmeister möglich machen würden, vor einem Generalkapitel sich zu rechtfertigen, dem Orden eine provisorische Centralregierung geben und dem unglücklichen Oberhaupte desselben unnöthige Demüthigung ersparen, während sie die deutschen Priorate vor einem Schisma schützen, welches der Vorläufer unvermeidlicher Auflösung sein würde.*)

Das von dem deutschen Großpriorat angedeutete Verfahren war ohne Zweifel das passendste, gerechteste und das einzige, welches der constitutionellen Form des Ordens und den Rechten der verschiedenen Zungen entsprach. In einem an den Bailli Grafen Litta am 5. November erlassenen Breve drückte der greise Papst Pius VI., der damals, mit Gewalt von Rom weggeführt, in der Certosa bei Florenz gefangen gehalten wurde, die nämlichen Gesinnungen aus, ohne freilich die Verfahrungsweise so genau zu bestimmen.

*) Miège III. 591.

Die Ungeduld Kaiser Paul's trieb aber das russische Großpriorat zu einem ebenso unrechtmäßigen wie gewagten Schritte. Am 27. October (8. November) erwählte es Paul I. zum Großmeister des Ordens von St. Johann von Jerusalem. Die Wahlurkunde war in folgenden Worten abgefaßt:

„Wir Baillis, Großkreuze, Commandeurs und Ritter des Ordens von St. Johann von Jerusalem, gegenwärtig in dieser Residenz von St.-Petersburg, nachdem wir die bedrängte Lage unseres Ordens, den völligen Mangel an Mitteln, den Verlust seiner Residenz und Souverainetät, die Zerstreuung seiner ohne Haupt und ohne Vereinigungspunkt umherirrenden Mitglieder, die bedrohenden Gefahren und die usurpatorischen Plane, welche die Hinwegnahme seines Eigenthums und seinen völligen Ruin bezwecken, in Betracht gezogen und um dieser Gründe willen aller von Gott uns verliehenen Hülfsmittel uns bedienen wollen und müssen, durch deren Anwendung wir der Zerstörung eines so alten wie berühmten Ordens, der die Elite des Adels vereinigt und der Christenheit so viele Dienste geleistet hat, zuvorkommen können; eines Ordens, dessen Statuten auf den guten Grundsätzen beruhen, welche die besten Stützen legitimer Herrschaft sind und dessen Erhaltung uns obliegt; erfüllt von Dankbarkeit gegen Se. Majestät den Kaiser von Rußland wegen seiner Gesinnungen gegen den Orden und der Wohlthaten, die er demselben erwiesen hat; voll Hochachtung für seine Tugenden gleichwie voll Vertrauen in sein heiliges Versprechen, nicht nur uns in unsern Stiftungen, Privilegien und Ehren erhalten, sondern auch Alles, was in seiner Macht steht, aufwenden zu wollen, um unserm Orden wieder zu der ehrenvollen Stellung zu verhelfen, die

er einnahm und in welcher er zum Wohle der Christenheit im Allgemeinen und jedes gutregierten Staates im Besondern beitrug; in Betracht endlich der Unmöglichkeit, worin die Zerstreuung der Mitglieder uns versetzt, unter den gegenwärtigen Umständen die durch die Constitution und Statuten vorgeschriebenen alten Formen und Gebräuche zu befolgen, und dennoch Willens, durch Ernennung eines Nachfolgers d'Aubusson's, L'Isle=Adam's und La Valette's dem Orden die mit seiner Souverainetät verbundene Würde und Macht zu sichern: Wir, Baillis, Großkreuze, Commandeurs und Ritter des russischen Großpriorats und andere Mitglieder des Ordens von St. Johann von Jerusalem, zu St.=Petersburg unserer Residenz versammelt, in unserm Namen sowol wie in dem der übrigen Zungen und Großpriorate im Allgemeinen und eines jeden ihrer Glieder im Besondern, die sich durch feste Uebereinstimmung mit unsern Principien uns anschließen, ernennen in Betracht alles Obigen Se. Majestät den Kaiser von Rußland zum Großmeister des Ordens von St. Johann von Jerusalem. Kraft gegenwärtiger Proclamation versprechen wir, in Gemäßheit unserer Gesetze und Statuten und durch eine feierliche und heilige Versicherung, Sr. Majestät dem Kaiser, als unserm Großmeister, Gehorsam, Unterwürfigkeit und Treue." Am 13. (25.) November nahm der Kaiser durch eine öffentliche Erklärung die Wahl an. *)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dies Verfahren ein höchst unregelmäßiges war. So groß auch immer des Herrn von Hompesch Verschulden sein mochte, so foderten doch Gerechtigkeit und Billigkeit, sowie die Ehre, ja das

*) Schöll V. 234. Mièges III. 593.

Interesse des Ordens, daß er gehört wurde. Die deutsche Zunge hatte dies klar ausgesprochen. Statt dessen verfuhr ein einzelnes Großpriorat auf die unordentlichste Weise, nahm das Oberhaupt des Ordens als per se abgesetzt an und bestellte aus eigener Machtvollkommenheit einen neuen Großmeister, einen fremden Souverain, einen Akatholiken, ohne die von Alters her durch die Statuten vorgeschriebene Wahl und Beistimmung der Zungen. Zudem ging dieser Act von einem Priorate aus, das eben erst entstanden und vom gesammten Orden noch nicht einmal förmlich anerkannt worden war. Das Schisma war also da und nur durch das Einschreiten der Mächte konnte dessen schlimmen Folgen vorgebeugt werden. So wenig erwünscht es auch dem wiener Hofe sein mochte, Paul an der Spitze des Ordens zu sehen, so hatte er doch, wie das Schreiben des Großpriors von Deutschland es ausgedrückt, zu viele Rücksichten auf dessen Wünsche zu nehmen, um ihm in einer solchen Sache, die inmitten der wichtigen politischen Conjuncturen jener Tage doch immer eine Nebensache war, opponirend in den Weg zu treten. Es galt also, Herrn von Hompesch zur freiwilligen Niederlegung seiner Würde zu bestimmen. Es ist begreiflich, daß dieser nicht daran wollte. Die Unterhandlung zog sich in die Länge. Im Juni 1799 endlich wurde ihm von Seiten des wiener Cabinets kategorisch angezeigt: es sei jetzt keine Zeit mehr, zu temporisiren und zu unterhandeln. Man erwarte von ihm, daß er zugleich für den Römisch-Deutschen Kaiser wie für den Kaiser Paul auf seine Würde Verzicht leiste; weigere er sich, so werde der Kaiser ihn als persönlichen Feind betrachten und als Staatsgefangenen behandeln. Herr von Hompesch abdicirte am 9. Juli und meldete dies den beiden

Höfen in besondern Schreiben. Was er auch immer gefehlt haben mochte, in diesem Moment war er nicht ohne Würde. „Gebeugt unter der Last des Unglücks, das mich niederdrückt", schreibt er dem Kaiser Franz, „kann blos die innerliche Ueberzeugung, insoweit die Natur und der rasche Gang der Begebenheiten mir die Macht gelassen, die Pflichten meiner Stellung gewissenhaft erfüllt zu haben, mich davor bewahren, meinem traurigen Geschick zu unterliegen, und mir zu einigem Troste gereichen. Dasselbe Bewußtsein meiner Pflichten gegen den Orden, den unter meiner Leitung so schreckliche Katastrophen betroffen haben, verpflichtet mich auch, mich seiner Wohlfahrt, seiner Wiederherstellung und Erhaltung in seinen hergebrachten Rechten, Statuten und Privilegien zu opfern, indem ich die Würde, die ich bekleide, freiwillig niederlege und durch diesen Act die Ritter dieses hohen Ordens der Pflichten gegen ihr unglückliches Oberhaupt entbinde. Ich bitte folglich Ew. Kaiserlich Königliche Majestät, gegenwärtige Erklärung zu genehmigen, in derselben die Anhänglichkeit an meine Pflichten und an das Wohl der allgemeinen Sache, welche mir sie eingegeben hat, zu erkennen und ihr bei dem Kaiser aller Reußen Geltung zu verschaffen, unter dessen mächtigen Auspizien der Orden von St. Johann von Jerusalem wieder aufleben wird, und dessen großmüthige Bemühungen für das Wohl dieses Ordens zu segnen ich selber der Erste gewesen bin." *)

Lange bevor Herr von Hompesch diese Entsagungsurkunde erließ, und kurze Zeit nach der Annahme der Großmeisterwürde, gab Kaiser Paul durch eine Proclamation

*) Miège III. 596.

vom 29. November (11. December) 1798 eine Probe von Dem, was er für den Orden zu thun Sinnes war. Ein schon oben erwähntes früheres Project wieder aufnehmend, stiftete er ein zweites Großpriorat für Ritter der griechischen Kirche mit 98 Commenden, denen er 216,000 Rubel jährlicher Einkünfte anwies. Nach der Idee des Kaisers sollte der Orden das erste militairische Institut Europas bilden, ein Centrum für den Adel aller Nationen. Doch sollten auch Nichtadelige nicht ausgeschlossen werden, wenn sie durch Erziehung und Kenntnisse zu den höhern Ständen gehörten. Die Statuten des Ordens und die ganze Basis desselben hätten bei dieser neuen Organisation eine beinahe völlige Umgestaltung erfahren. In St.-Petersburg, welches künftig der Sitz des Ordens sein sollte, beabsichtigte der Kaiser eine mit demselben zusammenhängende und von ihm geleitete Ritterakademie zu stiften, welche Krieger, Seeleute, Diplomaten und Gelehrte zu bilden bestimmt war; ritterliche Uebungen sollten alle Classen mit einander gemein haben. Die mathematischen Wissenschaften sollten bei der Erziehung besonders berücksichtigt werden. Zum Spitaldienst waren sämmtliche Ritter verpflichtet. Kein christlicher Cultus war ausgeschlossen; die Katholiken sollten wie bisher zeitliche Gelübde ablegen; Commenden nur an Unverheirathete vergeben werden können.

Auf andere Weise noch war der Kaiser für den Orden thätig. Als der Herzog von Pfalz-Zweibrücken, Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern geworden, hob er das von seinem Vorgänger gestiftete Großpriorat auf und gab den Gütern desselben eine andere Bestimmung. Paul beschwerte sich über dies Verfahren, und sein Bevollmächtigter, der Bailli von Flachslanden, schloß zu München am

12. Juli 1799 mit dem Minister von Montgelas einen Vertrag, wodurch der Orden in den Herzogthümern Baiern, Sulzbach, Pfalz-Neuburg und der Oberpfalz auf den frühern Fuß hergestellt wurde. Der Kurfürst erkannte den Kaiser in seiner Eigenschaft als Großmeister an. In Gemäßheit einer spätern Uebereinkunft sollten das russische und bairische Priorat zu einer anglo-bavaro-russischen Zunge vereinigt und immer einem Prinzen des kurfürstlichen Hauses, vorerst dem zweitgeborenen Sohne, Prinzen Karl Theodor, übertragen werden.

Während auf solche Weise der Johanniterorden nur durch Aufopferung seiner Selbständigkeit der Katastrophe entging, welche seine ganze Existenz bedrohte, ereigneten sich auf der Insel Malta Vorfälle von großer Wichtigkeit, die mit den Schicksalen des Ordens im engsten Zusammenhange stehen. Napoleon Buonaparte verweilte nur wenige Tage auf der Insel. Die Verweisung der diplomatischen Agenten Rußlands und Englands, und verschiedener Consularagenten, war eine der ersten Maßregeln. Der französische Gesandte in Neapel erhielt den Auftrag, dem Könige beider Sicilien die Besetzung Malta's einfach anzuzeigen, mit dem Zusatz, daß man auf die Fortdauer der bisherigen Verhältnisse hinsichtlich der Verproviantirung von Sicilien aus baue und daß man seine souverainen Rechte anerkennen werde, wenn er mit denen der Römischen Republik auf Neapel als Nachfolgerin der Papstgewalt ein Gleiches thun wolle. Verschiedenen Rittern wurde der fernere Aufenthalt gestattet; eine Menge Personen, die wegen politischer Meinungen verbannt worden, wurden zurückberufen. Nachdem man den Beamten und der Geistlichkeit den Eid der Treue gegen die französische Republik abgefodert, wurde die Admi-

nistration in allen ihren Zweigen neu geordnet. Die oberste Gewalt blieb in den Händen eines mit dem Militaircommando beauftragten Divisionsgenerals, Vaubois. Die gesetzgebende Gewalt wurde einer aus neun Mitgliedern, meist Maltesern, zusammengesetzten Regierungscommission anvertraut, an deren Spitze der Commandeur Bosredon de Ransijat als Präsident stand. Sie sollte über die Abgaben und Zölle, die bürgerliche und gerichtliche Administration, die Verproviantirung, das Medicinalwesen und den öffentlichen Unterricht zu verfügen haben. Die ausübende Gewalt war einem Gouvernementscommissar übergeben, dem nachmals oft genannten Regnaud de St.-Jean d'Angely. Die Municipalverfassung wurde gleichfalls neu organisirt. Die Vorkehrungen, welche sich auf die Geistlichkeit und die kirchlichen Verhältnisse bezogen, verletzten in vielen Punkten das Volk, namentlich die Landbewohner, welche vom ersten Augenblicke an den Franzosen abgeneigt gewesen waren und, wie schon oben gesagt, nur mit Mühe in Ruhe gehalten werden konnten. Alle Geistlichen, Mönche und Nonnen, die nicht auf den Inseln geboren waren, mußten dieselben innerhalb zehn Tagen verlassen; vor dem dreißigsten Jahre sollte Keiner die religiösen Gelübde ablegen; nur Ein Kloster eines und desselben Ordens sollte auf der Insel bestehen und das Eigenthum der aufgehobenen zu wohlthätigen Zwecken verwandt werden. Alle Privatstiftungen wurden annullirt, die bischöfliche Gerichtsbarkeit sehr beschränkt. Die Wegnahme des silbernen und goldenen Schmuckes und der Edelsteine der Kirchen, des Silberzeugs der Ritterwohnungen und des großen Spitals, der dem Orden gehörenden, zum Theil historischen Prunkstücke verstärkte den übeln Eindruck dieser weder dem Charakter und den Sitten des

Volkes, noch den Umständen angemessenen Maßregeln. Kurz, die Anfänge der französischen Verwaltung verhießen schon wenig Gutes.

Gedrängt durch die Nachrichten von der englischen Flotte, welche unter Horatio Nelson's Commando der französischen Escadre folgte, verließ Buonaparte am 18. Juni den Hafen von Malta, wo er gegen 5000 Mann Truppen unter dem General Vaubois zurückließ. Am 1. Juli landete er an der ägyptischen Küste, am 21. siegte er in der Pyramidenschlacht, am 1. August zerstörte Nelson bei Abukir die französische Flotte. Die traurigen Reste derselben, das Linienschiff Guillaume Tell und die Fregatten Diane und La Justice wurden vom Contreadmiral de Villeneuve, dem nämlichen, der sieben Jahre später in einem für Frankreichs Marine gleich verhängnißvollen Kampfe, bei Trafalgar, wiederum Nelson gegenüber sich befand, nach Malta zurückgeführt. Bereits kreuzten englische Fahrzeuge in dem Kanale, der die Insel von Sicilien trennt, und in Folge einer Reihe unverständiger und drückender Maßregeln, wodurch die Rechte des Volkes immer mehr verletzt wurden, wie der Theurung, die durch die Schwierigkeit der Verproviantirung bei der anfangs unentschiedenen, dann feindlichen Haltung Neapels veranlaßt und durch Unordnung in der finanziellen Verwaltung vermehrt ward, endlich bei der unklugen Uneinigkeit der Behörden unter einander waren die Unzufriedenheit und die Abneigung der Malteser gegen das ihnen aufgedrungene neue Regiment schon aufs äußerste gestiegen. Die vom Gouvernement verordnete Ausplünderung der Carmeliterkirche in Rabatto, einem mit der Città notabile zusammenhangenden Orte, gab am 2. September das Signal zu offener Empörung. In allen Dörfern wurden die

Sturmglocken geläutet, überall griff das Landvolk zu den Waffen, riß die französischen Fahnen nieder, pflanzte die maltesischen Banner auf. Am folgenden Morgen schon war die Città notabile genommen, die kleine Garnison niedergemetzelt. Aus nahen wie entfernten Casalen strömten die bewaffneten Bewohner herbei. Ein aus der Hauptstadt ausrückendes Corps wurde mit Verlust zurückgeschlagen, aus den Magazinen der Cotonera wußte man sich Pulver zu verschaffen, die Wasserleitung wurde gesperrt, verschiedene Punkte der Stadt selbst bedroht, der Aufstand auf der ganzen Insel wie auf dem nahen Gozo organisirt. Am 5. September steckten die Insurgenten die sicilische Flagge auf, sandten Deputirte an den König Ferdinand, den sie, als ihren Souverain, um Billigung ihres Benehmens und Unterstützung baten, und verkündigten in einem Manifest die Gründe des Aufstandes und ihre vielen Beschwerden gegen die französische Regierung. Zugleich gab man dem englischen Geschwader Nachricht von dem Vorgefallenen.

Am 18. September begann die Blokade von Malta durch eine portugiesische Escadre unter dem Befehle des Marquis de Nizza. Gleich darauf erschien Nelson's siegreiche Flotte. Eine Auffoderung zur Uebergabe wurde von den beiden Admiralen an Vaubois gerichtet; da sie nichts fruchtete, segelte Nelson am 27. nach Neapel, um seine beschädigten Schiffe ausbessern zu lassen. Den Insurgenten führten die Bundesgenossen Lebensmittel und Kriegsbedarf zu, während die Stadt schon Mangel zu leiden begann. Ein Ausfall der Besatzung mislang. Unterdessen war die Nachricht von der Protestation Rußlands gegen die Uebergabe der Inseln an die Franzosen bekannt worden, wie auch Neapels Kriegserklärung an Frankreich und Zusage von Beistand. Am

24. October war Nelson zurück und übertrug die Leitung der Blokade dem Commodore Sir Alexander Ball, welchem am 27. das ausgehungerte Gozo sich ergab. Der französische General suchte allerwärts Beistand: Regnaud selbst begab sich nach Frankreich, aber nur wenigen Fahrzeugen und Transportschiffen gelang es, die Wachsamkeit der Kreuzer zu täuschen und den Hafen zu erreichen. Die Ausweisung eines Theiles der Bevölkerung der Stadt wurde nothwendig; ein zweiter Ausfall auf die vom Feinde errichteten Batterien, die den Werken vielen Schaden zuzufügen begannen, mislang am 20. November. Zwei neapolitanische Fregatten und eine Corvette verstärkten die Escadre, welche einen Theil des Decembers hindurch die Stadt bombardirte, ohne aber vielen Schaden anzurichten. Die Lage der Franzosen wurde inzwischen immer bedrängter; denn die Zufuhr an Lebensmitteln war unzureichend, die Mittel der Bewohner waren erschöpft, der Dienst in den Spitälern konnte nicht mehr ordentlich versehen werden und ein Theil der Depositen des Leihhauses wurde von der Verwaltung in Anspruch genommen. So ging das für Malta verhängnißvolle Jahr 1798 zu Ende. In den letzten Monaten desselben, während Buonaparte nach Syrien zog, hatte ein großer Theil Europas sich gegen Frankreich verbündet: auf allen Seiten wurde gerüstet.

Während im Januar des folgenden Jahres in Neapel die Revolution ausbrach und die königliche Familie nach Sicilien flüchtete, gewannen die Engländer, namentlich durch Ball's große Klugheit und Gewandtheit, immer mehr Einfluß auf Malta, und auf der Città notabile flatterte nun auch Englands Banner. Unter Ball's Präsidentschaft bildete sich ein Nationalcongreß, aus den Repräsentanten des

Klerus und der Magistratur, dem Deputirten der Città notabile und zwanzig Deputirten der Casale, und obgleich England für gut fand, die Souverainetät des Königs beider Sicilien förmlich anzuerkennen, so blieb doch die Leitung der Angelegenheiten in britischen Händen, indem Sir Alexander Ball mit dem Titel eines Gouverneurs im Namen Sr. Sicilischen Majestät das oberste Commando führte. Das russische Cabinet erklärte, es werde ein Truppencorps nach Malta senden, um sich den Belagerern anzuschließen. Ein mislungener Angriff auf die Cotonera zeigte aber, daß, auch bei Vermehrung der Truppen, durch Gewalt nichts auszurichten sei und man erwarten müsse, bis Hunger die Besatzung zur Capitulation nöthigte. Vom Spätsommer an, wo die Blokade ein Jahr lang gewährt, stieg die Noth wirklich aufs äußerste und es war vorauszusehen, daß alle Hülfsmittel binnen kurzem erschöpft sein würden. Die Unfälle der französischen Waffen in Italien hatten die Aussicht auf Entsatz wenn nicht genommen, doch sehr gemindert, und erst mit Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten und Massena's und Brune's Siegen stieg die Hoffnung wieder. Krankheiten richteten unter Garnison und Einwohnern große Verheerung an: die Truppen waren gegen das Ende des Jahres auf trockenes Brot beschränkt; nur wenig Oel war vorhanden und mit Mühe verschaffte man sich kleine Quantitäten Fische. Die Uniformen waren meist in Fetzen, und Alles, was von Zeuchen und Kleidungsstücken in den Magazinen, im Leihhause und in Privathäusern sich vorfand, wurde aufgeboten. Doch machte Vaubois, wiederholter Vorschläge ungeachtet, keine Miene, den Platz übergeben zu wollen, und die Nachricht, daß ein vom Contreadmiral Perrée escortirter Convoi von der Regierung ab-

gesandt worden sei, Malta zu Hülfe zu kommen, erhöhte Muth wie Hoffnung.

Rußland fuhr unterdeß fort, Malta nicht außer Augen zu lassen. Der Chev. Italinski, Gesandter am sicilischen Hofe, kam Ende Decembers mit einer Botschaft an den Nationalcongreß auf der Insel an. Am 30. verkündigte er in feierlicher Versammlung, wie Hr. v. Hompesch seine Würde niedergelegt und der Kaiser an die Spitze des Ordens getreten und von Oestreich und den befreundeten Mächten anerkannt worden sei; wie ein russisches Corps das Belagerungsheer verstärken und nach der Uebergabe Malta ein Großpriorat für den einheimischen Adel bilden werde, während der Hauptsitz des Ordens in St.-Petersburg bleibe. Die Inseln sollten eine nationale Regierung, nach ihren alten Gesetzen und mit Bewahrung ihrer früheren Privilegien, unter einem vom Großmeister zu bestellenden Gouverneur erhalten. Das Resultat dieses Schrittes war eine bloße Dankadresse des Congresses an den Kaiser und den König von England, mit dem Gesuche, den Commodore Ball in seiner bisherigen Stellung zu belassen. Während dieser Vorgänge hatte die Revolution vom 18. Brumaire das Directorium gestürzt, und der 22. Frimaire (13. December) Napoleon Buonaparte als ersten Consul an die Spitze der Republik gestellt. Diese Nachricht kam zugleich an mit der Kunde, daß der Contreadmiral Perrée von den Engländern geschlagen und der Convoi zerstreut worden sei. Es galt nun, die letzten Mittel zu gebrauchen, die Belagerten aus ihrer fast verzweifelten Lage zu reißen. Man wollte vorerst das noch im Hafen liegende Linienschiff, den Tell, nach Toulon senden, um neue Hülfe zu beschleunigen; am Abend des

29. März 1800 lief es aus, aber schon am folgenden Tage war es in den Händen der Feinde *). In der Noth griff man zu den äußersten Maßregeln: 2700 Individuen, großentheils Weiber und Kinder, wurden ausgewiesen, aber die Belagerer trieben sie bis zu den Linien zurück, und Vaubois war genöthigt, ihnen wieder die Thore zu öffnen, wollte er sie nicht vor den Mauern verhungern sehn. Zwei englische Regimenter unter dem General Graham, und ein neapolitanisches, hatten die Landtruppen, mehre Schiffe die Escadre verstärkt. Dann und wann lief noch ein einzelnes Fahrzeug in den Hafen ein; aber diese Hülfe war zu gering. Das Wasser in den Cisternen fing an zu fehlen, die Offiziere besaßen nichts als die Uniform, welche sie trugen; Haussuchungen hatten beinahe keine Hülfsquellen mehr geliefert. Noch zählte man 8000 Einwohner, denen man Brot oder Getreide liefern mußte. Holz war nicht mehr vorhanden; selbst Fahrzeuge, die im Hafen lagen, hatte man zerstückt und das Material zum Brennen verbraucht. Alle Pferde, Maulthiere, Esel, Hunde und was sonst von Thieren aufzutreiben, war verzehrt. Dennoch hielt die Garnison aus, und erst nachdem die feindlichen Batterien bei den Häfen in solchem Maße sich gemehrt, daß ihr Kreuzfeuer alle Punkte bestrich, und als man nur noch bis zum 9. September Brot hatte, ließ General Vaubois am 4. September die Feindseligkeiten einstellen. Am nämlichen Tage wurde die Capitulation

*) Im Winter 1841—42 hörte ich den mehr denn neunzigjährigen Lord Lynedoch (General Graham) das Auslaufen des Guillaume Tell und die von den Engländern darauf gemachte Jagd mit so großer Lebendigkeit wie Anschaulichkeit erzählen.

abgeschlossen. Sie bewilligte der Garnison den Abzug nach Frankreich mit allen Kriegsehren. Die Engländer allein schlossen mit Vaubois und Villeneuve den Vertrag und besetzten am 5. die Forts: von der Theilnahme der sicilianischen Truppen und der Malteser war nicht die Rede. Sir Alex. Ball hielt, als Gouverneur des Königs von Neapel, einen feierlichen Einzug in La Valette. Am 9. September schiffte man die französische Garnison nach Toulon ein.

So war, nach einer zweijährigen Belagerung, der wichtigste Platz des Mittelmeers in Englands Gewalt. Die passive Rolle, welche die Krone Sicilien und die Bewohner der Insel, die beide an der Blokade thätigen Antheil genommen, bei der Uebergabe gespielt hatten, war allerdings durch die Geschicklichkeit des englischen Bevollmächtigten herbeigeführt worden; es kam jetzt darauf an, ferner Früchte davon zu ziehn. Der erste Act von Ball's Verwaltung war die Vernichtung der ganzen durch die Franzosen bestellten Ordnung der Dinge, indem er die Verfassung und Gesetze, wie sie unter der Herrschaft des Ordens bestanden, wieder ins Leben rief. Bei dem Haß gegen die Franzosen wurde dies gerne gesehn. Das Elend war groß: Viele waren verarmt, und auch nach der Capitulation herrschte noch Mangel; verschiedene Maßregeln, welche pecuniäre Erleichterung schaffen, Getreide zu mäßigen Preisen liefern, den öffentlichen Verhältnissen die Sicherheit und Stetigkeit wiedergeben sollten, welche die Franzosen durch Wegnahme der Depositen des Leihhauses, durch gezwungene Anleihen u. s. w. zerstört hatten, mußten darum Beifall finden. Das neapolitaner Cabinet versuchte unterdessen seine Souverainetätsrechte geltend zu machen

aber England hinderte es factisch, wenn es auch diese von ihm selbst anerkannten Ansprüche dem Princip nach nicht zu bestreiten wagte. Mittlerweile wurde Sir Alex. Ball abberufen und der Befehlshaber der Truppen, Generalmajor Pigot, übernahm am 15. Februar 1801 interimistisch die Civilverwaltung. Ihm folgte am 15. Juli Sir Charles Cameron mit dem Titel eines Commissars Seiner britannischen Majestät. Von einem Gouvernement im Namen des Königs beider Sicilien war nicht ferner die Rede.

IV.

Verhältniß der Malteser zum Orden. Tod Kaiser Paul's. Ansprüche des Herrn v. Hompesch auf Wiedereinsetzung in seine Würde. Bestimmungen des Friedensschlusses zu Amiens in Betreff Malta's und des Ordens. Neue, durch den Papst vorgenommene Großmeisterwahl: Bart. Ruspoli, G. B. Tommasi. Englands Weigerung, Malta zu übergeben. Bruch des Friedens. Die Inseln in englischer Gewalt.

(1800 — Mai 1803.)

Wenn die Geschichtschreiber des Johanniterordens ein zu großes Bestreben an den Tag gelegt haben, die Gesinnungen der Bewohner Malta's gegen die Ritter günstiger darzustellen, als sie in der Wirklichkeit waren, so sind spätere Schriftsteller in den entgegengesetzten Irrthum verfallen. Als im J. 1530 Karl V. dem Orden die Inseln abtrat, waren, wie schon im Eingange berichtet worden, die Gemüther durchaus feindselig gestimmt. Mit

Recht beriefen die Malteser sich auf die im J. 1428 mit König Alfons von Aragon zu Valencia geschlossene Uebereinkunft, in welcher dieser in einer am 20. Juni ausgestellten Urkunde erklärte, daß die Inseln Malta und Gozo auf immer mit dem königlichen Demanium vereinigt bleiben und nie, unter welchem Vorwande und an welche Person es auch immer sein möchte, abgetreten werden sollten, sodaß, falls dieser Bestimmung von königlicher Seite zuwidergehandelt werden sollte, dem Volke von Malta bewaffneter Widerstand freistehe, ohne daß sie deshalb als Rebellen betrachtet werden dürften. Durch allmälige Concessionen hatten die Inseln eine große rechtliche wie factische Unabhängigkeit erlangt; sie waren von Abgaben und selbst von Donativen befreit, hatten freien Handel und Verkehr mit Sicilien, eine Municipalverwaltung als Volksrath mit sehr ausgedehnten Vollmachten und voller Befugniß hinsichtlich der Finanzen, nationale Gerichte, denen kein Einwohner entzogen werden konnte. Der König hielt im Castell St.-Angelo einen Castellan, dessen Jurisdiction sich aber nicht über die Gräben des Schlosses hinaus erstreckte. Unter dem Namen Università bestand eine aus Geschwornen, Juraten, zusammengesetzte Behörde, welcher die Regulirung des auf altem Abkommen beruhenden Privilegiums, aus Sicilien das für den Unterhalt erfoderliche Getreide zu beziehen, die Verwaltung der zu diesem Zwecke vorgeschossenen Capitalien und die Bestimmung des Verkaufpreises oblag. Eine Menge von Freiheiten und Vorrechten waren theils in Diplomen festgesetzt, theils beruhten sie auf alter Gewohnheit.

Als die zwischen dem Kaiser und dem Großmeister gepflogenen Unterhandlungen bekannt wurden, sandten die

Malteser Abgeordnete an den Vicekönig von Sicilien, um durch ihn ihre alten Privilegien und die Bewilligungen der aragonischen Könige bei Karl V. in Erinnerung zu bringen. Nachdem die Cession schon stattgefunden, nachdem bereits ein Mitglied des Ordens in das Castell aufgenommen worden, beschloß das Volk noch, am 16. Mai 1530, mit bewaffneter Hand zu widerstehn. Deputirte wurden nach Palermo gesandt, wo die Abgeordneten des Großmeisters am 29. desselben Monats in die Hände des Vicekönigs, Ettore Pignatelli, Fürsten von Monteleone, den Huldigungseid abgelegt hatten; dort hielt man sie mit Vorstellungen zurück, während Villiers de l'Isle Adam Commissare nach der Insel schickte, die sich endlich am 21. Juni mit dem Volksrath verständigten. Es wurde ein feierlicher Act aufgesetzt, des Inhalts, daß sämmtliche Privilegien, Freiheiten, Immunitäten und Gewohnheitsrechte, geschrieben und ungeschrieben, genau beachtet und das Volk wie bisher gemäß den sicilischen Gesetzen regiert werden sollte. Am 16. Juli bestätigten Großmeister und Ordensrath den Vertrag. Aber es entstanden bald Schwierigkeiten aller Art. Die Malteser wünschten selbst Mitglieder des Ordens werden zu können, worauf letzterer nicht einging. Schon unter l'Isle Adam wurden die Eintheilung der Insel, die Finanzverwaltung, die Rechtsverhältnisse u. s. w. wesentlich verändert; jeder folgende Großmeister modificirte mehr oder weniger die bestehenden Einrichtungen und, ihrer Vorstellungen und Klagen ungeachtet, verloren die Malteser manche ihrer Vorrechte, mußten sich fortwährend Eingriffe in die ihnen noch gebliebenen gefallen lassen und kamen allmälig in ein immer abhängigeres Verhältniß.

Indeß verfehlten sie auch nicht die Vortheile, welche der Orden auf so mannigfache Weise den Inseln brachte, in Betracht zu ziehn, obgleich sie von der Mehrzahl der Auszeichnungen, die derselbe bot, ausgeschlossen blieben. Die Stimmen für und gegen mochten getheilt sein; jedenfalls aber war ein großer Theil der Bevölkerung der bestehenden Ordnung der Dinge zugethan. Bei der Uebergabe an Buonaparte that diese Gesinnung sich unzweideutig kund. Die Härte einer französischen Militairoccupation, die Nichtachtung des öffentlichen wie Privateigenthums, das Elend während der langen Einschließung waren nicht gerade geeignet, sie zu schwächen. Zur Zeit der Blokade, nicht lange nachdem der Nationalcongreß sich gebildet, brachten die Anhänger des Ordens in diesem es dahin, daß zwei Deputirte nach Triest an Herrn v. Hompesch gesandt wurden, um ihn aufzufodern, mit seinen Rittern sich den Insurgenten anzuschließen und die Regierung wieder zu übernehmen. Sei es aber, daß dem ehemaligen Großmeister die Hände gebunden waren, oder daß er keine Lust hatte, in ein Unternehmen dieser Art sich einzulassen: eine für den Orden so günstige Conjunctur blieb unbenutzt, und die Malteser erhielten von dem ehemaligen Großmeister, außer einer Ladung Vorräthe, ein Schreiben mit dem Ausdrucke des Danks für ihre Anhänglichkeit und Treue.

Die Zeit rückte aber heran, wo das Schicksal der Inseln wie des Ordens Gegenstand ernstlicher Berathung ward. Kurze Zeit, nachdem (am 9. Februar 1801) Oestreich und das deutsche Reich in dem zu Luneville abgeschlossenen Frieden mit Frankreich sich vertragen, während zwischen England und den nordischen Continentalmächten

der verderbliche Krieg ausgebrochen war, welchen namentlich Kaiser Paul's, des nun auf französischer Seite stehenden, Behauptung der Rechte des neutralen Handels veranlaßt hatte, erlag dieser Herrscher Rußlands am 23. März einem gewaltsamen Tode. Der Johanniterorden war also ohne Haupt. Bald darauf erließ Paul's Nachfolger, Alexander, eine Proclamation, wodurch er den Grafen Soltykoff zum Stellvertreter des Großmeisters ernannte, bis die Wahl eines neuen Chefs nach den alten Formen und Statuten vor sich gehn könne, wozu er, im Einverständniß mit den dabei betheiligten Mächten, die Zusammenberufung eines allgemeinen Kapitels veranlassen werde. Zugleich erklärte er, daß er den Orden unter seinen kaiserlichen Schutz nehme, und daß die Großpriorate von Polen und Rußland in seinen Staaten in ihrer bisherigen Verfassung und mit denselben Rechten und Besitzungen ferner bestehn würden.

Herr von Hompesch glaubte die Gelegenheit günstig, mit den Ansprüchen auf Wiedereinsetzung in seine frühere Würde hervorzutreten. Sein heftigster Gegner, der russische Kaiser, war nicht mehr; Oestreich und Frankreich waren geeinigt; an England waren wiederholt Friedensvorschläge ergangen. Zu Porto di Fermo in der Mark Ancona in Zurückgezogenheit lebend, von den Gläubigern bedrängt, deren Foderungen er nicht zu befriedigen vermochte, wandte Hompesch sich Anfangs Mai an den wiener Hof, an den Papst, an den ersten Consul. Er bemühte sich darzustellen, wie seine Feinde den Kaiser gegen ihn eingenommen; er schrieb dem Großprior Colloredo und dem Minister Freiherrn von Thugut, Pius VII. sei ihm günstig, könne aber äußerer Verhältnisse wegen sich nicht aus-

sprechen, während er nicht zögern werde ihn anzuerkennen, wenn Oestreich ihn entschieden in seinen Schutz nehme. Der kaiserliche Hof aber, obschon dem ehemaligen Großmeister nicht gerade abgeneigt, hatte zu sehr dessen Schwäche erkannt, um ihn von neuem an der Spitze des Ordens sehn zu wollen; das nämliche Bedenken, wie die Abneigung gegen eine angebliche Creatur Oestreichs, hatte Buonaparte gegen ihn; Buonaparte, der am meisten Gelegenheit gehabt, ihn in seiner Rathlosigkeit und kläglichem Kleinmuth kennen zu lernen. England aber war gar nicht geneigt, die Inseln einem Herrscher zurückzugeben, dessen Hand sie so wenig vor dem Feinde zu schützen vermocht hatte. Wenn nun die großen Mächte Hompesch entgegen waren, so stand ihm ebensosehr die Abneigung des größten Theiles der Ritter selbst im Wege, der gegen die Wiedereinsetzung eines Großmeisters protestirte, welcher über einen so ruhmvollen Orden so viele Unehre gebracht hatte.

Unterdessen hatten, in Folge des am 28. März zu Florenz abgeschlossenen Friedens zwischen Frankreich und Neapel, die sicilischen Truppen Malta verlassen und England allein hielt von nun an die Inseln besetzt, welche durch Parlamentsbeschluß vom 11. Juni 1801 zu Europa gerechnet wurden, während man sie früher als einen Theil Afrikas betrachtete. Die Friedensunterhandlungen mit England hatten mittlerweile Fortgang, und am 1. October unterzeichneten Lord Hawkesbury (der am 16. März mit Herrn Addington das neue Ministerium gebildet hatte, welches der Pitt'schen Verwaltung folgte) und der französische Bevollmächtigte L. G. Otto zu London einen Präliminarfrieden, der auf dem Congreß, welcher sich am 1. December zu Amiens versammelte, ein definitiver werden

sollte. Hinsichtlich Malta's gab England vorläufig zu, daß die Insel geräumt und dem Johanniterorden zurückgegeben werden sollte, unter der Garantie und Protection einer im definitiven Friedensschluß zu bezeichnenden dritten Macht. Daß England diese Protection an Rußland zu übertragen wünschte, ließ es im Laufe der Unterhandlung deutlich durchblicken *).

Auf die Nachricht hin, daß es in der Absicht der Mächte liege, Malta dem Orden zurückzugeben, schrieb der Klerus der Insel dem Könige von England, wie dem ersten Consul seine Freude darüber auszudrücken, daß die Regierung der Ritter von St. Johann wieder beginnen und ihr „väterlicher Herrscher und Wohlthäter, ihr rechtmäßiger Regent und Fürst, Ferdinand von Hompesch" zu ihnen zurückkehren werde **). In anderem Sinne aber sprach eine Denkschrift sich aus, welche eine maltesische Deputation, aus den meisten Repräsentanten der Ortschaften bestehend, am 22. October an die englische Regierung richtete. Sie enthielt eine förmliche Protestation gegen die Uebergabe der Inseln an den Orden. Die Malteser, heißt es darin, sind die Ersten gewesen, welche sich gegen die Franzosen aufgelehnt und La Valette blokirt haben; Portugiesen, Neapolitaner, Engländer sind ihnen zu Hülfe gekommen und haben namentlich die Häfen eingeschlossen. Sie traten immer nur als Hülfsvölker auf. Als die Franzosen capitulirten, zu einer Zeit, wo es nur weniger Tage bedurft hätte, um sie zu Kriegsgefangenen zu machen, legten die Malteser, auf die Redlichkeit des britischen Gouvernements

*) Schöll VI. 128.
**) Miège III. 618.

vertrauend, die Waffen nieder und ließen die englischen Truppen die festen Plätze besetzen, ließen die Administration in den Händen ihrer Befehlshaber. Ihr Lohn dafür ist gewesen, daß von allen schweren Einbußen, die sie zur Zeit der französischen Occupation erlitten, keine einzige ersetzt worden, daß sie sämmtliche Kriegskosten getragen, daß der öffentliche Schatz, die Cassen der Università, des Leihhauses, Kirchen und Privatwohnungen ausgeleert sind. Ersatz dafür kann nur darin liegen, daß man ihnen ihre Unabhängigkeit wiedergibt und den Zustand herstellt, wie er, kraft feierlicher Verträge, zu den Zeiten der aragonischen Könige bestand. Was die Ansprüche des Johanniterordens betrifft, so wurden die Inseln ihm, unter Verletzung eben dieser Verträge, als Lehen und als Waffenplatz gegen die Ungläubigen abgetreten. Welche Rechte die Ritter auch geltend zu machen sich bestreben mögen, sie haben sie durch den unwürdigsten Verrath ihres eignen Corps verloren, indem sie die heiligen Vorschriften der Religion, der Ehre und die Statuten des Ordens selbst geschändet und sich durch Infamie erniedrigt haben. Malta dem Orden wiedergeben, heißt ebenso viel, als es an Frankreich ausliefern. Frankreich hat drei Zungen *), Spanien zwei. Spanien ist von Frankreich abhängig; es war's, als die Insel verrathen ward. So bleiben die Zungen von Neapel und Sicilien, die gewissermaßen unabhängig genannt werden könnten; aber alle Ritter der Cisalpinischen Republik und anderer italienischen Staaten, die wenn nicht dem Namen, doch der That nach zu Frankreich im

*) Die Annahme, daß Frankreich die Absicht hege, seine Zungen wiederaufleben zu lassen, war unbegründet.

Vasallenverhältniß stehn, dürfen nicht dazu gerechnet werden. Selbst mit Hinzurechnung der neuen englisch-bairischen Zunge gibt es nicht über den dreißigsten Theil der Ritter, der nicht von Frankreich abhängig ist. Von Frankreich wird der Orden abhangen hinsichtlich der Geldmittel, welche zur Bildung einer bewaffneten Macht und zur Wiederherstellung Dessen, was während der Occupation zerstört worden, erfoderlich sind. Wenn Frankreich Frieden sucht, so ist es vorzugsweise, um Malta England zu entreißen, denn an Malta knüpft sich die Herrschaft über das Mittelmeer. *)

Der Marquis von Cornwallis und Joseph Buonaparte vertraten die beiden Mächte bei dem Congreß, der zu Amiens Anfang Decembers 1801 begann. Vorher schon hatten zwischen beiden Abgeordneten zu Paris Besprechungen stattgefunden. Ueber die meisten Punkte einigte man sich bald in der Weise, wie die Londoner Präliminarien bestimmt hatten, so über die Zurückgabe Aegyptens an die Pforte, die Räumung Neapels und des Kirchenstaats durch die Franzosen, Elba's und anderer Plätze des mittelländischen und adriatischen Meeres, wie der meisten französischen Colonien durch die Engländer, die Erhaltung der Integrität Portugals, die Anerkennung der Siebeninselnrepublik durch Frankreich. Als man aber an Malta kam, entstanden die größten Schwierigkeiten. Es zeigte sich bald, daß das britische Gouvernement bereute, die Zusage der Räumung gegeben zu haben. Verschiedene Modalitäten wurden in Antrag gebracht, aber vergebens. Joseph Buonaparte schlug u. A. vor, man sollte die Ver-

*) Miège III. 619 fg.

fassung des Ordens völlig umändern, statt eines Ritterordens ihn nach seiner ursprünglichen Bestimmung zu einem Hospitaliterorden machen, Malta's Festungswerke sprengen und auf der Insel ein großes Lazareth zum Besten aller seefahrenden Nationen anlegen. Es war vorauszusehen, daß eine solche Proposition nicht angenommen werden konnte. Endlich wurde am 27. März 1802 der Friede geschlossen. Er enthielt in seinem zehnten Artikel über Malta nachfolgende Hauptbestimmungen:

Die Inseln Malta, Gozo und Comino werden dem Orden von St. Johann von Jerusalem zurückgegeben werden, um in derselben Weise wie vor dem Kriege und unter folgenden Stipulationen in seinem Besitze zu bleiben. Die Ritter der noch bestehenden Zungen werden nach dem Austausch der Ratificationen nach Malta zurückkehren, dort ein Generalkapitel halten und zur Wahl eines Großmeisters schreiten, wenn diese Wahl nicht schon seit dem Austausch der Ratificationen der Präliminarien stattgefunden hat. Es wird künftig weder eine französische noch eine englische Zunge mehr geben und kein Individuum der einen oder andern Nation kann Mitglied des Ordens werden. Eine Malteserzunge wird gebildet und von den Territorialeinkünften und Handelszöllen der Insel erhalten werden; Adelsproben sind bei ihr nicht nöthig, übrigens werden die Mitglieder derselben zu allen Aemtern gelangen können und der Privilegien der andern Zungen theilhaft sein. Die Hälfte wenigstens der Municipal-, Civil- und andern Stellen wird den Eingebornen zufallen. Die britischen Truppen räumen die Insel innerhalb drei Monaten nach der Ratificirung oder früher, wenn möglich; Malta wird dann dem Orden in seinem gegenwärtigen

Zustande übergeben, vorausgesetzt, daß der Großmeister oder Bevollmächtigte desselben zugegen und die unten bezeichnete Truppenmacht angelangt sei. Die Hälfte der Garnison soll aus Maltesern bestehn, der Rest kann aus Eingebornen der Länder, welche Zungen in dem Orden haben, zusammengesetzt sein; das Generalcommando steht dem Großmeister zu. Die Unabhängigkeit der Inseln, wie die gegenwärtige Vereinbarung werden unter den Schutz und die Garantie Frankreichs, Großbritanniens, Oestreichs, Spaniens, Rußlands und Preußens gestellt. Die Neutralität des Ordens und der Insel Malta werden proclamirt werden, die Häfen den Schiffen aller Nationen offen sein, mit Ausnahme der Barbaresken. Die Statuten des Ordens werden dieselben bleiben, mit Ausnahme derjenigen Modificationen, welche einzelne Stipulationen des gegenwärtigen Vertrags veranlassen werden. Seine Majestät der König beider Sicilien wird endlich eingeladen werden, ein Truppencorps von 2000 Mann zu stellen, um auf ein Jahr die festen Plätze der Inseln zu besetzen. Sollte nach dem Ablauf dieses Jahres die Militairmacht des Ordens noch nicht hinlänglich organisirt sein, so wird Neapel bis auf fernere Bestimmungen das Garnisonrecht behalten.

Die Bedingungen des Friedens von Amiens fanden in England die allgemeinste Misbilligung. In den Sitzungen beider Parlamentshäuser während des Monats Mai kam es zu heftigen Debatten und Anklagen gegen das Ministerium: Alles, was auf Pitt's Seite gewesen und die ungeheuern Geldopfer gutgeheißen hatte, die seit 1793 von England gemacht worden waren, um die französische Revolution zu bekämpfen, stand gegen die Ver-

waltung auf und warf ihr vor, daß sie die Basis frühe-rer Verträge zerstört, daß sie alle durch Frankreich in der Stellung der Continentalmächte hervorgebrachten gewaltsamen Umwälzungen gutgeheißen, daß sie für Opfer, welche die Staatsschuld in so erschreckendem Maße gemehrt, beinahe keinen Ersatz erlangt habe. Die Räumung Malta's insbesondere wurde heftig angegriffen: der Orden, hieß es, könne in der bisherigen Weise nicht ferner fortbestehen; seine finanzielle Wiederherstellung sei unmöglich, die Malteserzunge eine Lächerlichkeit, das schwache Neapel mit seiner Garnison ein ohnmächtiger Beschützer, umsomehr als Frankreich ganz Italien dominire. Kurz, die Wiederherstellung des Ordens in seiner Souverainetät sei in Wahrheit eine Cession Malta's an Frankreich. Wie man sieht, stimmten die Ansichten der Opposition mit denen der Bewohner Malta's selbst im Wesentlichen überein. Lord Hawkesbury's Hauptgrund, wodurch er in der Sitzung vom 13. Mai das Verfahren des Cabinets zu rechtfertigen suchte, verdient angegeben zu werden. „Man weiß sehr wohl", sagte er, „daß wir die Insel nicht für uns behalten konnten, denn zur Zeit, als wir sie blokirten, hatten wir feierlich erklärt, daß es unsere Absicht sei, sie dem Orden mit gewissen Reglements zurückzugeben, deren wichtigstes die Verbesserung des Looses ihrer Bewohner sein sollte." Sir Alex. Ball kehrte unterdessen als königl. Commissar nach Malta zurück, und obgleich der Friedensschluß und die bevorstehende Räumung der Insel officiell verkündigt wurden, so waren doch die Maßregeln der britischen Regierung von der Art, daß man an der wirklichen Vollziehung der Friedensbestimmungen allgemein zu zweifeln begann.

Während dieser Vorgänge war der Orden nicht unthätig gewesen. Sobald der Friede und die in demselben enthaltenen Stipulationen in Betreff Malta's bekannt geworden waren, beschäftigten die verschiedenen Großpriorate sich mit der Ernennung der Candidaten zum Großmeisterthum. In Betracht der Schwierigkeit, ein General-Ordens-Capitel zu vereinigen, kam man dahin überein, ausnahmsweise dem Papste die Wahl zu übertragen: der französische diplomatische Agent in Rom, Herr Cacault, sollte im Auftrage seines Gouvernements über die Angelegenheiten des Ordens mit Pius VII. unterhandeln. Frankreich suchte die Erfüllung der Friedensbedingungen auf jede Weise zu beschleunigen. „In Allem, was sich auf den Malteserorden bezieht," schrieb Talleyrand, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den englischen bevollmächtigten Minister Merry in Paris, hat der erste Consul keinen andern Zweck sich vorgesetzt, als den zehnten Artikel des Friedensschlusses von Amiens auf passende Art ausgeführt zu sehn und Alles zu entfernen, was etwa dessen Ausführung beschwerlich oder langwierig machen könnte. Uebrigens liegt es Ihm, wie Sr. britannischen Majestät, am Herzen, daß Frankreich und England in Gemeinschaft handeln, um die Unabhängigkeit und die Organisation des Malteserordens immer mehr zu sichern. Er willigt also ein, daß die Wahl unter den durch die Stimmen der Priorate vorgeschlagenen Candidaten für dieses Mal Sr. Heiligkeit überlassen werde." *) Die Höfe von Oestreich, Rußland und Preußen sollten

*) Artaud, Histoire du P. Pie VII. T. I. p. 161. (Ich citire nach der ital. Uebersetzung von C. Rovida, Lucca, 1837.)

zugleich um ihre Beistimmung aufgefodert werden: Spaniens geschah keine Erwähnung; und diese Macht, wie ihre beiden Zungen enthielten sich überhaupt jeder Theilnahme, wozu vielleicht die Stellung Godoy's Veranlassung gab, der früher schon durch den Minister d'Azara in Rom Schritte gethan hatte, um die Großmeisterwürde für sich selbst zu erlangen.

Im Mai 1802 gelangten die von den verschiedenen Großprioraten aufgestellten Candidatenlisten mit Ausnahme der italienischen, welche direct eingingen, mittels eines russischen Gouvernementscouriers nach Rom, und der russische Geschäftsträger, Graf Cassini, bemühte sich im Auftrage seines Hofes die Wahl herbeizuführen. Als auf den Listen befindlich werden folgende Ritter angegeben: von der deutschen und bairischen Zunge, Fürst Colloredo, Graf Kollowrat, Graf von Taufkirchen, Frhr. von Flachslanden, Bailli Pfürdt von Blomberg, von Rinck; von Rußland Herr v. Morawitzki; von den italienischen und sicilischen Prioraten die Baillis Ruspoli und Tommasi, Fürst Pignatelli v. Monteleone, die Commandeurs Massini und Bonelli; von Portugal Don Rodrigo Manoel Gorjao und Carvalho Pinto. Auch jetzt noch entsagte Herr v. Hompesch nicht aller Hoffnung auf eine Wiedereinsetzung in seine Würde und schloß sich namentlich an Frankreich an, durch dessen Schutz er seinen Zweck zu erreichen strebte. Nach Allem, was vorgefallen, nach seinen eigenen Protestationen und Betheuerungen, war ein solches Verhalten nicht gerade geeignet, ihn in der Meinung der Mächte und des Ordens selbst steigen zu machen. Auch scheint man nicht einen Augenblick an die Zulässigkeit seiner Ansprüche gedacht zu haben. Auf ein von Hompesch, von

Porto di Fermo am 11. Juni an Herrn Cacault gerichtetes Schreiben *) äußerte sich Buonaparte selbst: die Macht der Umstände widersetze sich der Wiedererwählung des Herrn von Hompesch zum Großmeister, und ungeachtet des warmen Antheils, den er an demselben nehme, habe er dem von Rußland und England ausgesprochenen Verlangen sich nicht widersetzen können. Jedenfalls aber werde er dafür Sorge tragen, daß dem Herrn v. Hompesch eine sorgenfreie Existenz geschaffen werde. Am 19. Juni schrieb Talleyrand an Cacault, das Candidatenverzeichniß sei dem französischen Gouvernement durch das englische Ministerium übergeben worden, mit dem Bemerken, daß die Priorate dem Papste die Wahl überließen, womit beide Gouvernements einverstanden seien. Indessen sei es wichtig, daß der h. Stuhl die Wahl nicht definitiv vornehme, ohne die Beistimmung des ersten Consuls und ohne genaue Nachrichten über die Gesinnungen, welche die Candidaten gegen Frankreich hegten. Da die Republik darauf verzichtet habe, bei der Reorganisation des Ordens Frankreichs frühere Stellung einzunehmen, so müsse sie dafür Sorge tragen, mittelst der Gesinnungen des künftigen Großmeisters einen Theil des alten Einflusses wieder zu erlangen. Der Gesandte solle sich daher über die Candidaten zum Großmeisterthum detaillirte Auskunft zu verschaffen suchen. **)

Von neuem wandte sich Herr von Hompesch (der um diese Zeit auf die, unter den bestehenden Umständen, etwas sonderbare Idee kam, um einen Cardinalshut sich

---

*) Artaud T. I. p. 170.

**) Ders. I. p. 171.

zu bewerben, während es schon an Hüten fehlte, um allen von Frankreich gestellten Foderungen zu genügen) an den französischen Gesandten, sich dem Schutze seines Gouvernements anzuempfehlen *). „In allem Unglück, das mich betroffen," schreibt er, „habe ich immerdar mein volles Vertrauen auf die Hochherzigkeit des ersten Consuls, welcher meine Unschuld ebensowohl kennt, wie die Ungerechtigkeit und die schändlichen Intriguen meiner Gegner, und auf die loyauté und den Rechtssinn der französischen Regierung gesetzt." Zu gleicher Zeit verwandte sich der Cardinal Spina im Auftrage Genua's für den ehemaligen Großmeister. Aber Herr Cacault bedeutete ihm, welche Hindernisse sich der Erfüllung der Wünsche Hompeschens entgegenstellten, und indem er Letzterem eine pecuniäre Unterstützung von Seiten Buonaparte's zustellte, ließ er ihm wenig oder keine Aussicht, wieder zu seiner Würde zu gelangen. Es ist das letzte Mal, daß wir Herrn v. Hompesch in der Geschichte des Ordens begegnen. Er blieb noch eine Zeitlang im Kirchenstaate wohnen, dann, als seine Hülfsquellen völlig erschöpft waren, entschloß er sich im October 1804 nach Frankreich zu gehn. Hier reclamirte er die Rückstände seiner Pension, welche ihm auf den Grund hin, daß er im Auslande wohne, verweigert worden zu sein scheint. Durch einen Beschluß des französischen Gouvernements erlangte er endlich die Anerkennung eines Jahrgehaltes von 300,000 Francs, unter der Verpflichtung, alle sechs Monate sich über sein Domicil auszuweisen. Aber er genoß diese sorgenfreie Stellung

---

*) Artaud vol. I. p. 179.

nicht lange. Ferdinand v. Hompesch starb zu Montpellier am 12. Mai 1805.

Die beschränkte Wahlfreiheit — man wußte, daß Buonaparte keinen Deutschen oder Russen an der Spitze des Ordens sehn wollte — und die ungünstigen politischen und pecuniären Verhältnisse, unter denen derselbe wiederaufleben sollte, vereinigten sich, Pius VII. nur sehr ungerne an das Geschäft gehn zu machen. Zu dem ihn drängenden französischen Gesandten sagte er, nachdem er durch Consalvi über die Lage der Finanzen unterrichtet worden: „Es ist ein trauriges Geschenk für Den, welchen die Wahl trifft." Eine Congregation von Cardinälen wurde zusammenberufen: nachdem sie ihr Gutachten abgegeben, wählte der Papst den Bailli Ruspoli zum Großmeister.

Bartolommeo Ruspoli gehörte einer vornehmen römischen Familie an, welche einen Zweig des aus Bologna stammenden Hauses Marescotti bildet und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Folge einer Erbschaft den Namen der einst in Siena ansäßigen Ruspoli, wie im J. 1709 den Titel: Fürsten von Cerveteri annahm. Er war ein Sohn von Alessandro Ruspoli und Prudenza Marescotti, trat 1778, 24 Jahre alt, in den Orden und wurde 1784 General der Galeeren *). Von Natur mit einem frischen, lebhaften Geiste begabt, hatte er durch Studium und ausgedehnte Reisen sich viele Kenntnisse erworben. Seine Familie stand damals, wie auch jetzt noch, in vielfacher Beziehung zu Oestreich: sein Bruder, der Fürst Franz, war Ritter des Vließes und eine Zeitlang kaiser-

*) Pompeo Litta Famiglia Marescotti di Bologna (in den Famiglie celebri Italiane, Mailand 1819 fg.)

licher Botschafter in Neapel. Bei diesen Verbindungen und der Stellung der Familie zum römischen Hofe durfte man also voraussetzen, daß die politischen Gesinnungen des Bailli von der Art waren, daß sie der Mehrzahl der bei dieser Angelegenheit interessirten Höfe eine Garantie bieten konnten. Ruspoli war in England: der Chev. Bussi, der sich in Rom befand, wurde am 16. September dorthin gesandt, ihm das päpstliche Breve über seine Wahl zu überbringen. Es hieß unterdeß, daß Rußland und Portugal nicht geneigt seien, Ruspoli's Wahl zu unterstützen, obschon die beiden russischen Großpriorate seinen Namen auf ihren Listen aufgeführt hatten; Talleyrand drückte in einer Note vom 16. October des ersten Consuls völlige Zufriedenheit aus. Bussi fand den Bailli in Schottland: vom ersten Moment an schien er wenig geneigt, die Würde anzunehmen, und gab bald darauf eine entschieden abschlägige Antwort. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er Gelegenheit gehabt hatte, von den damals noch geheimen Absichten des englischen Cabinets in Betreff Malta's und der Erfüllung der zu Amiens stipulirten Bedingungen Kunde sich zu verschaffen, und daß er es verschmähte eine Würde zu übernehmen, an die möglicherweise nur eine Scheinsouverainetät sich knüpfen würde *). Sobald Buonaparte durch den Cardinallegaten Caprara

*) Der Bailli Ruspoli brachte einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zu und starb zu Siena 1836. In seinem vorgerückten Alter sollen die Sonderbarkeiten seines Charakters sehr hervorgetreten sein. — Das Grab, welches er sich in der Kirche des Johanniterpriorats auf dem Aventin zu Rom einrichten und mit seinem Namen bezeichnen ließ, ist leer.

die officielle Nachricht davon erhielt, drang er in den Papst, eine neue Wahl vorzunehmen. Es kam ihm vor Allem darauf an, England zu einer offenen Erklärung über seine politischen Plane zu veranlassen.

Gleichsam als hätte das Geschick diese Plane begünstigen wollen, erhoben sich Schwierigkeiten in Menge. Zwar erklärte der deutsche Kaiser am 6. October, daß er den X. Artikel des Friedensvertrags garantire; aber mittelst einer Note des Vicekanzlers Grafen Woronzoff vom 12. (24.) November an das großbritannische Cabinet verweigerte Rußland die von ihm gefoderte Garantie, „weil die Stipulationen nicht nur nicht mit den Wünschen übereinstimmten, welche Se. kaiserl. Majestät früher schon auf den, durch Ihr Interesse und Ihren Schutz beehrten Johanniterorden ausgesprochen, sondern selbst Dem zuwiderlaufen, worüber vor dem Abschlusse jenes Tractats Se. kaiserl. Majestät und eine der beiden contrahirenden Mächte hinsichtlich des genannten Ordens, wie der Unabhängigkeit und Neutralität der Insel Malta gewissermaßen übereingekommen sind." *) Zugleich knüpfte Rußland seine Gewährleistung an folgende Supplementarartikel: die Souverainetät des Ordens auf der Insel Malta sowie der Großmeister und dessen Civilregierung auf Malta, gemäß den alten Statuten und mit Zuziehung der Eingebornen, werden anerkannt werden, und es wird vom Großmeister abhangen, nach seinem Gutdünken die innere Organisation des Ordens zu bestimmen. Die Oberlehnsherrlichkeit Neapels wird wie vor dem Kriege eintreten. Die Unabhängigkeit und Neutralität der Insel werden für jeglichen

*) Miège T. III. p. 412.

Kriegsfall, welche Macht auch immer, und wäre es selbst Neapel, dabei betheiligt sein möge, gesichert und garantirt. Bis zum Augenblick endlich, wo der Orden im Stande sein wird, aus eignen Mitteln für den Schutz der Insel zu sorgen, werden die Festungen in die Hände einer von Sr. M. dem Könige beider Sicilien dahin zu beordernden bewaffneten Macht übergeben werden. Die Zahl der Truppen wird von den beiden contrahirenden Mächten bestimmt werden, welche deren Unterhalt gemeinsam übernehmen, so lange ihnen die Vertheidigung der Insel anvertraut sein und sie von der Autorität des Großmeisters abhängig sein werden. *)

Frankreich, seinem System treu bleibend, erklärte sich mit diesen Modificationen einverstanden, zu denen auch der preußische Gesandte in Paris, Marquis Lucchesini, die Zustimmung seines Gouvernements ausdrückte. Aber das englische Cabinet, wenn es je die ernstliche Absicht gehabt, die Stipulationen wegen Malta zu erfüllen, statt versuchsweise der Torypartei gegenüber eine bloße Demonstration zu machen, sah durch die entschiedene Abneigung der Repräsentanten der Nation, wie durch den Ernst der Umstände, seine Hände gebunden und suchte nun so lange wie möglich zu temporisiren. Schon am 16. August 1802 hatte der französische Gesandte zu London Erklärungen über die Absichten des Gouvernements gefodert. Die Thronrede vom 24. November veranlaßte eine Discussion, wobei man von allen Seiten verlangte, Malta solle nicht aufgegeben werden, während das Ministerium sich noch nicht offen aussprach. Dem russischen Cabinet gegenüber,

*) Schöll T. IV. p. 151.

stützte der Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten, Lord Hawkesbury (in einer Note vom 29. Januar 1803 an den Botschafter zu St.-Petersburg, Sir J. Warren) *) sich namentlich auf die Verpflichtungen Englands den Bewohnern Malta's gegenüber und das Recht, welches diese hätten, bei künftigen Arrangements Vortheile und Vergünstigungen zu erlangen; Se. britannische Majestät wünsche, daß man Ihr die Mittel an die Hand gebe, die Absichten des russischen Kaisers mit den Rücksichten zu vereinigen, welche Sie, zur Ehre Ihrer Krone, auf die Interessen und Wünsche der Malteser nehmen müsse, die Sr. Maj. und der gemeinsamen Sache durch ihren zwei Jahre langen Widerstand gegen die Franzosen die wesentlichsten Dienste geleistet. Der unbehagliche Zustand wurde mittlerweile durch die während der letzten Monate des J. 1802 von Frankreich unternommenen Rüstungen in den Häfen von Rochefort und Helvoetsluis bedeutend gesteigert. Der Wiederausbruch des Krieges schien vor der Thüre.

Unter solchen Umständen stieß die neue Großmeisterwahl auf bedeutende Schwierigkeiten. Rußland sprach sich dahin aus, daß, unter den bestehenden Verhältnissen, es das passendste sein würde, eine provisorische Verwaltung unter einem Stellvertreter, als Statthalter des Magisteriums, fortbestehn zu lassen, und daß der Papst die durch den Orden wie die Mächte ihm übertragene Facultät erschöpft habe. Der Orden hatte mittlerweile neue Verluste erlitten; die Güter der Zungen von Castilien und Aragon waren mit den Krondomainen vereinigt worden und der König von Spanien hatte sich zum Chef dieser Zungen

*) Miège T. III. p. 410.

erklärt. Die Occupation des Herzogthums Parma und die Vereinigung Piemonts mit Frankreich beraubte den Orden seiner in diesen Staaten gelegenen Commenden. Doch drangen Oestreich, Frankreich und Neapel noch in den Papst, eine zweite Wahl vorzunehmen. Sie fiel am 9. Februar 1803 auf den Bailli Tommasi.

Giovan Batista Tommasi stammte aus einer adeligen toscanischen Familie und wurde zu Cortona im Chianathal 1731 geboren *). Bereits im J. 1743 wurde er Page des Großmeisters Pinto, kam drei Jahre darauf in seine Vaterstadt zurück, widmete sich namentlich dem Studium der mathematischen Wissenschaften und der Nautik (worüber er einen ausführlichen Tractat schrieb, der nicht gedruckt worden ist), begab sich wieder nach Malta und machte die gewöhnlichen Karavanen auf den Galeeren des Ordens. Da er fortfuhr, sich dem Seedienste zu widmen, so wurde er bald Capitain, machte 1760 eine bedeutende Prise beim Cap Zibib an der Barbareskenküste, wurde zehn Jahr später Fregattencapitain und nahm 1784 als Chef der Escadre des Ordens, mit dem Range eines Generallieutenants, Theil an der Expedition, welche Spanien und Neapel unter dem Commando des Don Antonio Barcelò gegen Algier sandten. Der Orden hatte ein Linienschiff, zwei Fregatten und vier Galeeren zur vereinigten Flotte gesandt. Die Expedition hatte, ungeachtet des großen Aufwandes, keinen Erfolg: die spanische Flotte zog sich in ihre Häfen zurück, vor denen die Escadre der Ritter, für welche diese letzte Waffenthat nicht unrühmlich

*) Ein Neffe Tommasi's ist gegenwärtig Bischof von Bor- San Sepolcro in Toscana (im obern Tiberthal).

gewesen war, vier Monate lang kreuzte, um die Angriffe der Barbaresken abzuwehren. Bei dieser Gelegenheit besuchte Tommasi Lissabon und wurde von dem Hofe mit großer Auszeichnung empfangen. Der Großmeister Rohan, welcher in ihm namentlich bei der Ausarbeitung des schon im J. 1723 projectirten, aber erst 1782 bekannt gemachten neuen Gesetzbuches thätige Hülfe gefunden, begünstigte ihn sehr und verschaffte ihm einträgliche Commenden, von denen die von S.-Giovanni di Troja (in Apulien) gegen 3000 neapol. Ducati eintrug. Als die Franzosen Malta angriffen, wurde er, wie schon gesagt, zu einem der Generallieutenants des Prinzen von Rohan bestellt; nach dem Verluste der Insel zog er sich in seine Heimat zurück, lebte eine Zeitlang in Cortona und begab sich dann nach Palermo, besuchte seine im Val di Noto gelegenen Commenden (von Modica und Randazzo) und ließ sich zu Messina nieder. Hier überbrachte ihm der nunmehrige Commandeur Bussi, der, kurz vorher aus Schottland zurückgekehrt, vom h. Stuhl diesen neuen Auftrag erhalten und welchem der neapolitanische Minister Acton eine Corvette zur Disposition gestellt hatte, das päpstliche Breve, welches ihm seine Wahl zum Großmeister anzeigte *).

Tommasi nahm die Wahl an und erließ Notificationsschreiben an die Höfe, welche sich dem Orden günstig gezeigt hatten und von denen er bald anerkannt ward. **)

---

*) Handschriftliche Nachrichten aus dem Tommasischen Familienarchiv zu Cortona. — Miège, T. I. p. 220.

**) Der König und die Königin beider Sicilien beantworteten das Schreiben, in welchem der Bailli ihnen seine Ernennung

Unmittelbar darauf ernannte er den Commandeur Bussi zum Bailli und bestellte ihn zu seinem Statthalter und Commissar auf Malta, mit dem Auftrage, an seiner Statt von den Inseln Besitz zu nehmen. Den Bestimmungen des Friedens gemäß, war bereits im October 1802 ein Corps von 2000 Neapolitanern auf Malta gelandet, aber die englischen Truppen hielten fortwährend die Plätze besetzt. Am 2. März ersuchte Bussi den englischen Bevollmächtigten, ihm die Festungen für den Orden zu übergeben; Ball antwortete mündlich, er habe von seinem Gouvernement keinen Befehl, die Inseln von den britischen Truppen räumen zu lassen, und da er im Laufe der

---

anzeigte, zu Neapel am 5. März 1803; der König Victor Emmanuel von Sardinien, Rom 15. März; der Kurfürst Max Joseph von Baiern, München 16. April; der Kaiser von Rußland, Petersburg 22. April (4. Mai); der König von Schweden, Stockholm 6. Mai; der Prinz-Regent von Portugal, Queluz 8. Mai; der erste Consul der französischen Republik, St.-Cloud 9. Prairial J. XI. (29. Mai); der deutsche Kaiser, Laxenburg 30. Juni; der König von Preußen, Berlin 13. Juli. In letzterem Schreiben heißt es u. A.: „Die Verhältnisse, unter denen Sie das Großmeisterthum angetreten haben, sind gewiß in vielfacher Beziehung äußerst schwierig, doch man muß eine glücklichere Zukunft hoffen und Ich wünsche, daß sie nicht entfernt sei, da Ich mich immer für das Wohl des Ordens interessiren und bereit sein werde, demselben die Dienste zu erzeigen, welche von mir abhängen werden." — Es ist zu bemerken, daß die beiden russischen Großpriorate und das provisorische Conseil des Ordens zu St.-Petersburg Tommasi im März 1802 auf die Candidatenliste gebracht und ihm dies mittelst einer Note des Großkanzlers Bailli Fürsten Kurakin gemeldet hatten. (Handschriftl. Nachrichten aus dem Tommasischen Familienarchiv.)

Unterhaltung erfuhr, daß der Großmeister sich anschickte, Messina zu verlassen, um mit seinen Rittern nach Malta sich zu begeben, so bemerkte er, es sei gerathener, dies noch eine Zeitlang anstehn zu lassen. Auf eine an demselben Tage an ihn gerichtete Note Bussi's, worin dieser, in seiner Eigenschaft als außerordentlicher Botschafter und Bevollmächtigter des Großmeisters, dem Commissar die Stipulationen von Amiens und die Erfüllung der verlangten Bedingungen vorhielt, erwiderte Ball schriftlich am 3.: da einige der garantirenden Mächte ihre bestimmte Zusage noch nicht ertheilt, so könne er, ohne specielle Instructionen von seinem Hofe, sich nicht für ermächtigt halten, der Regierung Sr. Großbritannischen Majestät auf den Inseln ein Ziel zu setzen; was die beabsichtigte Anherkunft des Großmeisters betreffe, so müsse er bemerken, daß das gegenwärtige Gouvernement den Palast in La Valette nothwendig brauche: der Palast von Il Boschetto *) stehe dem Großmeister zur Disposition, da dieser aber nicht meublirt sei, so werde es das passendste sein, daß er einstweilen in Sicilien residire, bis fernere Anordnungen getroffen sein würden. Eine Note des französischen bevollmächtigten Ministers beim Orden und auf Malta, General Vial, dessen Verwendung bei Sir A. Ball der Ordensbevollmächtigte formell nachgesucht hatte, blieb, wie leicht begreiflich, ohne Erfolg. **)

So scheiterten die Hoffnungen des Ordens und jene der Freunde des Friedens. Schon Ende Februars hatten

*) Lustschloß und Garten, 8 Miglien von der Stadt, vom Großmeister Hugues de Verdale begonnen, von Lascaris vollendet.
**) Miège III. 631—636. Schöll VII. 242.

die Verhältnisse zwischen dem englischen und französischen Cabinet sich sehr ernst und bedrohlich gestaltet. Im April schlug der englische Botschafter Lord Whitworth dem französischen Minister Talleyrand vor, Großbritannien werde auf den Besitz Malta's verzichten, wenn man ihm wenigstens auf zehn Jahre die Besetzung der Insel gestatte; es werde dann die Insel ihren Einwohnern als unabhängigen Staat übergeben und zu einer anderweitigen Entschädigung des Ordens die Hand bieten. Am 2. Mai erklärte Hr. v. Talleyrand, Frankreich könne sich auf eine solche Disposition, welche die Bestimmungen des Friedens von Amiens wesentlich umändere, nicht einlassen, am wenigsten ohne Befragung der garantirenden Mächte. Zwei Tage darauf schlug der französische Minister vor, Malta sollte einer der drei Hauptmächte, Oestreich, Rußland oder Preußen übergeben werden, wenn man eine neapolitanische Garnison nicht für zuverlässig genug halte. Das britische Cabinet verweigerte zu diesem Arrangement seine Zustimmung, weil Rußland, die einzige Macht, der es die Insel anvertrauen wolle, bereits erklärt habe, sie wolle sie nicht garnisoniren. Ein Ultimatum Lord Whitworth's vom 10. Mai war im Wesentlichen mit den früheren Vorschlägen übereinstimmend. Schon zwei Tage später wurden die Unterhandlungen zwischen den beiden Gouvernements abgebrochen und die beiderseitigen Botschafter verließen Paris und London. Am 16. Mai verkündigte eine königliche Botschaft dem Parlamente den nahen Wiederausbruch des Krieges; ein Geheimrathsbefehl von demselben Tage legte Embargo auf alle französischen und holländischen Fahrzeuge, während ein anderer gleichzeitig die Gründe erläuterte, weshalb der Friede gebrochen sei. Die

Besetzung Hollands durch französische Truppen, die Occupation Parma's, Piemonts, Elba's, die Einmischung in die innern Angelegenheiten der Schweiz durch die Vermittlungsacte waren die Hauptbeschwerden von englischer Seite, die Nichträumung Aegyptens, des Caps und Malta's von französischer. Die Angel aber, um die das Ganze sich drehte, war Malta, und das großbritannische Cabinet glaubte sich besonders darauf stützen zu müssen, daß der Orden nicht mehr derselbe sei, wie ihn der Friedensschluß von Amiens in Betracht gezogen, und daß er, zum Theil durch Frankreichs Machinationen, einen sehr bedeutenden Theil seiner Einkünfte verloren habe, sodaß er nur noch die russischen und deutschen und die vielfach geschmälerte italienische Zunge zähle. In den Parlamentsdebatten aber wurde die maltesische Frage nach manchen Seiten hin erörtert. „Man rede uns nicht vom Orden von St.-Johann," sagte am 24. Mai Lord Melville, als Mr. Dundas Mitglied des Pitt'schen Cabinets: „das britische Gouvernement und die Bewohner Malta's mögen miteinander die künftige Regierungsform bestimmen. Unser Zweck in diesem Moment ist Malta: Zweck des Krieges ist, Malta mit britischen Truppen besetzt zu halten, nicht auf einige Jahre, sondern auf immer. Für Malta gibt es keinen andern Schutz als den Großbritanniens, dessen Seemacht allein einer solchen Aufgabe gewachsen ist. Wir beginnen den Krieg, um Malta zu behalten." *).

Dieser Krieg währte von 1803 bis 1814.

---

*) Pièces officielles relatives aux préliminaires de Londres et au traité d'Amiens, Paris, an XI (1803). Miège III. 415—435. Schöll VII. 213—252.

Malta blieb unter englischer Protection. Es währte nicht lange, so begannen Reclamationen aller Art gegen die locale Verwaltung, bei welcher freilich von den alten Rechten und Freiheiten des Volks kaum mehr die Rede war. Sir Alexander Ball starb 1808; ihm folgte provisorisch der Commandant der Truppen, General Villette. Im J. 1810 verlangte man förmlich von maltesischer Seite folgende Punkte: Freie Volksrepräsentation durch einen mit der Befugniß der Deputation und Petition an den König und Geheimenrath versehenen Volksrath; unabhängige Gerichtshöfe; Preßfreiheit; Geschworne nach englischer Sitte, oder Appellation an den Volksrath nach den alten maltesischen Gesetzen. Im J. 1811 kam General Oakes mit dem Titel eines königl. Commissars nach der Insel; ihn ersetzte 1813 als Gouverneur und erster Befehlshaber Sir Thomas Maitland, dessen durchgreifende Charakterfestigkeit mit ausgezeichneten administrativen Talenten, aber zugleich mit militairischer Despotie gepaart war.*) Der Pariser Friede bestimmte Malta's Schicksal; der VII. Artikel besagte: „L'île de Malte et ses dépendances appartiendront, en toute propriété et souveraineté, à Sa Majesté Britannique.“ Während des vieljährigen Krieges gegen Napoleon wurden Handel und Wohlstand der Insel durch Englands Bemühungen, das Continentalsystem praktisch unausführbar oder möglichst unschädlich zu machen, in einer künstlichen Blüte erhalten:

*) Sir Th. Maitland war zugleich Lord-Obercommissair der Republik der Jonischen Inseln. Von ihm ging die Stiftung des Ordens von St.-Michael und St.-Georg aus, der für Malta wie für diese Inseln bestimmt ist.

Palaste der Großmeister der Hospitaliter, wo der Cavalier d'Arpino die berühmtesten Waffenthaten des Ordens und Matteo da Lecce die Belagerung durch die Ungläubigen in Fresken dargestellt haben, hält der britische Gouverneur seine Levers, in den Aubergen der castilischen und bairischen Zungen wohnen die Offiziere der Garnison, in der aragonischen der Generalsecretair des Gouvernements, in der Auberge d'Auvergne sind die Gerichtshöfe, in der provenzalischen der Unionsclub. Und gegenüber dem etwas schwerfälligen, aber in seiner Einfachheit der Großartigkeit nicht entbehrenden Palaste, wo die schöne Straße, welche man die königliche nennt und von der die Citté Valette in zwei gleiche Theile geschieden wird, erhebt sich ein modernes Gebäude in antikisirendem Styl, die Hauptwache, an welcher man folgende Inschrift liest:

Magnae et invictae Britanniae
Melitensium amor atque Europae vox
Has insulas confirmat. A. D. MDCCCXIV.

---

die Gesammtbevölkerung sich, wie schon gesagt, auf etwa 30,000 belaufen haben, im J. 1798 auf 90,000.

V.

Der Johanniterorden zu Catania. Schicksale seiner Besitzungen in Deutschland und andern Ländern. Tod des Großmeisters Tommasi und Ernennung eines Statthalters des Magisteriums. Der Wiener Congreß. Verlegung des Sitzes des Ordens nach Ferrara und Rom. Wiederherstellung desselben im Königreich Beider Sicilien, im Lombardisch-Venetianischen Königreich und im Herzogthum Modena. Gegenwärtige Verhältnisse.

(1803—1843.)

Von der Zeit an, wo der Johanniterorden, man kann sagen, alle Aussicht verlor, wieder zum Besitze Malta's zu gelangen, ist seine Geschichte eine spärliche Reihe wenig bedeutender Thatsachen, die in dem Gedränge der großartigen Begebenheiten, welche die Annalen des neunzehnten Jahrhunderts füllen, beinahe unbemerkt vorübergegangen sind. Der Orden hatte seine Stellung und seinen eigentlichen Zweck zugleich mit seiner Souverainetät verloren: eine Zeit lang hielt ihn noch das Interesse, welches Rußland ihm widmete; als aber zwischen Rußland, Oestreich, England einerseits, andererseits zwischen Frankreich und den von ihm dependenten Staaten Krieg ausbrach, als die Verfassung des deutschen Reiches umgestürzt ward, mähte die schneidende Sichel der Säcularisation eine nach der andern seiner deutschen Besitzungen, und als endlich ganz Italien französisch ward, blieb ihm kaum mehr etwas übrig als einige Commenden in den östreichischen Staaten, in Sicilien und Sardinien. Die Reihe dieser Begebenheiten einzeln zu erläutern, ist eine wenig dankbare Arbeit; aber sie ist erfoderlich, um die Geschichte ei-

nes einst so glorreichen Instituts bis auf unsere Tage zu führen.

Die Verhältnisse des Ordens in Deutschland müssen hier zuerst erwähnt werden. Die Besitzungen desselben waren namentlich im Süden, in Böhmen, im Breisgau, zum Theil am Rhein, sehr bedeutend: bei der Aufhebung der Templer waren die meisten Güter derselben an die Johanniter übergegangen. Zu Heitersheim im Breisgau residirte der Großprior von Deutschland, der den Titel eines Johannitermeisters führte und als Reichsfürst mit Stimme auf der geistlichen Bank zum oberrheinischen Kreise gehörte. In den preußischen Staaten bestand die, seit der Reformationszeit protestantische, Großbalei Brandenburg, mit dem Titel eines Herrenmeisterthums und bedeutenden Einkünften. Als in Folge der französischen Revolutionskriege die geistlichen Güter in Deutschland theils vom Reiche abkamen, theils zu Entschädigungen für weltliche Fürsten benutzt wurden, waren auch die Ordensgüter sehr bedroht. Durch den Luneviller Friedensschluß (9. Februar 1801) verlor die deutsche Zunge die in Elsaß und Lothringen gelegenen Besitzungen und was sonst im Bereiche der an Frankreich abgetretenen Länder. Im Reichsdeputationshauptschluß (vollzogen am 25. Februar, ratificirt am 27. April 1803) wurde (§. 26) ausdrücklich vorbemerkt: der deutsche und Johanniterorden seien, in Betracht der militairischen Dienste ihrer Mitglieder, von der Säcularisation ausgeschlossen, und es werde ihnen für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer Entschädigung angewiesen. Die Johanniter erhielten die gefürstete Abtei St.-Blasien im Breisgau mit der Grafschaft Bondorf (welche Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte) und

die Abteien St.-Trudpert, St.-Peter, Schuttern und Tennenbach, nebst sonstigen geistlichen Besitzungen im Breisgau. Diese Erwerbungen wurden auf 9 □Meilen mit 14,000 Einwohnern und 180,000 Gulden Einkünfte geschätzt; doch war die Verbindlichkeit bedeutender Entschädigungen in Geld an die Bisthümer Lüttich und Basel daran geknüpft *). Es war indeß nur eine Art Waffenstillstand, dem man dem Orden gewährte, und die günstigen Bedingungen dauerten nur so lange, als Frankreich Veranlassung hatte, Rußland zu schonen, welches sich für die Ritter interessirte. Während des östreichisch-russisch-französischen Krieges, dessen Folge der Preßburger Friede (26. December 1805) war, ging Bondorf an Würtemberg verloren **) und der Kurfürst von Baden besetzte eigenmächtig die enclavirten Besitzungen der beiden geistlichen Orden und der Reichsritterschaft, indem er sie, nach den Ausdrücken des betreffenden Patents, zur Behinderung jeder fremden unrechtmäßigen (!) Einmischung in seinen besondern Schutz und unter seine souveraine Aufsicht nahm ***). In seiner Noth wandte der Orden sich an Baiern. Am 28. Januar 1806 schlossen Montgelas und Flachslanden einen Vertrag, in Gemäßheit dessen der König von Baiern den Orden mit seinen deutschen Besitzungen in Schutz nahm und sich für die Gewährung der Entschädigungen, die in dem Reichsdeputationshauptschluß stipulirt worden

*) Schöll VII. 40, 46, 47. — C. W. v. Lancizolle, Uebersicht der deutschen Reichs-, Bundes- und Territorial-Verhältnisse von 1792 bis jetzt.

**) Schöll VII. 433.

***) Ders. VIII. 54. 55.

waren, zu verwenden versprach. Die beiden Würden des Großpriors von Deutschland und des Großpriors von Baiern sollten in der Person des Prinzen Karl Theodor vereinigt werden, die beiden Zungen und Kapitel indeß von einander geschieden bleiben. Dem Prinzen Großprior wurde auch im Fall seiner Verheirathung der Genuß seiner Würde und Einkünfte reservirt. Zu Heitersheim, dem Sitz des Meisterthums, sollte statt seiner ein Gouverneur residiren, einer der drei Großwürdenträger der deutschen Zunge, welche der Prior von Ungarn, der von Dacien und jener der Großbalei Brandenburg waren *).

Doch auch diese, allem Anscheine nach günstigere, wenn auch zum Theil den Grundlagen des Ordens widerstrebende Stellung sollte nicht lange währen. Am 12. Juli 1806 wurde die Rheinbundsacte zu Paris unterzeichnet und die Constitution des deutschen Reiches dadurch factisch aufgehoben, auch bevor der Kaiser Franz die römisch-deutsche Krone niederlegte. Durch den 19. Artikel dieser Acte kam das Fürstenthum Heitersheim (wie das durch den §. 14 von Würtemberg abgetretene Bondorf) unter die volle Souverainetät des neuen Herzogs von Baden **). Nachdem auf solche Weise die bedeutendsten Besitzungen der deutschen Zunge verschwunden waren, hob der König von Baiern am 8. September 1808 den Orden in seinen Staaten auf, indem er dessen Güter zur Vermehrung des Einkommens der Bisthümer und zur Vervollkommnung des Unterrichtswesens verwenden zu wollen erklärte. Preußen folgte diesem Beispiel 1810.

*) Schöll a. a. O. 68—70.

**) Ders. a. a. O. 183. 189.

Durch ein Edict vom 30. Oct. wurden sämmtliche geistlichen Stifter und Klöster, Baleien und Commenden, unter Vorbehalt der Entschädigung der Berechtigten als Staatsgüter eingezogen. Zur Erinnerung an die Großbalei Brandenburg stiftete sodann der König am 23. Mai 1812 den preußischen Johanniterorden, für den protestantischen Adel seiner Staaten wie anderer Länder. Der Prinz Ferdinand von Preußen, des Königs Großohm und vormaliger Herrenmeister der Balei, wurde zum Großmeister des neuen Ordens ernannt; sein bisheriger Coadjutor, Prinz Heinrich, Bruder des Königs, sollte ihm in dieser Würde folgen, was am 2. Mai 1813 stattfand. *)

Der Wunsch, die Schicksale des Ordens in Deutschland im Zusammenhange darzustellen, hat eine Abweichung von der chronologischen Ordnung veranlaßt, sodaß es nöthig sein wird, einige Schritte zurückzugehen, um die wenigen übrigen Ereignisse zu berichten. Der Großmeister Tommasi, welchem Bussi Anfang Juli die Nachricht von der verweigerten Uebergabe der Inseln brachte, blieb zu Messina wohnen. Als er am 13. Juni 1805 starb, wurde der Bailli Inigo Maria Guevara Suardo aus Neapel zwei Tage darauf zum interimistischen Statthalter des Magisteriums gewählt, während die zu Catania versammelten Ordensmitglieder am 17. d. M. zusammentraten, einen Candidaten zur Großmeisterwürde zu ernennen und ihn dem Papste zur Bestätigung vorzuschlagen. Die Wahl aber war nicht einhellig. Ein Theil der Ritter stimmte für den Bailli Miari, interimistischen

*) Gesetzsammlung für die preuß. Staaten, 1810, No. 2.; 1812, No. 17.

Vicekanzler und nachmaligen Bevollmächtigten beim Wiener Congreß, der im Juni 1823 starb; die Majorität war für den (am 20. Juni 1839 verstorbenen) Bailli Caracciolo di St.-Elmo. Pius VII. fand es nicht gerathen, dem Ansinnen Folge zu geben, sowol, weil bei der zu Catania stattgefundenen Versammlung die Zungen nicht gehörig repräsentirt waren, als weil, in dem damaligen Zustande des Ordens und bei der geringen Aussicht auf dessen Wiederherstellung in seine Souverainetät, die Würde des Großmeisters überhaupt ihre eigentliche Bedeutung verloren hatte. *) Napoleon's Botschafter in Rom, der Cardinal Fesch, soll auf diesen Entschluß besondern Einfluß geübt haben. So blieb denn die einstweilige obere

*) Das officielle Memoire der Bevollmächtigten des Ordens beim Wiener Congreß drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Après son décès (i. e. Tommasi's) survenu en 1805, le conseil d'état de l'ordre nomma d'abord un lieutenant du magistère; et comme les chevaliers qui se trouvaient au convent, n'étaient pas en nombre suffisant pour procéder à l'élection d'un grand-maître en suivant ce que les statuts de l'ordre prescrivent à cet égard, ils durent se borner à se réunir en assemblée générale pour désigner un candidat à cette dignité, et le présenter, pour cette fois, à la confirmation du souverain pontife. Mais Sa Sainteté, en approuvant tous les autres actes émanés par le convent, trouva dans sa sagesse de différer cette approbation. En conséquence, Elle laissa continuer les rênes du gouvernement de l'ordre dans les mains du lieutenant du magistère et du sacré conseil, en leur décernant les points d'autorité et les facultés nécessaires. Cet ordre provisoire des choses fut notifié à toutes les puissances et à tous les prieurés où l'ordre était conservé." (Congrès de Vienne. Recueil de pièces officielles relatives à cette assemblée. Paris, 1816. T. I. p. 34.)

Verwaltung in den Händen Guevara's, welcher sie bis zum 25. April 1814 führte, worauf der Bailli Andrea di Giovanni y Centelles ihm in derselben Eigenschaft nachfolgte. Während dessen gingen 1806 die Commenden im Königreiche Neapel, 1809 die im südlichen Theile des Kirchenstaats durch die französische Occupation verloren, das russische Großpriorat wurde 1810 aufgehoben *) und der Orden fristete in den östreichischen Staaten und auf den Inseln Sicilien und Sardinien nothdürftig sein Dasein. In dieser kläglichen Verfassung fand ihn der Pariser Friede, der gar keine Notiz von ihm nahm und ihm für die Inseln, deren Besitz er Großbritannien bestätigte, nicht die geringste Entschädigung bewilligte.

Als der Wiener Congreß zusammentrat, erschienen der schon genannte Bailli Miari und der Commandeur Berlinghieri, nachmaliger toscanischer Ministerresident beim französischen Hofe, als Bevollmächtigte des Johanniterordens und überreichten am 20. September 1814 eine Denkschrift, in welcher sie nach einer Einleitung über die Stiftung, die Zwecke, die Geschichte des Ordens, die Dienste, die er der gesammten Christenheit geleistet, die noch vorhandenen Besitzungen aufzählten und einen neuen Sitz, wo der Ritterstaat sich reconstituiren könnte, in Antrag brachten. „Der Orden," heißt es darin, „ist in diesem Augenblick im Genuß seiner alten Besitzungen auf den Inseln Sicilien und Sardinien. Diejenigen, welche ihm im römischen Priorat gehörten, sind ihm beinahe in ihrem vollen Umfange zurückerstattet worden, gleicherweise

*) Um dieselbe Zeit stellte der Kaiser Alexander dem Orden die großmeisterlichen Insignien wieder zu.

die in den Herzogthümern Parma und Piacenza. Unberührt geblieben sind die im böhmischen Grosspriorat, unter dem Schutze des erhabenen Monarchen Oestreichs. Dies sind die gegenwärtigen Besitzungen." *) Was nun den künftigen Sitz des Ordens betrifft, so heißt es: „Wir achten zu sehr die Rechte eines jeden Souverain und die des ganzen Bundes, um einen solchen Ort zu bestimmen zu wagen. Es ist die Sache der Herrscher selbst und ihrer weisen Repräsentanten, welche die Interessen sämmtlicher Staaten vollkommen kennen und wissen, über was man verfügen kann, um die gegenseitigen Verluste zu compensiren, mit jenem Scharfsinn und der reifen Ueberlegung, welche sie in allen Vorkömmnissen an den Tag legen, den für die Wiederherstellung des Sitzes des Ordens passendsten Ort zu bezeichnen. Nur im Allgemeinen wollen wir die Eigenschaften andeuten, welche ein Etablissement dieser Art haben muß, damit wir uns daselbst noch nützlich erweisen können. Der Ort müßte vom Centrum des Mittelmeers nicht zu entlegen und mit einem sichern und geräumigen Hafen versehen sein, der alle Arten Schiffe, unsere sowol wie die der befreundeten Mächte, Kriegs- wie Handelsfahrzeuge aufzunehmen im Stande wäre. Ueberdies müßte ein zur Anlegung eines Arsenals, wie eines, für uns selbst nicht blos sondern auch für die Menschheit im Allgemeinen eher nothwendigen denn nützlichen Lazareths geeigneter Platz daselbst vorhanden sein. Endlich würde es nothwendig sein, dort namentlich für

*) Congrès de Vienne, l. c. p. 40. — Vgl. (Mr. de Flassan) Histoire du congrès de Vienne, Paris, 1829. T. II. 150—164.

die ersten Augenblicke hinreichende Sicherheit zu finden, um keinen Beleidigungen blosgestellt zu sein, sowie ein Unterkommen für das Personal des Ordens, wenn kein bequemes, doch ein gegen die Witterung Schutz gewährendes. Eine Kirche, ein zum mindesten provisorisches Spital gehören zum innersten Wesen unseres Instituts. Es sind keine großen Dinge, die der Orden verlangt." *)

Es wäre wahrscheinlich besser gewesen, hätte er mehr verlangt.

Die beiden Orte, welche der Orden eine Zeitlang im Sinne hatte und welche ihm für Malta einen Ersatz hätten bieten können, waren Elba und Korfu. Von Seiten der ehemaligen französischen Zungen wurde namentlich der Besitz der letzteren Insel gewünscht, und der Orden durfte hoffen, daß die französische Regierung seine Reclamationen unterstützen würde, wenn auch der Fürst von Talleyrand, erster Bevollmächtigter Frankreichs beim Congreß, sich gegen die Interessen desselben sehr kalt bezeigte. **) Secundäre Betrachtungen aber bewogen die Bevollmächtigten, keinen förmlichen Antrag zu stellen. Auf Elba verzichteten sie, zuerst weil die Insel Buonaparten angewiesen worden war, sodann, nachdem dieser sie verlassen, weil sie (und namentlich Berlinghieri, der als Sienese, ein geborner toscanischer Unterthan war) den Rechten Toscana's zu nahe zu treten fürchteten, welches wenigstens auf einen

*) Congrès de Vienne l. c. p. 43.

**) Der Graf Alexis de St.-Priest und der Herzog von Dalberg, welche die Decoration des Ordens trugen (sagt Flassan a. a. O. S. 153), bewiesen sich geneigter seine Sache zu vertheidigen, welche übrigens gar nicht auf dem Congreß verhandelt ward.

Theil der Insel mit dem Hafen von Portoferrajo die gegründetsten Ansprüche hatte. Korfu, eine alte Besitzung Venedig's, damals von den Engländern militairisch besetzt, als Entschädigung für Malta zu verlangen, wurden sie durch einen der russischen Bevollmächtigten, den Grafen Kapodistria, verhindert, welcher, ein geborner Korfiote und von dem Wunsche beseelt, seine Heimat frei und unabhängig zu sehn, den Bailli Miari überredete, der Kaiser Alexander werde nie darein willigen, daß die Insel dem Orden übergeben und eine griechische Bevölkerung einer katholischen Regierung unterworfen werde. In wie weit die Rücksichten, welche die Bevollmächtigten des Ordens in diesem für dessen Existenz entscheidenden Moment nehmen zu müssen glaubten, begründet waren und gebilligt werden können, muß dahingestellt bleiben. Es genüge zu bemerken, daß eine Transaction in Betreff Elba's, wo die Souverainetätsrechte dreigetheilt und von den Berechtigten schon einmal aufgegeben worden waren, unschwer hätte stattfinden können, und daß der Kaiser Alexander im Vertrag vom 5. November 1815 wol zugab, daß Korfu England verblieb.

Das Resultat des unentschiedenen Verhaltens der Bevollmächtigten des Ordens, welche, außer der obenerwähnten Denkschrift, am 24. Februar 1815 eine zweite übergaben,*) war, daß denselben, wie sie es in einer bei der Auflösung des Congresses an die Repräsentanten der verschiedenen Höfe eingereichten Circularnote selbst ausdrückten, „von der erlauchten Versammlung nicht eine einzige officielle Notification darüber zukam, daß sie mit den In-

*) Congrès de Vienne VI. 249 — 254.

teressen des Ordens sich beschäftigen würde." Nur drei Antwortnoten wurden ihnen darauf zu Theil, von dem Cardinal-Staatssecretair Consalvi, von dem Nunzius Monsignor Severoli und dem spanischen Botschafter Labrador. „Der Unterzeichnete (so schließt die Note des Letztgenannten) glaubt, daß das sicherste Mittel, den Johanniterorden auf einem anständigen Fuße und so, wie die Vermehrung der Seemacht der Barbaresken es erheischt, wieder herzustellen, entsprechende Unterstützungen der im Mittelmeer handeltreibenden Mächte, je nach Maßgabe ihres Verkehrs, sein dürften. Denn obgleich alle Mächte, deren Bevollmächtigte an den Conferenzen Theil nahmen, das Verlangen kund gaben, der Johanniterorden möchte in den Stand gesetzt werden, dem Zwecke seiner Stiftung wieder zu entsprechen, so rechneten sie dabei lediglich auf die alten Besitzungen des Ordens in Spanien, Portugal und einem kleinen Theil Italiens, und zeigten sich keineswegs geneigt, an den Kosten des neuen Etablissements und den durch dessen Erhaltung künftig nöthig werdenden theilzunehmen." *)

So endete der letzte Versuch des Ordens, seine Souverainetät wiederzuerlangen. Es trat dabei der unerfreuliche Umstand ein, daß in dem Orden selbst gewissermaßen ein Schisma stattfand. Die noch lebenden Mitglieder der einst so zahlreichen und mächtigen französischen Zungen wünschten nämlich an den Verhandlungen theilzunehmen, und der Bailli d'Hannonville wurde in Begleitung des Abbé Vié-Cesarini, eines nicht-adeligen Ordensgliedes, zu

*) Lettre du commandeur Berlinghieri, ancien Ministre plénipot. de l'ordre souverain de St. Jean de Jerusalem, à Mr. de Flassan. Paris, 1829. p. 10—15.

diesem Zwecke nach Wien gesandt. Die von dem zu Catania residirenden Convent bestellten Bevollmächtigten weigerten sich aber diese Deputation anzuerkennen und mit ihr im Einverständnisse zu handeln; d'Hannonville reiste ab, während Cesarini blieb und seinerseits eine Denkschrift an den Congreß einreichte. *) Diese wurde von Miari und Berlinghieri desavouirt und es kam zu unangenehmen Streitigkeiten. Der nachmals von den französischen Zungen abgesandte Commandeur de Dienne verhielt sich ganz passiv. Man hat den beiden Bevollmächtigten die bei dieser Gelegenheit gezeigte Starrheit zum Vorwurfe gemacht, indem eine Vereinbarung mit den, freilich durch die Republik aufgehobenen, französischen Zungen ihren Reclamationen größeres Gewicht, ihrem ganzen Auftreten mehr Halt hätte geben können, da man wußte, daß der Herzog von Berry, als Großprior von Frankreich, dem Orden sehr geneigt war, während der Fürst Camill von Rohan, Großprior von Aquitanien, durch seine am kaiserlich östreichischen Hofe einflußreiche Familie eine günstige Stimmung hervorzurufen im Stande gewesen wäre. Aber auch diese Chance blieb unbenutzt und nicht einmal eine pecuniäre Entschädigung wurde erzielt, während doch, um blos von italienischen Reclamanten zu reden, selbst der Fürst Buoncompagni sein Lehn Piombino wiedererlangen konnte.

Das von den Abgeordneten des Ordens während des Wiener Congresses beobachtete Verfahren gab nachmals Veranlassung zu einem Federkriege, bei welchem die Frage der Souverainetät des Ordens zur Sprache kam. Der

*) Congrès de Vienne II. 263.

französische Historiker des Congresses warf nämlich den beiden Abgeordneten vor, sie hätten die ihnen gebührende Stellung nicht eingenommen und die Rechte und Ansprüche der Johanniter nicht mit gehörigem Nachdruck geltend gemacht; worauf ihm von dem noch Ueberlebenden derselben zur Antwort ward: ohne den Charakter des Ordens als legitimer Souverain zu verkennen, hätten sie die Ueberzeugung gehabt, daß diese Souverainetät nur ein Ausfluß jener der hohen Mächte sei, deren geborne Unterthanen Mitglieder des Ordens seien, und daß folglich dieser Orden seine Souverainetät nur von dem Willen der genannten Mächte herleite. Man kann nicht umhin, Hrn. v. Flassan beizustimmen, wenn er in seiner Erwiderung bemerkt, daß eine solche dem Congreß gegenüber von den Bevollmächtigten ausgesprochene Ansicht zum Resultat das beklagenswerthe Factum gehabt habe, daß, während so vielerlei Ansprüche sich geltend gemacht, der Johanniterorden allein nicht ein Sandkorn als Entschädigung erlangt habe. *)

Da die Souverainetätsfrage einmal zur Sprache gekommen, dürfte es passend erscheinen, die Stellung des Ordens den europäischen Mächten gegenüber historisch zu beleuchten. Gleich den übrigen geistlichen Ritterorden, erkannten auch die Hospitaliter die Suprematie des päpstlichen Stuhls an, welcher die Regeln ihres Instituts gut-

*) Flassan l. c. II. 163. — Lettre du Commandeur Berlinghieri, etc. etc. l. c. — Lettre de M. de Flassan en réponse à la lettre de Mr. le Commandeur Berlinghieri. Paris, 1829. — Hr. v. Flassan hatte dem Orden vorgeworfen, er habe sich „suicidé."

hieß und ihm unter Ertheilung von Immunitäten und Privilegien die eigentliche Weihe gab. In Palästina hatten diese Rittermönche dieselbe Stellung, wie die so ziemlich um die nämliche Zeit entstandenen Templer und Marianer. In einem Lande, wo die Feudalformen des Herrwesens keine so feste Bildung erlangen konnten wie im Abendlande, waren diese geschlossenen Adelsgenossenschaften vom größten Nutzen. Eine eigentliche Hoheit aber stand ihnen nicht zu, wenn sie gleich factisch großer Unabhängigkeit genossen. Nach dem Verluste von Ptolemais ihrer Sitze und Burgen auf dem Festlande beraubt, eroberten die Johanniter von Cypern aus Rhodos, und mit diesem Besitz begann ihre eigentliche Souverainetät und die Gestaltung ihrer Corporation als unabhängiger Staat. Daß die meisten Güter des Ordens in andern Ländern lagen, Schenkungen und Vermächtnisse während der Kreuzzüge und aus spätern Zeiten, that dieser Unabhängigkeit keinen Abbruch. Die Eingebornen jener Staaten schieden durch das Factum ihres Eintritts in den Orden aus ihren bisherigen Unterthanen- und Dienstverhältnissen aus und wurden von da an als Fremde betrachtet, die indeß von den in diesen Ländern gelegenen Commenden die Einkünfte bezogen. Die geistliche Supremație des Papstes blieb bestehn, und mehr denn einmal mischte Rom sich in die innern Angelegenheiten. Das Cardinalat konnte mit der großmeisterlichen Würde vereinigt werden.

Die zweihundertunddreizehn Jahre, welche der Orden auf Rhodos zubrachte, waren seine glänzendste und glücklichste Epoche. Seine Stellung aber unterlag nach dem Verluste dieser Insel wesentlichen Modificationen. Statt sich ein Land erkämpft zu haben und in voller Unabhän-

gigkeit zu halten, erlangte er Malta durch Cession und und als Lehen. Freilich waren die Bedingungen und Ausdrücke in der Schenkungsacte Kaiser Karl's V. so günstig wie ehrenvoll. Der Kaiser als König von Spanien überließ dem Großmeister und Orden Malta und Gozo zusammt Tripoli, mit allen ihren Territorien und Jurisdictionen, oberer und mittlerer Gerichtsbarkeit, auf immer zum adeligen und freien Lehn, unter der Bedingung der Darbringung eines Falkens als Lehnzins, der jährlich am Allerheiligenfeste dem Vicekönig Siciliens überreicht werden sollte. Bei jedem Thronwechsel in Spanien bedurfte die Investitur einer Erneuerung. Der Orden sollte von jeglichem Kriegsdienst, den sonstigen Diensten, welche Vasallen ihren Suzerains schulden, befreit bleiben. Dagegen mußte er versprechen, nicht zu erlauben, daß in seinen Besitzungen dem Kaiser, seinen Staaten und Unterthanen Schaden zugefügt oder bereitet werde: flüchtige Unterthanen des Königs sollten auf die erste Anzeige des Vicekönigs von Sicilien ausgewiesen, solche aber, die sich Majestätsverbrechen oder Häresie zu Schulden kommen gelassen, diesem überantwortet werden. Endlich sollte der Orden, falls er wieder zum Besitz von Rhodos gelangte, oder bei anderer Veranlassung, die Inseln Niemanden abtreten, oder auf irgend eine Weise darüber verfügen können, ohne ausdrückliche Genehmigung des Herrn, von dem er sie zu Lehen trage.

Nach dieser Donationsacte, welche erst durch eine päpstliche Bulle vom 25. April 1530 volle Gültigkeit erlangte, war es also freilich nur eine beschränkte Souverainetät, die dem Orden zu Theil ward. Es geht dies auch hervor aus der Verweigerung des Münzrechts von Seiten des

Kaisers-Königs — eines Rechts, welches der Orden auf Rhodos besessen und welches erst der dritte Großmeister nach L'Isle Adam, Juan d'Omedes, wiedererlangte. Auf den Münzen, die dieser prägte, findet man aber keine Anspielung auf eine Souverainetät über Malta. Goldmünzen prägte erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts Gregorio Caraffa. Daß dem Orden aber die beschränkte Souverainetät zustand, zeigt schon das Recht, welches er hatte, Gesandte zu schicken und zu empfangen. Wie dem aber auch sein möge, schon unter L'Isle Adam behaupteten die Ritter der spanischen Zungen, welche damals anfingen dem bis dahin vorherrschenden Einfluß der Franzosen die Wage zu halten, der Orden sei ihrem Könige zinsbar geworden. Der erste bedeutende Eingriff eines fremden Souverains in die Verfassung des Instituts war der von König Heinrich VIII. von England auf die in seinen Landen gelegenen Commenden gelegte Sequester, der von der Königin Maria wieder aufgehoben ward, worauf unter La Valette's Großmeisterthum Elisabeth diese Güter völlig einzog und damit die englische Zunge ein Ende nahm. Wollte der Orden neue Steuern einführen, so bedurfte er dazu einer päpstlichen Autorisation; wollte das Conseil die Prärogative des Großmeisters antasten, ihm die Befugniß nehmen, ohne seine Zustimmung Aemter zu vergeben und Gesetze zu machen; wollte es die Präeminenzen der Zungen schmälern: so half gewöhnlich ein Recurs an den Papst, dessen Breven die auch während der Interregnen in dieser Hinsicht getroffenen Verfügungen wieder vernichteten. So geschah es bei der vom Großmeister La Sangle 1555 auf die unbeweglichen Güter gelegten Steuer, so bei La Cassière's Streitigkeiten mit seinen Rittern, 1574 und

1581, gleichwie im Interregnum nach seinem Tode und bei zahlreichen andern Veranlassungen. Die päpstliche Autorität ging so weit, daß nach La Cassière's Tode Gregor XIII. drei Candidaten zum Magisterium vorschlug, aus deren Zahl Hugues de Verdale gewählt ward, und daß er durch eine Bulle vom 3. September 1582 den Rittern das von ihnen in Anspruch genommene Recht absprach, in gewissen Fällen gegen ihr Oberhaupt verfahren zu können, wie sie es schon im 14. Jahrhundert unter Papst Johann XXII. sich angemaßt, indem er erklärte, daß eine solche Befugniß nur dem h. Stuhl zustehe.

Aber die Päpste bedienten sich ihrer Suprematie auch in anderer, den Großmeistern weniger genehmen Weise. Einmal durch die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer häufiger werdende eigenmächtige Vergebung von Würden und Commenden an Ritter, ohne vorherige Einwilligung des Großmeisters. Erst Papst Innocenz XII. half auf Perello's Bitte diesem Misbrauch einigermaßen ab, indem er demselben mehre vacante Commenden zurückstellte, über welche der Römische Hof bis dahin verfügt hatte. Sodann durch die, von Gregor XIII. verordnete Einsetzung eines Inquisitionstribunals auf Malta, mit Ausschließung der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit und Appellation an die Rota in Rom, wodurch, sowie in Betreff der bischöflichen Jurisdiction, eine Menge Zwistigkeiten entstanden, die dem Orden vielfache Vorwürfe, ja geistliche Censuren zuzogen, sodaß selbst ein so kräftiger Herrscher wie Alof de Vignacourt eine amende honorable leisten mußte. Dem Großmeister de Paule nahm Urban VIII. den Titel Altezza Serenissima, welchen Kaiser Ferdinand II. ihm ertheilt, und gab ihm dafür den b…

Eminenza, welcher nachmals freilich in Altezza Eminentissima umgeändert ward. Unter dem nämlichen Großmeister verbot derselbe Papst den Generalkapiteln sich mit den Prärogativen zu beschäftigen, ohne dem h. Stuhl darüber Bericht zu erstatten. Während die Päpste auf solche Weise verfuhren, kamen auch von Seiten anderer Mächte mannigfache Eingriffe in die Privilegien des Ordens vor. So maßte unter de Paule der König von Spanien sich das Recht an, über die Zungen von Castilien und Aragon und ihre Einkünfte ausschließlich zu disponiren. Wollte der Orden sich solchen Prätensionen nicht fügen, so hatte dies gewöhnlich zur Folge, daß die sicilischen Vicekönige die Getreideausfuhr nach Malta nicht erlaubten und die Großmeister mehr denn einmal durch die Noth gezwungen wurden, an den Küsten Siciliens die mit Proviant beladenen Fahrzeuge durch ihre Galeeren gewaltsam aufbringen zu lassen. De Verdale und Alof de Vignacourt sahn sich in einem solchen Falle.

Die vom Orden in Anspruch genommene Neutralität kam bei solchen Foderungen der fremden Mächte nicht selten ins Gedränge. Am schwierigsten war die Behauptung derselben in den langwierigen Kriegen zwischen Frankreich und Spanien, welche mit dem Pyrenäenfrieden ihr Ende erreichten. Unter dem Großmeister Lascaris verlangte Urban VIII., daß die Galeeren des Ordens ihm gegen die verbündeten italienischen Staaten in dem wegen des Farnesischen Herzogthums Castro und Renciglione ausgebrochenen Kriege Hülfe leisten sollten: die Folge davon war die Sequestrirung der Ordensgüter im Venetianischen, im Großherzogthum Toscana und den Herzogthümern Parma und Modena. Unter Nic. Cotoner mußten die

Ritter ihre Galeeren dem Vicekönige von Sicilien gegen das aufrührerische Messina leihen, welches von Frankreich unterstützt ward. Die den Rittern ertheilte Erlaubniß, in den Heeren der Souveraine zu fechten, deren geborne Unterthanen sie waren, gab wiederholt zu unangenehmen Verwickelungen Anlaß. — So war es mit der Souverainetät des Johanniterordens, mit der geistlichen Suprematie Roms und der Oberlehnsherrlichkeit Spaniens beschaffen, welche sich auch bei der Wahl des Bischofs der Insel, wobei der Orden drei Candidaten vorschlagen, dem Könige die Ernennung zustehn sollte, geltend machte. Seit langer Zeit waren alle Zeichen des Vasallenthums in Vergessenheit gerathen, als im J. 1748 König Karl III. von Neapel die bei der Theilung der spanischen Monarchie auf die sicilische übergegangenen Rechte zu erneuern Miene machte. Als der Großmeister Einspruch that, wurde der Verkehr mit Malta untersagt, die Commenden im Königreiche sequestrirt. Manoel Pinto wandte sich an den Papst, auf dessen Verwendung der König das freundschaftliche Verhältniß wiederherstellte. Aber die Oberlehnsherrlichkeit über Malta wurde von neuem feierlich proclamirt. *) Wie es in neuester Zeit damit ergangen, ergibt sich aus gegenwärtiger Darstellung.

Der Sitz des Ordens blieb in Catania. Am 11. Juni 1821 wurde dort der Bailli von Armenien, Fra Antonio Busca aus Mailand, zum Statthalter des Magisteriums gewählt. Dieser verlegte im J. 1826 den Convent nach Ferrara. Die Veranlassung dazu gab der in der Sitzung des Staatsraths vom 5. September 1825 gefaßte Be-

*) Colletta, Storia del Reame di Napoli. L. I. cap. 4. 56.

schluß der neapolitanischen Regierung, die Güter des Ordens in Sicilien nach dem Tode der gegenwärtig im Genuß derselben befindlichen Ritter einzuziehn und sie, unter Vorbehalt künftiger Bestimmung über ihre Verwendung, einstweilen auf Staatskosten zu verwalten. Der Erlaß des sicilischen Staatsministeriums zu Neapel an den Vicekönig von Sicilien (vom 10. Sept. 1825), durch welchen diese königliche Willensmeinung dem Orden bekannt gemacht ward, untersagte demselben zugleich, ferner Commenden zu vergeben, ohne vorherige Erlaubniß des Königs Ritter zu ernennen und Summen von denselben einzufodern, und verordnete die Einreichung einer genauen Uebersicht und Schätzung der liegenden Güter des Ordens im Königreiche. Unter solchen Verhältnissen konnte der Convent nicht ferner in Catania bestehn und der Orden wandte sich in seiner Bedrängniß an Papst Leo XII., der ihm gestattete, seinen Sitz zu Ferrara zu nehmen, wo er ihm Kloster und Kirche der Cölestiner anwies.*) Am 31. Juli 1826 verließen die Ritter mit dem Archiv und ihrer übrigen Habe die sicilische Küste und nahmen ihre Richtung nach dem adriatischen Meer. Zu Anfang September wurde durch den Bailli Busca, der im Palast Bevilacqua wohnen ging, und den Vicekanzler Commandeur Bella, der neue Convent eingerichtet.

Der Orden blieb in Ferrara bis zum Jahr 1834, wo er seinen Sitz nach Rom verlegte. Um die nämliche Zeit wurden die früher schon zu den Domainen geschlagenen Commenden im Königreiche Portugal förmlich eingezogen.

---

*) Breve Papst Leo's XII. vom 12. Mai 1826. — Decret des Conseils des Ordens vom 11. Juli näml. J.

Der Bailli Busca starb zu Mailand am 19. Mai: am 23. d. M. wurde der Bailli Fra Carlo Candida zu seinem Nachfolger gewählt und bekleidet noch gegenwärtig die Stelle eines Statthalters des Magisteriums. Unter ihm haben bessere Aussichten für den Orden begonnen und die Fortdauer desselben scheint wenigstens in Italien gesichert.

Mittelst Allerhöchster Entschließung an den Erzherzog Vicekönig der Lombardei vom 15. Januar 1839 rief der Kaiser von Oestreich den Johanniterorden, „welcher sich um viele Gegenden von Europa während seiner langen Dauer so verdient gemacht hat und von den Bewegungen der Zeit getroffen worden ist," in seinen italienischen Staaten wieder ins Leben. Als Eigenthum des erwähnten Ordens bestimmte der Kaiser die Kirche der Malteserritter und das alte Locale des Priorats in Venedig als Sitz des neuen Lombardisch-Venetianischen Priorats, mit jährlicher Dotation von 2000 Fl. aus dem Staatsschatze als Prioratscommende. Die adeligen Familien des Landes wurden zugleich ermächtigt, über die Gründung der betreffenden Commenden mit den Ordensvorstehern in Unterhandlung zu treten, um dem Priorat eine entsprechende Ausdehnung zu geben.*) In Folge desselben haben mehre Lombardisch-Venetianische Familien Jus-Patronatscommenden gestiftet und mit liegenden Gütern dotirt. Im Königreich Beider Sicilien stellte ein königliches Decret vom 7. December 1839 den Johanniterorden in allen seinen Rechten wieder her. Acht Commenden von den

*) Gazzetta di Milano, 1839, 28. Jan. — Oestreich. Kais. privil. Wiener Zeitung, 1839, 5. Februar.



einige Jahre zuvor eingezogenen, welche während dessen, abgesondert von den übrigen Domainen, verwaltet worden, wurden dem Orden übergeben und als dessen bleibendes Eigenthum anerkannt. Auch hier wurden Privatpersonen ermächtigt, Jus-Patronatscommenden zu gründen, mit dem Vorbehalt, daß nur königliche Unterthanen den Genuß derselben haben sollten.*) Modena folgte diesem Beispiele. Durch einen Erlaß vom 15. Juni 1841 stiftete der Erzherzog-Herzog zwei Commenden, indem er sich bei einer derselben die Ernennung reservirte. Mittelst einer Notification vom 14. Juni 1842 wurden sodann solche, die geneigt sein möchten, als Cavalieri professi di giustizia um diese Commenden sich zu bewerben, aufgefodert, im Lauf des Juli sich zu melden und ihre Ansprüche zu legitimiren.**)

Der Sitz des Magisteriums oder der sogenannte Convent des Ordens ist, wie schon oben bemerkt, seit dem Jahre 1834 in Rom, in einem in der Via Condotti, nicht weit vom spanischen Platz gelegenen Palaste. Hier wohnt der einstweilige Chef, der, wie gesagt, den Titel eines Statthalters des Magisteriums führt und gegenwärtig vom Papste, als geistlichem Oberhaupte des Ordens, erwählt wird. Außerdem leben im Convent folgende Ordensglieder, welche den, die Verwaltung besorgenden, Rath bilden: der Vicekanzler, der Secretair des Schatzes, der Einnehmer, der Director des Spitals und der Bi-

*) L. Bianchini, Storia economico-civile di Sicilia. Palermo, 1841. II. 106.

**) Diario di Roma, 1842, No. 56.

bliothekar *). Die Ernennung zu den Commenden geschieht in der Regel nach der Anciennität, übrigens hat der Statthalter jetzt eine sehr ausgedehnte Gewalt über den Orden, die nur durch die Gesetzgebungen der Länder, in denen Commenden liegen, nicht aber durch Ordensglieder selbst beschränkt wird. Im Königreich Böhmen zählt der Johanniterorden 8—10 Commenden, im östreichischen Italien 4, im Kirchenstaat 15—20, in den Herzogthümern Parma und Modena 5, und 12 im Königreich Beider Sicilien. Die Juspatronatscommenden sind nicht miteinbegriffen. Böhmen und der Kirchenstaat haben Großprioren, die Lombardei (wozu auch die Commenden in den Herzogthümern gerechnet werden) Prioren **). In Rom hat der Orden drei Kapelläne, von denen einer Prior und Pfarrer der Kirche ist; auch bei den übrigen Prioraten sind Kapelläne angestellt. Am Wiener Hofe wird der Johanniterorden durch einen Gesandten vertreten; vor der Verlegung des Convents nach Rom hatte er auch am päpstlichen Hofe einen Bevollmächtigten, wie

*) Diese Stellen sind sämmtlich durch Italiener besetzt, und zwar durch die Commandeurs d'Aquino, Filippi, Borgia, Ghisilieri und Ciccolini.

**) Großprior von Böhmen ist Carl Borromäus Graf Morzin, k. k. Kämmerer; Großprior von Rom der Cardinal-Staatssecretair Luigi Lambruschini; die Prioren der Lombardei und des sicilischen Königreichs sind Cappellari, Neffe des regierenden Papstes, und Borgia. — Das römische Priorat, welches über 5000 Scudi Einkünfte haben soll, pflegt vom Papste ex suprema auctoritate einem Cardinal verliehn zu werden. Längere Zeit besaß es der Card. Ruffo, der den Aufstand in Calabrien gegen die Franzosen organisirte, dann der Card. Doria-Pamfilj.

einen andern zu Paris vor der Julirevolution. In Modena ist neuerdings ein Geschäftsträger accreditirt worden *).

Auf dem Aventin, dem steilsten Hügel Roms, dicht am südwestlichen Abhange, steht die Kirche des Johanniterpriorats, Sta.-Maria Aventina oder del Priorato genannt, mit einem anstoßenden, jetzt verlassenen Kloster. Wann sie an den Orden kam, ist ungewiß; Pius V. ließ sie wiederherstellen, der Card. Rezzonico, Clemens' XIII. Neffe und Großprior von Rom, erneuerte sie gänzlich nach dem Plane des berühmten Zeichners und Kupferstechers Piranesi, der ein barokes, mit Ornamenten aller Art überladenes und sehr geschmackloses Werk geliefert hat. Ueberall sieht man das Johanniterkreuz; das Denkmal des Großmeisters Caracciolo und die mehrer Ritter erinnern an die frühere Zeit. In dem sorgsam gepflegten Garten, dessen hohe dichte Lorberhecken einen schattigen Laubgang bilden, der die Aussicht auf den Petersdom gewährt, wiegt eine schöne hohe Palme ihre schweren Aeste in der Luft. Von der Platform vor der Kirche aus, oder von der Balustrade des Gartens, wo man tief unten vor sich die Tiber sieht, die hier den immer mit Fahrzeugen bedeckten Hafen von Ripagrande bildet, das Fluß-Zollamt und das große Hospiz S.-Michele, hat man eine schöne und ausgedehnte Aussicht auf den Vatican, auf den langgestreckten Janiculus mit seinen Kirchen, Klöstern und Villen, auf das südliche ödeliegende Ende Roms, den

*) Gesandter in Wien ist Franz Sales Graf v. Khevenhüller-Metsch; Geschäftsträger zu Modena der Marquis Carandini. Der letzte Gesandte in Paris war, so viel mir bekannt, der Bailli de Ferrette; in Rom der Bailli Bussi.

Scherbenberg und die Pyramide des Cestius, und auf die weite Ebene, in welcher, nahe am Ufer des gelben Stroms, St.=Paul aus den Trümmern in verjüngter Pracht wieder emporsteigt.

Während die Zeitverhältnisse dem Orden nicht gestatten, seinem vierten Gelübde, dem Kampf gegen die Ungläubigen, treu zu bleiben, hat derselbe sich dem ersten und ursprünglichen Zweck seiner Stiftung, der Krankenpflege, wiederum gewidmet. Der Bailli Candida hat die günstigeren Umstände der letzten Jahre benutzt, um eine großartige Anstalt zu gründen, welche der Thätigkeit des Ordens ein neues Feld eröffnet. Am 1. September 1841 wurde in Rom das Militairspital der Johanniter, im Beisein des Papstes eröffnet. An der Sixtusbrücke liegt ein großes Gebäude, welches einst ein Hospiz für dürftige Geistliche und unter dem Namen der Cento preti bekannt war. Dies Local wurde dem Orden zum Behuf der Einrichtung eines Spitals überlassen, worin kranke Militairs, die man früher nach den Civilspitälern sandte, aufgenommen werden sollten. Das Gebäude wurde vollständig ausgebessert und für die neue Bestimmung umgebaut: in 14 Sälen wurden 500 eiserne Bettstellen aufgestellt, Bäder, Küche, Wohnungen für die Beamten und Dienstleute u. s. w. eingerichtet. Ein Commandeur des Ordens, der daselbst wohnt, hat die obere Leitung: ein Vicesuperior, ein Ritter als Hausverwalter, zwei Kapelläne des Ordens als Prior und Viceprior, sind ihm beigegeben; verschiedene Aerzte und Wundärzte und eine beträchtliche Zahl von Krankenwärtern und andern Personen versehn den gewöhnlichen Dienst. Der Orden übernimmt die vollständige Pflege und Beköstigung und erhält von der Regierung

eine Vergütung von 2 Paoli (9 Ngr.) täglich für jeden Mann. Die größte Zahl der Kranken ist bis jetzt 325 gewesen, die kleinste 184; in den ersten vier Monaten wurden 1595 Individuen aufgenommen. Chirurgische Krankheiten pflegen etwa ein Drittel auszumachen. *).

Es sind nunmehr beinahe acht Jahrhunderte verflossen, seit der Johanniterorden gestiftet worden ist, 534 Jahre, seit er Rhodos eroberte, 313 Jahre, seit er Malta erwarb, nahe an 45 Jahre, seit er die Insel verlor. Er hat, wenn auch spät, das Schicksal aller Ritterorden getheilt, deren Bedeutung nicht blos, sondern deren Existenz an die Erreichung eines besondern Zweckes geknüpft war, und die, als Anomalien im europäischen Staatensystem, auf die Dauer sich nicht zu halten vermochten, sobald ein solcher Zweck nicht ferner bestand. Nur zweien derselben gelang es, durch eigne Tapferkeit wie durch das Zusammentreffen günstiger Umstände Landeshoheit gerade dann zu erlangen, als durch den Verlust Palästinas, auf dessen Beschützung sie ursprünglich angewiesen waren, ihr ganzes Dasein bedroht war. Es waren die Johanniter und die Marianer, diese im Norden, jene im Süden Vorposten des christlichen Heeres. Alle übrigen gingen später unter: zuerst wurden die Templer gewaltsam vernichtet; die spanischen und portugiesischen Orden verloren nach der Vertreibung der Mauren von der Halbinsel alle Bedeutung und das Großmeisterthum derselben ward ein bloßer Anhang zum königlichen Titel. Daß der Johanniterorden alle diese Institute überlebte, erklärt sich durch mehre Gründe. Ein-

---

*) C. L. Morichini, degli Istituti di publica carità ec. in Roma. II. Ediz. (Rom, 1842) I. 126 fg.

mal weil beinahe der ganze katholische Adel Europas mit dem Orden in Verbindung stand, sodann durch Malta's isolirte Lage und gefürchtete Festigkeit. Zum dritten aber, weil auch nach den Gefahren des 16. Jahrhunderts die Seemacht der Hospitaliter immer noch zur Sicherung des Mittelmeers wesentliche Dienste leistete, gegen die Barbaresken namentlich, die sich besonders seit der Mitte jenes Jahrhunderts mit größerer Macht an der Küste Afrikas festgesetzt hatten. Wie sehr dieser Umstand die süd-europäischen Staaten in Anspruch nahm, zeigt, außer den beiden Expeditionen Karl's V., die im J. 1562 stattgefundene Stiftung des toscanischen Stephansordens, der zu Pisa seinen Sitz hatte und dessen Galeeren mit denen der Johanniter wetteiferten, indem sie ohne Rast Streifzüge gegen die Piraten unternahmen, Bona eroberten und noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts ihre Waffenthaten bis nach der Küste Kleinasiens ausdehnten.

So konnte, der allmälig sich verändernden äußern Lage und des innern Verfalls ungeachtet, der Orden sich lange halten. Heftigen Stürmen von außen aber konnte er nicht widerstehn. Schon der Ruin der Finanzen hätte seine Auflösung nach sich ziehn müssen. Wäre die Insel nicht in Buonaparte's Hände gefallen, so wäre sie doch in dem langwierigen Kampfe, den das monarchische mit dem revolutionären Princip durchfocht, unfehlbar die Beute der die See beherrschenden Macht geworden, die sie so bald schon den Franzosen nahm. Malta ist für das Mittelmeer zu wichtig, als daß es die seefahrenden Mächte nicht hätte reizen sollen. Man könnte sagen, ohne die maltesische Frage wäre der Friede von Amiens nicht gebrochen worden — glaubt man etwa, auch ohne diese

Frage würden Napoleon und England einander ohne Kampf gegenüber stehn geblieben sein?

Daß seit 1803 der Orden sich überhaupt noch gehalten, ist das wunderbarste. Er verdankt es namentlich der in ihrem Princip ebenso löblichen, wie in vielen Folgen ersprießlichen Scheu Oestreichs, bestehende Institutionen anzutasten, wenn sie nicht, statt des frühern Nutzens, Nachtheil bringen. Im Jahre 1826, wo die sicilischen Commenden verloren gingen, war die Ebbe am tiefsten.

Seit einigen Jahren hat, wie aus der vorstehenden Darstellung sich ergibt, der Orden sich einigermaßen wieder gehoben. Es mag sein, daß das fühlbar werdende Bedürfniß, dem Adel in seiner Reconstituirung zu helfen, dazu mitgewirkt hat. Ob eine eigentliche Wiederherstellung des Johanniterordens zur Erreichung dieses Zweckes beitragen kann und ob von einer solchen Wiederherstellung ein wesentlicher Nutzen zu erwarten sein dürfte, mag dahingestellt bleiben. Auf welcher Basis überhaupt der Orden reorganisirt werden soll — ob man ihm irgend einen Kreis nützlicher Thätigkeit anzuweisen geneigt sein dürfte, oder ob er, gleich den östreichischen Commenden des deutschen Ordens, denen des Medizeischen Stephansordens und einigen Domstiftspräbenden, lediglich ein Institut zur Unterstützung einiger wenigen Familien sein soll: darüber scheint man bis jetzt nicht nachgedacht zu haben. Der Zweck, an welchen man vor einigen Jahren das Wiederaufleben des Ordens als unabhängige Corporation mit dem Besitz einer der größern griechischen Inseln, etwa Rhodos' oder Cyperns, knüpfen wollte — die Sicherung des Mittelmeers vor den Barbaresken, ist durch die Eroberung Algiers

und die Zerstörung der Seeräuberei auf andern Wegen erreicht worden.

In dieser Ungewißheit aber hat man dennoch wohl daran gethan, ein Institut, dessen Name allein so schöne Erinnerungen weckt, nicht ganz untergehn zu lassen, sondern, wenn auch nur durch eine Unterstützung, die keinerlei Misgunst erregen kann, aus seinem Verfall emporzuheben. Vielleicht kommt die Zeit, wo der Orden sich wieder nützlich zeigen kann. Durch die Rückkehr aber zu dem ursprünglichen Gedanken und Zweck der Stiftung hat die Regierung desselben an den Tag gelegt, daß es ihr darum zu thun ist, sich von neuem, so weit äußere Verhältnisse es zulassen, einen angemessenen Wirkungskreis zu schaffen.

Beilage.

(Zu S. 295.)

Der Secretair des Herrn von Hompesch, Doublet, berichtet in seinen auf die letzte Zeit der Herrschaft des Ordens sich beziehenden Denkwürdigkeiten in nachfolgender Weise über die am Bord des Admiralschiffes L'Orient stattgefundene Unterhandlung:

„Nach einer Viertelstunde wurden drei Deputirte in das Conseilszimmer geführt, welches hell erleuchtet und mit Trophäen und andern auf Buonaparte's Siege anspielenden Verzierungen ausgeschmückt war. Fünf Minuten darauf erschien der General, begleitet von dem Viceadmiral Brueys. Er wunderte sich darüber, eine so geringe Zahl von Abgeordneten zu finden. Es scheint, bemerkte er zu ihnen, daß manchen von euch die Ueberfahrt schlecht bekommen ist, denn es war mir gesagt worden, ihr würdet acht an der Zahl sein, und ich sehe nur drei. Ihr habt indeß sehr wohl daran gethan, zu kommen, denn da ich nicht mehr warten konnte, so hatte ich schon Befehl gegeben, einige Confetti in die Stadt zu werfen, die euern Damen nicht besonders behagt haben würden. Auf diesen übel angebrachten Scherz wagte keiner zu antworten. Hierauf einen nach dem andern musternd, fuhr der General fort: Meine Herren, mich dünkt, ein Glas Punsch würde euch nicht schaden, denn mir scheint, euch friert. Sodann ließ er das erwähnte Getränk kommen und gab jedem ein Glas davon. An die Stelle der Gläser trat bald ein Dintenfaß. Auf Nan-

jiat's Veranlassung erbot ich mich, den Act aufzusetzen, aber Buonaparte dankte, indem er sagte, bei solchen Gelegenheiten pflege er die Feder selbst zu führen. Nun nahm er die Feder in die Hand und sagte, nachdem er sich einen Augenblick besonnen: Wohlan denn, meine Herren, welchen Titel sollen wir dieser Unterhandlung geben? Der Name Capitulation würde in den Ohren eines einst mit Ruhm bedeckten militairischen Ordens schlecht klingen; so glaube ich denn, daß die Benennung: Convention am wenigsten verletzend sein wird. — Keiner antwortete. Wer schweigt, willigt ein, fügte er hinzu und begann zu schreiben. Während dieses Monologs spielte ein spöttischer Ausdruck um seinen Mund. Er schrieb eine Stunde lang, mit dem Aufsetzen der vier ersten Artikel beschäftigt, und als er, den Kopf aufhebend, sah, daß die Zahl der Deputirten sich gemehrt, wollte er das Geschriebene vorlesen, um zu sehn, ob irgend etwas hinzuzufügen wäre."

„Als Buonaparte den ersten Artikel las, welcher eine völlige und unbedingte Verzichtleistung auf die Besitz- und Eigenthumsrechte auf die Inseln Malta, Gozo und Comino ausspricht, nahm ich das Wort, indem ich sagte: Mein General, ich appellire an eure Großmuth. Was wird der Großmeister sagen — was wird ganz Europa von seinem übermäßigen, in euch gesetzten Vertrauen denken? Oh ma foi, antwortete Buonaparte, tant pis pour lui — die Besiegten kommen schlecht weg, dies ist mein Grundsatz. Was hat übrigens euer Orden für uns gethan, um uns zu veranlassen, an seinem Schicksal Antheil zu nehmen? Er hat den Engländern gegen Toulon, wie gegen Corsica Matrosen, Handwerker und Kriegsbedarf geliefert; er hat unsere Handelsmarine belästigt, indem er den Capitainen untersagte, die dreifarbige Flagge aufzuziehen und die Nationalkokarde zu tragen; er sandte seine Ritter nach Koblenz, unsere Krieger zu tödten (massacrer), und viele dieser Ritter rühmten sich später auf Malta ihrer Thaten; endlich, obgleich ich ihm zu wissen gethan, wie sehr ich des Wassers bedurfte, ist mir selbst dies verweigert worden. — So endigte der General in zürnendem Ton seine Dia-

tribe und fuhr zu lesen fort. Als er am zweiten Artikel war, durch welchen dem Großmeister eine Pension von 300,000 Francs bewilligt ward, bis ihm eine Entschädigung in Deutschland zu Theil werden würde, hielt er inne und bemerkte: Ich hoffe, der Großmeister wird zufrieden sein mit der großmüthigen Weise, womit wir ihn behandeln, obgleich er's nicht verdient hat, indem er sich durch die schmeichlerischen Versprechungen Rußlands bethören ließ, welches zum Nachtheile Frankreichs Malta's sich bemächtigen wollte. Bei diesen Worten suchte ich der falschen Vorstellung zu begegnen, indem ich das Verhältniß des Ordens zu Rußland erläuterte; aber Buonaparte erwiderte: Nichts davon ist uns in Paris verborgen geblieben und das Directorium hat nicht unterlassen, zu bemerken, wie der Orden in Betracht der Vortheile, die ihm aus der Verbindung mit Rußland erwuchsen, von der Strenge seiner Grundsätze einigermaßen nachgelassen hat, indem er seine Gefügigkeit bis zu dem Punkte ausdehnte, daß er in seine Gemeinschaft eine Menge schismatischer Ritter aufnahm, für welche Paul die Stiftung von siebzig Commenden zugesagt hatte. Nun seht ihr wol, daß so große Freigebigkeit von Seiten einer ehrgeizigen Macht dem Directorium die Augen öffnen und es zum Entschlusse, sich Malta's zu bemächtigen, bringen mußte, um zu verhindern, daß die Insel eines Tages die Beute Rußlands würde, womit der Großmeister einverstanden war. Ich wollte antworten, was geschehen, sei mit Zustimmung des päpstlichen Hofes geschehen, der Großmeister könne nicht... aber Buonaparte unterbrach mich: Was ihr entgegnet, ändert die Natur des Factums nicht. Wie dem auch sei, Malta ist in unsern Händen und keiner wird's uns nehmen."

„Ransijat, der den Mund nicht öffnete, außer um den General in der Meinung zu bestärken, daß ein geheimer Briefwechsel des Großmeisters mit Rußland stattgefunden habe, und um ihn, wenn auch fruchtlos, zu bewegen, alle französischen Ritter in Frankreich zuzulassen, bot seine ganze Energie auf, als es sich um den vierten Artikel handelte.

Dieser Artikel bestimmte 600 Francs Pension für die Ritter im Durchschnitt, und 1000 für die mehr denn sechzigjährigen. Ransijat, der in diesem Moment älter zu sein wünschte, als er wirklich war, klagte über den geringen Betrag des den jüngern Rittern bewilligten Jahrgeldes und erlangte durch den Beistand des Admirals Brueys die jährliche Zulage von 100 Francs."

„Der Ex-Auditeur Muscat wollte die Aufrechthaltung der Freiheiten und Privilegien seiner Nation erlangen. Buonaparte nahm dies lächelnd auf und erklärte endlich, es könnten keine Privilegien und Corporationen mehr bestehen: das Gesetz sei für Alle gleich. Die übrigen beiden Deputirten, welche zugegen waren, brachten kein Wort vor; ein vierter, der unterwegs seekrank geworden, war auf dem Verdeck zurückgeblieben und erschien erst im Augenblicke des Unterzeichnens. Als dieser Moment da war, zeigte der Bailli Frisari, welcher während der ganzen Zeit tiefes Stillschweigen beobachtet, Skrupel und ersuchte Ransijat, den General mit dem Motiv bekannt zu machen. Er wünschte durch eine Postille die Rechte seines Souverains, des Königs von Neapel, auf Malta zu reserviren, indem er, falls er dies unterließe, Einziehung seiner Commenden besorgte. Ihr könnt alle Reservirungen machen, die ihr wollt, antwortete Buonaparte; ist's nöthig, so werden wir sie schon mit Kanonenkugeln in den Grund schießen."

„Nachdem der spanische Geschäftsträger den Unterschriften der Deputirten die seinige hinzugefügt, wurde mir die Feder gereicht. Ich antwortete, ich habe kein Mandat, zu unterzeichnen; hätte ich's aber auch, so würde ich Anstand nehmen, meinen Namen unter eine Convention zu setzen, welche den Orden, den Großmeister und die Malteser mit Schmach bedecken, ohne daß dem General Ruhm, Frankreich Vortheil daraus erwachsen könne. Wie das? fiel Buonaparte zürnend ein. — Weil die Nullität eurer Marine Malta immer den Engländern preisgeben wird, deren Escadre uns vielleicht blokirt, bevor ihr die Landung in Aegypten bewerkstelligt habt. — Eure unheildrohende Vorhersagung, erwiderte Brueys, beweist, wie

wenig ihr die Tapferkeit unserer braven Marine kennt. Hier erhob sich Buonaparte und machte der Unterredung ein Ende."

„Bei Tagesanbruch kehrten die Deputirten nach La Valette zurück. Um den aus einer so schmachvollen Convention entspringenden Uebeln zuvorzukommen, begab ich mich sogleich zum Großmeister und suchte ihn zu bewegen, die Convention durch das Conseil verwerfen und dem republikanischen General ansagen zu lassen, der Orden und die Nation wollten lieber unter den Trümmern sich begraben, als eine so entehrende Uebereinkunft annehmen. Aber der Auditeur Bruno begegnete mir mit dem Einwande, daß, da die Convention vom Conseil weder sanctionirt noch ratifizirt sei, der Orden zu geeigneter Zeit leicht seine Ansprüche auf die Insel geltend machen könnte."

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der Antheil, den Doublet in dieser Erzählung sich selber an der Verhandlung beimißt, um so mehr in Zweifel gezogen worden ist, als seine Anhänglichkeit an den Orden eine sehr zweideutige war.

Goethe's Mutter.

Von

Karl Georg Jacob.

Von der Mutter schreib mir Alles auf, es ist mir wichtig. Sie hatte Kopf und Herz zur That wie zum Gefühl.

Goethe an Bettina.

Es ist wol keine ganz neue, aber darum nicht minder wahre Bemerkung, daß die größten Männer aller Zeiten einen wesentlichen Theil ihrer Berühmtheit der Aufsicht, Obhut und Bildung ihrer Mütter zu verdanken gehabt haben. So wissen wir, daß Karl August von Weimar seine weltgeschichtliche Bedeutung nicht erhalten haben würde, wenn nicht eine Mutter von Amalia's Geist, Liebenswürdigkeit und Heiterkeit seine Erziehung geleitet hätte; wir lesen es in den unwiderleglichsten Zeugnissen, daß Walter Scott seine Sittenreinheit und Anmuth von der ebenso frommen als verständigen Mutter geerbt hat; ja, man kann es nicht leugnen, daß die ersten Keime von Napoleon's hochfahrendem, eisernem Charakter in dem Stolze und in der Hartnäckigkeit seiner Mutter Lätitia zu finden waren. Die Geschichte unsrer vaterländischen Literatur bietet uns dieselbe Erscheinung in den beiden größten Dichtern, deren sich Deutschland zu rühmen hat, in Schiller und in Goethe.

Von Schiller's Mutter, Elisabeth Dorothea Kodweiß, hat uns sein neuester Biograph, Gustav Schwab, mit der sorgsamen Liebe und Treue, die das ganze vortreffliche

Buch charakterisirt, so viele Nachrichten gesammelt, als es ihm nur immer möglich war. Wir müssen bedauern, daß es deren nicht mehre sein konnten, aber auch schon aus ihnen geht auf das deutlichste hervor, daß Innigkeit des Gefühls, wahre Frömmigkeit, Sinn für Natur, Neigung für Musik und Poesie die Tugenden dieser wohlwollenden, milden Frau gewesen sind. Alle diese Eigenschaften finden wir in ihrem großen Sohne wieder, der bei den beschränkten Verhältnissen des älterlichen Hauses und bei der soldatischen Strenge des Vaters in der Mutter seine Zuflucht fand und von ihr mit den Sprüchen und Bildern des Glaubens, mit Märchen, Geschichten und Gedichten groß gezogen ward zur Andacht, zur Menschenliebe, zur Nachsicht und zur Aufopferungsfähigkeit. Kein aufmerksamer Beobachter von Schiller's Leben kann es verkennen, daß den Knaben, der für den Lorber Apollo's geweiht war, Melpomene schon in der Jugend aus dem sanften Auge der Mutter angeblickt habe — Worte Gustav Schwab's, die wir hier gern zu unsern eignen machen.

Unter ganz andern Verhältnissen war Goethe geboren. Eine junge, kaum aus dem Jungfrauenalter herausgeschrittene Mutter war die Pflegerin seiner ersten Jahre, eine reiche, belebte Stadt, eine achtbare bürgerliche Stellung der Aeltern und Großältern, eine vor Sorgen und Noth durchaus geschützte Kindheit, eine zwar strenge, aber doch nicht zu pedantische Erziehung von Seiten des Vaters — das waren die Umgebungen, in denen Goethe aufwuchs. Die Mutter war heiter und gesprächig, sie hatte Herz und Auge offen, geistige Lebendigkeit war ihr angeboren, jedes Neue in Kunst und Literatur zog sie in einem hohen Grade an, sie war, mit einem Worte, eine

durchaus poetische Natur. Alles dies aber hat sie auf den geliebten Sohn vererbt.

Aber darin haben beide Frauen wieder die größte Aehnlichkeit, daß sie sich bis an ihren Tod der größten Dankbarkeit und Anhänglichkeit ihrer Söhne zu erfreuen hatten und Zeugen gewesen sind von ihrer Herrlichkeit und von der Verehrung eines ganzen Volkes. Die Mutter Schiller's, die drei Jahre vor ihrem Sohne starb, hatte aus dessen geistiger Werkstätte jene Gestalten hervorgehen sehen, die immer athmen, immer handeln, die bis auf unsre Zeit leibhaftig und geistig leben und in deren unsterblichem Umgange seit den Tagen der Väter die vaterländische Jugend aufwächst. Goethe's Mutter, die sieben Jahre später starb und vierundzwanzig Jahre vor ihrem Sohne, genoß bis in ihr spätes Alter der dankbarsten Gesinnung und der lautesten Bewunderung, welche das In- und Ausland dem reichen Geiste ihres Sohnes schenkte, der in den verschiedensten Gattungen der Poesie das Höchste erreicht und edle Saaten der Schönheit und des Lebens nach allen Seiten hin ausgestreuet hat. Und wie sie mit Begeisterung den ersten Schöpfungen seines Genius gelauscht hatte, so blieb ihr waches Auge und ihr frohes Herz auch seinen spätern Schöpfungen zugewendet, die sie oft besser zu beurtheilen wußte als Gelehrte und Kritiker.

Haben wir Deutsche nun das größte Recht, auf Goethe stolz zu sein, so verdient auch seine Mutter und Pflegerin unsre Aufmerksamkeit in vollem Maße. Die merkwürdige Frau hat uns in einer Anzahl von Briefen viele ihrer Begegnisse, Stimmungen und Ansichten ausgedrückt und kein anderes Mittel vermag uns so gut in ihr echtes Wesen einzuführen. Eine Auswahl und Verarbeitung die-

ser Briefe, die an vielen Orten zerstreut stehen und unbeachtet geblieben sind, habe ich jetzt versucht, sie durch Zusammenstellungen aus Goethe's eignen Denkschriften ergänzt und durch ungedruckte Notizen und glaubwürdige Mittheilungen angesehener Kenner der vaterländischen Literatur in einzelnen Stellen bereichert. Interessante Briefe sind unstreitig noch in dem Nachlasse Goethe's aufbewahrt. Aber die Enkel, unzugänglich für fremde Wünsche, hüten ihren Schatz mit eifersüchtiger Strenge, bis sie selbst dereinst die sieben Siegel lösen werden. Möge dies nur nicht in zu später Zeit geschehen!

I.

Katharina Elisabeth Textor war eine von den drei Töchtern des wirklichen kaiserlichen Rathes und Stadt- und Gerichtsschultheißen, Johann Wolfgang Textor, zu Frankfurt am Main. Der 19. Februar 1731 war ihr Geburtstag. Der Vater wird als ein ernster, in seinen Geschäften thätiger und wohlverständiger Mann geschildert, die Einrichtung des Hauses war durchaus alterthümlich, die ganze Umgebung gab das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer. Die beiden ältern Schwestern verheiratheten sich früher als Elisabeth, diese lebte stiller und eingezogener, sie gefiel sich nach gethaner Arbeit in reinlicher Kleidung bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder beim Lesen eines Buchs und kümmerte sich weniger um die Außenwelt. Dafür hieß sie die Schwester Prinzessin bei Mutter und Schwestern und ward wegen ihrer Träumereien oft verlacht, sowie auch Schiller's Mutter als Mädchen im Kreise ihrer Gespielinnen wol für eine Schwärmerin galt. Aber mitunter wußte sich Elisabeth doch in Achtung zu setzen. So begab es sich, als ihr Vater in die Rathsversammlung gegangen war, wo ein neuer Schultheiß gewählt werden sollte, daß sie des festen Glaubens blieb, kein anderer als der Vater würde als Schultheiß zurückkommen. Sie steckte sich also

nach ihrer eignen Erzählung in einen unmenschlichen Staat, frisirte sich bis an den Himmel und setzte sich in dieser Pracht mit einem Buche in der Hand in den Lehnsessel am Fenster. Und ehe man es sich versah, erblickte sie von ihrem hohen Sitze den Vater im stattlichen Gefolge vieler Rathsherren daherkommen; „versteckt Euch," rief sie den Schwestern zu, „dort kömmt er und alle Rathsherren mit." Keine wollte es glauben, bis eine nach der andern den Kopf zum Fenster hinausstreckte und die feierliche Procession daherschreiten sah. Nun liefen alle davon und Elisabeth war die erste, welche den Vater zu der neuen Würde Glück wünschen konnte. Solche und ähnliche Dinge befestigten in ihr schon früh den Glauben an Vorbedeutungen. „Wenn man es auch nicht glaubt," so sprach sie im hohen Alter, „so soll man es auch nicht leugnen oder gar verachten, das Herz wird durch dergleichen tief gerührt. Das ganze Schicksal entwickelt sich oft an Begebenheiten, die so unbedeutend erscheinen, daß man ihrer gar nicht erwähnt, und die innerlich so gelenk und heimlich arbeiten, daß man es kaum empfindet. Noch täglich," setzte sie hinzu, „erlebe ich Begebenheiten, die kein anderer Mensch beachten würde, aber sie sind meine Welt, mein Genuß, meine Herrlichkeit; wenn ich in einen Kreis von langweiligen Menschen trete, denen die aufgehende Sonne kein Wunder mehr ist und die sich über Das hinausglauben, was sie nicht verstehn, so denke ich in meiner Seele: ja, meint nur, ihr hättet die Welt gefressen, wüßtet ihr nur, was die Frau Rath heute Alles erlebt hat *)."

*) Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. II. 265 f. 266.



Mit diesem stillen, fast träumerischen Sein hing auf das Mächtigste eine Phantasieliebe im sechzehnten oder siebzehnten Jahre des jungen Mädchens zusammen, die ihre ganze Seele so sehr ergriffen hat, daß sie dieselbe bis in das letzte Jahr ihres hochbetagten Lebens als einen köstlichen Schatz im geheimsten Herzen zu bewahren wußte und ihn damals erst ihrer geliebten Bettina anvertraute. Es war im Jahre 1742, einige Zeit vor dem Abschlusse des Breslauer Friedens, als der von einem Theile der deutschen Fürsten zum Kaiser erwählte Kurfürst Karl Albrecht von Baiern um das Osterfest nach Frankfurt gekommen war. Die Jungfrau Textor hörte viel von seiner großen Schönheit reden, aber als sie ihn selbst am Charfreitage in der Kirche gesehen und seine schönen melancholischen Augen erblickt hatte, da folgte sie ihm in alle Kirchen und wenn er nach dem Gebet aufblickte, da war's ihr allemal wie ein Donnerschlag in der Brust. Im älterlichen Hause schien ihr nun Alles nicht mehr an der rechten Stelle zu sein, bald trat sie an das Fenster und sah hinaus in die dunkeln Straßen, bald zitterte sie wie Espenlaub, wenn nur der Name des Kaisers genannt wurde, und in ihrem stillen Kämmerlein kniete sie nieder und legte den Kopf so in die Hände, wie sie es vom Kaiser in der Kirche gesehen hatte. Sie, die sonst so still und häuslich war, ging mit ihrer Schwester, die den Kaiser gleichfalls enthusiastisch pries, hinaus auf die Straßen, wo sie ihn zu finden hoffte, sie drängte sich durch alle Wachen auf die Galerie, um ihn öffentlich speisen zu sehen, sie jauchzte laut in ihrem Herzen auf, wenn er beim Vorüberfahren freundlich winkte, weil sie glaubte, der Gruß habe ihr gegolten. Am Abend weinte

sie ihm schmerzlich süße Thränen der Liebe nach, denn in ihrem Herzen hatte sich ein geheimes Liebesverständniß aufgebaut und es war ihr unmöglich zu denken, daß der Kaiser nichts davon ahnen sollte. Am Morgen nach einem solchen Abende, als der Tag eben zu grauen begann, hörte Katharina fünf Posthörner blasen (es war am 17. April). Das mußte der Kaiser sein, rasch sprang sie aus dem Bette, in der Mitte der Stube fiel sie vor übergroßer Eile, aber sie achtete es nicht und eilte zum Fenster. „In dem Augenblicke fuhr der Kaiser vorüber, er sah schon nach meinem Fenster, ehe ich es aufgerissen hatte, und winkte mir freundlich mit dem Schnupftuche, bis er die Straße hinaus war. Von der Zeit an", so schloß die liebenswürdige Matrone ihre Erzählung, „habe ich kein Posthorn blasen hören, ohne dieses Abschiedes zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom schon seiner ganzen Länge nach durchschifft habe und eben im Begriff bin zu landen, greift mich sein weitschallender Ton schmerzlich an. Soll man da nicht wunderliche Glossen machen, wenn man erleben muß, daß eine Leidenschaft, die gleich im Entstehen eine Chimäre war, alles Wirkliche überdauert und sich in einem Herzen behauptet, dem längst solche Ansprüche als Narrheit verpönt sind?" *)

Wie schön und wahr sind diese letzten Worte! Daher glaubten wir auch dieser Phantasieliebe der aufblühenden Jungfrau hier ausführlich erwähnen zu müssen, weil in spätern Jahren ihr Wille so kräftig ward, ihre Neigung eine so bestimmt ausgesprochne war und in der hei-

*) Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde II. 271 fg.

tern, tüchtigen Frau nirgend eine Spur von Sentimentalität zu finden ist. Freilich wird, wer das menschliche Herz kennt und die Wallungen einer jugendlichen Brust nicht mit der Kälte des Alters beurtheilt, auch in der eben dargestellten Begebenheit durchaus nichts Schwaches oder Weichliches finden, sondern nur die glückliche Erinnerung an einen schönen Traum aus der besten Jugendzeit.

Bald nach diesem Ereignisse endigten die heitern Mädchenjahre, denn der kaiserliche Rath Johann Kaspar Goethe, der ohne reichsstädtisches Amt in seiner Vaterstadt im Genusse eines ansehnlichen Vermögens lebte, aber den ersten obrigkeitlichen Personen an Ansehen gleich stand, warb um die Hand des freundlichen jungen Mädchens mit den hellen Augen und wohlgestalteten Zügen. Wäre jene Auszeichnung nicht gewesen, so hätte wol weder die Rechtlichkeit der Gesinnung, noch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse vor dem aristokratischen Stolze eines Schultheißen von Frankfurt Billigung und Gewährung seines Anwerbens gefunden. Denn die Goethes gehörten noch nicht zu den altpatricischen Familien, indem Johann Kaspar's Urgroßvater, Hans Christian Goethe, zu Artern in der Grafschaft Mansfeld in der Mitte des 17. Jahrhunderts als Hufschmied gelebt hatte und dessen Sohn, Friedrich Georg, zuerst das Schneiderhandwerk getrieben und sich in Frankfurt erst durch Erwerbung und Bewirthschaftung des Gasthofes zum Weidenhof ansässig gemacht hatte, wo er am 15. Februar 1730 verstorben war.*) Johann

*) Ueber Goethe's Abstammung s. die Nachrichten in der Hannoverschen Zeitung vom 25. Febr. 1837 und in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1837. Nr. 85. Vgl. auch Künzel's Deutsche

Kaspar Goethe war damals ein Mann von 38 Jahren (er war am 31. Julius 1710 geboren), besaß eine tüchtige classische Bildung und galt für einen eleganten Juristen und umsichtigen Kunstkenner, wozu er auf seinen Reisen in Italien sich geschickt gemacht hatte. Seine Bewerbung, die auch durch ein schönes, wohlgebautes Aeußere unterstützt wurde, ward also günstig aufgenommen und er führte die siebzehnjährige junge Frau am 20. August 1748 in sein älterliches Haus auf dem Hirschgraben, über dessen Eingang als prophetisches Symbol eine Lyra mit einem Sterne sich befand. Katharina selbst gestand,*) daß sie ihren Mann ohne besondere Neigung geheirathet habe, aber er war sehr freundlich gegen sie, sprach stundenlang von seinen künftigen Reisen und gelobte den Haushalt so glänzend als möglich einzurichten.

II.

Treten wir nun in das Goethe'sche Haus, so finden wir es wohl ausgestattet mit Allem, was zum auskömmlichen Leben jener Zeit und zur Ausübung einer edeln Gastfreiheit gehörte, sodaß also von dieser Seite die Lage der jungen Frau Rath eine recht behagliche wurde und die niedern Sorgen des Lebens ihr fremd blieben. Aber auch im Innern gestaltete sich Alles in erfreulicher Weise und

---

Prosa II. 376. Hiernach stammten also Goethe und Luther beide aus der kleinen Graffschaft Mansfeld.

*) Briefwechsel II. 279.

wie contrastirend auch die Eigenthümlichkeit beider Eheleute erschien, so vermittelte sich doch fast Alles unter ihnen auf das Genügendste. Des Vaters ernster Sinn, seine ängstliche Gewohnheit und Ordnungsliebe fand in dem lebhaften, heitern Sinne der Mutter, der ihr von Natur angeboren war, in ihren genialen Eigenheiten, in ihren glücklichen Worten und wohlwollenden Scherzen eine vortreffliche Aufheiterung, und wie er selbst wissenschaftlich gebildet war, so verdachte er ihr auch ihre Liebe zur Lecture keinesweges, wenn auch ihre Wahl nicht immer die seinige war. Für sie aber ging ein neuer Stern in ihrem ehelichen Leben auf, als am 28. August 1749 ihr erster Sohn, Johann Wolfgang, geboren war. Unmittelbar nach der Geburt verzweifelte man, das Kind am Leben erhalten zu können, aber bald konnte die Großmutter der kranken Frau die tröstlichen Worte zurufen: „Räthin, er lebt" und da erwachte, so sagte diese noch in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre, „mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde." *) Daher kann man auch nicht gut von der Mutter sprechen, ohne zugleich mit ihr des Sohnes zu gedenken, und es ist wahrhaft rührend zu lesen, mit welcher sinnigen Zärtlichkeit die Mutter in sehr vorgerücktem Alter noch so viele kleine Begebenheiten und Ereignisse aus den ersten Jahren ihres geliebten Wolfgang der aufmerksam horchenden Bettina mitzutheilen verstand, weil sein fortwährendes Leben ihr dies Alles geheiligt hatte. War sie doch fast selbst noch Kind und wuchs erst mit Wolfgang und der um ein Jahr jüngern Schwester Cor-

---

*) Briefwechsel II. 241.

nelia zum eigentlichen Bewußtsein heran! „Ich und mein Wolfgang," pflegte sie zu sagen, „haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir Beide jung und nit gar so weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind." *) Um so weniger dürfen einige dieser Züge hier fehlen.

Oft sah der kleine Wolfgang nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden hätten, und da mußte denn die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche thun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten. Die Sterne werden mich doch nicht vergessen, sagte er sorgenvoll, und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? Da erwiderte die Mutter: warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir Andern doch ohne sie fertig werden müssen? Worauf der Knabe ganz stolz antwortete: mit Dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden.

Am meisten aber leuchtet diese Gegenseitigkeit der Mutter und des Sohnes aus der Lust hervor, die sie Beide an ihren Erzählungen empfanden, wenn die Mutter sprach und Wolfgang und Cornelia ihr zuhörten. „Ich selbst", berichtet sie in ihrer anmuthigen Weise, „war im höchsten Grade begierig, unsre kleinen, eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir höchst verdrießlich. Da saß ich auf dem grünen Sessel, den die Kinder nur den Märchensessel nannten, und er verschlang mich mit seinen

*) Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt, S. 5.



großen schwarzen Augen und verbiß die Thränen, wenn ihn das Schicksal seiner Lieblinge verdroß. Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin Alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft häufig durch die seinige ersetzt. Ließ ich nun die Schicksalsfäden nach seiner Angabe laufen und sagte: Du hast's gerathen, so ist es gekommen, da war er Feuer und Flamme und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun immer seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wol noch werde, und von dieser erfuhr ich seine Wünsche, wie ich meine Erzählung fortsetzen sollte. Da nun keine von uns die andre verrieth, so hatte ich die Genugthuung, zum Genuß und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Plane entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifalle." *) Wer wollte wol in diesen Jugendspielen zwischen Mutter und Sohn die Grundlage der gewaltigen Gabe verkennen, durch welche es Goethe gelang, Alles, was die Einbildungskraft hervorbringen und fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andre zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden, wie den neuen Paris und die

*) Briefwechsel II. 249. 251 fg.

neue Melusine. Wie wahr sind also seine eignen Verse in den zahmen Xenien: *)

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Freilich fehlte es neben diesen Bezügen heitrer Jugendlust und reizender Unterhaltung auch nicht an ernsten Begebenheiten bei zunehmenden Jahren. Die erste finden wir in häuslichen Verhältnissen. Denn der Vater war zwar höchst liebevoll und wohlgesinnt, aber auch schon ernst, und, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüth hegte, äußerlich mit unglaublicher Consequenz eine eherne Strenge zeigte, damit er zu seinem Zwecke gelangen möchte, den Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten. Diese Strenge zeigte sich in der Art seines Unterrichts, in der Ueberfüllung mit den allerdings wissenswürdigen Dingen, durch welche er namentlich die arme Cornelia plagte und ihr Gemüth fast ganz von sich entfremdete, dann in der Beharrlichkeit auf seinen Meinungen, wo die Kinder nur bei der Mutter zwar niemals offnen Widerstand gegen des Vaters Willen, aber wol heimliche Begünstigung ihrer Lieblingsneigungen fanden. So erging es unter andern mit den ersten zehn Gesängen von Klopstock's Messias, die von dem Hausfreunde, einem Rath Schneider, eingeschwärzt werden mußten, da dem Vater ein dichterisches Werk in dieser Form und ohne Reime nur einen höchst mittelmäßigen Werth zu haben schien. Die Mut-

*) Sämmtl. Werke IV. 395.



ter aber theilte des Hausfreundes Bewunderung und mit ihr die Geschwister, sie lasen mit größtem Eifer den Messias. Ebenso war sie es auch, die dem Sohne gestattete sich, mit Widerwillen des Vaters, täglich eines Freibillets vom Großvater zu bedienen, um in das französische Theater zu gehen, das sich während der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen daselbst befand. Der Vater war ein zu großer Feind der Franzosen, um selbst dahin zu gehen, dem Sohne aber hat nach seiner spätern Versicherung die Anschauung einer fremden Bühne ganz außerordentlich genützt. Der Mutter gefiel dies um so mehr, da sie selbst sich damals entschlossen hatte, Französisch zu lernen, um durch diese entgegenkommende Weise den Königs-Lieutenant, Graf Thorane, der in ihrem Hause einquartirt war, mit dem verdrießlichen, täglich mehr sich hypochondrisch quälenden Hausherrn einigermaßen zu versöhnen. Auch hier gab sie ihren vermittelnden Sinn zu erkennen und die Klugheit, sich in ein gegenwärtiges, geringeres Uebel leicht finden zu können, um einem großen Ungemach zu entgehn, war dem ganzen Hauswesen günstig und kam ihrem Gatten, als er seinen Ingrimm gegen den französischen Königs-Lieutenant nicht mehr bemeistern konnte, ganz besonders zu statten. Ihr heiteres Temperament half ihr über alle Verlegenheiten hinweg, nur die Sorge, sagt Goethe, konnte die Mutter nicht ertragen, aber in der Noth wußte sie geschickt anzugreifen und übeln Folgen vorzubeugen. Demgemäß hatte sie auch Scheu vor allen heftigen, gewaltsamen Eindrücken, einen Charakterzug, den wir auch bei ihrem Sohne in allen Lagen seines Lebens wahrnehmen. Wenn sie eine Magd oder einen Bedienten miethete, so hatte sie die Gewohn-

heit, unter andern folgende Bedingungen zu stellen: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun in der Stadt oder in der Nachbarschaft oder in meinem Hause vorfällt. Ich mag ein für allemal nichts davon wissen. Geht's mich nah an, so erfahre ich es noch immer zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, so bekümmert's mich überhaupt nicht! Sogar wenn's in der Straße brennte, wo ich wohne, so will ich's auch da nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß." So geschah es denn auch, daß, als Goethe im Winter 1805 zu Weimar lebensgefährlich krank war, Niemand in Frankfurt von allen Denen, die bei seiner Mutter aus- und eingingen, davon zu sprechen wagte. Erst lange nachher und als er völlig in der Besserung war, kam sie selbst im Gespräche darauf und sagte zu ihren Freundinnen: „ich habe halt Alles wohl gewußt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und nichts sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt Ihr sprechen; jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich ins Herz gibt." „Wäre Goethe", so setzte dieselbe Freundin, der wir diese Mittheilung verdanken *), hinzu, „damals gestorben, auch alsdann würde dieses Todesfalles im Hause seiner Mutter schwerlich von uns Erwähnung geschehen sein; wenigstens nur mit sehr großer Vorsicht, oder von ihr selbst dazu aufgefodert, würden wir dies gewagt haben, da wir die Eigenthümlichkeit ihrer Natur kannten.

*) Falk a. a. O. S. 2. 3.

Unwillkürlich wird man hier an die Art erinnert, wie Goethe die Nachricht vom Tode Schiller's aufnahm. Die Freunde beriethen sich mit großer Sorglichkeit, wie sie ihm beizubringen wäre. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Am folgenden Morgen erst ließ man ihn selbst das Wort „ist er todt?" aussprechen und keiner der Vertrautesten wagte seinen heiligen Schmerz um den vertrauten Freund durch unzeitiges Mitgefühl zu stören.

Kehren wir nun nach diesem Blicke auf eine spätere Zeit zu den Jugendjahren Goethe's zurück, so sehen wir weiter, wie die Mutter Alles leichter und anmuthiger nahm als der strenge Vater. So half sie denn ihrem Sohne durch, als ihn sein Umgang mit einer Anzahl junger Leute aus den mittlern und niedern Ständen und sein Liebesverhältniß zu dem schönen Gretchen, der Wirthstochter im Gasthause zur Rose in Offenbach, in anscheinend böse Händel verwickelt hatte. Es sei herausgekommen, so eröffnete sie ihm, daß er sehr schlechte Gesellschaft besuche und sich in gefährliche und schlimme Dinge eingelassen habe, der Vater sei außer sich und mit Mühe nur habe sie von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten wolle untersuchen lassen, er solle also nur ruhig auf seinem Zimmer bleiben und sich nicht sehen lassen. Das geschah denn auch, die Mutter und die treuverbundene Schwester besuchten ihn von Zeit zu Zeit, sie wußten ihm mit allerlei gutem Troste auf das kräftigste beizustehen, ja sie konnten ihm bald die Verzeihung des besser unterrichteten Vaters verkündigen. Wie Goethe aber darüber in eine nicht unbedeutende Krankheit verfiel und eigentlich erst alsdann vollständig geheilt war, als er erfuhr, daß Gretchen ihn nicht als einen Erwachsenen, sondern als ein

Kind betrachtet habe — das mag in seinen Denkwürdigkeiten *) ausführlich nachgelesen werden.

Unserer Absicht, die Gegenseitigkeit zwischen der jungen Mutter und ihrem Sohne in ein helles Licht zu setzen, dürfte ganz besonders die Erzählung einer Begebenheit dienen, welche wir mit den eignen Worten der Frau Rath wiederzugeben im Stande sind **). An einem hellen Wintertage, als die Mutter Gäste hatte, machte ihr der Sohn den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren. „Mutter, Sie hat mich noch nicht Schrittschuh fahren sehen und das Wetter ist heute so schön.“ Ich zog, erzählte die Mutter, meinen karmoisinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldnen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleifst mein Sohn herum, wie ein Pfeil zwischen den Andern durch, die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsch und lacht mich freundlich an. „Nun, was willst du“ sag ich. „Ei, Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb Sie mir Ihren Sammetrock.“ „Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen?“ „Freilich will ich ihn anziehen.“ Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eise. So was Schönes gibt es nicht mehr, ich klatschte in die Hände vor Lust!

---

*) XXIV. 331 fg. Und für das vorher Erwähnte XXIV. 124. 142. 134. 153.

**) Briefwechsel II. 261. vgl. Sämmtl. Werk. XLVIII. 21.

Mein Lebtag seh ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nach trug.

Wir haben nicht Anstand genommen, diese und andere Geschichtchen aus dem Jugendleben Goethe's hier zu wiederholen, denn wir glauben dies aus mehren Gründen rechtfertigen zu können. Einmal hat Goethe, der mit Schiller den Ruhm unserer Literatur weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinausgetragen hat, ein solches Interesse, daß auch die Wagnisse seiner Jugend und die Anomalien in Ernst und Scherz verdienen der spätern Nachwelt überliefert zu werden. Zweitens sehen wir, wie die zärtliche und kluge Mutter das glückliche Selbstgefühl des Sohnes, seinen unbedingten Freisinn und seine heitere Offenherzigkeit zum Guten zu lenken verstand, indem sie ihm ihre Jugend selbst mit in den Kauf gab. Drittens aber tritt uns hier wieder auf das Anschaulichste der große Segen unserer Literatur in den verschiedenen Jugendschicksalen unserer beiden größten Dichter entgegen. Als glückliches Kind und als glücklicher Jüngling wandelte Goethe seinen Weg hin, Alles schien ihm zu gehören, seinem Willen schien Alles durchdringlich, er konnte die ganze Welt als einen Vorrath ansehen, dessen er sich bemächtigen sollte. Schiller dagegen trat aus der weit strengern Zucht einer bürgerlich beschränkten Haushaltung in eine widerliche, harte, aber doch lebendiger Anschauungen volle Schule, er fand darin Pein, Irrthum, Zweifel, die Leidenschaft mit ihren Verirrungen, er entfloh aus ihr in das Leben hinaus, er hatte einen heißen Kampf mit der Außenwelt zu bestehen und gelangte auf rauhem Pfade

zu der Glorie, der erste dramatische Dichter der neuern Zeit zu werden.

III.

Wir übergehen jetzt, um unsers nähern Zweckes willen, die an den anmuthigsten und merkwürdigsten Erlebnissen so reichen Jahre, welche Goethe nach dem Abschiede aus dem älterlichen Hause in Leipzig und in Strasburg zugebracht hat. Briefe und Mittheilungen der Mutter aus jener Zeit vermißt man schmerzlich, denn es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß die lebendige Frau sich mit Sinn und Theilnahme darin über das Treiben und Thun ihres Sohnes und seine mitunter wunderlichen Studien ausgesprochen hat. Bekannlich kehrte Goethe im Jahre 1768 von Leipzig nach Frankfurt zurück. Er war krank gewesen, seine Stimmung dadurch gereizt, auch rief er sich, je näher er der Vaterstadt kam, zurück, in welchen Aussichten, Zuständen, Hoffnungen er von Hause weggegangen sei, und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß er nun gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Der Willkommen war nicht ohne Bewegung, es gab erst leidenschaftliche Scenen, bis man stillschweigend übereinkam, mancherlei Mittheilungen erst nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen sowol körperlich als geistig einige Beruhigung eintreten zu lassen. Den Vater fand er persönlich in ziemlicher Behaglichkeit, aber er sah wol, daß er nur mit Mühe den Verdruß verhehlte, anstatt eines rüstigen thätigen Sohnes, der nun die vorgeschrie-

bene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien. Unter diesen Umständen brachte die Mutter, wiewol von Natur sehr lebhaft und heiter, nur langweilige Tage zu, da auch ihre Tochter, durch die didaktische Liebhaberei des Vaters im hohen Grade verstimmt, sich lange Zeit aus Liebe und Gefälligkeit zu nichts bequemt hatte, wie die Mutter in einem geheimen Gespräche mit dem Sohne klagte *), bis sie wieder ihre ganze Liebe auf den Bruder Wolfgang übertragen konnte und Alles aussann, um ihn zu erheitern und zu trösten.

Die Mutter hatte die kleine Haushaltung bald besorgt. Aber das Gemüth der innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden und das nächste begegnete ihr in der Religion, das sie um so lieber ergriff, da ihre vorzüglichsten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren **). Unter diesen stand Fräulein von Klettenberg oben an, die als Stiftsdame in Frankfurt am Main lebte. Es ist dieselbe bekanntlich das Vorbild der „schönen Seele" in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" und aus ihren Unterhaltungen und Briefen sind die dort eingeschalteten Bekenntnisse einer schönen Seele entlehnt, eine der wunderbarsten Leistungen Goethe's, indem derselbe auch in den Gebieten, die ihm sonst wol fremd scheinen, sich vollkommen heimisch und sogar herrschend erweist. Es war nämlich nicht die Aufgabe, eine religiöse Heldin, eine begeisterte Prophetin oder Märtyrin zu schildern, sondern nur ein stilles Leben, ein Leben, das auf

*) Sämmtl. Werk. XXV. 194.
**) Ebendas. 195 fg.

der gewöhnlichsten Weltlichkeit ruht, aber dennoch in der Frömmigkeit den Mittelpunkt findet, der es den höchsten Lebensentwickelungen gleichstellt. Die Art, wie Goethe diese reinste Frömmigkeit, mit ihren zartesten Wandlungen und Ausdrücken, aufgefaßt hat, ist wahrhaft erbaulich und selbst von Solchen gepriesen worden, die unsern Goethe (Gott weiß, mit welchem Rechte) einen Heiden und bloßen Weltmenschen gescholten, Fräulein von Klettenberg aber immer als eine der schönsten und beruhigendsten Bilder aus der Feder eines Dichters aufgestellt haben *). Wir glauben daher, uns unsere Leser zu verpflichten, wenn wir, mit kurzer Abschweifung von dem Hauptgegenstande, eine merkwürdige, mündliche Erzählung berichten, die vielleicht als die einzige sich erhalten hat. Was in den Bekenntnissen einer schönen Seele von einem ausgezeichneten Manne, der dort mit dem Namen Narciß bezeichnet ist und von seinem Verhältniß zu der schönen Seele gesagt ist, beruht auf thatsächlichen Erlebnissen, die durch dichterische Einkleidung nur wenig ausgeschmückt worden sind. Der Mann, welcher Fräulein von Klettenberg heirathen wollte und mehre Jahre als ihr Bräutigam in ihrer Nähe lebte, war ein Herr von Olenschlager, ein geborner Frankfurter. Fräulein von Klettenberg hatte seinen Charakter früh durchschaut und wußte es lange vorher, daß er sich von ihr zurückziehen würde. Sie sprach dies auch mehr-

---

*) Härter urtheilt freilich Gervinus in der Neuern Geschichte der poet. Nat. Literatur der Deutschen I. 511. wie er denn überhaupt nur zu oft gegen Goethe ungerecht ist. Für das Folgende s. Varnhagen's von Ense Denkwürdigk. und Verm. Schrift. I. 458 fg. erste Ausg.

mals unbefangen gegen ihn aus und bat ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit, daß er es ihr nicht verhehlen möchte, wenn er einem andern Frauenzimmer gewogen würde; sie wünsche dies zuerst von ihm zu hören und würde ungern durch Andere damit überrascht werden. Er war bestürzt, verlegen, versprach aber endlich, den billigen Wunsch genau zu erfüllen, betheuerte, daß er jetzt noch keineswegs in dem vorausgesetzten Falle sei und fügte, unaufgefodert, durch sein böses Gewissen gereizt, die Verwünschung hinzu, wenn er falsch rede, solle sein erster Sohn taub und blind zur Welt kommen! Fräulein von Klettenberg schauderte und verwies ihm den Frevel, den sie nicht hören wollte, zweifelte aber nun nicht länger an seiner Falschheit. Sie sah ihn nicht wieder. Nach einiger Zeit verheirathete sich Herr von Olenschlager und traf eine seinem Sinn und seinen Verhältnissen sehr entsprechende Partie. Weitere Umstände in Betreff seines Versprechens gegen Fräulein von Klettenberg sind nicht bekannt. Nur ergab sich die schreckliche Thatsache, daß Frau von Olenschlager in ihrem ersten Wochenbette mit einem Sohne niederkam, der taub und blind war.

Wir kehren nun zur Hauptsache zurück.

Die Innigkeit des Verhältnisses seiner Mutter zu Fräulein von Klettenberg blieb auch nicht ohne Einfluß auf den Sohn, der sich durch die heitern Launen und Scherze, denen das Fräulein selbst in Krankheitsleiden ernster Art nicht entsagte, zu derselben hingezogen fühlte. An ihr, sagt Goethe *), und an meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer

*) Sämmtl. Werk. XXVI. 327. Vergl. XXV. 201.

Rath und That: denn wenn jene einen heitern, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hülfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hülfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen. Und so war es auf der einen Seite die genannte Dame, welche auf Goethe's Sinn und Richtung einen bestimmten Einfluß übte und ihn namentlich mit schwärmerischem Enthusiasmus für die Schriften des neuen Testaments erfüllte, dabei auch durch eigne Vorliebe für mystisch-chemische Schriften ihn zu diesen Studien hinzog, sodaß sie dreie, die Mutter mit eingeschlossen, die Abende eines langen Winters, während dessen Goethe die Stube hüten mußte, sehr vergnügt mit einander bei solchen Seltsamkeiten hinbrachten und sich an diesen alchymistischen Geheimnissen mehr ergötzten, als die Offenbarung derselben hätte thun können. Auf der andern Seite zwang die Mutter, als die angewandten Mittel gegen des Sohnes Leiden nicht mehr fruchten wollten und höchst bedenkliche Symptome hervortraten, in ihrer großen Noth den verlegnen Arzt mit seiner Universalmedicin hervorzurücken, er mußte sie noch tief in der Nacht herbeiholen und dem Kranken eingeben, worauf denn die Krankheit sogleich eine Wendung annahm, die stufenweise zum Bessern führte. Im folgenden Jahre erfolgte dann die Ab-

reise nach Strasburg, wo der Sohn nach des Vaters Wunsche seine juristischen Studien beendigen und dann promoviren sollte. Aus dieser Zeit sind keine schriftlichen Zeugnisse über das Verhältniß der Mutter zu ihrem Sohne auf die spätere Zeit gekommen, aber es wird passend sein, hier einige Worte der Mutter aus einem ungedruckten Schreiben an ihren Sohn über die Bekenntnisse einer schönen Seele anzureihen. Sie hatte nämlich ihm eigenhändig eine Recension dieser Blätter aus den theologischen Annalen abgeschrieben und setzte dazu folgende Worte: „meine Recension ist die Psalm 1. V. 3. „auch seine Blätter verwelken nicht." Das ist der lieben Klettenbergern wol nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken noch grünen, blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warst von der Vorsehung bestimmt zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter. Gottes Segen und tausend Dank davor, und da aus dieser Geschichte deutlich erhellt, daß kein gutes Samenkorn verloren geht, sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit, so laßt uns Gutes thun und nicht müde werden, denn die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen."

Von Strasburg kam Goethe gesunder und froher nach Hause als das erste Mal. Kaum war er aber eingetreten, so brachte er seine Mutter in den Fall, daß sie zwischen seines Vaters rechtlichem Ordnungsgeist und seiner eignen Excentricität die Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten beschäftigt sein mußte. In Mainz hatte dem Sohne ein harfenspielender Knabe so wohl gefallen, daß er ihn, weil die Messe grade vor der Thüre war, einlud nach Frankfurt zu kommen, wo er ihm Woh-

nung zu geben und ihn zu befördern versprach. Die Mutter aber, klarer wie der Sohn, sah wol voraus, wie sonderbar dem Vater ein solcher musikalischer Meßläufer in seinem ansehnlichen Hause vorkommen müßte, daher sorgte sie in der Nachbarschaft für Herberge und Kost, Goethe empfahl ihn seinen Freunden und so ging es dem Kinde ganz gut.*) Sonst zeigte sich der Vater behaglich und zufrieden, er sah doch, daß der Sohn den ersten Schritt zu dem fernern bürgerlichen Lebensgange gethan hatte, und bemühte sich nun denselben vorzubereiten. Auch erfreute er sich an des Sohnes kleinen Gedichten, Aufsätzen, Reisebemerkungen aus dem Elsaß und andern fliegenden Blättern, er gefiel sich darin sie zu ordnen und von dem Sohne die Vollendung zu fodern. Dieser hatte sich indeß bald in einem Kreise verständiger und liebenswürdiger Personen in Frankfurt eingewohnt, wo die Mutter auch wieder vermittelnd eintrat. Die Manuscripte des jungen Autors und ebenso jungen Advocaten wurden in angebliche Acten verwandelt und manche kleine Einladung zu einem unschuldigen Gartenpickenick mit jungen lustigen Leuten seines Schlages, wenn der Vater danach fragte, unter einem Handbillet von diesem oder jenem Clienten versteckt. Daneben ward die Verbindung mit der Gesellschaft von gebildeten Männern in Darmstadt angeknüpft und mit Herder ein gemüthlich literarischer Verkehr fortgesetzt. Wie sehr ihn Alles dies förderte und ermunterte, hat Goethe uns selbst mitgetheilt und uns dadurch in die lebendigste Anschauung jener hochwichtigen Zeit versetzt, in der sein Götz von Berlichingen, sein Clavigo, der Werther und

*) Sämmtl. Werke XXVI. 91 fg.

viele andere größere und kleinere Arbeiten die höchste Bewunderung erregten, neben ihm aber eine Masse junger genialer Männer mit ungezügeltem Muthe und großer Lust am Schaffen hervortraten, woraus denn jene berühmte und berufene Epoche unsrer Literatur entsprang, die manche Freude, manches Gute, aber auch durch den Misbrauch so bedeutender Kräfte manchen Verdruß und manches Uebel stiftete.

Es ist aus einzelnen Andeutungen klar zu ersehen, daß Goethe's Schwester und Mutter diesen Bewegungen mit großem Antheil gefolgt sind, die erstere besonders bis zur Verheirathung mit dem Oberamtmann Schlosser zu Emmendingen im Badischen, die letztere aber fortwährend mit ungeschwächtem Interesse. So war sie es gewesen, der Wagner, der Verfasser einer gegen Goethe gerichteten Flugschrift: „Prometheus und seine Recensenten," sich entdeckt und sie um ihre Fürsprache gebeten hatte, weil er mit Recht fürchtete, daß Goethe allen Umgang mit ihm abbrechen würde, indem durch jene Schrift das kaum erst verbesserte Verhältniß Goethe's mit Wieland von neuem gestört werden dürfte. Ebenso wirkte ihre heitere liebevolle Gegenwart auf die Tochter des berühmten Arztes Zimmermann, der bei ihnen zum Besuch war. Das junge Mädchen, vom Vater hart und rauh behandelt, warf sich der theilnehmenden Frau zu Füßen und bat unter tausend Thränen, sie doch bei sich in Frankfurt zu behalten, damit sie nicht über des Vaters Tyrannei wahnsinnig werde, wie es ihr Bruder schon geworden sei. Sie gab sich nun viele Mühe mit dem guten Kinde und ging in ihrem Mitleiden so weit, daß sie dem Sohne nicht undeutlich zu verstehen gab, sie würde es wol zufrieden sein, das junge Mädchen

im Hause zu behalten, wenn er sich entschließen könnte sie zu heirathen. *) Aber der Sohn verwarf mit Bestimmtheit einen solchen Vorschlag.

Zimmermann war nicht der Einzige, der in diesen Jahren (von 1771 bis 1775) im Hause von Goethe's Aeltern gewohnt oder freundliche Bewirthung angenommen hatte. Auch Klopstock, Salis, Sulzer und andre angenehme und förderliche Besucher erprobten die edle Gastfreiheit des Hauses, dessen Herr den streng abgeschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert hatte und bei Tisch gern eines muntern, ja paradoxen Gespräches genoß, wenn die Gegenwart von Fremden auch einheimische Freunde herbeizuziehen pflegte, ja selbst der literarischen Bedeutsamkeit seines Sohnes zu Liebe zudringliche und dürftige Abenteurer nicht von seiner Schwelle zurückwies. Nicht minder übte die Mutter alle Pflichten und häuslichen Bemühungen einer gefälligen Hausfrau mit unablässig thätigem Gleichmuth gegen die zuströmenden Gäste, ohne sich für die literarische Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Und daneben ging sie gern in allerhand Scherze und Phantastereien der Jugend ein, hatte auch schon in Götz von Berlichingen's Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken geglaubt. Ein sehr ergötzliches Geschichtchen eines solchen Beisammenseins finden wir aus dem Jahre 1773 aufgezeichnet, **) als die beiden Grafen Stolberg, die Graf Haugwitz begleitete, auf ihrem Ausfluge in die Schweiz sich in Frankfurt bei Goethe angemeldet hatten.

*) Sämmtl. Werke. XXVI. 333. 339 fg.

**) Ebendas. XLVIII. 32. 91. 92.

Das erste Zusammentreffen zeigte sich sehr erfreulich, der Vater war voll Empfänglichkeit für die in der Geschichte deutscher Geistesbildung so bedeutenden Jünglinge gräflichen Standes (solche gehörten damals noch zu den Seltenheiten), mit der Mutter machte sich ein eignes Verhältniß, indem sie sich in ihrer tüchtigen, graden Art gleich ins Mittelalter zurückzusetzen verstand, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein, und auch seit dieser Zeit von den Freunden Frau Aja genannt wurde. Aber die nachmals so gesetzten und gesetzlichen Grafen waren damals voll Ungestüm und als man nun einige Male getafelt hatte, kam nach einer und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein und man erwies sich lechzend nach dem Blute solcher Wüthriche. Der Vater schüttelte lächelnd den Kopf; die Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich in Gottfried's Bilderchronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben, namentlich den König Cambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr solches noch im Gedächtniß geblieben war. Solche und andre immer heftiger werdende Aeußerungen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich-bedeutenden Gelegenheiten angesprochen. Mit diesem edeln Gewächs erschien sie wieder vor den lautgewordenen Jünglingen und rief ihnen zu: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! daran er-

gözt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause."

Nach einem so heitern Zusammensein foderten die Stolberge Goethen auf, sie in die Schweiz zu begleiten. Die eigne Reiselust empfahl den Vorschlag, der Vater redete zu, da er in dieser Reise einen Uebergang nach Italien hoffte, und die peinliche Unruhe, in welcher Goethe damals aus Liebe zu Lilli (wovon gleich mehr gesagt werden wird) befangen war und die ihn zu jedem bestimmten Geschäfte unfähig machte, entschied zur Annahme des Vorschlags. Aber die Liebe zu Lilli begleitete den Wanderer in die schweizerischen Berge und riß ihn zuletzt, da er schon im Begriff stand, nach Italien herabzusteigen, zurück in das heimische Mainthal.

Zu derselben Zeit, als die letztgenannten Gäste im Goethe'schen Hause einsprachen, war die Frau Rath lebhaft mit einer Angelegenheit beschäftigt, die zu den angenehmsten mütterlichen Sorgen zu gehören pflegt. Sie wollte nämlich ihren Sohn verheirathen. Denn wie gern sie auch wackere und heitre Tischgenossen bei sich sah, so hatte doch die einmal eingeleitete Gastfreiheit auch ihre Unbequemlichkeiten. Ferner wollte ihr das unbestimmte Rumoren, in dem sich Wolfgang seit geraumer Zeit herumtrieb, nicht behagen; auch war es ihr klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich unter einander und zuletzt am sichersten ihrem Sohne zum Schaden gereichen würden, da sie dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust hinlänglich kannte. Um alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden, hielt sie die schon längst bezweckte italienische

Reise, die der Vater immer wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel; um aber noch sicherer zu gehen, schien es ihr nothwendig, daß ihr Sohn vorher eine feste Verbindung schlösse, welche ihm die Rückkehr ins Vaterland wünschenswerth machen und seine endliche Bestimmung für einen festen Lebenszweck entscheiden könnte. Goethe hat selbst berichtet *), daß alle Handlungen seiner Mutter in jener Zeit auf einen bedachten Vorsatz gegründet zu sein schienen, wie er denn auch nicht selten zu vernehmen gehabt hätte, daß der Familienkreis doch nach Corneliens Verheirathung gar zu eng sei: man wollte finden, daß dem Sohne eine Schwester, der Mutter eine Gehülfin, dem Vater ein Lehrling abgehe. Denn zu diesem hatte er sich seine Tochter Cornelia erzogen, die aus diesen Fesseln heraus im Jahre 1775 die Gattin des Oberamtmann Schlosser zu Emmendingen (wie oben erwähnt ist) geworden war.

Es ist dieser Schwester Goethe's bereits mehrmals gedacht worden, aber hier, wo sie aus dem engern Verhältnisse mit dem von ihr so geliebten Bruder scheidet, scheint es nothwendig, noch Einiges über sie zu bemerken, da sie vor allen weiblichen Wesen, mit denen Goethe zusammenlebte, auf ihn einen besondern Einfluß geübt hat. Dazu war sie ja auch seiner Mutter Kind und wenn wir von dieser sprechen, gebühren auch der Tochter einige Augenblicke des Verweilens. Nun hat sich aber die Bemerkung, daß das Menschenleben gewiß nichts Schöneres kennt als das Verhältniß wohlerzogener edler Geschwister, die sich einander von Herzen lieben, bei Lesung der auf

*) Sämmtl. Werke XXVI. 352 fg.



Cornelia Goethe bezüglichen Stellen uns von neuem bestätigt. Goethe schildert seine Schwester *) als ein sehr eignes, indefinibles Wesen, sie hatte einen festen, nicht bezwinglichen Charakter, eine theilnehmende, der Theilnahme bedürfende Seele, sie war von vorzüglicher Geistesbildung, schönem Talente und Kenntnissen, aber ihr Aeußeres ermangelte der Regelmäßigkeit und Anmuth. Ihr ganzes Leben gehörte dem Bruder, Sinnenrausch, Neigung zu Männern, Wunsch nach ehelicher Verbindung war ihr fremd geblieben, und sie fand sich daher sehr überrascht, als Georg Schlosser ihr eine Leidenschaft gegen sie verrieth, die sie bisher nur als Brüderlichkeit, die ihr den abwesenden Wolfgang ersetzen sollte, betrachtet hatte. Indeß fand sich hier eine sehr gute, wie man zu sagen pflegt, erwünschte Partie und da sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden Männern, standhaft ausgeschlagen hatte, so ließ sie sich endlich bereden, Schlosser's Anerbieten anzunehmen. Mit ihm, dem durchaus wackern Manne und ausgezeichneten Beamten, hat sie bis in den Junius 1777 in einer Ehe gelebt, die bei der Vortrefflichkeit beider Personen ganz glücklich zu nennen gewesen wäre, wenn Cornelia überhaupt in der Ehe hätte volle Befriedigung finden können.

Wir haben mit Goethe's Worten gesagt, „sie ließ sich bereden," und glauben nicht zu irren, wenn wir diesen Ausspruch auf die Bemühung der Mutter Goethe deuten, ihre Tochter als die Gattin eines allgemein geachteten Mannes mit einem stattlichen, einträglichen Amte zu wissen. Was ihr bei der Tochter gelungen war, glaubte sie

*) XXV. 193 fg. XLVIII. 101 fg.

auch bei dem Sohne versuchen und erreichen zu können. Indeß durfte ihr dabei nicht entgehen, daß der Sohn keinesweges die Kälte und Abgeschlossenheit der Tochter theilte, sondern in einer vielfach erregten Jugend die Leidenschaft der Liebe, von all ihrem Wechsel begleitet, kennen gelernt hatte *). Wir erinnern uns hierbei an die frühesten Empfindungen, für welche das unschuldige Gretchen ihm Gegenstand sein mußte, an die idyllische Liebe zu Aennchen in Leipzig und an die Verwünschungen, welche die Schwestern Lucinde und Emilie, seine Tanzlehrerinnen in Strasburg, über die ausstießen, welche zum ersten Male seine Lippen wieder küssen würde. Wir begleiten ihn ferner mit Antheil und Mitgefühl zu den höhern Stufen, die seine Neigung erstieg, wo uns in Sesenheim die liebliche Erscheinung Friederike's entgegentritt, und erkennen ihn nach seinem eignen Geständnisse der Unbeständigkeit schuldig, die das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet hatte. Was nach der Antwort Friederike's auf den schriftlichen Abschied Goethe's in seinem Herzen stürmte, ist nicht ganz so hell, es zeigen sich ungenannte und, wie es scheint, in einiger Mischung durch einander wogende Leidenschaften, gegen welche Friederike's Bild zurücktreten mußte, aus denen die Werther'schen Stimmungen hervorgingen und Verhältnisse herbeiführten, die von Goethe's Seite durch Gewohnheit und Nachsicht, auf der Seite Charlottens und ihres Bräutigams leidenschaftlicher als billig geworden waren. Daher entschloß er sich rasch zu freiwilliger Entfernung, ehe er durch das Unerträgliche vertrieben würde.

Alle solche Bezüge ihres Sohnes zu schönen und lie-

*) Riemer's Mittheilungen über Goethe II. 43.



benswürdigen Mädchen waren der Frau Rath nicht fremd geblieben. Aber sie verzweifelte doch nicht. Selbst der Zufall schien sie zu begünstigen. Denn in einer Gesellschaft junger Männer und Mädchen hatte man sich diesen Scherz ausgedacht, daß alle acht Tage durch das Loos je zwei als wahrhafte Ehegatten bestimmt werden sollten, weil doch bei zunehmenden Jahren vor allen Dingen gelernt werden müßte, wie sich Gatte und Gattin in Gesellschaft zu benehmen hätten. Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß das Loos gleich von Anfang an eben dasselbe junge Mädchen ihm zweimal bestimmte, ein sehr gutes Wesen, grade von der Art, die man sich als Frau gern denken mag. Der Mutter Goethe war dieser Zufall nicht zuwider, sie begünstigte schon früher die dem Sohne zu Theil gewordene Scheingattin und mochte ihr zutrauen, daß sie eben sogute Schwiegertochter als Gattin werden könnte. Auch der Vater bewies Wohlgefallen an ihr, sie besitze, so sagte er, die Haupteigenschaften, die er als ein Kenner von Frauenzimmern fodere. Demnach schien Alles sich sehr gut anzulassen, die Mutter kramte im Hause, der Leinewandvorrath ward gemustert, es zeigten sich noch andre Vorboten einer neu zu begründenden Häuslichkeit und da Sohn Wolfgang nicht widersprach, so kam durch den Gedanken an ein für das ganze Leben dauerndes Verhältniß ein solcher Friede in das Haus, dergleichen dessen Bewohner seit langer Zeit nicht genossen hatten *).

Aber der Vollziehung dieses mütterlichen Wunsches stellte sich schnell ein Hinderniß entgegen. Goethe entbrannte in heftiger Leidenschaft zu einem holden Wesen,

*) Sämmtl. Werke XXVI. 351. 353.

dessen Lieblichkeit uns fesselnd anleuchtet und die er uns unter dem Namen Lilli in einer der glänzendsten Partien seiner Denkwürdigkeiten mit dem Feuer und der Empfindung des Fünfundzwanzigjährigen geschildert hat. Das Verhältniß zu Lilli, gegen die selbst Friederike zurücktreten muß, zeigt sich aber nicht nur reicher, tiefer und schöner als alle frühern, sondern es ist in der Reihe der Jugendneigungen auch das höchste und letzte; was weiterhin von Neigungen und Leidenschaften Goethe's sichtbar wird, gehört einer neuen Folge an, worin ganz andre Bezüge und Richtungen hervortreten.

Es liegt außer dem Bereiche unsrer Darstellung, den reizenden und bedeutenden Stoff dieser Liebesgeschichte, wie er in der schönsten Form von Goethe im siebzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit geschildert ist und in aller Leidenschaftlichkeit der Jugend in seinen Briefen an die Gräfin Auguste zu Stolberg vorliegt, in seinen Einzelnheiten zu verfolgen. Lilli (ihr Geburtsname war Schönemann) war die einzige Tochter wohlhabender Aeltern, ein schönes, liebenswürdiges Weltkind, im höchsten Grade anziehend für Männer, alle Freunde ihres Vaters, die ältern wie die jüngern, lagen ihr zu Füßen. Aber es nahm ihrem innern Werthe nichts, daß sie Huldigungen gern empfing, ihre leichte Koketterie gehörte nur dem frischen Jugendmuthe an und solche Mädchen werden oft die vortrefflichsten, sittsamsten Hausfrauen. Goethe's Aeltern scheinen dies aber anfänglich nicht erkannt zu haben, sie zeigten sich schwierig, bis eine geachtete Hausfreundin, Demoiselle Delf, die eine besondre Freude am Heirathenstiften hatte und der Liebenden Wünsche und Hoffnungen kannte, mit den Aeltern zu unterhandeln anfing und es

bald dahin brachte, daß die beiderseitigen Aeltern die Verbindung billigten und Goethe und Lilli sich als Braut und Bräutigam begrüßen durften. Jetzt aber entwickelte sich in den Grundlagen der Verhältnisse, wie sie nun näher vor Augen traten, ein ernstlicher Widerstreit, der die schon vergönnten Hoffnungen trüb umhüllte. Die Verschiedenheit der Lebenskreise, Gewöhnungen und Ansprüche, die sich vereinigen sollten, trat für die nähere Betrachtung scharf und beängstigend hervor und die Liebenden, obwol ihrer Neigung versichert, fühlten, daß ihr bester Wille in den gegebenen Umständen wenig ausrichten könne. Ein neuerer Schriftsteller, der seine Kenntniß Goethe'scher Lebensverhältnisse aus schätzbaren Mittheilungen der Weimarischen Vertrauten geschöpft hat,*) meint, daß Goethe's Schwester, Cornelia Schlosser, aus ungerechtem Vorurtheile gegen Lilli und aus übergroßer Liebe zu ihrem Bruder, diese Misstimmungen vorzugsweise genährt habe. Dieser strengen Sittenrichterin mochten, wie es scheint, nach Emmendingen, wo sie mit ihrem Manne sehr ungern lebte, manche Klatschereien über Lilli hinterbracht sein, nach denen sie das Mädchen für einen Wildfang, für eine arge Kokette hielt. Daher misbilligte sie die Wahl ihres Bruders, der ihr unumwunden in Briefen sein ganzes Herz mitzutheilen pflegte, durchaus und bot Alles auf, demselben zu beweisen, daß ein an so glänzende Verhältnisse gewöhntes Mädchen, als Lilli, sich unmöglich in die Haushaltung der Goethe'schen Aeltern (die doch nichts weniger als ärmlich war) zu schicken vermöge. Cornelia wußte, wie jener Schriftsteller richtig bemerkt, wol nicht,

*) A. v. Binzer in der Urania für 1839. S. 82. 89—91.

was ein liebendes, junges Mädchen ihrem Geliebten opfern kann, denn sie selbst war, wie Goethe von ihr sagt, aller Leidenschaft und aller Sinnlichkeit baar, die gewiß in das holde Gemisch eines vollkommen anziehenden Frauencharakters gehört. Kurz — es geschah, daß die schon Verlobten ohne allen Zwang von außen sich wieder trennen ließen, sie willigten nicht in die Trennung, aber sie sahen sie werden und rissen sich, voll inniger Liebe zu einander, von einander los. Der ganze Hergang dieser Liebesgeschichte ist im Wesentlichen nicht dunkel, wol aber in einzelnen Zügen und Betheiligungen der Aeltern, namentlich der Mutter Goethe's, wozu auch die Art beiträgt, in der Goethe in seinen Denkwürdigkeiten das Ganze behandelt hat. Er selbst hat es mündlich gegen einen Freund *) ausgesprochen, daß die Tiefe und Zartheit seines Gefühls für Lilli noch auf die Schreibart und den Ton seiner Erzählung gewirkt und daß er den leidenschaftlichen Gehalt dieses Verhältnisses keinesweges ausgesprochen habe.

Von Lilli wissen wir weiter nichts zu erzählen, als daß sie späterhin die Gattin eines Barons von Türkheim geworden und am 6. Mai 1815 gestorben ist. Ihr Sohn, französischer Husarenoffizier, suchte am 14. October 1806, als die Truppen Napoleon's Weimar besetzt hatten, Goethe's Haus sofort auf und begab sich mit Goethe auf das herzogliche Schloß. **) Weiteres scheinen auch seine Vertrautesten hierüber nicht erfahren zu haben.

Während nun unter solchen Kämpfen der Leidenschaft

*) In Varnhagen's von Ense Denkwürd. und Verm. Schrift. II. 322.

**) Riemer a. a. O. I. 363. Binzer a. a. O. 113.



des Sohnes beide Aeltern eifrigst bemüht waren, demselben eine anständige bürgerliche Existenz zu gründen, bereitete sich das Ereigniß vor, welches ihre Plane gänzlich durchkreuzte, wir meinen Goethe's Uebersiedelung nach Weimar. Es war im Herbste 1774, als Goethe durch den Hauptmann von Knebel in Frankfurt dem jungen Herzoge Karl August von Weimar vorgestellt wurde. Die erste Zusammenkunft war so bedeutend und fruchtbar für beide Theile, daß Goethe aufgefodert wurde, den Weimarischen Herrschaften nach Mainz zu folgen. Dies geschah, obschon es dem Vater keinesweges gefallen wollte, der nach seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen sich jederzeit von den Großen entfernt gehalten hatte. Williger war die Mutter, sie wurde vom Sohne an Fräulein von Klettenberg abgesendet, auf die man sich in ähnlichen Fällen immer zu berufen pflegte. Das Gutachten fiel günstig aus und es gelang ihr nun die Einwilligung des Vaters zu erhalten, der denn auch, obgleich ungläubig und ungern, nachgab.*) Wie bekannt, fand nun der junge Herzog solches Behagen an Goethe, daß er ihm zuredete, in seinem Lande eine Staatsbedienung anzunehmen, was ihm dieser auch vorläufig zusagte. Seitdem verging ziemlich ein ganzes Jahr, durch die Bekanntschaft mit dem heitern, fruchtbaren Zeichner Kraus traten ihm die Weimarischen Verhältnisse immer näher vor den Sinn, aber der Vater warnte, er glaubte, daß man den Sohn nur necken, ihm einen Hofstreich spielen wolle, und war bemüht seinen Aussichten und Neigungen das herrliche Bild einer italienischen Reise vorzuschieben. Der Mutter wird bei

---

*) Sämmtl. Werke XXVI. 327.

diesen Verhandlungen nur wenig gedacht, aber wir dürfen annehmen, daß sie des Sohnes Wünschen nicht widerstrebt habe, da er nur immer von dem Abrathen des Vaters redet. Endlich aber wird dieser Zustand nicht länger haltbar, die höchste Spannung drängt zu Entschlüssen, zu Entscheidungen, da erscheint eine Hauptentwickelung, wodurch nach einem letzten Kampfe, in welchem der Spruch ahnungsvoller Neigung über alle Gegenrede warnender Verständigkeit und lockender Vorstellungen den Sieg erringt, Goethe endlich dem verhängnißvollen Weimar zugeführt wird, wo sich die größten und glücklichsten Schickungsloose für ihn erfüllen sollten.

Im Anfang November 1775 verließ Goethe die Vaterstadt und langte am 7. desselben Monats in Weimar an.

IV.

Konnte nun allerdings die unsichere Aussicht auf eine geordnete bürgerliche Existenz in Weimar den besorgten Sinn von Goethe's Vater bei Vielen rechtfertigen, so hatte doch der leichte Sinn der Mutter gleich von Anfang an nur Erfreuliches und Glückliches für ihn an dem neuen Wohnorte vorausgesehen. Dieser Ahnung folgten bald die glücklichsten Ereignisse. Denn Goethe wurde unter dem 11. Junius 1776 zum Geheimen Legationsrath mit 1200 Thlr. Gehalt und Sitz und Stimme im geheimen Consilium ernannt, dazu mit der gänzlichen Freiheit, Urlaub zu nehmen oder auch sogar die herzoglichen Dienste ganz zu verlassen, wenn er sich in ihnen nicht mehr gefiele. Die

um ihre Einwilligung befragten Aeltern zögerten nicht sie zu geben und mit welcher älterlichen Behaglichkeit dies geschah, zeugen mehre Briefe. Zuerst einer des Vaters an den dänischen Consul Schönborn in Algier (24. Jul. 1776), in dem es heißt: „Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen jetziger Amtsgeschäfte in dieser Correspondenz ablösen und vertreten." An demselben Tage schreibt die Mutter im Gefühl herzlicher Wonne an den geachteten Freund Salzmann in Strasburg: „Wir hörten gestern sehr viel Schönes und Gutes von unserm Sohne. Ich bin überzeugt, Sie freuen sich unsrer Freuden, Sie, ein so alter Freund und Bekannter vom Doctor, nehmen allen Antheil an seinem Glück, können als Menschenfreund fühlen, wenn der Psalmist sagt: „wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!" wie wohl das den Aeltern thun muß. Gott regiere ihn ferner und lasse ihn in den Weimarischen Landen viel Gutes stiften, ich bin überzeugt, Sie sagen mit uns: Amen." Und an Klinger nach Gießen um dieselbe Zeit (26. Mai): „Der Poet sitzt dort, als wenn er angenagelt wäre. Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein, Alles bleibt dort. Nun, wenn's dem Völklein wohl geht, so gesegne's ihnen Gott." *)

Die Geschichte der Weimarischen geselligen Zustände während der ersten Jahre des Goethe'schen Aufenthaltes

*) M. s. hierzu Nicolovius über Goethe S. 438 fg. (auch in Döring's Leben Goethe's S. 519 fg.), Morgenblatt 1836 Nr. 38. und Riemer a. a. O. II. 27.



liegt jetzt in Briefen und andern Beweisstücken ziemlich genau vor uns. Es braucht nicht geleugnet zu werden, daß Goethe außer dem vielen Guten und Schönen, das er, um das Leben zu würzen, aus der Fülle seines Geistes beisteuerte, auch lustige, übermüthige, ja tolle Streiche aus eben diesem genialen Triebe hat ausgehen lassen. Er hat dies selbst in dem schönen Ilmenauer Gedichte eingestanden:

Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was du thust, sagt erst der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar,
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und nach jenem genialen Treiben und oft wüsten Leben stellte sich die Weisheit bei Goethe schon wieder ein, als die übrige Gesellschaft noch forttobte. Aber leider mußte er für sie büßen und ihre Schuld mit auf sich nehmen.

Das Heitere und Bewegte in diesem Leben sprach Goethe's Mutter an, er selbst verhehlte es auch nicht, wie klug und fröhlich seine daheim gelassene Mutter sei, Mehre aus der Gesellschaft wußten ohnehin schon viel Erfreuliches von der guten Laune der Frau Aja zu erzählen, wie gern sie junge Persönlichkeiten an sich heranziehe und sich in ihrem Umgange gefalle. Daher finden wir in den Briefen des Herzogs Karl August, der Herzogin Amalie, des Fräuleins von Göchhausen, Wieland's, Merck's und anderer bedeutenden Personen jener Zeit häufig der Frau Rath gedacht, ihre Thätigkeit wird zu allerhand häusli-

chen Besorgungen in Anspruch genommen, bald besorgt sie ausgesuchten Wein, bald schickt sie köstliche Trauben, bald nimmt sie Geld für ihren Sohn in Empfang, bald vermittelt sie den Ankauf von Gemälden, bald schickt sie Kuchen und Frankfurter Leckerbissen an die Herzogin Amalie *). Es liegen uns aus dieser Zeit (1777 und 1778) mehre Briefe der Frau Rath an Philipp Seidel, den betrauten Diener ihres Sohnes in Weimar, vor, aus denen wir diese Lebendigkeit und Theilnahme der rüstigen Frau auf das Beste ersehen. Mit diesem, der so geschickt ist und ihr alle acht Tage schreibt, bespricht sie zuvörderst wirthschaftliche Angelegenheiten, sie will auf der frankfurter Messe Hemden, Schnupftücher, Kappen einkaufen, sie schickt einen künstlichen Bratenwender, sie verbreitet sich weitläuftig über Frankfurter Wurst, die nur in Frankfurt so gut gemacht werden könnte, und ist erbötig, sie der Herzogin Amalie wöchentlich zu schicken. Aber auch andere Dinge werden dem ehrlichen Seidel zur Mittheilung an seinen Herrn und andere Weimaraner aufgetragen, Bertuch soll ihr die fehlenden Bände von seiner Uebersetzung des Don Quixote schicken, Wieland die ausgebliebenen Stücke des deutschen Merkur und Seidel ihren Sohn erinnern, „wenn er bei guter Laune ist," ihr Zeichnungen und andere seiner Arbeiten zukommen zu lassen. „Mein Bruder, der Doctor Textor," schreibt sie unter andern am 7. September 1778, „hat den Einfall gehabt, Euern Herrn um Verse zu Doctor Schlosser's Hochzeit zu bit-

*) Hierher gehören die Stellen aus Merck's Briefwechsel (1835) S. 97. 247. 298. 309 und aus Dorow's Reminiscenzen 132.

ten. Da ich nun nicht glaube, daß Euer Herr dazu Zeit und Laune hat, so tragt entweder es einem andern dortigen Poeten auf oder macht Ihr Euch dran. — Wenn aber das Alles nicht anginge, so meldet es bei Zeiten, damit die hiesigen Poeten ihren Pegasus besteigen können." Mit dieser Annahme hatte die Mutter allerdings Recht, aber um so ungeduldiger war sie dafür nach Nachrichten über ihres Sohnes Werke und äußerte sich fast ungehalten, als er ihr seine Iphigenie nicht geschickt hatte, wogegen sie ihre innige Freude über den Schwank der aristophanischen Vögel bezeugte *). „Der Brief," schreibt sie am 7. März 1777 an Seidel, „wo Ihr die Aufführung des Schauspiels ohne Namen (unstreitig eine der humoristischen Possen auf dem weimarschen Liebhabertheater) so schön beschrieben habt, hat uns ein groß Gaudium gemacht; fahret immer fort, uns von Weimar aus gute, neue Mähre zu überschreiben, besonders was es bei Herzog Ferdinand's Dortsein vor Spectakel gegeben hat." Da konnte denn Wieland wol in der Freude seines Herzens (im Mai 1780) ausrufen: „es geht nichts über die Weiber von der Art wie Frau Aja. Sie ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben."

Nicht minder theilnehmend erweist sie sich bei den innern Angelegenheiten des weimarschen Fürstenhauses, und als dem Lande der Erbprinz, das erste Kind Karl August's und Luise's, geboren war, schreibt sie der Herzogin Amalie hocherfreut und meint, daß sie es ihrem Sohn und Wielanden nicht verzeihen würde, wenn sie bei dieser Ge-

*) Merck 258. 377.

legenheit ihren Pegasus weiblich zu tummeln unterließen. „Freilich," setzt sie hinzu, „kommt es mir vor, als wenn mein Sohn sich mit den Musen in etwas brouillirt hätte. Doch alte Liebe rostet nicht. Sie werden auf seinen Ruf schon bald wieder bei der Hand sein *)." Ueberhaupt zeigen diese Briefe an die ihr durch Heiterkeit und Beweglichkeit des Geistes sehr ähnliche Herzogin Amalie von der aufrichtigsten Liebe und Verehrung gegen das weimarsche Haus. Wir führen nur eine Stelle an: „Das schriftliche Zeugniß, daß Ihro Durchlaucht mich noch immer mit Dero gütigem Andenken begnadigen, erfreute mich über allen Ausdruck. Mitten in der großen Welt — in dem Kreis Dero hohen und vortrefflichen Anverwandten — unterm Genuß der herrlichsten Freuden denkt unsre beste Fürstin an die so ganz im Stillen dahin lebende Frau Aja! Gnädigste Fürstin! mein ganzes Verlangen, Begehren und Wünschen geht einzig dahin, mich dieser hohen Gnade nur in etwas würdig zu bezeigen. Aber was kann eine Frau wie ich anders thun, als aus der Fülle ihres Herzens danken und um die Fortdauer solcher Gnade demüthigst nachsuchen. **)" Dafür meldet ihr die Herzogin, gleichsam als ob sie einen Sieg über Goethe errungen habe, daß derselbe sich endlich habe bewegen lassen, seine Gartenwohnung mit einem Hause in der Stadt zu vertauschen und daß sie ihm auch, wenn er fein artig sei, versprochen habe, einige Meubles in dasselbe zu schenken.

Unter diesen Umständen war nichts natürlicher, als

*) Weimar. Album S. 117.

**) Ebendas. 119 und für das Folgende Riemer a. a. O. II. 150.



daß die weimarschen Freunde und Anhänger die Frau Aja öfters in Frankfurt aufsuchten. Ihr Haus wird von Merck und Wieland nur die Casa santa genannt, es ging da immer bei köstlichem Wein, Gesang, Musik und guter Gesellschaft junger Mädchen, welche die Frau Rath um sich versammelte, sehr lustig zu. „Lieber Sohn," schreibt sie nach einem solchen Besuche an Wieland, „Merck war drei Tage bei uns. Da er fort ist, suche ich im Zimmer nach und räume auf, wie das bei Poeten ein sehr nöthiges Werk ist, wie Ihr aus vorhergehendem Briefe zur Genüge ersehen könnt. Denn der arme Brief wäre gewiß niemals an Ort und Stelle gekommen, hätte Frau Aja weniger Einsicht in der Poeten Wesen. Aber die ist Gott sei Dank noch nicht aus der Uebung, obgleich Herr Wolfgang Goethe schon drei Jahre ihr Haus nicht mehr erfreut, sondern sein Licht in Weimar leuchten läßt." Dahin wollten der Sohn und die Freunde sie nun gern einmal haben, sie selbst kannte auch keinen größern Wunsch, als das ihr „so theure Original" (die Herzogin Amalie) einmal sehen zu können. Ihr Mann erklärte sich bereit, seine Frau ziehen zu lassen, wenn ihm der Herzog dafür auf einige Wochen den Concertmeister Kranz überschicken wollte, um ihm auf der Bratsche vorzuspielen *). Eine um so größere Wonne aber genossen beide Aeltern, als der Sohn ihnen unter dem 9. August 1779 meldete, daß der Herzog auf einer Reise in die Schweiz gedächte in ihrem Hause sein Absteigequartier zu nehmen. Wirklich erschien er auch mit ihrem Sohn und einem Begleiter in den letzten Tagen des Septembers und verweilte einige

*) Bei Merck (Sammlung vom J. 1838) 162. 163.

Tage in Frankfurt, wo Frau Aja in dem rosenfarbensten Humor war (leider besitzen wir die darüber nach Weimar geschriebenen Briefe nicht mehr) und es den Vater Goethe mächtiglich ergötzte, wie Fräulein von Göchhausen schreibt *), daß sein Sohn, der Geheimerath, den Herzog in Frankfurt sehen ließ. Sophie La Roche schreibt über diesen Besuch: „Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben mußte. Mutterfreuden sind wol unter den süßesten der Erde, und ich möchte wol sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die diese Freuden so sehr verdient als Frau Goethe" — ein Zeugniß, auf das man um so mehr Gewicht legen kann, je weniger die Frau Rath und Sophie La Roche sich bei persönlicher Annäherung befreundet haben.

Zwei Jahre vor diesem freudigen Ereignisse hatte die Frau Rath den bittern Schmerz gehabt, ihre Tochter Cornelia am 13. Junius 1777 durch den Tod zu verlieren. Wir finden keine Aeußerung hierüber in den uns aufbewahrten Briefen, glauben aber mit den Worten Goethe's, die er bei diesem Trauerfalle an die Mutter schrieb (28. Jun. 1777), auch die Stimmung der ihm so geistesverwandten Mutter bezeichnen zu können: „ich kann nur menschlich fühlen und lasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt." Die in demselben Briefe **) ausgesprochene Bitte: „sorgen Sie für des Vaters Gesundheit" läßt auf die Kränklichkeit des bejahrten Mannes schließen. Und des Sohnes Besorgniß war nicht grundlos, denn nach drei Jahren

*) Merck (1835) S. 186 und für das Folgende S. 187.
**) Bei Riemer a. a. O. II. 43.



starb sein Vater, am 27. Mai 1782, nach einer 34jährigen glücklichen Ehe.

So war nun zwar das Haupt des Goethe'schen Hauses geschieden, aber die Frau Rath beschloß dennoch, das Hauswesen in der würdigen Weise fortzuführen. Viel stiller war es freilich um sie geworden, aber wer wird sich grämen, sagte sie, daß nicht immer Vollmond ist und daß die Sonne im October nicht so warm macht als im Julius. Nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht daran gedacht, daß es anders sein könnte, so kömmt man am Besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (Alles wohl überlegt) die Hauptsache *). Und so gibt sie unter dem 1. März 1783 der Herzogin Amalie folgende Beschreibung ihres Lebens: „Ich befinde mich, Gott sei Dank, gesund, vergnügt und fröhlichen Herzens, suche mir mein Bischen Leben noch so angenehm zu machen als möglich. Doch liebe ich keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwar und Unbequemlichkeit verknüpft ist. Denn die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gerne die ihm gebührende Ehre. Morgens besorge ich meine kleine Haushaltung und übrigen Geschäfte, auch werden da Briefe geschrieben. Eine so lächerliche Correspondenz hat nicht leicht Jemand außer mir. Alle Monate räume ich mein Schreibpult auf, aber ohne Lachen kann ich das niemals thun. Es sieht darin aus wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und Geringe, Fromme und Zöllner und Sünder — Alles auf einem Haufen. Der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann.

*) Weimar. Album S. 116. Die folgende Stelle auf S. 117.



Nachmittags haben meine Freunde das Recht, mich zu besuchen, aber um vier Uhr muß Alles wieder fort. Dann kleide ich mich an — fahre entweder ins Schauspiel oder mache Besuche, komme um neun Uhr wieder nach Hause. Das ist es nun so ungefähr, was ich treibe." Daneben gab die Frau Rath alljährlich allen ihren Freunden und Bekannten ein großes Fest, wol an vierzig bis funfzig Personen wurden da geladen, auch verfehlte sie nicht ihren Keller in Ordnung zu erhalten, und wenn sie so die alten Herren von 1709 und 1716 ansah, brachte sie ihre „schwärmerische Einbildungskraft" auf allerlei sonderbare Gedanken. Eine gesegnete Weinlese, ein herrlicher Herbst, heller Sonnenschein, schönes Feiertagswetter machten ihr große Freude und da blieb sie nicht zu Hause*). „Am 3. October," schreibt sie im Jahre 1785 an die Herzogin Amalie, „war das große Bacchusfest. Es war eine Lust, ein Gejubel, ein Gejauchze — Trauben! wie in Canaan, die Hülle und die Fülle. In meinem kleinen Weinberge wenigstens ein Stück. Aber da gab's auch unendliche Schweinebraten!"

Ueber dieser Behaglichkeit im äußern Leben war aber die Lust an geistiger Unterhaltung nicht schwächer geworden. Nicht allein, daß die Frau Rath in einem ihrer Briefe**) eine scherzhafte Anspielung auf die „lange Gasse" auf dem Jahrmarkte von Plundersweilern macht, wo „in den Häusern, eng und weit, gelesen wird zu jeder Zeit," so zeigt sich auch überall ihre große Neigung für neue

*) Dorow's Reminiscenzen 134. 147. 160. Weimar. Album 120.

**) Weimar. Album 118.



deutsche Literatur. Damit steht die besondere Freude und Lust, die sie am Theater fand, in naher Verbindung und wir nehmen hier wiederum eine in Mutter und Sohn gleich stark hervortretende Neigung wahr. Wer sich nun erinnert, ein wie fruchtbarer Boden die bedeutendern Städte Deutschlands, Wien, Hamburg, Leipzig, Gotha und Weimar, seit den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für das deutsche Schauspiel geworden sind, der wird auch den Kunstsinn und Kunstgenuß einer schon bejahrten Frau nicht falsch beurtheilen, selbst wenn dieselbe nicht Goethe's Mutter gewesen wäre. In diesem Sinne empfängt sie mit großer Freude die Briefe der Herzogin Amalie und des Fräuleins von Göchhausen über die Komödien und Schwänke auf dem Ettersburger Theater und berichtet ihrerseits der hohen Gönnerin (22. Octbr. 1782), daß die Frankfurter für den ganzen Winter die Tabor'sche Schauspielergesellschaft haben würden *). „Da wird gegeigt, da wird trompetet! Ha, den Teufel möchte ich sehen, der Courage hätte, einen mit schwarzem Blute zu incommodiren. Ein einziger Sir John Falstaff treibt ihn zu Paaren — das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden Alles lachte sich die Galle vom Herzen. Diese Woche sehen wir auch Clavigo. Da geht ganz Frankfurt hinein, alle Logen sind schon bestellt. Das ist vor so eine Reichsstadt allemal ein gar großer Spaß." Mit welcher Theilnahme die Frau Rath, als sie schon fast das sechzigste Jahr erreicht hatte, am Theater hing und zugleich sich für die Erlebnisse der einzelnen Schauspieler interessirte, zeigt eine im vorigen Jahre erst

*) Weimar. Album 116 und Riemer a. a. O. II. 73. 84.

bekannt gewordene Reihe von Briefen aus den Jahren 1788—1793 an den Schauspieler Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann, der mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Freude und die Lust des deutschen Publikums gewesen ist *). Unzelmann war von 1784—1788 ein Mitglied der damals in Frankfurt spielenden Großmann'schen Gesellschaft und nebst seiner Frau, der nachmals so berühmten Friederike Bethmann, bei der Rath Goethe besonders wohl gelitten, die nicht blos in ihm den tüchtigen Künstler hochschätzte, sondern sich unstreitig auch durch seinen Humor, der auf der Bühne wie im Leben in den ergiebigsten Adern strömte, zu ihm hingezogen fühlte. Um die genannte Zeit aber, zu Ende 1787 oder Anfang 1788, hatte Unzelmann heimlich das Theater in Frankfurt verlassen, ob aus Verdruß über vermeintliche Zurücksetzung in seinen Rollen und dadurch herbeigeführte Uneinigkeit mit dem Intendanten, dem Grafen Spaur, oder ob aus Schuldennoth, läßt sich gegenwärtig nicht genau bestimmen, soviel wir auch darnach geforscht haben. Das Letztere aber dürfte vorzugsweise anzunehmen sein, denn die Frau Rath spricht in den genannten Briefen von Caution und Credit, die sie für ihren Freund aufgewendet habe, von unbezahlten Rechnungen, von befürchtetem Hausarrest, von der Angst, die sie bei jedem Zeitungsblatt empfände, Unzelmann's Namen darin auf schimpfliche Art erwähnt zu finden, und von dem ihr so peinlichen Gerede über ihn in

*) Unzelmann war zu Braunschweig am 1. Juli 1753 geboren, feierte am 10. April 1821 in Berlin sein funfzigjähriges Jubiläum und ist daselbst 1832 gestorben.

allen Gesellschaften *). Da nun bürgerliche Ehre und ein guter Name von ihr so hoch geschätzt wurde, so hält sie ihrem Freunde mit derben Worten (unter dem 29. April und 9. Mai 1788) vor, daß sein Ehrgeiz, seine falschen Chimären allein ihn von Frankfurt weggetrieben hätten, daß er rücksichtslos, bundbrüchig gegen seine Freunde handele, daß er nicht um Vergebung bitten wolle, wo er gefehlt habe, und daß ihm sein hitziges, aufbrausendes, sprudelndes Wesen fortwährend Kummer verursachen würde. Neben diesem Kummer aber spricht sich in diesen Briefen eine so tiefe und unverstellte Anhänglichkeit und Liebe an Unzelmann aus, es zeigt sich ein so wunderbares Gemisch von Derbheit und Zartheit, von Mismuth und Heiterkeit, von Unruhe und Ergebung, und dies Alles in einer so kräftigen und natürlichen Sprache (die Schreibart ist ungrammatisch und unorthographisch wie in allen Briefen der Frau Rath, die wir gesehen haben), sodaß diese Briefe ein sehr wichtiger Beitrag zur innern Geschichte der Frau Rath sind. Einige Stellen aus denselben werden dies beweisen. Gleich in einem der ersten spricht sie (16. März 1788) unverhohlen, in der ganzen Lebhaftigkeit ihres Wesens, ihren Verdruß aus: „Die Qual, die ich jetzt leide, ist unaussprechlich — da begegnen mir auf allen Ecken von dem verwünschten Volk und machen jede Rückerinnerung neu, reißen durch ihren Basiliskenblick jede Wunde auf, suchen und spähen, ob in meinen Augen Traurigkeit wahrzunehmen ist — um vielleicht daran ein Gaudium zu haben. Und wenn ich an die Messe denke, auf die ich mich sonst so kindisch freute, wie das Groß-

*) Dorow 137. 138. 147 fg.



maul die St. mit Schadenfreude auf mich blicken wird, so weiß ich nicht, was ich thun oder lassen soll. Aber eines weiß ich — das Otterngezücht soll aus meinem Hause verbannt sein, kein Tropfen Tyrannenblut soll über ihre Zungen kommen, keine Hand will ich ihnen zur Ermunterung oder zur Freude rühren, kurz allen Schabernack, den ich ihnen anthun kann, will ich mit Freuden thun, raisonniren will ich, Bürger's Frau Schnips soll ein Kind gegen mich sein, denn Luft muß ich haben, sonst erstické ich." In einer andern Stelle (29. April 1785) schildert sie dem lieben Freunde in etwas ruhigern Worten ihre Empfindungen bei seiner plötzlichen Abreise. „Den Tag Ihrer Abreise schickte ich die dicke Iris mit einem warmen, prächtigen Kuchen, etwas Tyrannenblut, einem sehr wohl stylisirten Abschiedsbrief in Ihr Logis — aber eine mitleidige Oreade rief aus der breternen Wand (denn es gab keine Felsen): er ist dir auf ewig entflohen! Was machte aber Ariadne? So wild und ungeberdig stellte sie sich nicht an — die Eumeniden, die Furien wurden nicht incommodirt und die ganze Hölle erfuhr von der ganzen Geschichte kein Wort. Hätte die arme Ariadne von Naxos in unserm aufgeklärten Zeitalter gelebt, wo die Leidenschaften, wenn sie in honetter Compagnie erscheinen wollen, steife Schnürbrüste anhaben müssen, wo Lachen und Weinen nur bis auf einen gewissen Grad gesteigert werden darf — sie hätte zuverlässig ihre Sachen anders eingerichtet. Freilich ist es etwas beschwerlich, immer eine Maske zu tragen und immer anders zu scheinen, als man ist. Doch Gottlob bei Ihnen brauche ich das nicht, Ihnen kann ich sagen, daß mir Ihr Weggehen leid, sehr leid gethan hat, daß mein Steckenpferd total ruinirt ist

(nämlich die Liebe zum Theater) und daß mir beim Essen die Zeit unausstehlich lang wird." Am zweiten Pfingsttage schreibt sie „krank an Leib und Seele": „Hab ich nicht schon genug um Ihrentwillen geduldet, vergeben, getragen, gelitten und nun noch dieses Schreckliche alles Schrecklichen. O Schicksal, womit habe ich das verdient! Meine Meinung war so gut, so bieder, ich wollte das Glück eines Menschen machen — und that gerade das Gegentheil. Hätte ich ihn gelassen, wie und wer er war, er wäre noch bei uns, deß bin ich so fest überzeugt als von meinem Dasein. — Verzeihen Sie, lieber Freund, daß meine Briefe keinen bessern Inhalt haben, gegen Sie kann und mag ich mich nicht verstellen. Sie müssen mir vergönnen, mein Herz auszuschütten, diese Freundschaftsprobe verdiene ich doch — nicht wahr? Drei Tage war ich bettlägrig, heute stand ich mit dem Troste auf, einen Brief von Ihnen zu erhalten, aber es kam keiner. Es ist zweiter Feiertag, alles fährt und läuft, ich sitze einsam in meiner Wohnstube und weiß meine Zeit nicht besser anzuwenden, als an Sie zu schreiben. Wären Sie hier, so wüßte ich wol, daß ein kleines Fläschchen Tyrannenblut würde genossen werden. Aber diese Zeiten sind vorbei. Diese berühmte Wohnstube hat Ihnen doch manchen Gram von der Stirne gewischt, es war so ein Asylum, wenn die Winde tobeten und der Donner in den Lüften rollte, es war ein gar sicherer Hafen, wenn das Schifflein von den Wellen um und um getrieben wurde *)."

Wir ersehen aus andern Stellen dieser Briefe, daß die sonst so rüstige und kräftige Frau mehr als einmal in

*) Dorow S. 138. 140. 147.

Gefahr war, dem Kummer über die Trennung von Unzelmann zu erliegen. „Krank", schreibt sie (24. Juni 1788), „bin ich nun eben im eigentlichen Verstande des Worts nicht, aber traurig, mismuthig, hoffnungslos, niedergeschlagen, das ist von jetzt mein Loos und die Ursache meines Nichtschreibens." Ihre Gesundheit, meint sie, müsse doch von Stahl und Eisen sein, daß sie das Alles aushalte (1. August 1788). Und als sie in vier Wochen keine Feder angesetzt hat, äußert sie gegen ihren Freund (12. September 1788), das könne gar nicht anders geschehen bei einer Frau, der in der Welt Alles gleichgültig geworden sei und die den Glauben an die Menschen verloren habe. „Für mich ist Alles vorbei, mein trauter Freund, mit mir ist es aus. Daß es Ihnen wohl geht, daß Sie auch zu Ihren andern anerkannten Verdiensten noch in komischen Opern brilliren, freut mich, denn so tief bin ich noch nicht gesunken, daß mich das Glück meines Freundes nicht vergnügen sollte. Aber es ist eine bitter süße Freude, Andere, die nicht gesäet haben, ernten, und die den Samen ausstreute, leidet Hunger, der Baum, den ich pflanzte, von dem essen nun Andere reife Früchte. Aber ums Himmelswillen! Wozu all das? — laß gut sein — es hat ja so viel ein Ende genommen, mit dir wird's auch doch nicht ewig werden." Wenn wir in den letzten Worten die würdig gefaßte Weise der Frau Rath erkennen, so fehlt es doch nicht auf der andern Seite an wahrhaft elegischen Anklängen, wie über die Dauer ihrer Freundschaft in einem Briefe vom 1. August, und an wehmüthigen Klagen, wenn in Monaten keine Nachricht von Unzelmann angekommen ist und sie ihr Andenken „so völlig aufgelöst glaubt wie eine Schrift, die in Sand geschrieben ist," womit denn

wieder kräftigere Ausdrücke, wie über die „saubere Wirthschaft," in vier, fünf Wochen keinen Brief empfangen zu haben, abwechseln *). In ähnlicher Weise unmuthig und doch ergötzlich für den Leser ihrer Briefe erscheint sie in Allem, was sie über das Theater schreibt. Unzelmann's Weggang hat ihr zuerst den Besuch desselben verleidet und ihren „Theaterschuß" ganz zerstört, sodaß es ihr ganz gleich viel war, ob sie in Frankfurt den Don Carlos oder den Hanswurst im Schlafrocke spielten. „Mein Steckenpferd," fährt sie fort, „war ein so gutes, wohlthätiges, Niemand beleidigendes Thierchen, aber jetzt ist es aus Mangel an Nahrung so dürr wie der Papst im baseler Todtentanze" (27. Mai und 1. August 1788). Aber wenngleich sie sich als einen „moralisch todten" Menschen bezeichnet, der weder „gute Laune, noch ein vergnügtes Herz" hat und an einer andern Stelle schreibt, daß sie, statt auf das Theater zu schauen, ein paar Juden im dritten Range lorgnirt, ja sogar mitten im Stücke davongelaufen sei **), so vermag sie doch nicht alle Theilnahme am Theater zu unterdrücken, sie schickt ihrem Freunde die Komödienzettel und unterhält ihn gerne mit allerlei Geschichtchen aus der frankfurter „Dramaturgie" vor und hinter den Coulissen, wo sie ihre Urtheile unverhohlen und mitunter in sehr ungezwungenen Ausdrücken abgibt, gegen deren falsche Auslegung durch eine krankhafte Pruderie (wie sie sich wol in ästhetischen Dingen für Zartgefühl auszugeben pflegt) wir aber bestimmten Einspruch thun müssen. Die Personen selbst sind uns übrigens zu un-

*) Dorow S. 155. 166. 169.
**) S. 154. 156. 157.

bekannt, als daß wir Ursache hätten, länger bei diesen Zuständen zu verweilen, deren Besprechung einen nicht unbedeutenden Theil des Briefwechsels einnimmt.

Dieselbe Theilnahme an den Ereignissen auf der berliner Bühne bewies die Frau Rath sowol um der Sache selbst willen als wegen der Ehre, die ihr Liebling dort genoß. Sie möchte „deckenhoch springen," als sie vernimmt, wie unausgesetzt dort sein Beifall sei, wie ihn der König selbst ausgezeichnet habe, wie gute Einnahmen er mache, und schreibt ihm (11. Mai 1790) sehr gutmüthig: „Wir armen Schelme kommen ja mit all unserer erwiesenen Freundschaft, Dienstleistungen und gutem Willen als ganz unbedeutende Figuren in den Hintergrund. Sie hätten uns wenigstens aus Delicatesse Ihr Paradies nicht so vortrefflich ausmalen sollen und die Entschädigung für die drei Jahre Elend (wie sich Ihre Frau in Ihrem Briefe ausdrückt) lieber verschweigen sollen. Glauben Sie, daß dieser Posaunenton Ihre Freunde recht gekränkt hat. Nun das Alles bei Seite — Gott schenke Ihnen noch viele glückliche Tage, ist's gleich nicht bei uns, so ist die Welt groß und Gottes Himmel überall." Nur ermahnt sie ihn, als Unzelmann aus einer, selbst den besten Schauspielern fast angebornen Wanderlust wieder auf Veränderung denkt, doch ja nicht von Berlin wegzugehen „aus dem Paradies in das Fegefeuer" oder sich in allerhand Unterhandlungen einzulassen. Denn sie behauptet gegen Jeden, wer es auch sein mag, daß das Weggehn von Frankfurt nach Berlin ein „Meisterstreich" gewesen ist *).

*) Dorow S. 150. 152. 157. 178. 183.



Es haben übrigens die besprochenen Briefe nach ihrem Erscheinen eine besondere Auslegung hervorgerufen. Selbst der Herausgeber derselben, Dorow, besteht darauf, in diesen Briefen eine Liebesleidenschaft der Mutter Goethe's zu Unzelmann zu erkennen, und hat seiner Meinung wol auch bei Andern Eingang zu verschaffen gewußt, wodurch die Blätter natürlich um so anziehender erscheinen und die Weide um so üppiger für spöttisches Wohlgefallen. Wir müssen aber gegen eine solche Auslegung uns aus allen Kräften erklären, und zwar im Interesse der Wahrheit und um ein klares Verständniß der Menschen und Zeiten nicht durch unnöthige Voraussetzung trüben zu lassen. Denn es ist in diesen Briefen ohne eine solche Annahme Alles vollkommen klar und richtig. Die heitre und dabei seelenvolle Lebhaftigkeit der guten Frau konnte in ihrem Alter kein Bedenken finden, sich als mütterliche Fürsorge und Zärtlichkeit auszudrücken, und einem Schauspieler gegenüber, der ihr als Mensch werth sein mußte, glaubte sie sich noch weniger Zwang anthun zu müssen, als sie dies der Herzogin Amalie von Weimar gegenüber that. Man muß dabei nicht nur die eigen geartete Frau in ihrer Genialität auffassen, sondern auch den Ton der Rheinländer im Ganzen, die Stellung der Schauspieler in damaliger Zeit, wo zwar das bürgerliche Ansehen nicht so groß war wie heutigen Tages, aber die Liebe weit größer. Die Nation sah die bessern mit einer Art von Cultus an, man hielt sie als Lieblinge, denen ein schöner Theil der erwachten nationalen Bildung vertraut war, sehr hoch, und grade in den Main- und Rheingegenden war diese Stimmung sehr verbreitet, wie uns neuerdings ein Zeitgenosse

derselben, Varnhagen von Ense*), auf das Anschaulichste in seinen Jugenderinnerungen geschildert hat. Im nördlichen Deutschlande zeugen die auf Brockmann (1778) geprägte Denkmünze, die fast an Schwärmerei grenzenden Stimmen des Beileids, als Charlotte Ackermann zu Hamburg am 10. Mai 1775 gestorben war, und viele andre Thatsachen von der Allgemeinheit jener Stimmung, deren gleichsam letzte Träger Schröder und Fleck gewesen sind.

Dürfte nun vielleicht doch diese Liebe zum Theater und zu einem Schauspieler Manchen als nicht ganz würdig einer angesehenen, stattlichen Frankfurterin und Witwe eines kaiserlichen Rathes erscheinen, so hoffen wir solche bedenkliche Leute sofort mit unsrer Frau Rath zu versöhnen, wenn wir sie in die innern Räume ihrer Familie zurückführen. Wir haben oben des Todes ihrer einzigen Tochter Cornelia gedacht. Aus dieser Ehe waren zwei Kinder, Luise und Juliette, überblieben, zu denen noch zwei neue Geschwister, Eduard und Henriette, gekommen waren, nachdem sich Schlosser bald darauf wieder verheirathet hatte, mit völliger Zustimmung seiner Schwiegermutter und des Schwagers in Weimar **). Auf diese Enkel trug nun die Großmutter Elisabeth ihre ganze Liebe über und es ist wahrhaft rührend, in einer Anzahl Briefe aus den Jahren 1788—1793 zu lesen, wie anmuthig sie mit den Kleinen scherzt, wie sie sich an ihren kleinen Geschenken erfreut und wie herzlich sie dieselben zu allem

*) Denkwürdigkeiten des eignen Lebens I. 29 fg. der zweiten Auflage.

**) Riemer a. a. O. II. 51. Die folgenden Stellen sind aus den von Nicolovius in den Preußischen Ostseeblättern 1832. Nr. 85 veröffentlichten Briefen.

Guten ermahnt. „Wäre ich bei Euch," schreibt sie, „so lernte ich Euch allerlei Spiele — es ist vor Kinder gar lustig und Ihr wißt ja, daß die Großmutter gern lustig ist und lustig macht." Und dann: „Ja, wenn ich so schön schriebe als meine Luise. Da sollte die ganze Christenheit Briefe von mir erhalten. Nun nun, es hat Jeder seine eigne Gabe und wenn ich in den langen Winterabenden bei Euch wäre, so wollte ich mein Licht schon leuchten lassen und Euch durch anmuthige Geschichtchen und Märchen die Zeit so vertreiben, daß es eine Art und Schick haben sollte." Am Schlusse des Jahres 1792 lesen wir: „Liebe Enkelein, macht mir im kommenden Jahre eben so viel Freude als im zu Ende gehenden, behaltet mich in gutem Andenken, nehmet auch in diesem Jahre, sowie an Alter — also auch an Allem, was Eure lieben Aeltern, mich und alle guten Menschen erfreuen kann, immer mehr zu: so wird Euch Gott segnen, und Alle, die Euch kennen, werden Euch lieben und hochschätzen." In demselben Jahre bot sich eine Gelegenheit für die Frau Rath dar, ihren Sohn in jugendlich ruhige und städtisch häusliche Verhältnisse zurückversetzt zu sehen. Der Oheim, Schöff Textor war gestorben und man gedachte im Rathe zu Frankfurt sogleich Goethe's, der nicht allein Bürger von Frankfurt war, sondern noch immer in dem Frankfurter Kalender unter den Advocaten stand und in der Reihe der Graduirten ziemlich weit vorgerückt war, zur Besetzung der erledigten Stelle. Die Mutter erhielt den Antrag, bei dem Sohne anzufragen, ob er ein solches Amt annehmen würde, wenn er dazu erwählt werden sollte. Der Brief traf Goethen mitten unter dem Tumult und Unheil des Rückzuges der deutschen Truppen aus Frank-

reich im Spätherbst des Jahres 1792 und mahnte ihn wundersam an seine Jugendträume und Knabenerinnerungen von dem Glanze eines Frankfurter Rathsherrn. Auch für Kunst- und Lebensbedürfniß schien der Aufenthalt in der reichen, großen Stadt viele Vortheile zu verheißen. Aber er hatte ein Herz voll Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit und Anhänglichkeit und in diesem Sinne lehnte er in einem vertraulichen Schreiben an die Mutter (24. December 1792), die es wol auch nicht anders erwartet hatte, die angebotene Stelle ab.*) Hier heißt es unter andern: „Des Herzogs von Weimar Durchlaucht haben mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin schon soviel schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, einen Posten in einem Augenblicke zu verlassen, wo der Staat treue Diener am meisten bedarf."

Im Sommer des genannten Jahres hatte die Kaiserkrönung Franz II. am 5. Julius zahlreiche Fremde hohen und niedern Standes nach Frankfurt gezogen, die alte Frau Rath sah gern das bunte Treiben um sich und bewillkommte manchen werthen Besuch in ihrem Hause. Zu ihnen gehörten auch die mecklenburgischen Herrschaften, die Prinzessin Luise, die nachmalige Königin von Preußen, und ihre Schwester Friederike, die verstorbene Königin von Hannover, die, als Nichten der Königin von England, ihre Wohnung im hannöverischen Viertel bei der Frau Rath Goethe angewiesen erhalten hatten. Sie trafen die Frau Rath grade bei einem Speckfalat mit Eicherkuchen

*) Bei Riemer I. 94. und II. 332 fg. vgl. Goethe's Sämmtl. W. XXX. 163 fg.

und fanden dies Gericht so lecker, daß sie es Beide verzehrten, ohne das Geringste übrig zu lassen. Das Glück, zwei so schöne Fürstinnen in ihrem Hause zu bewirthen, empfand Goethe's Mutter in ihrem ganzen Umfange, sie that ihnen alles zu Liebe, zu Gefallen und zur Unterhaltung, sie spielte mit ihnen ganz jugendlich und das alles in ihren eignen Zimmern. So geriethen sie endlich in den Hof, wo sie sich am Brunnen gar nicht satt Wasser pumpen konnten, bis die Oberhofmeisterin sie davon wegtrieb und in ein Zimmer einschloß. „Ich hätte," pflegte die Frau Goethe zu erzählen, „Alles eher über mich ergehen lassen, als daß ich sie in dem unschuldigen Vergnügen gestört hätte, das ihnen nirgendwo gegönnt war als in meinem Hause. Auch haben sie mir gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir gewesen wären." *) Ein prächtiger goldner Schmuck, den sie einige Jahre nachher von der Königin von Preußen erhielt, war ein äußeres Zeichen, daß die erhabene Geberin jenen Eindruck bei sich fest bewahrt hatte. Als nun ein Jahr später (1793) die beiden Prinzessinnen, jetzt die Bräute der preußischen Prinzen Friedrich Wilhelm und Ludwig, mit diesen und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen in Frankfurt sich aufhielten, so hatte der Letztere seine Loge im Theater grade neben der, in welcher die Rath Goethe zeitlebens ihren Platz nahm. Das lebhafte Herz der vortrefflichen Frau schlug hoch vor Freude, daß ihre lieben Prinzessinnen so schönen und vornehmen Prinzen vermählt werden sollten, und sie konnte es nicht un-

*) Goethe's Briefw. mit einem Kinde I. 196. und für das Folgende Rahel Buch III. 69 fg.



terlassen, dem Könige, ihrem Logennachbar, zu zeigen, wie gut sie den hohen Bräuten befreundet war. Sie besaß nämlich eine sehr schöne Dose mit der Brillantchiffre des Herzogs von Mecklenburg zum Andenken an die so sehr freundliche Aufnahme seiner Kinder. „Ich nehme meine Dose,“ so erzählte die Prinzessin Friederike in Rahel's Gegenwart an einem Septemberabende 1822 in Töplitz mit den eignen Worten der liebenswürdigen Matrone, „geh ins Theater, stelle sie mit draufdrückender Hand auf den Logenrand, der König sieht nichts. Ich nehme eine Prise, setze die Dose näher an den König und sehe ihn an; er sieht nicht auf die Dose hin, er hat mehr dergleichen gesehen. Ich nehme sie abermals, setze sie noch näher und sehe wieder den König an; endlich blickt er auf die Dose und wie er sie gesehen hat, sagt er ganz gütig: „ei, Madame Goethe, was haben Sie da für eine schöne Dose!“ „Ja, Ihro Majestät,“ antwortete ich, „die hab' ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg.“ Und so mußte der König ihre Freude wissen und die Sache war gelungen.

In den nächsten Jahren zog sich die Kriegsnoth immer mehr an Frankfurt und seine Umgegend heran, man flüchtete das Kostbarste, die Unbequemlichkeit einer Auswanderung und Ortsveränderung stritt mit der Furcht vor einer feindlichen Behandlung, selbst Goethe's Schwager, Schlosser, der damals, nach Aufgebung seines Amtes zu Emmendingen, in Frankfurt lebte, zog mit seiner Familie nach Holstein zu seinem Schwiegersohne Nicolovius und der ihm so werthen Stolberg'schen Familie. Goethe bot seiner Mutter mehrmals einen ruhigen Aufenthalt in Weimar an, aber sie fühlte keine Sorge für ihre eigne Per-

sönlichkeit und bestärkte sich vielmehr in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige, ihr zur rechten Zeit begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war. Nur der Besitz des eignen Hauses ward ihr jetzt lästig, sie wollte es mit seinem ganzen Inhalte verkaufen, und da sie darin mit dem Sohne übereinstimmte, so ward auch im Laufe dieser Jahre (1794, 1795) der wohlbestellte Weinkeller, die in manchen Fächern sehr gut ausgerüstete Bibliothek, die Gemäldesammlung, das Beste damaliger Künstler enthaltend, endlich das Haus selbst verkauft und die Meubles, die sie nicht mitnehmen wollte, in einer Auction verschleudert. Darauf bezog sie eine lebenslängliche Miethswohnung in einem schön gelegenen Hause an der Hauptwache und befand sich hier in der heitersten Stimmung, die sie alles Unangenehme der Gegenwart ertragen ließ, ja selbst als Frankfurt 1796 von den Franzosen bombardirt ward, ließ sie sich kaum bewegen, ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller zu retten und dann erst über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach zu flüchten. Nach kurzem Verweilen kehrte sie aber zurück und hielt tüchtig in Frankfurt aus. Derselbe feste Sinn kam auch den Weimarischen Freunden zu statten. Denn als Frau La Roche aus den kriegerischen Rheingegenden nach Weimar zu Wieland flüchten wollte, man aber dort zu Angst und Sorge nicht noch gern Wehklage und Jammer haben mochte, war es die Frau Rath, welche mit vieler Gewandtheit die zagende Frau zu beschwichtigen wußte und zum Bleiben zu bewegen. *)

*) Ueber diese Ereignisse Goethe's Sämmtl. Werke XXXI. 28 fg. 53. 67.

Dergleichen that sie gern dem Sohne zu Gefallen, obschon sie früher die empfindsame Sophie La Roche nicht hatte leiden mögen und laut gezürnt hatte, als jene, die doch eine Frau von Verstand, Ansehen und Rang sei, ihre zweite Tochter Luise trotz ihrer Sternheim und der Frauenzimmerbriefe an einen Mann verheirathen wollte, der „aussieht wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luther's kleinem Katechismus, so dumm wie ein Heupferd ist und zu allem Unglücke ein wirklich kurtrierscher Hofrath." *) Freilich dürfte man auch schwerlich einen größern Unterschied unter zwei Greisinnen haben finden können, als zwischen der tüchtigen, klaren Frau Goethe und der sentimentalen, feinen Sophie von La Roche. „Sie sind so total entgegengesetzt," urtheilte der billige Nicolovius, „daß man eine für die Satire der andern halten könnte.

In dieser Zeit, wo die gewaltsamsten Erschütterungen des großen Weltwesens begannen und der Friede und das Glück einzelner Familien bereits nach langer Ruhe sehr bedenklich bedroht waren, hatte die Frau Rath die Freude, für ihre Enkelin Luise ein festes Schutzdach in der treuen Brust eines edeln Mannes zu finden. Luise Schlosser, Cornelia's älteste Tochter, war seit dem 24. März 1794 die Braut des fürstbischöflichen Kammersecretairs Nicolovius in Eutin, eines ausgezeichneten Staatsdieners, dessen Name bei Allem, was in Preußen während eines Zeitraumes von mehr als zwanzig Jahren für Kirche und Schule Ruhmwürdiges geschehen ist, mit besonderer Ehre

*) Dorow 133 und die nachstehende Aeußerung in Nicolovius Leben seines Vaters S. 121.



genannt werden muß. In ihrem Brautstande begrüßte die Großmutter ihre Enkelin mit folgenden Zeilen (21. März 1794): „Liebe Luise! siehst Du nun, wie Gott gute Kinder schon hier belohnt? Ja, geliebtes Kind, Du einzige, die mir von einer theuern, ewig geliebten Tochter übrig geblieben ist, Gott segne Dich! Sei die treue Gefährtin Deines braven Mannes, mache ihm das Leben so froh und glücklich, als es nur in Deinen Kräften steht, sei eine gute Gattin und deutsche Hausfrau; so wird Deine innere Stütze, den Frieden Deiner Seele nichts stören können. Behalte auch in der weiten Entfernung Deine Großmutter lieb. Mein Segen begleitet Dich wo Du bist." *) Und dieser Segen einer edeln Matrone ging reichlich in Erfüllung. Ihre Enkelin lebte sehr glücklich in dem anmuthig stillen Eutin, wo weder philosophische noch politische Revolutionen den Frieden des kleinen Kreises vortrefflicher Menschen trübte, an dem nichts Schönes oder Interessantes vorüberging, da bedeutende Männer, wie Christian Stolberg, Schönborn, Gerstenberg, Boje, Claudius, Zimmermann und Andre dort bald längere bald kürzere Zeit verweilten. Daß diese sich gern an die Frau Goethe in Frankfurt erinnerten, that ihr nach ihren eigenen Worten sehr wohl und versetzte sie in die so seligen Tage der Vorzeit, wo „mir in dem Umgang der edeln und biedern Menschen so wohl ward, wo ich soviel Gutes sah und hörte, soviel Nahrung für Geist und Herz genoß — niemals, nein niemals werde ich diese herrliche Zeit vergessen!" Daß sich die Ihrigen freilich so weit

*) Nicolovius Leben 68 und für das Folgende S. 87 und 88.

von ihr trennten, bekümmerte sie, doch erkannte sie auch hierin Gottes Finger und freute sich des Glückes der in Eutin so eng verbundenen Familien Schlosser und Nicolovius. Als sie aber bald darauf die Kunde von der glücklichen Geburt eines Urenkels erhalten hatte, konnte sie sich vor Freude nicht lassen und schrieb darüber voll Jubel und Wonne: „Nun danket alle Gott! Mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge thut — ja wol — an Euch, an mir, an uns Allen hat er sich aufs neue als der manifestirt, der freundlich ist und dessen Güte ewiglich währet — gelobet sei sein heiliger Name. Amen. Liebe Kinder, Gott segne Euch in Eurem neuen Stand — o was für Freuden warten Eurer — und glückliches Knäblein! die Erziehung solcher vortrefflichen Aeltern und Großältern zu genießen! Du wirst zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Die Urgroßmutter kann zu dem Allen nichts beitragen, die Entfernung ist zu groß. Sei froh, lieber Johann Georg Eduard! die Urgroßmutter kann gar keine Kinder erziehen, schickt sich gar nicht dazu — thut ihnen allen Willen, wenn sie lachen und freundlich sind, und prügelt sie, wenn sie greinen und schiefe Mäuler machen — ohne auf den Grund zu gehen, warum sie lachen und warum sie weinen — aber lieb will ich Dich haben, mich herzlich Deiner freuen, Deiner vor Gott oft und viel gedenken, Dir meinen urgroßmütterlichen Segen geben — ja das kann ich, das werde ich. Nun habe ich dem jungen Weltbürger deutlich gesagt, was er von mir zu erwarten hat."

Das folgende Jahr (1797) führte der Mutter Goethe ein neues, ihr noch persönlich unbekanntes Familienglied zu. Es war die geliebte und geschätzte Freundin ihres

Sohnes, Christiane Vulpius, die Mutter ihres damals siebenjährigen Enkels, August von Goethe. Schon seit längerer Zeit stand die Frau Rath mit ihr in dem herzlichsten Briefwechsel und liebte sie wegen der großen Pietät und Anhänglichkeit, mit welcher sie eben sowol des Sohnes Haushalt besorgte, als ihn durch anspruchslose und naive Munterkeit erheiterte und dadurch sein Behagen beförderte. Man weiß jetzt aus glaubwürdiger Versicherung *), daß die fromme Protestantin in diesen noch vorhandenen, aber ungedruckten Briefen ihres Sohnes Verhältniß keinesweges misbilligte, ja daß sie es wegen seiner glücklichen Beschaffenheit sogar jeder andern Verbindung, die ihr keine solche Garantie für das Glück ihres Sohnes gab, vorgezogen hat. Als sich nun die Schwiegertochter im genannten Jahre ihr persönlich vorstellte, gefiel sie der Mutter sehr durch ihre heitere, einfache, anspruchslose, gemüthliche und hülfreiche Natur und sie überzeugte sich vollkommen, daß diese Verbindung (sie bestand seit dem Jahre 1788, nachdem Goethe im Julius dieses Jahres aus Italien wiedergekehrt war) eine Zuverlässigkeit und Dauer in sich habe, welche gleichmäßig für ihren Gehalt und für den innern gemüthlichen Bezug beider Personen zu einander spräche. Daher bezeugte sie auch ihrem Sohne die vollkommenste Zufriedenheit mit seiner Wahl, worüber briefliche, unwiderlegliche Zeugnisse aus jener Zeit vorliegen, und hat ein freundliches Verhältniß mit dessen Frau, „ihrer lieben Tochter," wie sie in den Briefen heißt, fortwährend unterhalten, was sich auch nach ihrem Tode auf die dem Goethe'schen

*) Riemer a. a. O. I. 358.

Hause befreundeten Familien in Frankfurt übertragen hat *) Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß die Sage, als ob Goethe, durch den Donner der Kanonen von Jena betäubt, sich seine Geliebte damals aus Gewissensangst habe antrauen lassen, eine durchaus grundlose ist. Wir wissen jetzt aus der genauen Erzählung eines der Vertrautesten aus Goethe's Umgebung **), daß die Hingebung und Treue, welche Christiane Vulpius Goethen in dieser Zeit der Noth und Verwirrung bewährt hatte, nur der äußere Anstoß geworden sind, um einen längst reifenden Vorsatz auszuführen. Die förmliche, öffentliche Trauung erfolgte am Morgen des 19. Octobers, des ersten Sonntags nach dem Schlachttage bei Jena in der Sacristei der Schloßkirche zu Weimar durch den Ober-Consistorialrath Günther in angemessener Weise und unter voller Billigung aller Freunde und Verehrer Goethe's.

V.

Der Eintritt des neuen Jahrhunderts ward für die Frau Rath durch ein sehr erfreuliches Ereigniß bezeichnet. Ihre Enkelin Luise kam im Mai mit ihrem Manne Nicolovius und mit dem ältesten Kinde nach Frankfurt. Da wußte die Großmutter ihre Freude nicht genug an den Tag zu legen, alle Kasten wurden aufgethan, sie gab erst einen kleinen Familienschmaus, dann ein großes Mittags-

*) Briefw. mit einem Kinde I. 20 fg.

**) Riemer I. 373.

essen, was in jener Zeit bei ihr eine große Seltenheit war, und wenn sie dabei es an äußerer Ausstattung keineswegés fehlen ließ, so war sie doch selbst die schönste Würze desselben. „Ihr Alter," schreibt Nicolovius *), „ist weder an ihrem Geiste noch an ihrem Körper sichtbar, ihre Manier, ihr sehr entschiedener Charakter in der Gesellschaft, ihre Originalität reißt Alles hin und gestattet nicht Kälte oder Muße zum Urtheilen, denn wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude." Auf den Urenkel bildete sie sich ganz besonders viel ein. Sie nahm ihn mit in ihre Loge, und als nun der Knabe mit unersättlichem Interesse das Schauspiel verschlang, wurde sie so urgroßmütterlich stolz, daß sie rechts und links den Urenkel ausposaunte, sodaß alle Menschen wissen sollten, der Kleine habe die Leidenschaft für das Theater von ihr schon im Blute. Denn daran hatte die Mutter Goethe bereits das Frankfurter Publikum gewöhnt, daß es sie als eine Hauptperson im Theater betrachtete, sowie sie sich auch wieder als die Mutter eines so berühmten Sohnes, den seine Compatrioten mit Stolz zu ihren Mitbürgern zählten, **) hier alle Huldigungen gefallen ließ. Wir geben nur ein Beispiel ***). Es wurden Goethe's Geschwister gegeben, das Haus war wegen der Hitze sehr leer, die Frau Rath saß fast ganz allein in den Logen. Da rief sie aufs Theater: „Herr Verdy, spielen Sie nur tüchtig, ich bin da," worauf Verdy sehr gut spielte und die Frau Rath bei jeder Scene

*) S. 89.

**) Brief vom 1. Octbr. 1802 im Goethe-Zelterschen Briefwechsel III. 397.

***) Die Günderode I. 260 fg.

laut klatschte, daß es widerhallte. Darauf kam ein Zugwind in das Haus und spielte mit den Decorationen; „ach, das Windchen ist herrlich," rief die Goethe und fächelte sich, kurz, es war, als spiele sie mit und sie und die Zwei auf dem Theater wären ganz allein in vertraulich häuslichem Gespräche. Als Alles vorüber war (die Schauspieler hatten sehr brav, ja begeistert sich gezeigt), da schrie sie ganz laut, sie bedanke sich und wolle es ihrem Sohne schreiben. Darauf fing eine nochmalige Unterhaltung an und das ganze Publicum hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, bis die Frau Rath das Haus verlassen hatte.

Wir sind jetzt in unsrer Erzählung bis zu der Zeit vorgeschritten, wo Goethe's Mutter in ihrem hohen Alter eine besondere Gunst der Vorsehung darin zu Theil wurde, daß ihr ein junges Mädchen zugeführt ward, durch dessen Liebe zu ihrem Sohne sie sich wahrhaft erfrischt fühlte. Es war dies Bettina Brentano, die Tochter eines reichen und angesehenen Handelshauses in Frankfurt am Main, die also mit dem großen Dichter eine Vaterstadt hatte und die, vorbedeutend genug, nach einer spätern Erzählung seiner Mutter *) von Goethe als neugebornes Kind zuerst an das Licht getragen war, sodaß seine Mutter fürchtete, er werde es blenden. Ihre frühern Erlebnisse, das köstliche Kindes- und Naturleben zu Fritzlar im Nonnenkloster, ihren Aufenthalt im Hause der Großmutter La Roche zu

---

*) Briefw. mit einem Kinde II. 121. Für chronologische und andre Angaben ist die vortreffliche Recension dieses Buches vom Geh. Ober-Revisionsrath von Meusebach (Allgem. Literat.-Zeit. 1835. Nr. 115—121) gebührend zu Rathe gezogen worden.



Offenbach, wo ihre Phantasie begann Goethen Thron und Altar in ihrem Herzen zu erbauen, dann bei den Geschwistern in Frankfurt, Marburg und im Rheingau, müssen wir hier unerwähnt lassen. In ihrem sechzehnten Jahre lernte sie ein holdes weibliches Wesen, die Stiftsdame Karoline von Günderode, kennen und wird ihre Schülerin und Freundin, bis sie die geliebte Lehrerin in einem Freunde derselben bitter kränkt, wenige Monate vor ihrem tragischen Ende in den Fluten des Rheins. Seitdem war das Verhältniß zwischen beiden gänzlich aufgehoben. Am zweiten Tage nach jener Trennung (es war im Jahre 1806) kam Bettina des Weges, wo Karolinens Wohnung ist, sah die Wohnung von Goethe's Mutter, die sie noch nicht kannte und noch nicht besucht hatte, trat aber ein und sprach: „Frau Rath, ich will Ihre Bekanntschaft machen, mir ist eine Freundin in der Stiftsdame Günderode verloren gegangen und die sollen Sie mir ersetzen." „Wir wollen's versuchen," antwortete die Frau Rath und von nun an kam Bettina alle Tage, setzte sich zu ihr auf den Schemel oder auf die Schwelle und ließ sich von dem großen Sohne erzählen, wie er klein war und wie er groß geworden ist.*) Dieser Umgang dauerte nun ein volles Jahr bis zur persönlichen Bekanntschaft mit Goethe am 23. April 1807; man kann denken, daß Bettina nicht immer blos zugehört, sondern auch öfters ein geistreiches, ein unterhaltendes Wort gesprochen habe, wie dies aus einem Briefe der Frau Rath**) hervorgeht: „Du hast mir ja schon manchmal hier auf Deinem Sche-

*) Briefw. I. 105.

**) Ebendas. I. 71.

mel die Unmöglichkeiten vorerzählt, denn wenn Du, mit Ehren zu melden, ins Erfinden geräthst, so hält Dich kein Gebiß und kein Zaum. Ei, mich wundert's, daß Du noch ein Ende finden kannst und nicht in einem Stück fortschwätzest, blos um selbst zu erfahren, was Alles noch in Deinem Kopf steckt."

Nach Jahresfrist hatte Bettina Frankfurt verlassen und war mit ihren Verwandten (1807) nach Kassel gegangen. Als sie von dort aus der Mutter Goethe blos von den neuen Dingen am westfälischen Hofe erzählt und gar nicht ihren Sohn erwähnt hatte, schalt sie die Frau Rath in der Antwort: „nach dem Wolfgang frägst Du gar nicht; ich hab' Dir's ja immer gesagt: wart nur, bis einmal ein andrer kömmt, so wirst Du schon nicht mehr nach ihm seufzen." *) Aber Bettina schrieb zurück: „Geh Sie doch mit Ihren Vorwürfen — das antwort ich Ihr auf Ihre Nachschrift und sonst Nichts" — aber doch setzte sie hinzu, daß sie mit ihrem Schwager und Schwester nach Weimar reisen würde, die beiden Frauen in Mannskleidern, weil sie durch die französischen Truppen müßten. Am 23. April war Bettina in Weimar **), ein Billet von Wieland führte sie in Goethe's Haus, ein Sprung vom Sopha an seinen Hals, „er zog mich ans Knie und schloß mich an's Herz; still, ganz still war's, Alles verging! Ich hatte so lange nicht geschlafen; Jahre waren vergangen in Sehnsucht nach ihm; ich schlief an seiner Brust und da ich aufwachte, begann ein neues Leben."

Wer an dieser Stelle etwa Anstoß nehmen sollte,

---

*) Briefw. I. S. X. XI.

**) Ebendas. I. 11. Für das weiter Erwähnte I. 2. 3. 173.

darf nicht zu bedenken unterlassen, daß dieser Brief an Goethe's Mutter geschrieben ist. Sie ist es überhaupt, durch die Bettina's allerdings höchst excentrische Liebe zu Goethe eine sittliche und poetische Veredlung, ja gewissermaßen eine Sicherstellung empfangen hat und durch die nicht dunkele, dämonische Eingebungen, sondern die heitersten Gefühle, die reinsten silberklarsten Gedanken hervorgerufen werden. Erinnern wir uns aus dem Obigen, welche Phantasieliebe die Frau Rath als sechzehnjähriges Mädchen zu Kaiser Karl VII. hegte, so wird es auch nicht wunderbar scheinen, daß sie einer ähnlichen Phantasieliebe Bettina's Vorschub thut und daß sie dies wirklich außerordentliche Mädchen nicht nach den Maßen und Schritten der gewöhnlichen Menschen beurtheilen wollte. Als nun Bettina in ihrem ersten Briefe nach der Zurückkunft aus Weimar schrieb: „Den Wolfgang habe ich endlich gesehen, aber ach! was hilft's!" da antwortete die Mutter: „Was läßt du die Flügel hängen? Bist du traurig? Liebe, liebe Tochter, mein Sohn soll Dein Freund sein, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt, und Du sollst mich in Zukunft Mutter heißen für alle Tag, die mein spätes Alter noch zählt: es ist ja doch der einzige Name, der mein Glück umfaßt." Und an einer andern Stelle: „Unter Tausenden wird's Keiner begreifen, was Dir für ein Glücksloos zugefallen ist, ich aber verstehe es und genieße es, als wenn ich zwei schöne Stimmen sich singend Red' und Antwort geben hörte über ihr verschiedenes Glück." Da indessen Bettina der vorzüglichen Brüder schon mehre hatte und an Goethe doch noch etwas mehr haben wollte und deshalb auch nicht anstand, gegen die Mutter von der

heißen Flamme ihrer Liebe zu reden, so schrieb dieselbe freilich: „sei aber nicht gar zu toll mit meinem Sohne, alles muß in seiner Ordnung bleiben.“ Darauf antwortete Bettina sehr ruhig und bestimmt: „Ich würde es ewig bereuen, wenn ich versäumte zu genießen, was ich das Recht habe, und da braucht Sie nicht zu fürchten, daß ich die Ordnung umstoße. Ich häng mich nicht wie Blei an meinen Schatz, ich bin wie der Mond, der ihm ins Zimmer scheint; wenn die geputzten Leute da sind und die vielen Lichter angezündet, dann wird er wenig bemerkt; wenn die aber weg sind und das Geräusch ist vorüber, dann hat die Seele um so größere Sehnsucht, sein Licht zu trinken. So wird auch Er sich zu mir wenden und meiner gedenken, wenn Er allein ist.“ Die Frau Rath gab folgende Antwort darauf: „Ei Mädchen, Du bist ja ganz toll, was bildest Du Dir ein? Ei wer ist denn Dein Schatz, der an Dich denken soll bei Nacht im Mondschein? Meinst Du, der hätte nichts Besseres zu thun? Ja Prost Mahlzeit! Ich sag Dir noch einmal, Alles in der Ordnung, und schreib ordentliche Briefe, in denen was zu lesen steht. Dummes Zeug nach Weimar schreiben! Schreib was Euch begegnet, Alles ordentlich hintereinander. Erst, wer da ist und wie Dir jeder gefällt und was jeder anhat, und ob die Sonne scheint oder ob's regnet, das gehört auch zur Sach. Mein Sohn hat mir wieder geschrieben, ich soll Dir sagen, daß Du ihm schreibst. Schreib ihm aber ordentlich; Du wirst Dir sonst das ganze Spiel verderben. Am Freitag war ich im Concert, da wurde Violoncell gespielt, da dacht ich an

Dich, es klang so recht wie Deine braunen Augen. Adieu Mädchen, Du fehlst überall Deiner Frau Rath *)."

Solcher trefflichen Worte aus den Briefen dieser herzenswarmen Matrone ließen sich noch manche ausschreiben. Denn Bettina hat aus ihrem dreijährigen Zusammenleben mit der Frau Rath viele Züge ihres herzlichen und heitern Humors mit Feinheit aufgefaßt und mit Treue wiedergegeben. Dabei ist sie überall von der innigsten Liebe und Sorgfalt für die Mutter erfüllt, sie weiß, daß sie den Sohn bei derselben vertreten soll, ihr alles Liebe nach Möglichkeit erzeigen, und hat es aus Goethe's eignem Munde erfahren, wie lieb es ihm sei, daß sie bei der Mutter wäre und wie er sich gesichert und warm fühle, wenn er ihrer und der Mutter beisammen gedenke, ja, wogegen es ihn sehr schmerzte, als die Mutter sie einmal auf längere Zeit entbehren mußte **). Suchen wir nun noch die hauptsächlichsten Züge aus dem damaligen Leben der Frau Rath zur Vervollständigung unseres Bildes zusammenzufassen.

Es ist die Erscheinung einer durchaus heitern, lebensfrischen und lebensfrohen Frau, die uns in dem fünf- und sechsundsiebzigsten Lebensjahre der Mutter Goethe's entgegentritt. In Allem bleibt sie ruhig und gefaßt: es bricht in ihrer Nähe ein heftiges Feuer aus („es brannte wie ein Blumenstrauß") und sie wundert sich, daß so viele Leute kommen und erstaunen, daß ihr der Schreck nichts geschadet hat, es ziehen französische Truppen durch die Stadt und sie freut sich über ihr Aussehen, wobei sich auch eine

---

*) Briefwechsel I. 25—28.

**) Ebendas. I. 53. 54. 230. 250.

merkwürdige Aeußerung über Napoleon findet, den sie mit vieler Bewunderung betrachtet hat, denn er wäre doch einmal Derjenige, der der ganzen Welt den Traum vorzaubert, und dafür können sich die Menschen bedanken, denn wenn sie nichts träumten, so hätten sie nichts davon und schliefen wie die Säcke, wie's die ganze Zeit gegangen ist.*) Gesund und rüstig besucht sie fortwährend bei Wind und Wetter das Schauspiel und ihre Augen glänzten vor Freude und Lust, wenn ein Stück ihres Sohnes gegeben wurde und lauter Beifall ertönte. Im eignen Hause lebte sie zwar in gewohnter Weise fort, aber sie ließ Manches verbessern und einrichten und es ist rührend zu lesen**), wie die hochbejahrte Frau, die bald selbst das letzte Morgenroth erblicken sollte, sich an der neuen Tapete von Bettina's Wahl freute, weil sie sich so schön mit dem Morgenrothe mischte, wenn es über dem Katharinenthurm heraufsteigt. War Bettina bei ihr, so litt sie schon, daß diese allerhand Possen trieb, und bemerkte mit heimlicher Freude, daß ihr Sohn eben solche Unarten begangen habe, auch zeigte sie sich nicht ungehalten, als ihr die Schalkhafte den schädelkundigen Gall hatte zuführen sollen und ihr unter seinem Namen den Dichter Tieck gebracht hatte. Da warf sie gleich ihre Kopfbedeckung ab, setzte sich und verlangte, Gall sollte ihren Schädel untersuchen, ob die großen Eigenschaften ihres Sohnes nicht durch sie auf ihn übergegangen wären. Tieck war in großer Verlegenheit, denn die Frau Rath verbot Bettinen zu sprechen, bis der wirkliche Gall kam und sich nannte. Nun wußte die Mut-

*) I. S. IX. und II. 215. Die frühere Stelle I. 39. 41.
**) I. 25.

te nicht, welches der rechte sei, besonders da Bettina stark gegen den rechten protestirte, bis er endlich doch den Sieg davontrug und ihr eine sehr schöne Abhandlung über die großen Eigenschaften ihres Kopfes hielt. Nachher erzählte sie die ganze Begebenheit mit größter Laune und Bettina mußte sie zur Strafe an den Sohn nach Weimar schreiben. Auch an Maskeraden und andern Ergötzlichkeiten in den ihr näher befreundeten Familien, namentlich im Hause Brentano, hatte sie herzliche Freude, jubilirte mit und sang, daß man ihre Stimme durch den ganzen Chor hörte, erzählte hübsche Märchen und bezauberte Alle in einem solchen Grade, daß man beschloß fortan nie ein Familienfest ohne sie zu feiern. Voll Kraft und Muth, wie sie war, verschmähte sie auch nicht die Einladungen zu den großen Mittagstafeln des damals in Frankfurt seinen Hof haltenden Fürsten Primas, wo sie im größten Putze erschien und sich unter vielen Fürstlichkeiten und sonst merkwürdigen Personen sehr heiter und beredtsam darzustellen wußte.*) Wie ungezwungen sie sich überhaupt in vornehmer und glänzender Gesellschaft benahm, berichten wir noch aus einer zweiten Erzählung in Rahel's Tagebüchern.**) Eine in den achtziger Jahren am Hofe des Kurfürsten von Mainz berühmte Schönheit, die Gräfin von Coudenhoven, hatte es früher der nachmaligen Königin Luise von Preußen zum Vorwurfe gemacht, daß die damals funfzehnjährige Prinzessin an einem Galatage nicht hofmäßig genug gekleidet gewesen sei, indem sie ein Kleid mit spitzen und nicht mit langen Aermeln getragen habe.

*) Hierher gehören I. 125. 211. 140.
**) A. a. O. 71. 72.

Die Frau Goethe hatte dies Verfahren sehr unangemessen gefunden, besonders empörte es ihr Ajagemüth, daß die Frau von Coudenhoven nicht einmal Oberhofmeisterin gewesen war. Späterhin hielt sich die Königin mit ihrer Schwester, der Prinzessin Friederike, in Wilhelmsbad auf, wohin auch die Frau Rath aus Frankfurt geladen wurde, die dann mit der Königin in den Brunnensaal hinabging und dort neben ihr saß, während aller Welt Menschen sich einfanden und ihre Huldigungen darbrachten. Frau Goethe hörte nicht auf nach den ihr unbekannten Personen zu fragen: „wer ist die? wer ist das?" und wie sie wieder nach dem Namen einer Dame fragte, die eben gesprochen hatte, antwortete die Königin: Frau von Coudenhoven! — „Die Frau von Coudenhoven," fährt die Goethe lebhaft, in ordentlicher Wuth auf, „die so grob war. Lassen Ihro Majestät ihr doch gleich befehlen, sie soll sich ihre Aermel abschneiden." Und sie konnte sich gar nicht beruhigen, daß die Königin so leutselig war.

Wie thätig und entschlossen sich nun die Frau Rath im äußern Leben umthat, ebenso sinnig und klar erscheint sie, trotz ihres hohen Alters, in ihren Gesprächen, Erzählungen und Briefen. Unter den erstern nehmen die Erinnerungen an die Jugend ihres Sohnes den vorzüglichsten Platz ein, aus denen wir schon an verschiedenen Stellen Mehres mitgetheilt haben, Andres hat Goethe in seine Denkwürdigkeiten aufgenommen, die er ohne diese Mittheilungen der Mutter an Bettina so nicht hätte schreiben können, und ihr auch Dank und Anerkennung dafür bezeugt. Denn die Mutter erzählte sehr gern hiervon, sie meinte, es dürfe kein Tag verloren gehen, wo sie nicht von ihrem Sohne spräche, und ihr Gedächtniß war ihr im

sechsundsiebzigsten Jahre noch so treu als in ihrem siebzehnten, wo sie ihn geboren hatte. „Ich bin," pflegte sie dann wol zu sagen*), „nicht allein um meines Sohnes willen da, sondern der Sohn auch um meinetwillen und ich kann mich wol eines Antheils an seinem Wirken und an seinem Ruhme versichert halten, indem sich ja auch kein vollendeteres und erhabeneres Glück denken lasse, als um des Sohnes willen allgemein so geehrt zu werden." Daher lebte und las sie auch so viel in seinen Werken, urtheilte stets mit Einsicht und Geschmack, wie über die Geschwister in einem Briefe vom 1. August 1788 („das ist ein klein Stück, aber eben deswegen gehört von Seiten der Schauspieler mehr Kunst dazu, jeden Charakter ins rechte Licht zu setzen und mit Wärme und Wahrheit darzustellen, als in einem großen Prachtstücke mit Trommeln und Pfeifen"), und brach in komischen Zorn aus, wenn ihr der Verleger Göschen die einzelnen Bände bald in englisch Leder, bald in Papier gebunden, zusendete.**) „Er soll sein Fett kriegen," schrieb sie in ihrer naiven Weise an Unzelmann, „ich habe eine Epistel an Ort und Stelle geschickt und mich gegen dies unmusterhafte Betragen höchlich beschwert." Neue Schriften ihres Sohnes verursachten ihr allezeit die größte Freude. „Daß Ihr," lesen wir in einem ihrer Briefe***), „wieder Geistesproducte schicken wollt, daran thut Ihr ein gutes Werk, es ist eine große Unfruchtbarkeit bei uns und Euer Brünn-

---

*) I. 47. II. 219. 269. Goethe's Dank an Bettina II. 235.

**) Dorow 177 und 160.

***) Goethe an Zelter III. 397. und über das Folgende Briefw. mit einem Kinde II. 269—271.



lein, das Wasser die Fülle hat, wird mir Durstigen wohlthun." Ueberhaupt war die Frau Rath, wie Bettina bezeugt, ein lebendiges Beispiel, wie Goethe's Gedichte verstanden und aufgenommen werden mußten, sie sagte noch in ihrer letzten Lebenszeit ganze Stellen aus ihres Sohnes Büchern mit dem herrlichsten Ton und Blick und ganz zur rechten Zeit her. So legte sie unter andern das Gedicht „O laß mich scheinen, bis ich werde" auf das Vortrefflichste aus, es sei dies ihr Glaubensbekenntniß, es sei der Geist der Wahrheit, mit dem kräftigen Leibe der Natur angethan, denn hieraus allein schon könne man ersehen, welche tiefe Religion ihr Sohn besessen habe. Bei solchen Reden ruhte denn ihr Auge gewöhnlich auf dem Knopfe des Katharinenthurms, der das letzte Ziel ihrer Aussicht war, die Lippen bewegten sich herab, während ihr Blick in die Ferne verloren glühte. Da war es, als ob ihre Jugendsinne wieder anschwollen, sie drückte der vor ihr sitzenden Bettina die Hand und sagte: „Ja, du verstehst den Wolfgang und liebst ihn."

VI.

Unsre Erzählung neigt sich zu ihrem Ende. Wir treten in das Jahr 1808, das letzte Jahr im Leben unsrer tapfern Frau Rath. Zuerst hatte sie in demselben die Freude, ihren Enkel August von Goethe auf der Reise nach Heidelberg bei sich zu sehen, und genoß mit großer Genugthung alle die Ehre mit, durch welche man in Frankfurt die Achtung gegen seinen berühmten Vater an den Tag zu legen bemüht war. *) Da wurde wieder viel von alten Zeiten gesprochen und die Mutter war höchst lebendig und redete über Alles mit gleichem Antheil. Aus ihren Gesprächen entwickelten sich die feierlichsten und edelsten Wahrheiten, sie waren so entschieden, daß die allgemeine Meinung durchaus keinen Einfluß auf sie hatte. So sagte sie um diese Zeit unter andern: „Der Mensch muß sich den besten Platz erwählen und den muß er behaupten sein Leben lang und muß alle seine Kräfte daran setzen, dann nur ist er edel und wahrhaft groß. Ich meine nicht einen äußern, sondern einen innern Ehrenplatz, auf den uns stets diese innere Stimme hinweist. Könnten wir nur das Regiment führen in uns selbst, wie Napoleon das Regiment der Welt führt, da würde sich die Welt wie jede Generation erneuern und über sich selbst hinausschwingen." Wie verwandt erscheint auch hier wieder die Mutter mit dem Sohne, denn man weiß, daß Goethe um diese Zeit von einer gewissen Napoleon's-Verehrung nicht frei war.

---

*) Goethe's Sämmtl. Werke XXXII. 41. Briefw. I. 213. Die im Folgenden angeführten Stellen ebendas. II. 214. 215.



Und wie deutlich zeigt nicht das schöne Wort von der Poesie, daß die Frau Rath ihren Sohn so recht im Innersten begriffen habe. „Die Poesie sei dazu da, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philisterthums zu retten, alles sei Poesie in seiner Ursprünglichkeit und der Dichter sei dazu, diese wieder hervorzurufen, weil Alles nur als Poesie sich verewige." In diese Zeit oder vielleicht noch etwas früher gehören die Worte, welche sie nach einem längern Uebelbefinden an eine Freundin richtete *) und aus denen ein Humor hervorleuchtet, der sich durch nichts zu Grunde richten ließ: „Gottlob, nun bin ich wieder mit mir zufrieden und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: ei schäm' dich, alte Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt! Willst du denn immer auf Rosen gehen und bist über's Ziel, bist über siebzig Jahre hinaus! Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war."

Durch einen Brief Goethe's bei seiner Mutter angemeldet und ihr empfohlen, kam Frau von Stael auf ihren

*) Falk a. a. O. 6. 7.

Reisen in Deutschland im Sommer 1808 nach Frankfurt. Sie sollte in einer großen Gesellschaft im Bethmann'schen Hause von den ersten Frankfurter Frauen empfangen werden, die Frau Rath hatte sich ebenfalls dahin begeben. Dazu war sie nach Bettinens Erzählung *) in ganz wunderbarer Weise geschmückt, drei Federn, eine rothe, eine blaue, eine weiße, schwankten auf ihrem Kopfe, um den Hals schlang sich der ihr von der Königin von Preußen verehrte goldne Schmuck, Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht prangten an ihrem Festkleide, die eine ganz entblößte Hand war mit blitzenden Steinen beringt und spielte mit einer kostbaren Tabatière, die mit des Sohnes Bildniß verziert war, die andre, im weißen Glacé-Handschuh, hielt einen künstlichen Fächer. Jetzt erschien Frau von Stael, als Corinna gekleidet, in einer orangefarbigen Tunica und mit einem eben solchen Turban, ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, die dünn gespaltenen Lippen zeigten ein mystisches Roth, die Handschuhe waren abgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie, wie gewöhnlich, ein Lorberzweiglein trug. Als nun die Stael auf die Frau Rath losschritt, deren wunderbarer Putz ihr vorzugsweise auffallen mochte, so breitete die Letztere mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutirte sie mit dem Fächer und indem sie sich mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit lauter, sehr vernehmlicher Stimme: „Je suis la mère de Goethe," worauf die Schriftstellerin erwiderte: „Ah, je suis charmée," dann folgte eine feierliche Stille. Als darauf Benjamin Constant und die

*) I. 314 fg.

anderen Begleiter der Stael der Mutter Goethe's ihre Höflichkeiten darbrachten, beantwortete sie dieselben mit einem französischen Neujahrswunsche, den sie mit feierlichen Verbeugungen zwischen den Zähnen hermurmelte. Bald winkte die Mutter Bettinen herbei, die dann die Dolmetscherin in dem Gespräche machen mußte, welches beide Frauen über Goethe führten. Aber diese benahm sich als ein verzogenes Kind, es verdroß sie, daß Goethe der französischen Frau so viele Aufmerksamkeit geschenkt hatte, denn er sollte nun einmal sie allein lieben. Dafür schalt sie aber die Frau Rath hinterher ordentlich aus, nannte sie albern und eingebildet und setzte ihr auseinander, daß es eine Ehre sei, sich mit bedeutenden, berühmten Menschen zu berühren. Als aber Bettina Goethen sogar eitel nannte, da nahm es die alte Dame ernstlich übel und meinte, Bettina solle sich doch nicht einbilden, daß ihr Sohn ein anderes Interesse an ihr habe als an Kindern (Bettina war freilich damals schon einundzwanzig Jahre), mit denen man tändele. Da wäre doch die Stael eine ganz andre Erscheinung. Solche Vorwürfe mußte Bettina wol öfters von der Frau Rath hören, aber die Mutter verzieh ihr auch gleich wieder, weil sie das Mädchen herzlich lieb hatte und einigermaßen verzog. So kam also nie ein Mißton in das Verhältniß Beider, selbst als Bettina sich kurz vor ihrem Tode herausnahm, ihr in einem Concert zu sagen: „Geb Sie Acht, Frau Rath, daß Ihr die Engel nicht so lang mit dem Fiedelbogen um den Kopf schlagen, bis Sie einsieht, der Himmel sei Musik." Die alte Frau war ganz überrascht und sagte nach

langer Pause: „Mädchen, Du kannst Recht haben." *) In religiösen Dingen stimmten Beide selten zusammen.

Gleich nach der Abreise der Frau von Stael war Bettina zu ihren Verwandten in den Rheingau gegangen. Aber im September ward ihr geschrieben, die Mutter sei unwohl. Sie beeilte nun ihre Rückkehr und als ihr erster Gang in der Frau Rath Wohnung war, fand sie diese sehr ernst und den Arzt bei ihr. Als er fort war, zeigte sie ihr lächelnd das Recept und sagte: „Da lies, welche Vorbedeutung mag das haben. Ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Oel und Lorberblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt. (Man wird sich aus dem ersten Abschnitte erinnern, daß sie in ihrem siebzehnten Jahre, als sie ans Fenster eilte, um den Kaiser Karl zu sehen, sich das Knie schmerzhaft verletzte und davon eine Narbe behalten hatte). Ich sehe das schon kommen," setzte sie hinzu, „es wird bald aus mit mir sein." Darauf hieß sie Bettinen gehen. Nach einigen Tagen ward sie wieder gerufen und fand die Freundin im Bett. „Da liege ich nun zu Bett," sagte sie, „wie damals, als ich kaum sechzehn Jahr alt war, an derselben Wunde." Bettina lachte darüber und suchte sie durch allerhand Gespräche zu erheitern, worauf sie das Mädchen noch einmal recht feurig ansah, ihr die Hand drückte und sagte: „Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu erhalten, denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht." Dann er=

*) I. 266. Die Nachrichten über den Tod der Mutter II. 277—279.



mahnte sie Bettinen, ihren Sohn recht treu und innig zu lieben, und gab ihr Aufträge zu Weihnachtsgeschenken für ihre Enkel. Nach zwei Tagen erfreute sie sich noch an der Musik eines Concertes in ihrer Nähe mit den Worten: „Nun will ich beim Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird.“ Einen so heitern Ernst zeigte die hochbejahrte Frau bei Allem, was sie in den letzten Stunden that und sprach. Wir haben darüber aus der glaubwürdigsten Quelle zwei Züge mitzutheilen. Es traf sich, daß sie noch am Morgen ihres Todestages (da man ihr Unwohlsein nicht für so bedenklich und ihr Ende noch nicht für so nahe hielt) zu einer Gesellschaft eingeladen wurde. „Die Frau Rath,“ ließ sie ganz wohlgemuth antworten, „könne nicht kommen, denn sie müsse alleweile sterben.“ Und so ordnete sie ihr Leichenbegängniß auf das Pünktlichste an, sie bestimmte den Kuchen und den Wein, der nach Frankfurter Sitte bei solchen Begebenheiten gegeben wird, und gebot ihren Mägden, ja nicht zu wenig Rosinen in die Kuchen zu nehmen. „Das konnte ich mein Lebtag nicht leiden und würde mich noch im Grabe darüber ärgern.“ So hielt sie sich ganz ruhig, weise und liebend noch in den letzten Augenblicken. In der Nacht des 13. Septembers 1808 *) war sie sanft hinübergeschlummert, in alttesta-

*) Dies ist der richtige Todestag nach der Angabe des Kirchenbuchamtes in Frankfurt, das wir auch bei allen übrigen chronologischen Anführungen aus dem Leben der Frau Goethe zu Rath gezogen haben. Dorow (Reminiscenzen 131) nimmt das Jahr 1805 als Todesjahr an, ebenso K. Wagner (Briefe an und von Merck S. 293.), aber Beide irren.

mentlicher Gottesfurcht, wie Goethe an Zelter meldet, voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott.

„Unsre gute Mutter," schrieb Goethe an seine Nichte Luise Nicolovius, „hat uns noch immer zu früh verlassen; doch können wir uns dadurch beruhigen, daß sie ein heiteres Alter gelebt und daß sie durch den Drang der Zeiten sicher und selbständig durchgehalten hat." *) Sollte dieser Abschied als zu kurz für die lange Freundschaft erscheinen, so erinnern wir an die bereits früher berührte und von der Mutter gleichsam ererbte Eigenthümlichkeit Goethe's und an seine Art, sich bei Allem, was tief in sein Innerstes schnitt, zu benehmen. Werther abgeschiedener Personen gedachte er in der ersten Zeit nur selten namentlich in seinen Schriften, der Abfassung von Trauergedichten oder ähnlichen Leichenfeierlichkeiten widerstrebte gänzlich die Zartheit seines Gefühles, er hatte nun einmal eine eigne Scheu, den Schmerz mit Worten zu berühren. Aber wir wissen aus seinen vertrautesten Aeußerungen **), daß er noch ein Jahr vor seinem Tode, als ihn die Fortsetzung seiner Denkwürdigkeiten neu verjüngt hatte, öfters aussprach, er hoffe diese in so weit zu vollenden, daß ihm dann nur noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter — er nannte es eine Aristeia — übrig bliebe.

Vergegenwärtigen wir uns nach diesen Einzelnheiten noch einmal das Bild der Mutter Goethe's, so erscheint uns namentlich ihr Alter glücklich und beneidenswerth.

*) Nicolovius 172.
**) Riemer II. 726.



In dieser Zeit, wo die Kräfte abnehmen und die Erfüllung des gemeinsamen Schicksals aller Sterblichen bevorsteht, pflegen sich nur zu oft die glänzendsten Lebensläufe zu umdüstern und schmerzliche Eindrücke zurückzulassen. Das Leben der thätigen und glücklichen Frau Rath hat aber nicht gealtert, ihre unverwüstliche Heiterkeit bleibt der Grund und die Kraft ihres ganzen Wesens, sie ist antheilvoll und vergnügt bis zum letzten Entschlummern und sieht jenseits desselben getrosten Muthes nur neue Anfänge und neue Entwickelungen.

Leibnitz
in seinem Verhältniß zur positiven Theologie.

Akademische Rede,

am Leibnitzischen Gedächtnißtage den 6. Juli 1843

vorgetragen von

August Böckh.

Die Akademien der Wissenschaften sind in Deutschland, vorzüglich im Gegensatze gegen die Universitäten, häufig als ein Anhang des Hofes betrachtet worden; und Manches ließ sich dafür zur Bestätigung anführen, der Sitz der Akademien in den Residenzen, von welchen man die Universitäten mit Absicht entfernt hielt, die enge Verbindung mancher Fürsten mit ihnen, wie Friedrich's des Großen mit unserer Akademie, während er die Universitäten minder begünstigte, die Aufnahme hoher Personen in die Akademien, um einerseits den Glanz der Körperschaft zu erhöhen, anderseits diese eben mit den vornehmern Kreisen zu vermitteln, endlich sogar ein Mißverhältniß der Akademien zur volksthümlichen Bildung, vermöge dessen namentlich unsere Akademie als eine Erweiterung des Hofkreises angesehen werden konnte, da sie wie die ehemaligen Deutschen Höfe ganz Französisch war. Für unsre Zeit hat alles dies seine Geltung verloren; aber die heutige Feier ist nicht der Gegenwart, sondern der Vergangenheit gewidmet, und gerade der große Mann, an dessen Namen sich diese Feier knüpft, der unsterbliche Leibnitz, welchen wir als den eigentlichen Urheber der ersten Verbindung dieser Art in unserer Hauptstadt heute verehren, könnte für

die Vergangenheit einen starken Beweis jener Behauptung zu liefern scheinen. Wer hat nicht gehört, daß Leibnitz ein Hofmann, ein Hofphilosoph gewesen sei? Der Einfluß dieser seiner Lebensrichtung, seiner Stellung, seines Verhältnisses wird besonders für die Theodicee geltend gemacht. Es ist bekannt, daß die geistvolle und hochgebildete Königin Sophie Charlotte sich in Gemeinschaft mit Leibnitz gern in die schwierigsten theologischen und philosophischen Untersuchungen einließ, mit ihm schriftlich und mündlich sich über solche Gegenstände unterhielt, ja sogar sich beschwerte, er behandle Alles so oberflächlich mit ihr, weil er ihrem Geist nicht genug zutraue, und antworte ihr selten mit Genauigkeit auf die Punkte, die sie untersuche. Sie wollte, wie Leibnitz sagte, das Warum vom Warum wissen. Unstreitig haben diese Unterhaltungen, namentlich über die Zweifel und Bedenken des Bayle, welchen die Königin mit Vorliebe las, die Veranlassung zur Theodicee gegeben, wie Leibnitz selbst öfter erklärt. So schreibt er den 1. März 1708 an Bignon *): „Wie die zu ihren Lebzeiten höchst ansehnliche Königin von Preußen, welche Bayle'n sehr gern las, mir oft befohlen hatte, in Worten und Schriften meine Ansicht über die Einwürfe darzulegen, welche dieser vorgebracht hat, und die mir nicht unwiderleglich scheinen, so ermahnen mich Einige dringend, daß ich alle diese Schriften sammeln und zu Einem Werke verbinden möge." Desgleichen an Thomas Burnet **): „Der größte Theil dieses Werkes

*) Dutens Praef. gen. zu Leibn. Opp. omn. Bd. I. S. X.

**) Nach Guhrauer's Uebersetzung Biogr. v. Leibnitz. Bd. II. S. 250.

ward stückweise verfaßt, als ich mich bei der sel. Königin von Preußen befand, wo man diese Materie, bei Gelegenheit von Bayle's Wörterbuch und seiner übrigen Werke, welche dort viel gelesen wurden, verhandelte. In unsern Unterredungen pflegte ich auf die von Bayle erhobenen Einwürfe zu antworten und zu zeigen, daß sie nicht so stark seien, als manche der Religion wenig günstige Leute möchten glauben machen. Ihre Majestät befahl mir ziemlich oft, meine Antworten schriftlich aufzusetzen, um sie mit mehr Aufmerksamkeit in Betracht ziehen zu können, und zwar in Französischer Sprache, damit sie von ihr, sowie im Auslande von denjenigen, welche des Lateins unkundig wären, gelesen werden könnten. Nach dem Tode dieser großen Fürstin habe ich auf die Erinnerung meiner hiervon unterrichteten Freunde am Berliner Hofe, den Befehlen der Königin völlig Genüge zu leisten, diese Stücke gesammelt, vermehrt und daraus dieses Werk gebildet. Da ich seit meiner Jugend über diesen Gegenstand nachgedacht habe, so glaube ich ihn bis auf den Grund erörtert zu haben." Nicht anders drückt er sich in der Vorrede zur Theodicee aus *): „Er habe die Ehre gehabt, dieser Fürstin seine Meinung zu sagen über mehrere Stellen des wundervollen Wörterbuches von Bayle, wo die Religion und die Vernunft als streitend gegeneinander erscheinen, und wo Bayle die Vernunft zum Schweigen bringen will, nachdem er sie vorher zu viel hat reden lassen: was er den Triumph des Glaubens nennt. Der Verfasser habe zu erkennen gegeben, er sei anderer Meinung, aber sehr zufrieden damit, daß ein so trefflicher Geist Ge-

*) Berliner kl. Ausgabe v. 1840. Bd. I. S. 23.

unten zu berührende Episode von der astronomischen Theologie, die Beispiele von dem Einfluß der Umstände auf Bekehrung, oder Verkehrung *), die mehr Scherz als Ernst sind, oder die kleine Unterhaltung der zwei Küchenmädchen über das Fegefeuer, oder Trajans Erlösung durch die Fürbitte Gregors des Großen und das dem letztern gegebene Verbot Gottes noch einmal so etwas zu erbitten. Dies Alles kann ein Philosoph thun, ohne Hofphilosoph zu sein, ohne mit einem Hofe jemals in Verbindung gestanden zu haben. Nur dann könnte man Jemandem jenen Namen beilegen, wenn er seine Philosophie mit Absicht so einrichtete, daß sie den Höfen überhaupt oder einem bestimmten Hofe gefiele, dergestalt, daß er den Ansichten eines Fürsten, und zwar im Gegensatze gegen das Volk oder den Gelehrtenstaat, eine willkürlich gewählte und eigener Ueberzeugung widersprechende scheinbar philosophische Grundlage gäbe, oder wenn er eine tiefere Lehre zum Gegenstande einer bloßen Hofunterhaltung zurecht machte und dafür verflachte. Aber so viel auch Leibnitz an Höfen und mit Vornehmen gelebt, so viel er auch sich ihnen bequemt, so viel er auf sie berechnet hat: würde man doch sehr ungerecht sein, wenn man ihm solche Bestrebungen beimäße **).

Eine hiervon unabhängige Erwägung ist diese, ob Leibnitz überall seine volle Meinung ausgesprochen, ob er na=

*) Bd. I. S. 216 fg.

**) Ganz dieselbe Ansicht hat, wie ich später sah, schon Guhrauer ausgesprochen, Biogr. v. Leibnitz Bd. 1. Anmerkungen S. 6. „Leibnitz war zwar Hofmann, hat aber nie seine Philosophie nach dem Hofe zugeschnitten; er hatte keine Hofphilosophie.“

mentlich in theologisch-religiösen Dingen nicht, wie man zu sagen pflegt, hinter dem Berge gehalten, ob er durch irgend welche allgemeinere Rücksichten sich wol gar habe bestimmen lassen, anders zu reden als er dachte. Ich komme hier auf den vielfach besprochenen Zweifel über seine Aufrichtigkeit als Verfasser der Theodicee. Der Tübingische Kanzler Pfaff hatte in der dritten seiner Dissertationes Anti-Baylianae *), welche im Jahr 1720 herausgekommen, zu verstehen gegeben, Leibnitz habe in einem Briefe an ihn gestanden, was er in der Theodicee gegen Bayle gesagt, sei nicht sein Ernst gewesen; zum Beweise ließ er in den Actis Eruditorum vom Jahr 1728 **) Folgendes drucken, was ich aus dem unbehülflichen Latein so gut wie möglich übersetzt gebe. „Der hochberühmte Mann," sagt er, „hatte mich gefragt, was ich von der Theodicee dächte, und von jener Methode, wie er Bayle'n widerlegt habe. Ich schrieb ihm, daß ich glaubte, er habe jenes System der Philosophie mindestens zu scherzhaftem Vergnügen (animi saltem causa) erdacht, und wie Clericus, um den Bayle zu widerlegen, den Origenisten spielte, zu Bayle's Widerlegung diesen neuen Weg des Philosophirens eingeschlagen, welcher einerseits, obwol er wenigstens denen, die auch sonst nicht hoch sähen, Staub in die Augen streue, doch um so geistreicher sei, als er, wohl durchschaut, die massivere Ansicht von Bayle unter dem Schein der Widerlegung vielmehr auf eine feinere Weise bestätige, jedoch so, daß sich das Geheimniß nicht alsbald entdecken lasse; und welcher anderseits wieder dazu an-

*) S. 9.

**) März, S. 126.

wendbar sei, auch die verschiedenen Systeme und Meinungen der einander widersprechenden Religionsparteien, die sich sonst kaum vertheidigen ließen, mit Anwurf zu bekleiben und zu übertünchen, und sogar die Gunst der Theologen fast aller Parteien, besonders aber unserer Landsleute zu erjagen: ich wünschte aber, daß Bayle's so gefährliche Ansicht ernst, tüchtig, gewichtig (serio, solide et graviter) widerlegt werde. Was antwortete nun Leibnitz hierauf, von dem ich geglaubt hatte, wegen meiner freimüthigen Erwiderung würde er ärgerlich über mich sein?" Er gibt hierauf Leibnitzens eigene Worte aus einem Briefe vom 2. Mai 1716, in welchem Jahre Leibnitz starb: „Es ist ganz so, Hochwürdiger, wie Du schreibst, mit meiner Theodicee. Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, und ich wundre mich, daß bisher Niemand dieses mein Spiel gemerkt hat. Denn es ist nicht die Sache der Philosophen, den Gegenstand immer ernsthaft zu behandeln; sie versuchen im Bilden von Hypothesen, wie Du wohl erinnerst, die Kräfte ihres Geistes. Du, ein Theolog, wirst in der Widerlegung der Irrthümer als Theolog verfahren." (Ita prorsus est, vir summe reverende, uti scribis, de Theodicaea mea. Rem acu tetigisti; et miror neminem hactenus fuisse, qui lusum hunc meum senserit. Neque enim philosophorum est, rem serio semper agere; qui in fingendis hypothesibus, uti bene mones, ingenii sui vires experiuntur. Tu, qui theologus es, in refutandis erroribus theologum ages.) Der Pfaffischen Meinung waren auch Clericus, Des Maizeaux, Ludovici *). Aber die meisten der Aeltern und ebenso die

*) Vgl. Dutens a. a. O. S. IX fg. Tennemann Gesch. d. Philos. Bd. XI. S. 182.

Neuern haben sich dafür erklärt, daß Leibnitz den Theologen zum Besten gehabt habe. Zwar meint Des Maizeaux, es ließe sich kein Grund denken, weshalb Leibnitz dem befreundeten Manne seine wahre Meinung hätte verbergen wollen; und hielt er diesen für würdig, ihn zu fragen, was er von der Theodicee halte, wie konnte er ihn zugleich einer so schnöden Ironie würdig halten? Und warum sollte Leibnitz wider alle Wahrheit sich selbst etwas anhängen, was ihm wenig Ehre brachte? Dennoch ist der Ton seines Geständnisses nicht ohne ironische Farbe; und war des Kanzlers Sprache wirklich so derb gewesen, als er angibt, so mochte Leibnitz allerdings zu einer spöttischen Abfertigung des hochfahrenden Gottesgelehrten sich aufgelegt fühlen. Immerhin aber bliebe Leibnitz gegen sich selbst ungerecht, wenn er in seiner Seele nicht den mindesten Grund fand, Pfaff's Rede irgend eine, wenn auch nur entfernte oder theilweise Wahrheit zuzugestehen. Nicht als ob das Philosophische der Theodicee nicht wirklich seine ernsthafteste Meinung sei: denn ohne darauf Gewicht zu legen, daß er in Briefen öfter die Theodicee als ein seine Lehre enthaltendes Werk anerkennt, steht ihr philosophischer Inhalt mit seinen übrigen Philosophemen durchaus in Zusammenhang, die Polemik gegen Bayle hat das Gepräge des höchsten Ernstes, und es ist überhaupt undenkbar, daß ein so umfassendes und offenbar mit großer Liebe ausgeführtes Werk nichts als ein ironisches Spiel des Geistes sei. Aber die Theodicee hat eine Seite, und eine stark hervortretende, welche nicht philosophisch ist, sondern in der positiven Religion oder vielmehr in der dogmatischen Theologie wurzelt; und man geräth leicht auf den Gedanken, daß er in dieser Beziehung dem Urtheil

des Kanzlers nicht widersprechen wollte. Dahin führt auch Pfaff's Aeußerung in den Actis Eruditorum gegen die Meinung Bilfinger's, als ob Leibnitz in jenem Briefe an ihn Scherz getrieben habe. „Ich bin im Gegentheil," sagt er, „auf das Vollkommenste überzeugt und ganz versichert, daß Leibnitz in der Theodicee verschiedene Lehrsätze unserer Religion vertheidigt hat, über die er sonst lachte und die Nase rümpfte, z. B. das Dogma von der realen Gegenwart. Es kennen den Sinn des Hofmannes und Philosophen und seine Meinungen in Bezug auf die Religion diejenigen, welchen es zutheil geworden den Mann ganz kennen zu lernen." (Ego e contrario persuasissimus sum certissimusque etiam, varia religionis nostrae placita in Theodicaea Leibnitzium defendisse, quae risit alias et naso adunco suspendit, e. g. dogma de praesentia reali. Norunt mentem viri aulici et philosophi, ipsiusque circa religionem sententias, quibus virum penitus nosse contigit.) Doch um hierüber urtheilen zu können, ist es erforderlich das Verhältniß zu bestimmen, welches Leibnitz in der Theodicee der Philosophie und der positiven Religion oder positiven Theologie gegen einander anweist, und wie er sich als Philosoph gegen letztere stellt. Die leitenden Gedanken hierüber enthält der voraufgehende Discours de la conformité de la foi avec la raison; vorzüglich aus diesem, jedoch mit Zuziehung einiger Stellen aus den übrigen Theilen des Werkes, will ich Einiges darüber zusammenstellen.

Ich setze voraus (je suppose), sagt er, daß zwei Wahrheiten sich nicht widersprechen können; daß das Object des Glaubens die Wahrheit ist, welche Gott auf eine außerordentliche Weise geoffenbart hat, und daß die Ver-

nunft die Verkettung der Wahrheiten ist, aber insbesondere, wenn sie mit dem Glauben verglichen wird, derjenigen, zu welcher der menschliche Geist ohne Hülfe des Glaubenslichtes gelangen kann *). Die Vernunft, fährt

*) Die Wahrheiten des Glaubens und der Vernunft werden in der Theodicee bestimmt auseinandergehalten; eine etwas abweichende Ansicht geben die Nouveaux essais Bd. II. S. 402 fg. der Opp. philos. herausg. v. Erdmann, worauf Erdmann Gesch. der neuern Philos. II. Bd. 2. Abth. S. 137 fußt. Aber für die Theodicee kann dies nicht in Betracht kommen, und in dieser sind hierüber die genauern Bestimmungen enthalten: überdies ist in den Nouveaux essais jene abweichende Ansicht nur im Laufe der dialogischen Untersuchung den Sprechern beigelegt, und weiterhin (S. 404, besonders §. 7) wird man wieder die Lehre der Theodicee finden. Und was die Hauptsache ist, die in den Nouveaux essais bezeichnete Gründung des Glaubens auf die Vernunft bezieht sich nur auf die Beweggründe der Glaubwürdigkeit; denn daran knüpft sich dort zunächst diese Behauptung: immerhin aber hat sich Leibnitz daselbst anders als in der Theodicee ausgedrückt, und den Begriff der Vernunft in Vergleichung mit dem Glauben ungenauer gefaßt. Freilich vergleicht er in der Theodicee den Glauben mit der Erfahrung, und läßt auch die Erfahrungswahrheiten von der Vernunft aufnehmen; aber da der Inhalt des Geoffenbarten ein anderer ist als der Inhalt der Erfahrung von dem Nichtgeoffenbarten, und es lediglich auf den Inhalt ankommt, so bleibt der aufgestellte Unterschied zwischen Offenbarung und Vernunft doch gültig: und daß die geoffenbarten Mysterien nicht in der Verkettung der Wahrheiten der Vernunft begriffen sind, lehrt der ganze Zusammenhang der Leibnitzischen Darstellung; deutlich sagt er es unter andern Theod. Bd. I. S. 100. Nachdem man die Offenbarung vermöge ihrer zugegebenen Uebervernünftigkeit aus der Vernunft ausgeschieden, sie wieder mittelst der auf Erfahrung beruhenden Beweggründe der Glaubwürdigkeit in die Vernunft einzuschwärzen, ist Spiegelfechterei, und ebensoviel als wenn man

er fort, in dem Sinne, wie er sie nehme, werde bisweilen der Erfahrung entgegengesetzt; da sie die Verkettung der Wahrheiten sei, komme ihr zu auch diejenigen Wahrheiten, welche ihr die Erfahrung darbietet, zu verbinden, um gemischte Conclusionen daraus zu bilden; aber die reine und nackte Vernunft sei von der Erfahrung verschieden, und habe es nur mit den Wahrheiten zu thun, welche von den Sinnen unabhängig sind. Der Glaube könne der Erfahrung verglichen werden, weil er rücksichtlich der Beweggründe, die ihn bewahrheiten, von der Erfahrung derjenigen abhänge, welche die Wunder gesehen haben, auf die sich die Offenbarung gründet, und von der glaubwürdigen Ueberlieferung, welche die Nachrichten von jenen Wundern bis auf unsere Zeit gebracht hat: unbeschadet dem, daß man auch von der inneren Bewegung des heiligen Geistes rede, der sich der Seelen bemächtigt und sie überredet und zum Guten antreibt, d. h. zum Glauben und zur Liebe, ohne daß sie immer der Beweggründe bedürften. Die Wahrheiten der Vernunft sind theils ewige, welche absolut nothwendig sind, dergestalt, daß das Gegentheil einen Widerspruch enthält, nämlich diejenigen, deren Nothwendigkeit logisch, metaphysisch oder geometrisch ist; andere kann man positive nennen, weil es Gesetze sind, welche es Gott gefallen hat der Natur zu geben, oder weil sie von diesen Gesetzen abhängen. Diese positiven Wahrheiten werden theils durch die Erfahrung,

---

Einen zur Vorderthür aus dem Hause weist und zur Hinterthür wieder einläßt. Auch setzt der höchste Beweggrund der Glaubwürdigkeit, nämlich die Ueberzeugung von der Untrüglichkeit heiliger Schriften, den Glauben immer schon voraus.

theils durch die Vernunft erkannt; aber ihre Nothwendigkeit ist keine geometrische, sondern eine physische, durch welche die Ordnung der Natur bestimmt ist, welche Ordnung auf der freien Wahl Gottes, und vermöge dieser freien Wahl auf der moralischen Nothwendigkeit, d. h. auf der Wahl des Weisen beruht, die seiner Weisheit würdig ist. Aber die allgemeinen Gründe des Guten und der Ordnung, die ihn zu dieser Wahl bestimmten, können in gewissen Fällen überwunden werden durch stärkere Gründe einer höhern Ordnung; Gott kann daher die Creaturen entbinden von den Gesetzen, die er ihnen vorgeschrieben hat, und in ihnen das hervorbringen, was ihre Natur nicht mit sich bringt, indem er Wunder thut. Vielleicht jedoch thut Gott auch Wunder durch den Dienst der Engel, ohne daß die Naturgesetze verletzt werden; es gibt viele Wunder, die durch den Dienst solcher unsichtbaren Substanzen verrichtet scheinen, wie auch Malebranche dafürhält; da diese nach den gewöhnlichen Gesetzen ihrer Natur wirken, sind dies nur vergleichungsweise und im Verhältniß zu uns Wunder *). Von dieser Art sei vielleicht die Verwandlung des Wassers in Wein. Andere Wunder dagegen, namentlich die Schöpfung, die Fleischwerdung, und einige andere Handlungen Gottes, überschreiten alle Kraft der Creaturen, und sind wahrhafte Wunder oder sogar Mysterien. Beiläufig bemerkt, oben sagte er, die Offenbarung sei auf die Wunder gegründet; aber die Wunder, inwiefern sie wirkliche Wunder sind, gehören mit zur Offenbarung, da sie aus den gewöhnlichen Gesetzen der Natur herausgehen; auf die scheinbaren Wunder aber, die

---

*) Vgl. Theodicee Bd. II. S. 7 und 260.

natürlich sind, kann die Offenbarung nicht mehr als auf irgend etwas anderes Natürliches gegründet sein: folglich konnte sie nach Leibnitz weder auf die einen noch auf die andern sich gründen, und wenn er dennoch sagt, sie sei darauf gegründet, meinte er wol, daß sie selbst darin bestehe, da er offenbar den Begriff der Wunder sehr weit faßt. Ferner nun lehrt er, die ewigen Wahrheiten, wie die geometrischen, schlössen alle Ausnahmen aus, und ihnen könne der Glaube nicht widersprechen. In Bezug auf letztern muß man, wie er sagt, unterscheiden zwischen Erklären, Begreifen, Beweisen, Vertheidigen (soutenir). Die Mysterien lassen sich erklären, soweit als es nöthig ist, um sie zu glauben; aber man kann sie nicht begreifen noch verständlich machen, wie sie zugehen: sowie auch in der Physik wir manche sinnliche Qualitäten bis auf einen gewissen Punkt erklären können, aber auf eine unvollkommene Weise; denn wir begreifen sie nicht. Ebensowenig kann man die Mysterien durch die Vernunft beweisen; denn Alles, was sich a priori beweisen läßt, kann auch begriffen werden. Celsus sagt gegen die Christen: wenn sie sich zurückziehen auf ihr gewöhnliches „Untersucht nicht, glaubt nur," müssen sie mir doch wenigstens sagen, was die Sachen sind, welche ich glauben soll; und darin hat er Recht: aber man muß nicht immer adäquate Begriffe verlangen, und die nichts einschließen, was nicht erklärt sei; es genügt eine analogische Einsicht in solche Mysterien, wie die Dreieinigkeit oder die Fleischwerdung, zu haben, damit wir nicht, indem wir sie aufnehmen, ganz sinnlose Wörter aussprechen; so weit als zu wünschen wäre, d. h. bis zum Begreifen und zum Wie, braucht die Erklärung nicht zu gehen. Es genügt uns ein das

was ist (τί ἐστι), das Wie (πῶς) übersteigt unsere Fassung, und von den Erklärungen der Mysterien, die man hier und da zu Kaufe gibt, kann man das sagen, was die Königin Christine bei der Niederlegung der Krone auf eine Denkmünze setzen ließ: „Es ist mir nicht nöthig, und ist mir nicht genug" (Non mi bisogna, e non mi basta). Ebensowenig brauchen wir einen Beweis der Mysterien a priori; es genügt uns, daß die Sache so sei, τὸ ὅτι, ohne das Warum, τὸ διότι, zu wissen, welches Gott sich vorbehalten hat, wie Jos. Scaliger sagt:

Nescire velle, quae Magister optimus
Docere non vult, erudita inscitia est. *)

Alles, was uns übrig bleibt, ist dieses: nachdem wir die Mysterien, gestützt auf die Beweise der Wahrheit der Religion, was man Beweggründe der Glaubwürdigkeit (motifs de crédibilité) nennt, angenommen haben, können wir sie vertheidigen gegen die Einwürfe: ist dies nicht möglich, so sind wir nicht berechtigt, sie zu glauben; denn was mit voller Beweiskraft widerlegt werden kann, ist nothwendig falsch, und von absolut gewissen Einwürfen würde den Beweisen der Wahrheit der Religion, die nur eine moralische Gewißheit geben können, nicht blos die Waage gehalten, sondern diese von jenen überwogen werden. Wie stellt sich nun das Verhältniß der Philosophie zur positiven Theologie? Um die früheren Zeiten zu übergehen, so redet er von den Reformatoren, und besonders Luther'n, die oft so sprächen, als verwürfen sie die Philosophie, von Luther's Zorn über Aristoteles, von Melanchthons Mäßigung; in Holland habe man endlich angefan-

*) Bd. I. S. 91. 93.

gen, von rationalen und nicht rationalen Theologen zu reden, gegen deren erstere Bayle sich erkläre; in den Kirchen der Augsburger Confession, und zwar auf der Universität Leipzig, habe sich durch einige Magistros artium, welche die sogenannte heilige Philologie lehrten, unter dem Einfluß des Studiums der heiligen Schriften die Sekte der Pietisten gebildet, mit welchem Namen man wohl oder übel in Deutschland die bezeichnet habe, von denen man argwohnte oder sich anstellte zu argwohnen, daß sie unter dem Schein einer Reform Fanatiker oder Heuchler wären; einige Zuhörer jener Meister hätten sich unter anderm durch Verachtung der Philosophie ausgezeichnet, und wie man sagt, die Hefte philosophischer Vorlesungen verbrannt; die Meister selbst hätten sich sehr gut gegen den Vorwurf gerechtfertigt, daß sie die Philosophie verwürfen. Andere erklärten die Philosophie für die Magd, nicht für die Herrin im Gebiete der Theologie, nach dem Buche des Robert Baronius: „Philosophia theologiae ancillans;“ sie sei eine Hagar bei Sara; man müsse sie mit ihrem Ismaël aus dem Hause jagen, wenn sie die Meuterin mache. Darin sei zwar etwas Wahres; aber da man diese Grundsätze mißbrauchen und die natürlichen Wahrheiten und die geoffenbarten ungehörig in Widerspruch setzen könne, hätten die Gelehrten sich bemüht zu unterscheiden, was in den natürlichen oder philosophischen Wahrheiten nothwendig und unumgänglich sei und was nicht. Auf die geoffenbarten wendet er diese Unterscheidung hier wenigstens nicht an. Er entlehnt endlich *) von den frühern Theologen die Unterscheidung, welche

*) Bd. I. S. 99.

Bayle bestritten hatte, zwischen dem, was wider die Vernunft, und dem, was über die Vernunft ist. Bayle hatte gesagt, verstehe man unter Vernunft die Vernunft im Allgemeinen, die höchste Vernunft, welche in Gott ist, so sei es gleich wahr, daß die Mysterien nicht über, und daß sie nicht wider die Vernunft seien; verstehe man aber das Eine und das Andere von der menschlichen Vernunft, so sei die Unterscheidung ungegründet; denn auch die Rechtgläubigsten gestehen, daß wir die Uebereinstimmung unserer Mysterien mit den Grundsätzen der Philosophie nicht kennen; es scheint uns also, daß jene nicht mit unserer Vernunft übereinstimmen; was aber nicht mit unserer Vernunft übereinzustimmen scheint, das erscheint uns als entgegengesetzt unserer Vernunft, gleichwie, was uns nicht mit der Wahrheit übereinzustimmen scheint, uns der Wahrheit entgegengesetzt scheint: warum sollte man also nicht gleichmäßig sagen, die Mysterien seien wider und sie seien über unsere schwache Vernunft? Leibnitz dagegen hält jene Unterscheidung vermöge seiner eigenthümlichen Definition der Vernunft, die wir oben angegeben, aufrecht; ihm ist eine Wahrheit über die Vernunft, wenn unser Geist oder gar jeder geschaffene Geist sie nicht begreifen kann, und von dieser Art sind seines Erachtens die Dreieinigkeit, die Gott allein vorbehaltenen Wunder, wie z. B. die Schöpfung, ferner die Wahl der Ordnung der Welt, die von der allgemeinen Harmonie abhängt und von der bestimmten Erkenntniß einer Unendlichkeit der Dinge auf einmal. Da ihm zufolge, und zwar zufolge seiner Vernunfterkenntniß, Alles in der Welt bestimmt und geregelt ist, so könnte man sagen, Gott könne keine Wunder

thun*); die Gebete, die Gelübde, die guten und bösen Handlungen dienten zu nichts, da nichts sich ändern ließe. Aber die Wunder, die sich in dieser Welt eräugnen, waren als möglich in dieser nämlichen Welt, diese Welt im Zustande der bloßen Möglichkeit betrachtet, eingehüllt und vorgestellt, und Gott, der diese Wunder hernach gethan, hatte beschlossen sie zu thun, als er diese Welt wählte; und ähnlich verhält es sich mit den andern Dingen. Wider die Vernunft aber kann eine Wahrheit niemals sein; und weit entfernt, daß ein von der Vernunft widerlegtes Dogma unbegreiflich sei, ist nichts begreiflicher und offenbarer als seine Ungereimtheit. Tertullian's berühmte Stelle „Mortuus est Dei Filius, credibile est, quia ineptum est; et sepultus revixit, certum est, quia impossibile," sei ein witziger Einfall, der nur auf den Schein der Ungereimtheit zu beziehen. Um die Einwürfe gegen die Wahrheit des Glaubens zu entkräften, dazu gehört, wenn sie lediglich von der Vernunft hergenommen sind, nur ein mittelmäßiger, hinlänglicher Aufmerksamkeit fähiger Kopf, der sich der Regeln der gemeinen Aristotelischen Logik gut zu bedienen weiß. Anders, meint er, verhält es sich, wenn blos von Wahrscheinlichkeiten die Rede ist, in deren Theorie unsere Logik noch sehr mangelhaft sei. Aber wenn es sich darum handelt, die Vernunft einem unserer Glaubensartikel entgegenzusetzen, so halten wir uns nicht bei Einwürfen auf, die nur auf Wahrscheinlichkeiten hinauskommen. Denn Jeder weiß, daß die Mysterien gegen den Anschein sind, und nichts Wahrscheinliches haben, wenn sie nur von Seiten der Vernunft betrachtet werden;

*) Bd. I. S. 173.

aber es ist genug, daß in ihnen nichts Ungereimtes liege: sie zu widerlegen bedarf es demonstrativer Beweise. In Bezug auf solchen Anschein ist es gesagt, daß die Weisheit Gottes eine Thorheit sei vor den Menschen; denn im Grunde ist kein Widerspruch der Wahrheit gegen Wahrheit möglich, und das Licht der Vernunft ist ebenso wohl eine Gabe Gottes, als das Licht der Offenbarung. So ist es auch, sagt er, eine ausgemachte Sache bei den Theologen, die ihr Fach (métier) verstehen, daß die Beweggründe der Glaubwürdigkeit ein für allemal die Autorität der heiligen Schrift vor dem Richterstuhl der Vernunft rechtfertigen, sodaß die Vernunft ihr sofort wie einem neuen Lichte weiche, und jener alle ihre Wahrscheinlichkeiten zum Opfer bringe: ohngefähr wie ein neuer vom Fürsten gesandter Befehlshaber der Versammlung, welcher er in Zukunft vorsitzen soll, seine Vollmacht vorlegt. Wir haben nicht nöthig auf die Vernunft Verzicht zu leisten, um dem Glauben Gehör zu geben, noch uns die Augen auszustechen, um klarer zu sehen, wie die Königin Christine sagte; es genügt die gewöhnlichen Wahrscheinlichkeiten zu verwerfen, wenn sie den Mysterien entgegen sind: und dies ist nicht einmal wider die Vernunft, da wir ja sogar in natürlichen Dingen durch die Erfahrung oder höhere Gründe über das Scheinbare enttäuscht werden.

Aus diesen Aeußerungen läßt sich Leibnitzens Ansicht über das in Rede Stehende mit allen ihren Stärken und Schwächen deutlich genug erkennen. Er sondert die Philosophie und die Offenbarung ihrem Wesen nach gänzlich von einander ab. Also ist erstlich kein Satz seiner Philosophie aus der Offenbarung oder positiven Theologie

entnommen, und kann es auch nicht, weil ihm die Philosophie die Wissenschaft aus Vernunftgründen ist. Die unsichtbaren Substanzen entlehnt er nicht von der Offenbarung, sondern nur den Namen der Engel, und auch diesen nur in Bezug auf Geoffenbartes, nämlich bei den Wundern und unter den Geschöpfen, aus welchen er, um das Dogma von der sehr geringen Anzahl der seligen Menschen zu vertheidigen, seine überwiegende Mehrheit der Nichtverdammten gegen die Verdammten bildet.*) Auch Christus den Gottmenschen verwebt er in die Lehre von der Wahl der besten Welt, und besonders stark drückt er sich hierüber aus in der Causa Dei asserta per iustitiam eius cum ceteris eius perfectionibus cunctisque actionibus conciliatam;**) aber diese Schrift enthält nicht sein philosophisches System, sondern einen Abriß der übrigen Theodicee, die ja nur theilweise philosophisch ist. Eine Einmischung der Offenbarung in die Leibnitzische Philosophie wäre ungefähr so herausgekommen, wie die Vermischung der Offenbarung mit der Astronomie, wovon wir in der Theodicee***) ein Beispiel an des Ungenannten astronomischer Theologie haben. Hiernach war die Erde ursprünglich eine Sonne; der Engel Vorsteher der Erde sündigte mit einigen geringern Engeln seiner Provinz, vielleicht durch Empörung gegen den Engel einer größern Sonne, und hierdurch ist die gegenwärtige Unordnung in die untere Welt gekommen. Zu gleicher Zeit wurde ver-

*) Causa Dei asserta §. 57 und schon vorher in der Theodicee selbst.

**) §. 49.

***) Bd. I. S. 141.

möge der prästabilirten Harmonie des Reiches der Natur und der Gnade unsere Erdkugel verdunkelt, von ihrem Platze verstoßen und zum Planeten gemacht. Hierin bestand der Fall des Lucifer. Das Haupt der bösen Engel, jener Fürst und Gott dieser Welt nach der Schrift, suchte nun mit seinem Gefolge die Menschen zu Theilnehmern ihrer Verbrechen und ihres Unglücks zu machen; worauf denn Jesus zu ihrer Erlösung vielleicht aus unserer großen Sonne gekommen ist. Was dann weiter passiren, wie die Erde vielleicht ein Komet und zuletzt wieder Sonne werden wird, unterdrücke ich um so mehr, als auch Leibnitz die Einlegung dieser thörichten Phantasie in die Theodicee zu entschuldigen nöthig fand. Zweitens beweist Leibnitz keineswegs die Uebereinstimmung der Vernunft und der Offenbarung, sondern nur daß sie sich nicht widersprechen; sie reden aber häufig Anderes; wo nun die Offenbarung etwas lehrt, was die Vernunft nicht lehrt, will er das Dogma von dem Vorwurf des Widervernünftigen oder der Unvernünftigkeit befreien. Es ist also drittens sein Bestreben lediglich apologetisch; zu diesem Zweck wendet er alle logischen und besonders syllogistischen Künste und Feinheiten an. Die schönste Probe davon haben wir an seiner schon ums Jahr 1669 verfaßten Widerlegung des Wissowatius, welche betitelt ist: „Defensio Trinitatis per nova reperta logica;"*) wobei auch Lessing nicht vergessen hat zu bemerken, Leibnitz habe nicht im Geringsten die Absicht gehabt, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen ihm eigenen philosophischen Gründen zu unterstü-

*) Am besten bei Lessing in der Lachmannschen Ausgabe Bd. IX. S. 263 fg. Vgl. Guhrauer Biogr. Bd. I. S. 69.

gen, und es bedürfe zu dem Zwecke der Vertheidigung keiner großen dialektischen Schärfe und Behendigkeit, so lange man sich dabei in den Schranken eines Geheimnisses halte. Viertens folgt hieraus, daß er nur die Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit oder Wahrheit der geoffenbarten Lehren zeigen wollte, und dieses war sein Bestreben von Jugend auf. In einem Briefe an Johann Heinrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, vom 26. März 1673,*) worin er, um sich zu empfehlen, seine Leistungen und Erfindungen aufzählt, und wo bereits auch schon seine „ratio ultima rerum seu harmonia universalis, id est Deus," **) und der Grundgedanke der Theodicee vorkommt, daß Gott nicht die Ursache der Sünden sei, obwol diese der allgemeinen Harmonie gemäß seien, erklärt er sich über jenen Punkt folgendermaßen: „In theologia revelata übernehme ich mich zu demonstriren, nicht zwar veritatem, denn die fleußt a revelatione, sondern possibilitatem mysteriorum, contra insultationes infidelium et atheorum, wodurch sie von allen contradictionibus vindicirt werden, nämlich possibilitatem trinitatis, incarnationis, eucharistiae." Besonders ausführlich spricht er von der letzten; ihre Realität habe man für eine unmögliche Sache gehalten, und er zuerst sei „endlich durch tiefe Untersuchung dahin kommen, daß er possibilitatem eucharistiae, wie sie im Concilio Tridentino erklärt worden, salva philosophia emendata, welches vielen un-

*) Guhrauer, Leibnitzens Deutsche Schriften. Bd. I. S. 282.

**) Man bemerke das „Harmonia universalis, id est Deus;" vgl. Erdmann Gesch. d. neuern Philos. II. Bd. 2. Abth. S. 55, dem diese Stelle entgangen ist.

glaublich vorkommen wird, zu demonstriren sich getraue." Es gebe nämlich in omni corpore ein principium ultimum incorporeum, substantiale, a mole distinctum, welches zugleich an mehreren Orten, ja unter weit entlegenen, unterschiedenen speciebus zugleich sein könne: dadurch nicht allein der praesentiae realis, sondern auch transsubstantiationis selbst — Müglichkeit klar gemacht wird. An welchen Dingen allen gewissenhaften Menschen, sonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menschen Wohlfahrt zu verantworten, höchlich gelegen." In dieser Beziehung dient also die Philosophie oder Vernunft dem Glauben, statt ihm entgegen zu sein, wie er auch selber im Anfange der ersten Partie der Theodicee sagt; aber die Philosophie maßt sich nicht an, das Dogma aus der Vernunft ableiten oder erweisen zu wollen. Je nachdem die Theologie beschaffen ist, gestaltet sich auch die Apologie anders, anders in Bezug auf die römisch-katholischen, anders für die protestantischen Lehren, nicht als ob er zu andern Zeiten eine andere religiöse Ueberzeugung gehabt hätte, sondern nach Umständen und Veranlassungen, und dennoch ohne eigentliche Heuchelei; vielmehr hängt dies zusammen mit seiner gewiß nicht unlöblichen Absicht, die verschiedenen Religionsparteien einander zu nähern oder gar zu vereinigen. Und er war allerdings überzeugt, wie er am Schlusse seiner Abhandlung De vera methodo philosophiae et theologiae sagt,*) seine Theoreme hätten einen großen Einfluß auf die Errichtung einer tüchtigen Grundlage der Frömmigkeit, auf die Ruhe der Seele und auf den Frieden der Kirche. Fünftens mußte er sich sei-

*) Opp. philos. herausg. v. Erdmann Bd. I. S. 111.

nem Standpunkte gemäß häufig auf das Nichtwissen zurückziehen. Frägt man, warum Gott nicht Allen die Gnade der Bekehrung gibt, so weiß er die Gründe Gottes nicht *), sondern will nur zeigen, daß solche Gott wol nicht fehlen konnten, und daß es keine tüchtigen Gründe gegen jene Lehre gebe; und von der Verdammniß **) hat uns Gott geoffenbart, was nöthig ist, um uns vor diesem größten Uebel zu fürchten, nicht was nöthig ist, um es zu erkennen und zu verstehen. Diese Berufung auf das Nichtwissen in Rücksicht des Glaubens ist doch sehr wenig verschieden von Bayle's Pyrrhonischem ἐπέχειν ***) in Rücksicht der Vernunft, inwiefern der Glaube bei Seite gesetzt wird, welchem auch dieser bekennt sich aufrichtig zu unterwerfen. Sechstens: Alles positive, geoffenbarte oder kirchliche Dogma erscheint bei Leibnitz als Voraussetzung; er macht nicht den Theologen, er läßt sich Alles von den Theologen darreichen. Ein Beispiel hiervon und von anderem bereits Gesagten gibt seine Erwägung der sieben theologischen Propositionen des Bayle. †) Er scheidet zuerst Alles aus denselben aus, was nicht blos geoffenbart ist; nur die dritte, vierte und fünfte bedürften der Offenbarung; er nimmt die dritte und vierte, betreffend die Erschaffung des Adam und der Eva und den Sündenfall, so an, wie sie erzählt sind, vertheidigt sie unter Voraussetzung seiner philosophischen Bestimmungen, und zieht sich schließlich auf das Nichtwissen zurück: „Wir kennen weder

*) Theod. Bd. I. S. 261.
**) Bd. II. S. 31.
***) Vgl. Theod. Bd. I. S. 266.
†) Bd. I. S. 223 fg.

die Natur der verbotenen Frucht hinlänglich, noch die der Handlung, noch deren Folgen, um über das Einzelne dieser Sache zu urtheilen; doch muß man Gott diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß dieselbe etwas Anderes enthielt, als was uns die Maler darstellen." Die fünfte Bayle'sche Proposition betrifft die sehr Wenigen zutheil werdende Gnadenwahl; zwar hätten, bemerkt er dabei, einige Alte behauptet, die Zahl der Verdammten sei nicht so groß, als man sich vorstelle, und er selbst bestrebt sich wiederholt, sie im Verhältniß gegen die vernünftigen Bewohner der übrigen Welt außer der Erde, die möglicher Weise nur wenige Verdammte lieferten, herabzusetzen; *) auch schienen jene Alten geglaubt zu haben, es gebe einen Mittelzustand zwischen der ewigen Verdammniß und der vollkommenen Seligkeit; aber wir haben jene Meinungen nicht nöthig, sagt er, und es ist hinreichend, uns an die in der Kirche angenommenen Ansichten zu halten. Also mit Beseitigung ernster Prüfung und ohne sorgfältiges Eingehen in die sogenannten Beweggründe der Glaubwürdigkeit setzt er die kirchlichen Bestimmungen voraus; doch zieht er freilich häufig die mildere Meinung vor, z. B. daß die ohne Taufe gestorbenen Kinder nicht verdammt seien, noch auch alle Heiden, und daß nicht alle Tugenden der letztern glänzende Laster und nicht alle ihre Handlungen Sünden seien. Auf Exegese vollends läßt er sich äußerst wenig ein; er spricht zwar von den verschiedenen Grundsätzen der Auslegung, vom wörtlichen und metaphorischen Verständniß, und daß die

*) Theod. Bd. I. S. 143 fg. und S. 258. Bd. II. S. 21.

Ausleger darüber einig seien, wenn unser Herr den Herodes einen Fuchs nenne, sei dieser nicht, wie einige Fanatiker meinten, während der Dauer dieser Worte wirklich in einen Fuchs verwandelt gewesen; aber anders sei es in den Fundamentaltexten der Mysterien, wo die Theologen der Augsburger Confession urtheilten, man müsse sich an den buchstäblichen Sinn halten; und da diese Untersuchungen zur Auslegungskunst und nicht eigentlich zum Logischen gehörten, so werde er darauf nicht eingehen, um so weniger, da sie mit den neuerlichen Streitigkeiten über die Zusammenstimmung des Glaubens und der Vernunft nicht in Verbindung ständen. Noch viel weniger ist etwas von Kritik der Quellen des Glaubens oder von historischer Untersuchung über dieselben zu finden, so bedeutend sonst seine historischen Kenntnisse sind. Er spricht als Philosoph, nicht als Philolog, und so werden alle in letzterer Beziehung möglichen Aufgaben entweder als gelöst vorausgesetzt, oder vielmehr gar nicht gestellt. Es fehlt also jede Rechtfertigung der Beweggründe der Glaubwürdigkeit, die abgesehen von der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geistes nach seiner Ansicht nur historischer Art sein können. Er hatte sich eine feste Grenze gesteckt: Bis hierher und nicht weiter!

Leibnitz hatte von Jugend auf einen lebendigen Eifer für Religion und Theologie; schon vor seinen Universitätsjahren war ihm Luther's Buch De servo arbitrio nebst andern theologischen Schriften in die Hände gekommen; begierig hatte er viele Streitschriften der Lutherischen und Reformirten gelesen, später die Bücher der Jesuiten und Arminianer, der Thomisten und Jansenisten, und war auf seinen Reisen mit vielen angesehenen Theologen, be-

sonders mit Arnaud, zu Rathe gegangen.*) Die Früchte dieser Studien und der von ihm benutzten großen Gelehrsamkeit des Bayle liegen in der Theodicee vor. Diese Studien lieferten ihm die reiche Fülle jener Voraussetzungen, an die sich Manches der eigenen Lehre anknüpft. Eine solche Anknüpfung konnte auf doppelte Art gemacht werden: entweder paßte er sein System den herrschenden Lehrsätzen der verschiedenen Parteien an, oder die herrschenden Lehrsätze seinem System. Lessing,**) in der Abhandlung über die ewigen Strafen nach Leibnitz, hält das Erstere für unmöglich; wie hätte es ihm einkommen können, sagt er, um mit einem alten Sprichworte zu reden, daß er dem Monde ein Kleid machen wollte? Und er hat gewiß Recht; wie oben bemerkt, hat Leibnitz den angenommenen Meinungen keinen Einfluß auf seine philosophische Lehre gestattet. Also that er das Andere: „in der festen Ueberzeugung," sagt Lessing, „daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, wandte und drehte er diese Meinung so lange, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar zu machen;" d. h. er paßte diese Meinungen seinem System an. Hatte er dadurch den Voraussetzungen einen erträglichen Sinn abgewonnen, so pflichtete er ihnen, wie eben derselbe urtheilt, auch bei, nämlich nach diesem erträglichen Sinn. Aber noch verschieden hiervon ist die Frage, ob Leibnitz alle Voraussetzungen, auch die, welche seinem System, als einem phi-

*) Brief an Jablonski bei Guhrauer Leibn. Deutsche Schriften Bd. I. S. 141.

**) Werke Bd. IX. S. 159. Lachm.

losophischen, nicht angepaßt werden konnten, weil sie nach seiner eigenen Ansicht nicht in das Gebiet der Vernunfterkenntniß fallen, nicht blos als objectiv gegeben für den Zweck seiner Darstellung anerkannt, sondern subjectiv geglaubt habe. Lessing *) in der andern Abhandlung, von den Einwürfen des Andr. Wissowatius gegen die Dreieinigkeit, bemerkt hierüber mit Recht, Leibnitz habe keine geoffenbarte Lehre geglaubt, wenn glauben so viel heißt als aus natürlichen Gründen für wahr halten; er habe, wie sich der edle Mann ironisch ausdrückt, leider aus Vorurtheilen seiner Jugend dafür halten müssen, daß die christliche Religion blos vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heißt, und daß das einzige Buch, welches, im eigentlichen Verstande, für die Wahrheit der Bibel jemals geschrieben worden, und geschrieben werden könne, kein anderes als die Bibel selbst sei **). Er spricht so über Leibnitz mit einer in seinem Munde parador klingenden Orthodoxie, gegen die ihm widerwärtigen seichten Aufklärer, wie sein Liebling Bayle gegen die sogenannten rationalen Theologen seiner Zeit; auch ist das Gesagte Leibnitzens Grundsätzen ganz gemäß, und Lessing hat eben dadurch erwiesen, was er kurz vorher behauptete ***), das Licht des Leibnitzischen Verstandes sei überall gleich verbreitet gewesen, nicht aber habe in ihm wie in der Classe der alltäg-

*) Werke Bd. IX. S. 293.

**) Nouveaux Essais S. 402 scheint dem zwar zu widersprechen; aber auf diese Stelle ist wenig Gewicht zu legen, und ebenso wenig auf ähnliche, aus denen ich anderwärts geschöpft habe.

***) A. a. O. S. 287.

lichen Philosophen Sinn und Unsinn nachbarlich und friedlich zusammen gehaust. Aber etwas scheint Lessing hierbei doch außer Acht zu lassen. Leibnitz vermeidet nämlich, wie schon gesagt, beinahe jegliche Bibelforschung, enthält sich mit Vorsicht der Erörterungen, welche gegen die angenommenen Dogmen verstoßen und das vorausgesetzte Positive in Zweifel stellen könnten; denn er hielt dafür, man müsse mit theologischen Meditationen sehr zurückhaltend sein *). Sein Bestreben geht dahin, das angenommene kirchliche Dogma zu vertheidigen, ohne große Sorge über dessen Beglaubigung; er suchte, mit Lessing zu reden, jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand. Daß er aber nicht jedes Dogma, welches er objectiv aufnahm und logisch vertheidigte, zu seiner subjectiven Ueberzeugung gemacht hatte, glaubten Männer wie Pfaff zu wissen, und was dieser darüber sagt, kann schwerlich auf Nichts beruhen; ja, er selber mochte wol, als er jenen Brief an Pfaff schrieb, sich erinnern, daß er manchem Dogma das Wort geredet habe, ohne die Beweggründe der Glaubwürdigkeit in Betracht zu ziehen, daß er dabei etwas im Hinterhalt behalten, auch wol dabei einige Ironie empfunden habe. Auch erhellt nicht, daß Leibnitz jenen oben bezeichneten erträglichen Sinn jedesmal für den historisch richtigen hielt. Auf dergleichen bezieht sich ein großer Theil des von Pfaff Gesagten. Die dahin einschlagenden Untersuchungen lagen ihm aber auf einem andern Feld; sie waren theologisch, nicht philosophisch; er sah sie also nicht als die seinigen an, und wollte sich nicht in theologische Streitigkeiten ein-

*) Guhrauer Biogr. Bd. II. S. 257.

lassen. So konnte er dem Pfaff, obwol nicht ohne Ironie über den theologischen Stolz und darüber, daß jener sein ganzes philosophisches System in der Theodicee für eine Erdichtung hielt, ganz in Wahrheit antworten: „Du, ein Theolog, wirst in der Widerlegung der Irrthümer als Theolog verfahren." Wie aber, wenn er sagt: „Es ist nicht die Sache der Philosophen, den Gegenstand immer ernsthaft zu behandeln; sie versuchen im Bilden von Hypothesen, wie Du wohl erinnerst, die Kräfte ihres Geistes?" Dem philosophischen Inhalt der Theodicee wollte er damit gewiß nicht zu nahe treten; nach dem Zusammenhange mit dem Folgenden ist es auf das Theologische zu beziehen, und hier versuchte er allerdings die Kräfte seines Geistes in Vertheidigung der Dogmen durch Sätze, die für den Theologen, aus dessen Worten die Benennung dieser Sätze entnommen ist, eben nur Hypothesen waren. Aber diese Vertheidigung war nicht Ernst? Allerdings Ernst, sobald das Dogma angenommen war, und für die, welche es angenommen hatten; denn er hatte sich mit großer Objectivität diesen Standpunkt gewählt und behauptete ihn folgerecht; aber nicht ganz Ernst, weil er das ernste Geschäft des Theologen liegen läßt und nur als Philosoph verfährt. Auch daß die Philosophen nicht immer ernsthaft sprächen, ist keine Ironie. Er sagt von Descartes *), er könne sich nicht vorstellen, daß derselbe den Satz, Gott sei die freie Ursache der Wahrheiten (nämlich der nothwendigen) und der Wesenheiten (essences), in vollem Ernst aufgestellt habe: „es war dies vermuthlich eine seiner künstlichen Wendungen, einer seiner philo-

---

*) Theod. Bd. I. S. 326.

sophischen Pfiffe (un de ses tours, une de ses ruses philosophiques); er bereitete sich eine Ausflucht, wie als er eine künstliche Wendung fand, um die Bewegung der Erde zu leugnen, während er Kopernikaner bis zum Aeußersten war." Wie kirchlich sich aber auch Leibnitz in seinen Schriften verhielt, konnte er doch in seiner Zeit dem Verdammungsurtheil einiger Geistlichen nicht entgehen, zunächst weil er nicht in die Kirche kam; obwol Lessing *) richtig bemerkt, wenn er auch ein fleißiger Kirchengänger gewesen wäre, möchte er nicht besser weggekommen sein, als sein akademischer Lobredner Fontenelle, welchem, da er alle äußeren Pflichten eines katholischen Christen erfüllt hatte, nach seinem Tode nachgesagt wurde, er habe dies gerade nur aus Verachtung des Christenthums gethan! Zweifelte man doch an Leibnitzens Religion schon deshalb **), weil er nach Bayle's Hingang die Hoffnung ausgesprochen, dieser werde nun von dem Lichte umgeben sein, welches uns hienieden mangelt, weil sich voraussetzen lasse, es habe ihm nicht an gutem Willen gefehlt! Was Leibnitz auch geglaubt oder nicht geglaubt haben mag: er hatte die wahrhafte Religiosität; der Zweck seiner Theodicee war ***), die Menschen zurückzubringen von den falschen Vorstellungen, die ihnen Gott wie einen unumschränkten Fürsten darstellen, der eine despotische Gewalt ausübt, wenig geeignet und wenig würdig geliebt zu werden; beseelt von einem Eifer, der gottgefällig sein müsse,

*) A. a. O. S. 294.

**) Opp. omn. Leibnit. v. Dutens Bd. I. S. 115. Anmerkung.

***) Theod. Bd. I. S. 131.

hoffte er von Gott Erleuchtung und Beistand in der Ausführung eines Unternehmens, welches er zu Gottes Ehren und zum Wohle der Menschen unternommen habe. Wahrlich bei ihm, wenn bei irgend einem, bewährte sich, was Baco gesagt hatte: „Die Philosophie, mittelmäßig gekostet, entfernt uns von Gott; aber diejenigen, welche sie ergründen, führt sie zu ihm zurück."

Die Gründung der Universität Königsberg und deren Säcularfeier

in den Jahren 1644 und 1744.

Ein Beitrag zur bevorstehenden dritten Säcularfeier.

Von

Eduard Gervais.



Die bevorstehende dritte Säcularfeier der Stiftung unsrer Albertina möchte auch außerhalb Königsbergs ein größeres Interesse für diese Universität erwecken, daher eine Mittheilung über ihre Stiftung auch den Lesern dieses Taschenbuchs nicht unwillkommen sein. Daran die Erwähnung der Säcularfeier von 1644 und 1744 zu knüpfen, lag eines Theils der Veranlassung zu jener Mittheilung nahe und schien andres Theils geeignet, um gewisse Gesichtspunkte, die der Verfasser bei der Darstellung wählte, in ein helleres Licht zu stellen.

Die Gründung der Universität Königsberg steht in so naher Beziehung zu der Aufhebung des deutschen Ordens, der Verbreitung der Reformation unter allen Ständen und Classen des Volks, zur Säcularisirung Preußens, daß diese drei Ereignisse, die durch letzteres eigentlich in Eins zusammenfallen, hier berührt und ihrem Wesen nach beleuchtet werden müssen. Als Albrecht von Brandenburg, der Sohn Markgraf Friedrich's von Anspach und Baireuth, im Februar des Jahres 1511 zum Hochmeister des deutschen Ordens erwählt wurde, hatte diese halb geistlich, halb weltlich organisirte Brüderschaft von ihrem alten Glanz, wie von ihrer ehemaligen Macht so viel eingebüßt, daß im Innern, wie von Außen her kein Heil zu erwar-

ten stand, wenn nicht eine durchgreifende Reform ihr neues Leben und neue Bedeutung gab. Seine ursprüngliche Bestimmung, Kampf wider die Heiden, Bekehrung derselben zu Christi Lehre, hatte längst der Orden mit der Beherrschung eines christlichen Landes, das christliche Nachbarvölker umwohnten, vertauscht. Aber statt zum Schutz der Beherrschten, zur Abwehr unrechtmäßiger Gewalt durch Gelübde und Thaten ein würdiges Ritterthum zu bewähren, hatten seit einem Jahrhundert Willkür, Uebermuth und Trotz die rühmlichen Tugenden des Ordens verdrängt, und waren sittliche Entartung, selbstverschuldete Kraftlosigkeit, innere Zerrissenheit und Auflösung Charakterzüge desselben geworden. Sein Dasein fristete noch, daß er als Versorgungsanstalt für nachgeborne Söhne des deutschen Adels und selbst der mächtigern Fürstenhäuser von Kaiser und Reich, als Stütze der Hierarchie von Papst und Kirche erhalten und begünstigt wurde. Sein eigner Vortheil gebot ihm, wackre und angesehene Männer, zuletzt nur Fürstensöhne zu Hochmeistern zu erwählen, die durch ihre Persönlichkeit bei den Unterthanen Gehorsam, bei den weltlichen und geistlichen Oberen Beifall fanden, ohne daß ihnen die vorher beschworenen Ordensstatuten eine Reorganisirung der gesunkenen Körperschaft, eine Abstellung der Misbräuche und Misstände erlaubten.

Diese Selbstverblendung: lieber in kraftloser Haltung das Dasein zu fristen, als eines seiner verderblichen Vorrechte aufzugeben, theilt der deutsche Orden mit allen Instituten und Körperschaften, die, weil sie den Geist einer längst vergangenen Zeit in sich festzuhalten bemüht sind, nicht gewahren, daß eine neue Zeit andere Foderungen auch an sie stellt.

Wie machtlos der Orden damals war, zeigen nicht minder seine abhängigen Verhältnisse zu den eigenen Unterthanen, als seine demüthige Stellung gegen den mächtigen Nachbar, den König von Polen, beides eine Folge seines sittlichen Verfalls.

Nach dreizehnjährigem Kriege (1454—66) brachte der sogenannte ewige Frieden zu Thorn eine Entscheidung, der zufolge ein Theil seines Gebiets, Westpreußen, ihm verloren ging, der andere ihm nur als Lehen von Polen verblieb und der Hochmeister, der zu geringer Ehre unter die polnischen Senatoren aufgenommen wurde, jedesmal binnen sechs Monaten nach seiner Wahl dem Könige in Person den Huldigungseid schwören, sowie geborne Polen in den Orden aufnehmen mußte, wonach dieser aufhörte ein deutscher Orden zu sein. Wirklich leisteten auch die folgenden Hochmeister, von Ludwig von Erlichhausen bis auf Herzog Friedrich von Sachsen, theils freiwillig, theils nothgedrungen die Huldigung. Durch die Wahl des letztgenannten Hochmeisters, eines gebornen Fürsten aus mächtigem Hause, hoffte der Orden der polnischen Oberhoheit sich zu entziehen und König Sigismund August zu zwingen die Bestimmungen des ewigen Friedens ganz zu erlassen oder wenigstens so zu ermäßigen, daß den Orden keine Unehre mehr dadurch treffe. Aber vergebens waren Friedrich's Unterhandlungen, vergebens seine Kriegsrüstungen, um das Joch abzuschütteln. Da man ihn von Deutschland her nicht unterstützte, wie er gehofft hatte, durfte er's nicht wagen allein wider den übermächtigen Nachbar und Oberherrn die gewaffnete Hand zu erheben. Schon drohte Sigismund mit neuen Kriegsscharen in Preußen einzudringen und dies Land gänzlich seinem Reiche einzu-

verleiben. Da starb im December 1510 der Hochmeister, fern von dem Lande, dem er die Unabhängigkeit zu erkämpfen gedacht und eifrig gestrebt, zu Rochlitz und ward nicht im Grabgewölbe seiner Vorgänger im Ordensregiment, sondern in der Fürstengruft seiner Väter, zu Meißen, bestattet. Fast Nichts mehr bedeutete ein Hochmeister im Ordensgebiet, da die eigene Brüderschaft durch veraltete Statuten, die Landstände durch neu errungene Befugnisse und Rechte, der fremde Oberherr, kein deutscher, ein slavischer Fürst, durch entehrenden Zwang ihn zum Schatten eines Herrschers herabsetzten. Von Außen sollte die Hülfe, die der Orden für sich, nicht für des Landes Wohl bedurfte, kommen, ein angesehener Fürst das Meisterthum erhalten, und klug berechnet war's die Wahl auf einen Schwestersohn König Sigismund's zu lenken.

Ob der kaum einundzwanzigjährige Markgraf Albrecht, der an dem Tage seiner Erhebung zum Hochmeister auch erst das Ordensgelübde ablegte, die schwierige Pflicht, der er sich unterzog, im ganzen Umfange erkannte, ist sehr zu bezweifeln. Der jugendliche Muth, der äußere Schimmer, welchen noch die Würde in den Augen Anderer hatte, und vornehmlich die Hoffnung auf seine mächtigen und zahlreichen Verwandten, die sich sogleich bereitwillig zur Unterstützung und Vermittlung zeigten, ließen ihn die Insignien des Meisteramtes rasch und freudig annehmen. Der Deutschmeister und der Landmeister von Liefland, die man beide bei der eilig betriebenen Wahl nicht hatte dazu ziehen können und die noch dem Orden einen weitern Kreis als den des sehr geschmälerten Ordensgebietes gaben, willigten nach einigen Unterhandlun-

gen in die Ernennung Albrecht's. Selbst sein Oheim Sigismund von Polen, der sich vorher die Bestätigung oder Zurückweisung des Erwählten ausbedungen hatte, wollte wider einen Verwandten, den man aus Rücksicht für ihn erkoren, nichts einwenden, wofern derselbe der schuldigen Pflicht gegen ihn, den Oberlehensherrn Preußens und des Ordens, nachzukommen, sich bereit finden werde. Das aber war eben der Punkt, den der junge Hochmeister bald als den schwierigsten in seiner neuen Stellung erkennen sollte. Gleich nach seiner Wahl suchte er freundliche Verhältnisse durch den König von Ungarn, seinen zweiten Oheim mütterlicher Seits, einzuleiten, bat Sigismund selbst um Schutz des Ordens und versprach in eigner Person bei der Zusammenkunft der Könige von Polen und Ungarn in Breslau sich einzufinden, um die Zerwürfnisse, die zwischen der Krone Polen und dem letzten Hochmeister stattgehabt, auszugleichen. Zu seiner Betrübniß sah er aber alle Bemühungen, welche sowol der König von Ungarn, als die Kurfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg anwandten, an dem unversöhnlichen Zorn und Haß seines Oheims Sigismund wider den Orden scheitern. Auch die Vermittlung des wackern Bischofs Hiob von Pomesanien, dem bis zur Ankunft Albrecht's die oberste Regentschaft in Preußen übertragen worden, ja selbst die Verwendung des deutschen Kaisers Maximilian blieben erfolglos, sowie die Vertheidigungsmaßregeln, die der Hochmeister ernstlich in allen Landestheilen treffen ließ, nur die Rüstungen Polens zu einem feindlichen Einfalle in das Ordensgebiet zu beschleunigen und die Gefahr zu vermehren beitrugen. Zwar eine Tagefahrt zu Thorn wurde auch von Sigismund beschickt, aber so wenig Nachgiebig-

keit zeigte er dem vormals geliebten Schwestersohn, daß er sogar verlangte, der Orden solle ihm und allen seinen Nachfolgern auf dem polnischen Throne das Hochmeisterthum erblich übertragen und zur Hälfte alle Ordensämter mit gebornen Polen bekleiden, woraus deutlich die Absicht, das Ordensland der Krone Polen einzuverleiben, hervorblickte. Nun verkannte Albrecht nicht mehr die gefährliche Stellung, in die er getreten. Behutsames Verzögern der Unterhandlungen mit dem übermächtigen Ordensfeinde, nachdrückliche Unterstützung von Seiten seiner eignen Verwandten und aller Freunde des Ordens vermochten allein die Gefahr abzuwenden. Er wandte sich auch an Kaiser Maximilian, als dieser (1511) in Nürnberg Hof hielt, bekam aber, nicht ohne gerechten Vorwurf gegen die stolzen Ordensgebietiger früherer glücklicherer Jahrhunderte, den Bescheid: es habe der Orden sein Unglück selbst verschuldet, weil derselbe sich vom Reiche getrennt, die Hochmeister die Landtage nicht besucht und dadurch die deutschen Fürsten sich entfremdet hätten. Man könne dem neuen Hochmeister nur dringend empfehlen sich ganz an das Reich zu schließen.

Albrecht's Bestreben ging seitdem dahin, den Fehler seiner Vorgänger gut zu machen, in der Hoffnung, so mindestens nur einem deutschen Oberlehensherrn und einem, dem die mächtigsten Fürsten, ehemals selbst Könige der Nachbarländer, die Huldigung leisteten, zu Willen zu sein und dafür des Reiches Beistand gegen den fremden, undeutschen Bedränger und Zwingherrn zu erhalten. Vierzehn Jahre hielt er an diesem Glauben fest, bis er hinlänglich überzeugt ward, daß für Preußen vom Kaiser kein Heil zu erwarten sei und daß nur eine gänzliche Aenderung

seiner Politik ihm und dem Lande Vortheil bringen könne. Bis zu diesem vielentscheidenden Schritte sehen wir ihn so manchen trügerischen Hoffnungen und eiteln Bestrebungen sich hingeben, die wir hier nicht unberührt lassen dürfen, um seinen letzten Entschluß zu rechtfertigen. — Kaiser Maximilian hatte, wie zu so Vielem, gewiß auch zur Befreiung des deutschen Ordens vom polnischen Drucke den besten Willen; aber wie überall fehlten ihm auch hier die nothwendigen Mittel zur Ausführung seines Vorhabens. Auf mehren Reichstagen entbot er die deutschen Fürsten zum Beistande des Ordens, verwarf mit Unwillen und verbot dem Hochmeister die Beschwörung des ewigen Friedens, als dem Kaiser, dem Reiche, der ganzen deutschen Nation nachtheilig und ungeziemend. Auf dem Reichstage zu Trier, wo Deutschland in zehn Landfriedenskreise getheilt wurde, kam es zur Sprache, auch Preußen und Liefland zu einem Kreise des deutschen Reichs zu machen, was aber Albrecht, der dem Reichstage beiwohnte, ohne Mitrath des Ordens, der Stände von Preußen und des Landmeisters von Liefland nicht genehmigen konnte. Ob hier einmal die gebundene Hand des Hochmeisters heilsam war? Die Frage könnte man heute, wo die alten Provinzen der preußischen Monarchie noch immer vom deutschen Bunde ausgeschlossen sind, von Neuem aufwerfen.

Was der Kaiser und die Reichsfürsten Albrecht zu thun verboten, die Beschwörung des ewigen Friedens, darauf bestanden ebenso entschieden die polnischen Großen und König Sigismund. Sie verbaten sich jede Einmischung Anderer, auch die des Kaisers und des Papstes, in ihre Verhandlungen mit dem Orden. Nichts konnte diesen

vor den Beschlüssen auf der Thorner Tagefahrt retten als kluges Aufschieben und Verzögern des Abschlusses der Unterhandlungen. Mit großer Geschicklichkeit leitete diese des Hochmeisters Bruder, Markgraf Casimir, auf dem Reichstage zu Petrikau (1512), während Albrecht in eigner Person die Herrschaft in Preußen antrat und durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, sowie durch zweckmäßige Maßregeln zur Abstellung vieler Uebel und Nothstände jene Zuneigung seiner Unterthanen gewann, welche ihm dereinst zum Vollbringen wichtiger Plane die beste Unterstützung gewährte.

Die Brüder fanden für rathsam, auch den Papst in die Streitsache hineinzuziehen. An Maximilian aber ließ der Hochmeister melden: er sei entschlossen, sich der polnischen Oberhoheit zu entziehn und dem deutschen Reiche sich anzuschließen, wenn dieses nur 4000 Mann auf drei Jahre ihm zur Hülfe senden wolle; der Kaiser möge bedenken, daß der Orden jetzt in der allerhöchsten Noth sich befinde und aus eigner Macht sich nicht des Gegners entledigen könne; bleibe er ohne Hülfe und dringe Polen auf Erfüllung der gestellten Bedingungen, so sei es gewiß, daß, wenn der Hochmeister sich weigre oder nur zögre, der Orden aus Preußen vertrieben werde, da es ringsum von polnischem Gebiete umgeben. Es erfolgte der Machtspruch: Der Kaiser gebiete dem Hochmeister, allen Prälaten, Gebietigern und den Ständen Preußens bei den Pflichten, womit sie ihm und dem Reiche verwandt seien, und bei Strafe der Entziehung aller ihrer Regalien, Begnadigungen und Freiheiten, die ihnen vom Kaiser und Reich verliehen worden, kraft römisch-kaiserlicher Macht aufs Ernstlichste, den ewigen Frieden nicht zu beschwören, sondern dem

Kaiser und Reiche, denen sie unmittelbar zugehörten, treu anzuhängen, sich an dieselben zu halten und solchem Befehle sich gehorsam zu beweisen! Diese kaiserliche Antwort enthielt mehr eine Drohung gegen Preußen als gegen Polen. Zum Glück für jenes war dieses damals durch einen Einfall der Moskowiter von Gefahr bedroht. Für Albrecht entstand die größte Versuchung, die Losreißung von Polen jetzt oder nie zu wagen. Aber sehr weislich riethen ihm verwandte und befreundete Fürsten auf des Kaisers Hülfe sich nicht zu verlassen und die Bedrängniß Polens lieber als eine Gelegenheit zu nutzen, sich seinem Oheim aus freier Entschließung dienstbar zu zeigen. Der besonnene Hochmeister folgte diesem Rathe und sagte Polen bereitwillig Hülfe zu. Leider aber war dieselbe schon überflüßig geworden; die Moskowiter hatten eine Niederlage erlitten und sich aus Polen zurückgezogen. Da erneute König Sigismund, wenn auch minder strenge, die alten Foderungen und die Sache stand wieder, wie sie gestanden hatte. Zwar trat der neuerwählte Papst Leo X. entschiedener als der Kaiser für den Orden in die Schranken. Doch wie Sigismund die kaiserliche Einmischung nachdrücklich zurückgewiesen hatte, wußte er den Papst durch seine Gesandten bald zu gewinnen. Erfolgreiches für den Orden geschah von beiden Beschützern nicht. Albrecht besaß den Muth, im äußersten Falle den Waffen, so ungleich sie waren, die Entscheidung zu vertraun. In Vereinigung mit dem wackern Walther von Klettenberg, Heermeister von Liefland, dem gegen eine Tonne Gold die nur noch formell bestehende Abhängigkeit vom Hochmeister erlassen war, rüstete er gegen Polen und schon drohete (1517) der Ausbruch eines Krieges, den diesmal noch

Maximilian verhinderte, der zu einem europäischen Kreuzzuge gegen die Türken alle Fürsten auffodern ließ. Ein Schwanken zwischen Krieg und Frieden, ein Hülfebündniß Albrecht's mit dem Großfürsten von Rußland, neue Unterhandlungen mit Polen sind die Ereignisse des Jahres 1518 und 19. Doch noch vor Ausgang des letztern brach der Krieg aus, der dem Orden Vernichtung drohte.

Schon war das Ordensgebiet bis Königsberg in der Polen Gewalt, die Hauptstadt umlagert, Memel von den Danzigern, die eine besondre Thätigkeit gegen den Orden zeigten, bedrängt, das Samland bedroht; schon mußten zu Thorn Friedensunterhandlungen, die keinen günstigen Ausgang verhoffen ließen, angeknüpft werden, als Karl V., der junge Kaiser, welcher eben in Deutschland erschienen, dem Könige Sigismund die Waffen niederzulegen gebot. Das that dieser zwar nicht, aber ermuthigt griff Albrecht den Feind noch einmal an; die Hülfsvölker aus Deutschland, 4000 Mann stark, brachten neue Hoffnung, Sigismund ging auf die Unterhandlungen in Thorn williger und nachgiebiger ein. Leider zogen die Söldner noch von Danzig, wo sie Albrecht bei Belagerung der Stadt nicht unterstützt hatte, unwillig nach der Heimat zurück. So konnte der Hochmeister den Bedingungen, die er gestellt, nicht den nöthigen Nachdruck geben. Statt eines Friedens wurde durch Vermittelung Leo's X., Karl's V., Ludwig's von Ungarn und besonders auch Markgraf Georg's Bemühungen ein vierjähriger Waffenstillstand (am 10. April 1521) abgeschlossen, demgemäß der Kaiser, sein Bruder Ferdinand und der König von Ungarn zu Schiedsrichtern ernannt wurden, die binnen vier Jahren den Streit zwischen Polen und dem Orden entscheiden sollten.

Noch einmal war das Geschick Albrecht's und seines Landes in die Hand des deutschen Kaisers — der, der weitgebietendste Beherrscher, die Jugend mit der Kraftfülle verband und so vor seinem Vorgänger Maximilian Alles voraus hatte — gelegt. Aber Karl ließ die gesetzte Frist des Thorner Waffenstillstandes vorübergehen, ohne etwas Entscheidendes zu thun; da faßte Albrecht den Entschluß, auf einem andern Wege die nothwendige Abhülfe zu suchen, und dieser Entschluß macht ihn zum Urheber der größten Revolution, die Preußens Geschichte aufzuweisen hat. Wie allen politischen Revolutionen ging auch dieser eine Geisteserhebung voraus, die freilich nicht in Preußen entstanden war, aber schon, bevor die Staatsumwälzung erfolgte, hier Eingang gefunden hatte. Nur durch die für Staat und Kirche gleich wirksame Kraft der Reformation wurde es Albrecht möglich gemacht, die morschen, seelenlosen Formen des Ordens niederzureißen und ein Gebäude aufzuführen, das, wenn stets ein kräftiger, die Zeit und ihre Anforderungen begreifender und den Fortschritt fördernder Geist in ihm lebt und wirkt, jedem Sturm von Außen, jeder Erschütterung von Innen Trotz bieten wird. Wenn der Hochmeister auch längst von der Nothwendigkeit, den tief gesunkenen Orden zu reformiren, überzeugt war, wenn ihm selbst Papst Leo X. und nachdrücklicher Hadrian VI. geboten, alle Mittel anzuwenden, damit der Orden aus seiner sittlichen und religiösen Entartung zu seiner ehemaligen Würde zurückgeführt werde, so gestatteten doch weder die kriegerischen Zeiten und drohlichen Verhältnisse zu Polen ein solches Unternehmen, noch kannte Albrecht Mittel und Wege dazu. Erst auf seiner Reise nach Deutschland, die er den 10. April 1522 in der

Absicht angetreten hatte, um Kaiser und Reichsfürsten zu wirksamer Vermittlung eines dauernden Friedens mit Polen zu bewegen, um den Deutschmeister und die Komthure im Reich enger an sich zu ketten und mit ihnen das gemeinschaftliche Interesse des Ordens zu fördern, erhielt er zwar für diese nächsten Zwecke nur hoffnungslose Aussichten, aber das Wesen der Reformation, der er bisher fern, ja als deutscher Ordensmeister abgekehrt geblieben, erschloß sich ihm, zunächst in Nürnberg durch den mit Feuereifer predigenden Osiander, den verständigen Rathsherrn Spengler und durch die gesammte Nürnberger Bürgerschaft, welche der neuen Lehre nicht nur einen kirchlichen, sondern auch politischen Umschwung, die Wegräumung veralteter Formen und ein neues kräftiges Leben zu verdanken hatte. Da dachte Albrecht an seine Ordensreformirung und wandte sich in dieser Sache unmittelbar an Luther, wiewol die Verhandlungen so geheim und vorsichtig betrieben wurden, daß wenig darüber bekannt geworden ist.

Das Verlangen nach Luther's persönlicher Bekanntschaft bewog den Hochmeister im September des Jahres 1523 auf seiner Reise nach Berlin über Wittenberg zu gehen. Da nun gab der resolute Mann ihm den resoluten Rath: die alberne und verkehrte Ordensregel auf die Seite zu werfen, eine Frau zu nehmen und Preußen in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln. So ging von Luther der Gedanke zu der großen Umwandlung der Verhältnisse in unserm Vaterlande aus, Philipp Melanchthon stimmte dem Rathe Luther's bei und Albrecht, wenn er auch nur Beifall lächelte und kein Wort darüber verlor, hielt doch den Gedanken fest, ließ ihn in seiner Seele rei-

sen und dann zur That werden. Daß Albrecht's Brüder, Georg und Casimir, nun gleichfalls den Plan für ausführbar und zweckmäßig erkannten und in ihn drangen die Ordensregel zu verlassen, den evangelischen Glauben anzunehmen und, was dann leichter möglich sei, als weltlicher Fürst sich mit Polen völlig zu vergleichen, ja daß Sigismund selbst den Vorschlag that, Albrecht möchte das Land Preußen als ein weltlicher Herr erblich besitzen und alsdann von Polen zu Lehn nehmen, wobei seine Brüder und deren Nachkommen die Mitbelehnung empfangen sollten, schien das zur Nothwendigkeit zu machen, was schon an sich selbst sowol für Albrecht und sein Haus als für das Land wünschenswerth war. Gleichwol hatte die Ausführung große Schwierigkeiten, da alle Bande, die den Hochmeister bisher an den Papst, an den Kaiser, an den Orden fesselten, mit dem Schritte zerrissen wurden, und dies einem besonnenen Manne, wie Albrecht, bedenklich schien, da schon der Verdacht solches Unterfangens ihm den Haß aller Drei zuzog und Gefahr brachte, seines Amtes entsetzt zu werden. Denn bereits war, trotz aller angewandten Vorsicht, die Kunde nach Rom gelangt, daß der Hochmeister lutherisch gesinnt sei und sich zu verheirathen gedenke, worüber der Papst sich im höchsten Grade aufgebracht zeigte, Albrecht einen Ketzer nannte und in einem Consistorium von seiner Entfernung vom Hochmeisterthum und dem Orden sprach, sodaß nur die eifrigsten Bemühungen von Albrecht's Bruder, Johann Albrecht, der in Rom sich aufhielt, ihn zu besänftigen vermochten. Was hatte vollends der Hochmeister von Kaiser Karl zu gewärtigen, wenn dieser von seinem siegreichen Feldzuge gegen Franz I. von Frankreich zurückkehrte und

den Verrath eines geistlichen Ordensritters, des Ordenshauptes, dem mehr als jedem Andern die Vertheidigung und Bewahrung des alten Glaubens zur heiligsten Pflicht gemacht war, erfuhr? Dem Deutschmeister, mit welchem er längst in sehr gespanntem Verhältnisse stand, der ihm Vernachlässigung der Ordenspflichten, Zurücksetzung der Ordensgebietiger vorgeworfen hatte, gab er vor Kaiser und Reichsfürsten das schlagendste Zeugniß wider sich in die Hände und nur auf wenige geneigte und billige Richter im Reichsgerichte durfte er rechnen. Der Muth Luther's hätte in ihm wohnen müssen, wenn er, auf seine eigne Kraft vertrauend, das kühne Vorhaben ausführen wollte. Wol fühlte er mehr und mehr den Widerspruch, in den seine Ueberzeugung mit den Ordenspflichten und dem Hochmeisterthume gerathen. Darum faßte er anfangs den Entschluß, sein Amt zu Gunsten Herzog Erich's von Braunschweig, derzeit Comthur zu Memel, niederzulegen, in den weltlichen Stand zurückzukehren und sich in die Dienste des ritterlichen Königs Franz von Frankreich zu begeben, mit welchem er bereits in Unterhandlung trat. Das aber hörte Sigismund von Polen und foderte, daß die Hochmeisterwürde, wenn Albrecht sie niederlege, keinem Andern als ihm übertragen werde, wofür er dann seinen Schwestersohn mit Land und Leuten, auch mit Gelde zu versorgen versprach. Dem Hochmeister dünkte dies Verrath an Preußen, das er gegen Polen zu schützen bisher eifrigst bemüht gewesen war. In so bedrängter Lage half abermals der kühne Reformator, der von Wittenberg aus auch die fernsten Grenzen Deutschlands im Auge behielt, wo es galt seiner Lehre einen neuen Anhalt, eine feste Stütze zu geben. Luther unterrichtete in einem Schreiben

seinen Freund und Schüler Johann Briesmann von dem früher schon dem Hochmeister ertheilten Rath, dem Orden zu entsagen und Preußen in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln, und foderte ihn auf, das Volk in Preußen auf eine geeignete Weise für den gleichen Plan zu gewinnen, damit durch den Volkswillen der Ordensmeister gezwungen werde den Schritt zu thun. Dieser Rath wurde von Briesmann nicht unbeachtet gelassen. Bald zeigte sich in Preußen eine freudige Stimmung über Albrecht's Vorhaben; Alles wurde zur Ausführung vorbereitet, die nun nicht mehr als ein persönlicher Entschluß des Hochmeisters, sondern als eine Foderung der Nation betrachtet werden durfte.

Hier müssen wir einen Blick auf die kirchlichen Zustände in Preußen werfen, welche durch die neue Lehre hervorgerufen waren. Daß daselbst leichter und schneller als in irgend einem andern Lande das Licht des Lutherthums sich verbreitete, dazu trug theils der gesunde Sinn des Volkes, theils die freiern Verhältnisse zwischen der bischöflichen und landesherrlichen Gewalt bei. Die dem Orden ertheilten päpstlichen Freiheitsbriefe, wodurch den Bischöfen jedes Eingreifen in die Ordensverhältnisse verwehrt war, und der Umstand, daß die Landesbischöfe, mit Ausnahme des Ermländischen, stets auch Ordensglieder waren und unter dem Gesetze des Ordens zu handeln hatten, ließ die Ausbildung und feste Begründung einer streng hierarchischen Macht nicht zu. Noch weniger hatte sich das Mönchswesen ausbreiten können, da die wenigen Klöster im Lande meist vom Hochmeister ihre Vorsteher erhielten, sodaß von einem bedeutenden mönchischen Einfluß auf das Volk in der Geschichte Preußens kaum die

Rede sein kann. Daher entwickelte sich hier der religiöse Sinn ungleich freier und war zur Aufnahme geläuterterer Ansichten über göttliche Dinge vorbereitet. Das alte Band, das den Orden an Rom kettete, war zwar nicht gelöst, aber bereits im funfzehnten Jahrhundert so locker geworden, daß nur politische Rücksichten es aufrecht erhielten, weil der Orden in seinen vielfachen Bedrängnissen von den Päpsten Abhülfe und von deren Machtsprüchen vortheilhafte Wirkung erwartete. Aber die alte Achtung vor dem Stuhle Petri mußte in dem Lande um so früher sinken, wo man durch die Verhandlungen, die zwischen Rom und dem Orden ausgetauscht wurden, die Schwächen, Ungebührlichkeiten, die Geldgier und Bestechlichkeit, die Intriguen und Umtriebe vom Papst an durch das Cardinalscollegium bis zu dem Thürsteher vor den heiligen Pforten so genau kannte, und wo die schriftlichen und mündlichen Berichte der Ordensprokuratoren die Curie in ihrer Blöße und ganzen Verworfenheit, wie dem Orden, so dem Volke vor Augen gestellt hatten. Nirgends urtheilte man über Papst und Geistlichkeit unbefangener als in Preußen. Hat dies wesentlich beigetragen der Lehre Luther's im Volke leichter Eingang zu verschaffen, so gebührt doch nicht geringer Ruhm den Männeru, die jetzt als Bischöfe die kirchlichen Angelegenheiten in Preußen leiteten. Erhard von Queiß im Pomesanischen Bisthume, ein Mann von mildem Charakter, gelehrter Bildung und heller Einsicht, sowie Georg von Polenz, Bischof von Ermland, voll Wahrheitsdrang und selbständigem Geist, der während des Hochmeisters Abwesenheit fast allein die Regentschaft des Landes führte, verkündeten bald selbst die neue Lehre offen und frei in ihren Diöcesen und ihnen

zum Beistande sandte Luther den früheren Franciscaner Johann Briesmann, einen gelehrten, in humanistischen Studien besonders gebildeten, in seinen Grundsätzen geläuterten und durch seine Beredtsamkeit hinreißenden Mann. Am 14. September hielt er in der Domkirche, die ihm Georg von Polenz überwiesen hatte, seine erste evangelische Predigt, die in aller Zuhörer Herzen tief eindrang und für die neue Lehre begeisterte. Freudig und kräftig gedieh und verbreitete sich diese bald im ganzen Lande. Schon am 15. Januar 1525 erließ der Bischof von Samland an alle Kirchen Preußens das Gebot, in der Landessprache zu predigen und zu taufen, Luther's Bibelübersetzung nebst den Erläuterungen fleißig zu lesen. Im Februar sah man in Königsberg sowol im Dome als in der altstädtischen Kirche die Altäre abgedeckt, die Heiligenbilder weggeschafft und den neuen Cultus eingeführt. Das vernahm der abwesende Hochmeister mit innerm Wohlgefallen, wenn er auch öffentlich, besonders gegen die päpstliche Curie, noch den Schein seines Ordensgelübdes bewahren mußte. Er war nach den vielen fruchtlosen Bemühungen, die er vier Jahre lang fortgesetzt, um gegen Polen einen kräftigen Beistand von Papst und Kaiser zu erhalten, überzeugt, daß nur eine völlige Aenderung seiner bisherigen Verhältnisse ihn zum Ziele führen könne.

Die Zeit des Thorner Waffenstillstandes lief zu Ende, und noch war von den Schiedsrichtern, dem Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand, dem Könige Ludwig von Ungarn und deren Mithelfern, Herzog Georg von Sachsen, den Erzbischöfen von Salzburg und Gran, Nichts gegen Sigismund geschehen, der absichtlich zögerte, die Unterhandlungen aufhielt und abbrach, um nach abgelaufener Frist

mit dem Schwerte einen für Polen völlig erwünschten Ausgang des Streites mit dem Orden herbeizuführen, d. h. die gänzliche Unterwerfung Preußens zu erzwingen. Was konnte Albrecht auch von dem weitentfernten Karl, von dem streng katholischen Ferdinand, dem bigotten Ludwig, dem heftigen Protestantenfeinde Georg von Sachsen, was von den geistlichen Herren, die knechtische Diener des Papstes waren, was von diesem selbst in seiner Angelegenheit erwarten, da er längst Allen verdächtig geworden und sein Land der Ketzerei angeklagt war? Bei seiner finanziellen Noth, die durch den letzten Krieg aufs Höchste gestiegen war, stand er aller eignen Mittel entblößt, sobald die Waffen entscheiden sollten. Wenn nicht ein fester Friede mit Polen erlangt und bei seiner Rückkehr eine bessere Verwaltung im Lande angeordnet werden konnte, war er verloren. Durfte er aber noch als Hochmeister auftreten, wo die neue Lehre schon so tief gewurzelt, wo der Orden schon so sehr verachtet war, daß kein Ordensritter ohne des Volkes Gespötte im Ordensmantel sich zeigen durfte, wo schon mehre Ritter vom Orden sich losgesagt, den evangelischen Glauben angenommen und sich verheirathet hatten, wo man nach Luther's Rath nicht mehr einen Ordensmeister, sondern einen fürstlichen Erbherrn laut verlangte? Da Sigismund seinem Schwestersohne die weltliche Herrschaft über Preußen nicht vorenthalten wollte, da hier das Volk und die Stände einen erblichen Landesgebieter foderten, was sollte er noch länger seine bessere Ueberzeugung hinter dem aus Rücksichten bisher bewahrten Scheine verbergen? Es war Zeit, die Maske abzuwerfen. Als Hochmeister des deutschen Ordens, im weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze ge-

schmückt, hielt er am 2. April 1525 in Krakau seinen Einzug; als Herzog von Preußen aber schloß er am 8. April den Frieden ab, der zwar bestimmte, daß er dem Könige von Polen als seinem Erboberherrn den Eid leisten und sich fortan gegen ihn in Allem, wie es einem belehnten Fürsten gegen den Oberherrn gebühre, gehorsam erzeigen solle, aber zugleich den Brüdern Albrecht's und ihren Nachkommen die Mitbelehnung zugestand, sodaß erst nach dem Aussterben aller männlichen Lehnserben der vier Markgrafen Preußen an die Krone Polen fiel. Dagegen versprach Sigismund den Herzog Albrecht, dessen Erben und alle Einwohner des Landes bei allen Privilegien, soweit sie nicht den Oberherrlichkeitsrechten entgegenstanden, zu belassen. Schon am 9. April genehmigten die Abgeordneten der Stände Preußens den Friedensvertrag mit der ausdrücklichen Erklärung, daß das Land fortan den Herzog Albrecht als seinen rechtmäßigen Herrn und souverainen Landesfürsten anerkennen wolle. Am Tage darauf fand die feierliche Belehnung statt und am 9. Mai empfing das Volk in Königsberg seinen Gebieter mit Jubel und aufrichtiger Freude.

Der Krakauer Friede hatte allen dabei Betheiligten ein erwünschtes Resultat gewährt. Polen sah sich im Besitz seiner Oberlehensherrschaft durch die Anerkennung der Erblichkeit seines Lehenträgers dauernd gesichert, während vorhin jeder Vertrag, auch noch so vortheilhaft abgeschlossen, bei dem Wechsel des Ordenshauptes und der Ordensglieder ohne feste Garantie, ohne Bestand gewesen war. Der ewige Friede hatte das hinlänglich gelehrt. Albrecht aber, als Herzog von Preußen, war der hemmenden Fesseln veralteter Statuten und Gelübde ledig, das Haupt einer

Nation, nicht blos eines Ordens, ein Herrscher, der nicht nur für sich, sondern auch für seine Nachkommen sein Regiment wahrnahm, ein souverainer Fürst, kein „bewilligter Hochmeister", wie ihn der Orden bei seiner Erhebung genannt hatte, dem der Deutschmeister und einige unzufriedene Comthure mit Entsetzung drohen durften. — In die Aemter der Ordensgebietiger traten bald vier Regimentsräthe, in ihren Benennungen, Landhofmeister, Kanzler, Obermarschall und Oberburggraf, zum Theil noch an die Ordenszeit erinnernd, an die Stelle der Comthure die Hauptleute der Aemter Fischhausen, Tapiau, Schaaken und Brandenburg. Die übrigen Ordensritter erhielten entweder ihre Beurlaubung oder eine den neuen Verhältnissen entsprechende Bedienung. Einen schwachen Widerstand wagte anfangs Erich von Braunschweig in seiner Comthurei Memel, vielleicht weil seine Hoffnung auf das künftige Hochmeisteramt oder gar auf die erbliche Herrschaft des Landes nun auf immer verschwunden war. Doch fügte er sich bald und zog, mit einem Jahrgeld von Albrecht abgefunden, nach Deutschland. Am meisten freute sich der neuen Umgestaltung des Regiments das Volk, weil es der ewigen Plackereien, die es vom Orden und von dessen Feinden seit dem Bundeskriege erduldet, ledig ward und statt der Vielherrschaft den Segen der Monarchie genoß. Eine absolute aber war diese keineswegs durch die Anerkennung der Souverainetät des Herzogs geworden, denn alle bisher erlangten und behaupteten Rechte und Freiheiten waren den Bewohnern im Krakauer Friedensvertrage zugesichert, mit Ausnahme des Rechtes, ohne des Herzogs Berufung Versammlungen oder Landtage zu halten.

Heftig erbittert über Herzog Albrecht waren aber der Papst, der Kaiser, die katholischen Reichsstände und die Ordensglieder, welche an der Aufhebung des Ordens keinen Theil genommen hatten, vornehmlich der Deutschmeister, damals Dietrich von Kleen. Doch vergebens verhängte Karl V. die Reichsacht über Albrecht, vergebens suchte wider diesen der Papst den König Sigismund von Polen aufzureizen, vergebens bedrohte Dietrich von Kleen und dessen rüstigerer Nachfolger, Walter von Kronberg das vom Kaiser übertragene Ordensland Preußen mit weltlichen Waffen und denen der Schrift dem Abtrünnigen zu entreißen. Die Liebe und Ergebenheit der Unterthanen, der Arm des Oberlehensherrn, vor Allem aber das kluge Verfahren Albrecht's in auswärtigen Verhältnissen bewahrten Land und Herrscher vor den Drohungen und Angriffen der Gegner, die überdies bald anderweitig ihre Thätigkeit gefesselt sahen und den Streifen deutschen Landes an der sarmatischen Grenze seinem eigenen Schicksale überließen. Daß dies vom deutschen Orden eroberte, der deutschen Cultur zugewendete Preußenland auch unter polnischer Oberhoheit in Sprache, Charakter und Gesinnung deutsch verblieb und nichts von sarmatischem Element aufnahm, gewährte eine sichere Bürgschaft, daß es auch nie sarmatisch werden kann, sondern als Vormauer wider alles Sarmatenthum dem gesammten Deutschland dienen wird, so lange nur dieses, sich selbst getreu, durch Gesinnung und That wider jedes undeutsche Element den Kampf nicht scheut.

Vierzehn Jahre hatte Albrecht mit redlichem Eifer, ohne durch die lockenden Anerbietungen Sigismund's, die ihm für seine Person reichen Gewinn versprachen, sich abwenden zu lassen, die Sache des Ordens vertheidigt und

drei Jahre (1519—21) mit Muth und Entschlossenheit, mit Aufbietung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel für denselben einem weit überlegenen Gegner Widerstand geleistet. Während seines dreijährigen Verweilens in Deutschland (1522—25) suchte er nicht etwa der schweren Regentenpflicht sich zu überheben, sondern dieser zu genügen. Wenn nun aber weder der Papst und dessen Legaten, noch der Kaiser und die Reichsfürsten, noch der Deutschmeister und die deutschen Comthure für ihn gegen Polen als Schiedrichter, Vermittler oder Mitkämpfer zu helfen sich bereit zeigten, war es da dem Bedrängten zu verargen, daß er auf einem andern Wege, der sowol seinem Gegner als seinem Lande und ihm selber eine erwünschte Einigung verhieß, diese Einigung suchte? Albrecht erscheint nicht als ein Mann von glänzendem Geiste und energischem Charakter, aber besonnen, beharrlich, pflichtgetreu zeigt er sich während seiner siebenundfunfzigjährigen Regierung. So darf sein entscheidender Schritt im Jahre 1525 nicht Eigennutz, Verrath oder Kleinmüthigkeit genannt werden; der neuen Lehre Einhalt zu thun, selbst wenn es möglich gewesen wäre, hätte wider seine Ueberzeugung gestritten. Für den Orden wußte er keine Reform, die zugleich dem Lande heilsam war. Luther's Rath schien ersprießlich und die Säcularisirung Preußens eine ebenso nothwendige als befriedigende Maßregel. Aber auf dem eingeschlagenen Wege mußte er weiter fortschreiten, für die Religion, für die neue Justizverwaltung, die in den vier Hauptämtern ihre Centralpunkte hatte, für das leibliche und geistige Wohl des Volks eine landesväterliche Sorge zeigen. Im Lande selbst eine Anstalt zu gründen, die dem Allen entsprach, war um so nöthiger,

als von Deutschland her Männer von geeigneter Bildung zu berufen, bei dem Bedürfniß, das in allen protestantischen Ländern entstand, bald schwer hielt.

Mit dem Herzog fühlten auch die Landstände das Bedürfniß nach einer Hochschule, aber nicht sogleich ließ sich diese ins Leben rufen, da für Bildungsanstalten der Jugend noch überhaupt in Preußen unter der Ordensregierung wenig geschehen war. Unter den Hochmeistern gebührt dem wackern Winrich von Kniprode (1351—82) das Lob, die Wissenschaften und Künste gefördert zu haben, indem er Gelehrte aus Italien zur Unterweisung der Ordensbrüder nach Marienburg berief. Auch sein Nachfolger, Konrad Zöllner, that ein Gleiches und dachte schon zu Culm, der damaligen Hauptstadt des Landes, eine Universität nach dem Vorbilde der von Bologna zu stiften; doch zur Ausführung scheint der Plan nie gekommen zu sein. Bald folgten die bösen Zeiten für den Orden. Was im funfzehnten Jahrhundert für die Schulen in Preußen geschehen, ist wenig bekannt; daß sie nicht ganz schlecht gewesen, dafür spricht Copernicus (geb. 1472), der zu Thorn seinen Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache empfing. Die Reformation gab, wie der Intelligenz überhaupt, so auch den Schulen in Preußen und Polen einen Aufschwung. Die zu Elbing, Danzig und Königsberg hatten berühmte Rectoren und mancher von ihnen wurde später an die Albertina berufen. Des Herzogs große Fürsorge, die Bildung des Volks zu heben und talentvolle Jünglinge auf auswärtigen Universitäten, vornehmlich Wittenberg, studiren zu lassen, wo er die ärmeren mit Geldmitteln, Büchern und sonstigen Hülfsmitteln unterstützte und berühmten Gelehrten empfahl,

erkennen wir noch heute deutlich aus seiner Correspondenz mit diesen und den Pfleglingen selbst. Nicht blos in seiner Residenz Königsberg, auch in den Städten des flachen Landes ließ er Schulen errichten, in „welchen die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und die Glaubenssätze der christlichen Lehre vorgetragen werden sollten." Ja, selbst zur Errichtung und Erhaltung von Schulen außerhalb Preußen steuerte er mit fürstlicher Freigebigkeit bei und selten blieb ein Gelehrter, der sich zur Förderung eines Werkes oder um seines Unterhaltes wegen an ihn wandte, ohne Unterstützung. Lob verdient die allmälige Steigerung, in der Albrecht die Ausbildung seines Volkes zu bewerkstelligen suchte, ungleich manchen Herrschern, die mehr des Prunkes als des Nutzens halber Wissenschaften und Künste in hastiger Eile um sich her zur Blüte trieben, was denn natürlich nur faule Blüten werden.

Der Stiftung unserer Albertina ging drei Jahre die Gründung eines Pädogogiums voraus, oder, wie es genannt wurde, eines Particulars, welches auf dem Landtage 1540 in Gemeinschaft mit den Ständen in der Art einzurichten beschlossen ward, daß daraus in der Folge eine Universität hervorgehen könne. Demnach sollten in diesem Particular nicht nur die alten Sprachen, Mathematik, Geschichte und andere allgemein bildende Lehrgegenstände, sondern auch Theologie, Rechtswissenschaft, Medicin und die höhern Humanitätsstudien getrieben werden, zunächst jedoch die Vorbereitung für die Universität Hauptzweck sein. Der Herzog und die Landstände hatten verfügt, daß 3000 Gulden jährlich zur Bestreitung der Kosten verwendet werden sollten, theils um die Lehrer zu besolden, theils um arme Schüler, die Fleiß und Fä-

higkeiten zeigten, weß Standes sie waren, zu unterhalten und auch für ihre fernere Ausbildung nach dem Austritt aus dem Particular zu sorgen. Denn ausdrücklich wird in der Fundationsurkunde gesagt, daß von den fähigeren Schülern acht Theologen, sechs Juristen, vier Medicinier und acht, so Humaniora studiren wollen, jeder mit einem jährlichen Stipendium von 40 Gulden auf zwei bis vier Jahre die beste Universität des Auslandes besuchen solle, welche Wohlthat zunächst Eingebornen des Landes zugedacht war, in Ermangelung derselben aber auch Ausländern, wofern sie sich verpflichteten, in Zukunft Preußen zu dienen. Was die Lehrer anbetrifft, so sollte ein Rector oder Archipädagog und, wenn nöthig, vier, fünf, auch mehr Gehülfen oder Hypodidascali angestellt, die Oberaufsicht der Anstalt aber noch sechs Personen übertragen werden, welche die Docenten erwählen und Alles, was vorfiele, nach Gutbefinden entscheiden durften, nämlich: dem Oberburggrafen und dem Kanzler, „Einem von der Landschaft, der geschickt, und wo es möglich, auch selbst gelehrt und in studiis gewesen," den beiden Bürgermeistern aus der Altstadt und dem Kneiphof und dem Propst des Pädagogiums, der die Kasse führen und die Bauten leiten sollte. Denn angewiesen war der Anstalt ein eigenes Gebäude am Dom, wo bisher die Kathedralschule stand, und wo nachmals die Universität aufgerichtet wurde. In der Fundationsurkunde erhielt dieses Gebäude, das der Pedell täglich öffnen und schließen mußte, die Freiheit, daß keine Stadtmiliz innerhalb desselben Jemanden ergreifen oder herausholen durfte, sondern gehörte die Untersuchung der Sache dann allein vor den Rector der Schule, der, nöthigenfalls mit Zuziehung der Lehrer, die Strafe bestimmte, ent-

weder Relegation oder Geldbuße, wovon die Hälfte dem Rector, die Hälfte dem Institut zufiel; nur bei Kapitalverbrechen blieb der Oberburggraf die höchste Instanz. Hatte sich ein Fremder in das Particular geflüchtet, so sollte er zwar ausgeliefert, aber nur vom Pedell übergeben werden. In dem Gebäude wohnte auch der Propst, der zugleich Oekonom war und die Schüler für ein Billiges speiste, darum ihm gestattet war alle Lebensmittel für diesen Bedarf überall aufzukaufen und Wein, Meth, Bier zu schenken. Auch konnten einige Schüler gegen vier Mark jährlicher Miethe darin wohnen. Besonderer Ehre genoß der Rector, bezog jährlich einen Gehalt von zwei bis drittehalb hundert Gulden und stand nebst den Hypodidascali unter des Herzogs Schutz, sodaß kein Anderer über sie ein Urtheil sprechen durfte.

Für dieses wichtige Amt den rechten Mann zu finden, gab sich Albrecht die größte Mühe und wandte sich deshalb an Philipp Melanchthon, den er nächst Luther am Höchsten schätzte, den er öfter noch als den vielbeschäftigten, an dem Reformationswerke rastlos thätigen Luther in politischen, religiösen und allen wichtigen Angelegenheiten um Rath fragte. Melanchthon hat somit auch an der Gründung und Ausbildung jenes Pädagogiums einen wesentlichen Antheil und um Preußens geistige Entwicklung ein Verdienst, das seinen übrigen Verdiensten nicht nachsteht und ihn zu dem Unsrigen, zu einem wahren Präceptor Preußens macht, auch ohne daß er je in dem Lande selbst verweilt hat. Doch nur die Grundlage zu aller wissenschaftlichen Bildung, abgesehen von dem Staatsdienste, der vorläufig noch Fremden oder den auswärts gebildeten Inländern übertragen werden mußte, sollte im

Particular gelegt werden und die Erweiterung desselben zu einer Hochschule noch unterbleiben. Dieses Misverstehen Melanchthon's über den Zweck des Pädagogiums hatte zur Folge, daß die von ihm dem Herzog empfohlenen und bereits zugesandten jungen Männer mehr Gelehrte als erfahrene und umsichtige Schulmänner und überdies mit den Landesverhältnissen und der Volksbildung nicht vertraut waren. Sie griffen daher weder auf die rechte Weise, noch mit dem gehörigen Eifer die Sache an, stritten sich über die Unterrichtsgegenstände, vernachlässigten die Jugend und suchten der, freilich sauern, Mühe sich zu überheben. So hatte denn auch der Herzog wenig Freude an der Anstalt, so viel er sich angelegen sein ließ, ihr Gedeihen zu fördern. Anfangs hatte er einem gebornen Königsberger, dem Magister Christoph Jonas, der auf seine Kosten in Wittenberg studirt hatte und jetzt daselbst die Aufsicht über alle Studirenden aus Preußen führte, das Rectoramt zugedacht, denselben auch dazu aufgefodert, aber dem Ermessen Melanchthon's die Entscheidung überlassen. Dieser, nachdem er mit Jonas über des Herzogs Wunsch gesprochen, theilte am 7. Mai 1542 Letzterem sowol seine Ansichten in Betreff des Pädagogiums, wie wir sie bereits angegeben, als auch sein Gutachten über Jonas mit. Er hielt dafür ihn nicht von Wittenberg abzurufen, bevor er sein Studium der Rechtswissenschaft vollendet habe, dann ihm aber lieber den Unterricht in dieser Doctrin zu übertragen als an eine Stelle zu setzen, die vorzugsweise einen tüchtigen Philologen, der auch Philosophie und Theologie studirt haben müsse, erfodere. Er schlug ihm dazu einen Magister Hermann Westphal vor, der, gesetzten Alters, gelehrt, ernst, von guten Sitten und

im Unterrichten geübt sei. Der Herzog war damit zufrieden, aber leider erkrankte Westphal und starb im Anfange des Jahres 1543 an der Schwindsucht. Schon im October 1542 empfahl Melanchthon zwei andere Magister, Johann Hoppe und Melchior Isinder (eigentlich Tschnider), die beide sich bereit erklärt hätten, nach Preußen zu gehen. Außerdem, daß sie vielseitige Bildung, Geschicklichkeit und gute Sitten besäßen, seien sie auch mit einander befreundet und würden sich verträglich in die Unterrichtsgegenstände theilen. Gleichwol schien mit dem Eintritt dieser Beiden weder das Gedeihen der Anstalt, noch die Einigkeit der Lehrer gefördert; vielmehr bat Isinder, weil er von seinen Collegen sich beleidigt glaubte, schon 1543 um seinen Abschied. Nun gerieth der Herzog, der nicht selbst den Herren ihr Betragen und ihre Nachlässigkeiten vorzuhalten wagte, sondern deshalb sich immer an Melanchthon wandte und ihn bat, die Lectoren zu ermahnen und zurechtzuweisen, in die größte Verlegenheit. Denn dieser Schritt Isinder's schien ihm, wenn nicht bald ein tüchtiger Rector an die Spitze trete, den gänzlichen Verfall der Anstalt nach sich ziehen zu müssen. Noch einmal hatte er Jonas aufgefodert, aber, da dessen Ankunft sich hinzuziehen und unterdeß die Unordnung zu wachsen drohte, war er mit dem berühmten Camerarius in Unterhandlung getreten, dem außer bequemer Wohnung ein Jahrgehalt von 200 rheinischen Gulden und, wenn ihm dies nicht genüge, noch mehr geboten wurde. Melanchthon sollte ihn zur Annahme bewegen; im Falle dies wider Erwarten nicht gelinge, mit zweien andern Magistern, Johann Spangenberg, Prediger in Nordhausen, und Johann Gigas, Rector der Schule in Züllichau, oder mit

sonst einem angesehenen und tüchtigen Manne in Unterhandlung treten. Camerarius hatte aber bereits ein neues Lehramt bei der Universität Leipzig angetreten und Spangenberg hielt sich für zu alt, um einer Stellung, die eine durchgreifende Thätigkeit erfodere, gewachsen zu sein. Noch im December 1543 wandte sich Albrecht abermals an Melanchthon mit dringendster Bitte, in Verbindung mit Camerarius einen tüchtigen Rector für sein Particular ihm zu verschaffen. „Denn," fügt er hinzu, „wie wir den Zustand desselben jetzt finden und die Sache bei uns erwägen, so sehen wir jetzt nichts Anderes, als daß Zwiespalt und Unordnung unter den Lectoren je länger je größer einreißen, woraus eine endliche gänzliche Zerrüttung, Abfall, Schimpf und Verderb der Schule höchlich zu befürchten ist.

Ob die Nachsicht, welche der Herzog den Gelehrten bewies, sodaß er nicht einmal durch sein eigenes, sondern durch Melanchthon's Ansehen auf sie wirken wollte, zu dem Verfall der Anstalt nicht ebenso viel beitrug als die unvereinbaren Zwecke, die durch dieselbe erreicht werden sollten, nämlich eine Vorschule für die Universität und zugleich dieses im kleinern Maßstabe zu sein, lassen wir unerwogen. War doch das ganze Unternehmen nur bestimmt, die Stiftung der Universität vorzubereiten und konnte es nicht fehlen, daß die Organisation dieser die Wirksamkeit des Pädagogiums in den ihm angemessenen Kreis zurückdrängte. Wir verlassen nunmehr dasselbe und wenden uns der neugegründeten Hochschule zu.

Bemerkenswerth und ganz charakteristisch für die Zeit, in welche die Stiftung fällt, ist der Geist, in welchem Albrecht seinen Zweck verfolgte. Die ältesten Universitäten

in Italien, Frankreich, England und auch in Deutschland, mochten sie von einer Bürgerschaft, einer geistlichen Congregation oder einem Fürsten gestiftet sein, hatten noch keineswegs die Bildung von Staatsdienern zum Zweck, sondern boten, meist nur den Angesehenern, Reichern, den Fürstensöhnen, dem Adel, den Patriziern, eine Gelegenheit zu höherer Ausbildung, oft nur, und gerade die berühmtesten, in einem Zweige des Wissens. So studirte man zu Bologna die Rechte, in Paris die Theologie, in Salerno Arzneikunde; nur allmälig fanden sich Lehrer der Grammatik, Logik, Rhetorik und der vielen freien Künste ein und erst dadurch entstand eine Universität im neuern Sinne des Wortes. Wenn die Prunkliebe Kaiser Friedrich's II. zu Neapel eine Anstalt für alle Wissenschaften begründen wollte, so geschah dies, um Lehrer und Schüler in reicher Zahl herbeizulocken, nicht um den Staat mit Beamten aller Art zu versorgen. Wenn frühzeitig die Päpste und bald auch die Kaiser, Könige und sonstige Landesfürsten auf die Universitäten einen Einfluß übten, so wetteiferten sie in liberalen Gesinnungen, beförderten den Besuch derselben, ertheilten Privilegien und Freiheiten, und thaten nur Einspruch, wenn geradezu wider die Kirche oder wider den Herrn des Landes gefährliche Lehren von der Hochschule ausgingen. So blühten jene Anstalten lange ohne alles Zuthun höherer Obrigkeiten und entwickelten sich ihre Eigenthümlichkeiten um so schärfer, ihre Einrichtungen um so freier, ihre Selbständigkeit um so größer. Seit die Mönchsorden in allen Ländern, außer in England, die Absonderung der Fakultäten bewirkten und die fast stereotypen Formen den Universitäten gaben, waren diese eine ganz geeignete Anstalt für die Re-

gierungen geworden, um nützliche Staatsbürger aller Art in den Fachwissenschaften, wozu auch bald die scientiae humaniores und artes liberales gerechnet wurden, für den praktischen Dienst ausbilden zu lassen. Die im 16. Jahrhundert gestifteten Universitäten in Deutschland, als Wittenberg (1502), Marburg (1527) und Königsberg verleugneten bei ihrer Begründung diese praktische Tendenz nicht im Mindesten. Die beiden letzten, nach der Reformation und in ihrem Geiste gegründeten erhielten eine religiöse Basis, woraus die Stifter, dort Landgraf Philipp, hier Markgraf Albrecht, das Gebäude der neuen Lehre für ewige Dauer aufführen wollten. Albrecht spricht in dem Fundationsdiplom (vom 20. Juli 1544) unumwunden das religiös-sittliche Princip aus, das ihn, sowie bei allen Schulen, die er errichtet, so auch bei der neuen Hochschule geleitet habe, und als den ersten Beweggrund zu deren Stiftung gibt er an: Gott es schuldig zu sein, dem kein angenehmeres Opfer gebracht werden könne, als für Fortpflanzung und Ausbreitung der heiligen Lehre Sorge zu tragen. Dann aber fodere solches auch die Dankbarkeit gegen seine Unterthanen, deren Treue und Muth in den Zeiten der Gefahr sich ihm so herrlich bewährt habe, sodaß er das gemeinsame Vaterland mit wahren Gütern zu beschenken sich gedrungen fühle. Endlich gründe er die Universität auch zum Nutzen und Frommen der angrenzenden Länder und wünsche Nichts so ernstlich, als durch Verbreitung der Erkenntniß Gottes bei der Nachwelt und bei allen Völkern sich verdient zu machen.

Diese Gründe der Stiftung verrathen ebenso sehr Albrecht's religiöses Gemüth, als auch den Einfluß der Män-

ner, die ihn umgaben und in deren Umgang er den höchsten Ruhm setzte. Der wackere Briesmann, Prediger am Dom, der bereits bald nach seiner Ankunft, lange vor der Gründung der Universität jungen Leuten, die der Theologie sich zu widmen gedachten, im Remter der Domherren Vorlesungen gehalten hatte, Poliander, der gemäßigte Nachfolger des fanatischen Amandus, und Paul Speratus, aus Mähren gebürtig, Hofprediger und Beichtvater des Herzogs, diese drei Männer, die Luther die preußischen Evangelisten zu nennen pflegte; ferner der milde Georg von Polenz, der gleich nach der Säcularisation Preußens, auf jede weltliche Macht verzichtend, sein Bisthum Samland dem Herzoge übergeben hatte, welchem Beispiele der Pomesanische Bischof, Erhard von Queiß, folgte, sodaß beide nur die Verwaltung des geistlichen Regiments nach alten Rechten sich vorbehielten; der gelehrte Kanzler Johann von Kreutz, der für die kirchliche und politische Umgestaltung in Preußen unermüdlich thätige Friedrich von Heydeck, des Herzogs Vertrauter und sein Gefährte auf der Reise in Deutschland, der vielseitig gebildete Leibarzt Johann Brettschneider (Placotomus): das waren die Männer, welche dem Herzoge bei dem Unternehmen mit Rath und That zur Hand gingen. Einen lebhaften Antheil daran nahm auch die Herzogin Dorothea, eine Tochter König Friedrich's von Dänemark. Da der Magister Melchior Isinder, am Particular angestellt, wiederholentlich seine Entlassung verlangte, war es nöthig dessen Stelle durch einen geschickten Gelehrten zu ersetzen. Brettschneider hatte den Magister Friedrich Staphylus, der sich damals in Wittenberg aufhielt, als einen Mann in Vorschlag gebracht, der nicht blos wegen seiner Gelehrsam-

keit und Lehrgabe, sondern besonders auch wegen seiner Kenntniß der lithauischen und polnischen Sprache für die Königsberger Universität sehr geeignet sei. Denn dem Herzog liegen gar sehr jene Gemeinden am Herzen, in welchen die polnische, litthauische oder auch noch die altpreußische Sprache geredet wurde, denen Lehrer gebrachen, die nicht mit ihnen durch sogenannte Tolken oder Dolmetscher sich verständigen, sondern mit ihnen selber reden konnten. Unermüdlich beeifert, die geeignetsten Männer an sich zu ziehen, bat er wiederholentlich Melanchthon, er möge mit Staphylus in Unterhandlung treten, ihm Isinder's Gehalt, von 150 Gulden, anbieten und ihn für die neue Universität zu gewinnen suchen. Staphylus schien auch geneigt nach Königsberg zu gehen, wünschte dann aber noch zwei Jahre in Wittenberg zu bleiben, um sich würdig zu einem so wichtigen Lehramte vorzubereiten. Der Herzog, der nichts übertreiben wollte, war auch damit zufrieden, in der Hoffnung, daß Staphylus dann gerne seinem Rufe folgen werde. Daß dieser Mann später nicht zum Heile der Albertina nach Königsberg kam, werden wir am geeigneten Orte erfahren.

Schon sah Albrecht der Eröffnung seiner neuen Universität mit außerordentlicher Freude entgegen, und die große Theilnahme, welche Luther, Melanchthon, Camerarius und viele andere Gelehrte Deutschlands ihm für das ruhmvolle Werk, das er unternähme, zu erkennen gaben, erhöhte seinen Eifer und seine Bereitwilligkeit jedes ihm zu Gebote stehende Opfer darzubringen. Denn schwer hielt es in einem eben nicht reichen Lande, das überdies durch die Kriege mit Polen in Schulden gerathen und nun noch im Handel und Münzwesen manche Beschränkung, man-

chen Nachtheil von dem mächtigern Nachbar und Schirmherrn sich gefallen lassen mußte, die erfoderlichen Geldmittel aufzubringen, um würdig eine Anstalt zu dotiren, die durch ihre entfernte Lage kein lockender Punkt für fremde Gelehrte sein konnte. Außer den 3000 Mark, die bereits von den Ständen bei Errichtung des Particulars bewilligt waren, konnten jetzt nur noch 1000 Mark, zum Unterhalt armer Studirenden bestimmt, jährlich aufgebracht werden, eine Summe, die freilich für damalige Zeit mehr als das Zehnfache heutigen Werthes hatte. Aber noch waren keine Gebäude zu den Vorlesungen und akademischen Handlungen, zu den Sitzungen des Senats und der Fakultäten, zu Wohnungen für arme Studirende und für den Oekonomen, die Pedelle u. s. w. erbaut und eingerichtet. Doch die Bereitwilligkeit und der Eifer, womit das ganze Land und die drei Städte, die damals Königsberg bildeten, Altstadt, Kneiphof und Löbenicht, das Vorhaben des Landesherrn unterstützten, bot auch zu diesen Gebäuden den geeigneten Platz und die nöthigen Mittel.

Bereits bei Errichtung des Particulars hatte der Kneiphöfische Rath dazu und zu einem neuen Bischofshofe einen Platz am Dome, nebst der alten Schule, der Kreuzkapelle, dem alten Remter und anderen daranstoßenden Gebäuden abgetreten, was eine Erkenntlichkeit sein mochte, da der Herzog im Jahre 1528 den Kneiphöfern den herrlichen Dom zum Eigenthume überwiesen hatte. Außerdem verpflichtete sich diese Stadt 1000 Mark in fünf Jahren und gewisse Materialien zum Bau des Collegiums beizutragen, wogegen ihr vom Fürsten ein anderer Platz auf der Südseite des Doms zu der neuen Domschule und zum Kirchhof geschenkt und die Entrichtung des

Pfluggetreibes von dem Gute Bubehnen, das der Stadt unter jener lästigen Bedingung zugehörte, erlassen wurde. Nicht minder trugen die beiden andern Städte und das Bisthum Samland, zu dessen Gebiete der Platz gehörte, auf welchem die Akademie errichtet werden sollte, und die Herzogin Dorothea aus ihrer Privatschatulle zu dem Baue bei. Gleichwol würde diese Beisteuer und was man von der Dotirung zu diesem Zwecke erübrigte, nicht hingereicht haben die in der That ansehnlichen Gebäude des Collegiums aufzuführen. Aus den noch im Universitätsarchiv vorhandenen Rechnungen erhellt, daß allein im ersten Jahre 3000 Mark darauf verwendet wurden, und doch war erst 1569 der Bau in dem Umfange, wie er noch jetzt dasteht, vollendet. *)

*) Die Gebäude bestehen aus dem sogenannten alten und neuen Collegium. Ersteres nimmt die ganze Ostseite und einen Theil der Nordseite ein. Der nördliche Flügel hatte drei Stockwerke; in dem untern wohnte der Oekonom; in dem mittlern war die Communität oder der Speisesaal, der zugleich als Auditorium philosophicum diente, worin die Magisterdisputationen stattfanden; in dem obersten wohnten Studenten theils unentgeltlich, theils gegen eine geringe Vergütung. Ueber den Eingang setzte man folgende Verse von Sabinus:

Quando redemptoris post incunabula nostri
  Addita tercentum lustra duobus erant
Phoebus et undecies ternos compleverat orbes,
  Lucida quae coeli signa pererrat equis,
Haec erecta fuit doctis Academia Musis,
  Quam fovet Alberti cura benigna Ducis.

Dieser Theil des Collegiums war es, zu dessen Aufrichtung die hochherzige, Wissenschaft und Kunst beschützende Herzogin Dorothea ihr eignes Leibgedinge hergab und dadurch auch Andre zu freudi-

Kehren wir von diesen Gebäuden, die zum Sitze der Wissenschaften bestimmt waren, zur Gründungsgeschichte

---

ger Beisteuer aufmunterte. In dem östlichen Flügel befand sich gleich bei dem Eingange zur linken Hand das theologische Auditorium, das größte von allen, daher auch in demselben die akademischen Solennitäten und die Inauguraldisputationen stattfanden; zur rechten Hand der juristische Hörsaal, und dem Auditorium maximum gegenüber der Vorsaal, in welchem der akademische Senat und die Fakultäten ihre Sitzungen hielten und hinter welchem die Registratur sich befand. Ueber dem großen Hörsaal waren ebenfalls Wohnungen für die Studenten. An der äußern Wand dieses Flügels war das schwarze Bret, zum Anschlag aller akademischen Anzeigen bestimmt, angebracht, worüber das Brustbild Albrecht's mit entblößtem Schwerte auf der rechten Schulter, zwei Adler, das Wappen von Brandenburg und Preußen sich befanden. Auch dieser Flügel zeigte ehemals eine Inschrift von Sabinus, die auch unter seinen Gedichten steht, und also lautete:

Qui regit indomito praestantes Marte Borussos
Gymnasio Princeps haec dedit arma suo
Nempe duas aquilas invictumque Heroaque, cujus
Aonidas forti protegit ense manus.

Als diese Räume, da in mancherlei Weise die Universität eine Erweiterung erhalten, nicht zureichend erschienen, wurde an den nördlichen Flügel, doch um die ganze Breitenseite vorgerückt, das sogenannte neue Collegium gereiht und dieser Bau wahrscheinlich schon 1560 begonnen, aber erst 1569 unter Albrecht Friedrich vollendet. Daher über dem Eingange zwischen den steinernen Brustbildern der Herzoge Albrecht und Albrecht Friedrich das brandenburgische Wappen die Unterschrift führt: Exstructa est haec domus A. MDLXIX, qui fuit secundus a Rectoratu illustrissimi Principis junioris. Längst war des Georg Sabinus Poesie für Preußen und auch für die Welt verstummt. — Das neue Collegium erhielt ebenfalls drei Etagen. In der untersten waren Wohnungen für den Oberinspector, die Pedelle und das medicinische

der Universität zurück, die nicht die architektonische Schönheit jener rühmen kann, wol aber ein Höheres als den Kunstgeschmack und die Baulicbhaberei eines Fürsten, seine wahre Liebe zu den Wissenschaften, sein eifriges Bestreben, ihnen einen freien Aufschwung, eine gesicherte Bildungsstätte zu gewähren, anerkennen muß. Wir verließen ihn, als er eifrig bemüht war durch Vermittlung seiner Freunde und Räther in Deutschland Lehrer für seine Hochschule zu gewinnen. Staphylus versagte sich ihm

Auditorium; in der mittlern die Universitätsbibliothek, die anfangs freilich nur aus einer Sammlung akademischer Documente und am Orte gedruckter Bücher und Dissertationen bestand, und erst später durch Vermächtnisse, vornehmlich aber durch Verbindung mit der fürstlichen ansehnlich vermehrt und mit manchem bedeutenden literarischen Schatze geschmückt wurde. In dem obersten Stock, sowie zum Theil auch im mittlern gab es wiederum Wohnungen für Studenten, mehr als zwanzig Zimmer, in deren je einem zwei oder drei theils unentgeltlich, theils gegen geringe Miethe wohnten.

Zwischen den beiden Collegien und dem Dome lag der Collegienplatz; an die nördliche Mauer der Kirche lehnte man später das Grabgewölbe für die am Ort verstorbenen Professoren und deren Familien, die jetzt nach dem letzten dort Begrabenen genannte Stoa Kantiana, eine Arkade, deren offne Seite auf gemauerten Pfeilern ruht. Seitwärts, etwas hinter dem neuen Collegium zurücktretend, liegt der noch heute sogenannte Bischofshof, welcher, gleichzeitig mit dem alten Collegium erbaut, 1546 vollendet wurde. Ueber dem gemeinschaftlichen Portale, das den Eingang zum Bischofshofe links, den zum Collegienplatze rechts hat, liest man noch heute auf dem starkverfallenen Architrave die Sprüche aus Jesaias Cap. 49. 22 und 23: Et afferent filios tuos in ulnis et filias tuas super humeros portabunt. Et erunt Reges nutricii et Reginae nutrices tuae.

vorläufig; desgleichen sein geliebter Christoph Jonas, der mit Luther's und Melanchthon's Zustimmung erst Italien, noch immer die hohe Schule für Rechtsgelehrte, besuchen wollte, um dann wohl vorbereitet seinem Vaterlande zu dienen. Indessen scheinen andre Gelehrte gleich eingewilligt und bald sich in Königsberg eingefunden zu haben. Glücklich war auch endlich der Mann gefunden, welcher als Rector, nun nicht mehr des Particulars, sondern der Universität, so ganz den Wünschen des Herzogs entsprach, Georg Sabinus, oder, wie er eigentlich hieß, Schüler, der Tochtermann Melanchthon's. Von seinen frühern Lebensverhältnissen wissen wir wenig und erfahren nur, daß er der Sohn eines Rathsherrn aus der Mark Brandenburg, im Jahre 1508 geboren war und schon im funfzehnten Lebensjahre die Universität Wittenberg bezog, wo er das Glück hatte, in Melanchthon's Hause Aufnahme zu finden. Hier in dem täglichen Umgange mit dem gelehrten und aufgeklärten Manne, sowie allen jenen Geistern, die eine Weltrevolution hervorriefen, durch das Studium der griechischen und römischen Classiker gebildet, von dem eignen Naturell unterstützt, entfaltete er frühzeitig die Anlagen, die ihm nachmals in Deutschland sowol als in Nachbarstaaten den Ruf eines Gelehrten, Dichters und geschickten Diplomaten verschafften. Bereits im zweiundzwanzigsten Jahre besang er die Thaten deutscher Kaiser in einem lateinischen Epos und erregte dadurch die Aufmerksamkeit nicht nur der Gelehrten und Dichter, sondern auch der Fürsten, besonders aus dem Brandenburgischen Hause, von denen mehre ihn in Dienste nehmen wollten und denen er in der Folge wirklich vielfache Dienste geleistet hat. Da es in diesen Zeiten schon auf eine bestimmte

Berufswissenschaft, wodurch man dem Staate nützlich zu werden versprach, ankam, so wählte Sabinus das Studium der Rechte, wiewol ihn die Neigung stets nur zu poetischer Thätigkeit hinzog. In Melanchthon's Gesellschaft wohnte er auch theologischen Conventen bei und dem berühmten Reichstage zu Augsburg unter des Kurfürsten von Brandenburg Hofgesinde. Wer aber die Schule der Welt und feiner Bildung durchmachen wollte, mußte damals längere Zeit in Italien leben. Auch Sabinus begab sich dahin und erfuhr in Venedig, Padua und andern Orten mancherlei Auszeichnungen, sowie er der Gunst des päpstlichen Kämmerers Lucas Pamphilius, des Erzbischofs Hieronymus Aleander, des Cardinal Petrus Bembus und andrer gelehrten und hochgestellten Personen sich erfreute. Auf seinem Rückwege nach Deutschland lernte er in Freiburg den Erasmus von Rotterdam, aber freilich einen fast stumpfsinnigen Greis, kennen. Welcher Art darauf seine Stellung am Hofe des Kurfürsten Albrecht von Mainz gewesen, wissen wir nicht. Er, der schon frühzeitig mit der neuen Geistesrichtung in Deutschland vertraut geworden, mochte weder den päpstlichen Dienern und den Verfechtern des alten Glaubens gefallen, noch ihnen gefällig sein, vollends seit er 1536 sich mit Melanchthon's Tochter Anna vermählt hatte. Erwünschter war ihm zwei Jahre danach der Ruf nach der Universität Frankfurt mit der Bestimmung, Vorlesungen über die römischen Dichter und Redner zu halten. Kurfürst Joachim kannte ihn als gewandten Weltmann und Diplomaten, der geschickt mit den Großen zu unterhandeln verstand, kennen und benutzte ihn unter Anderm zu einer

wichtigen Sendung auf den Reichstag zu Regensburg. Hier kam Sabinus mit Kaiser Karl V. in Berührung, der ihn liebgewann, mit Ehren auszeichnete und ihm die von Aleander in Venedig zuerkannte Adelswürde bestätigte. Ob die vielfach erhaltenen Gnadenbezeigungen der Großen, ob ein natürlicher Ehrgeiz ihm den Glanz einer höhern Stellung im Leben annehmlicher als das stille Verdienst eines Gelehrten machten? genug, er begehrte einen Berufskreis, der ihn vor den Augen der Welt erhöhte und ihm im Staate, wo möglich bei Hofe, eine Rolle zu spielen gestattete. So hatte er kaum vernommen, daß Herzog Albrecht eine Hochschule errichten wolle und mit Melanchthon und Camerarius wegen eines Rectors unterhandle, als er sich bei diesen Beiden dazu empfahl, aus des Kurfürsten Joachim Dienste entlassen zu werden und in die des Herzogs Albrecht zu treten wünschte. Schwerlich hätte der bescheidene Schwiegervater, der an Sabinus diesen Hang nach äußerm Prunk so sehr haßte, jemals dem Herzoge seinen Schwiegersohn empfohlen, wenn Albrecht nicht von selbst auf ihn gefallen wäre und bei Melanchthon angefragt hätte. Obwol Sabinus erst nach manchem Andern, um den Albrecht vergebens sich bemüht hatte, an die Reihe kam, scheint ihn der Herzog doch nicht geringer geachtet zu haben. Er schrieb an Melanchthon: falls er seinen Schwiegersohn geeignet für das Rectorat halte, genehmige er im Voraus jeden Schritt, den er in dieser Sache thun werde, und verspreche eine anständige Besoldung, „damit," wie er sich ausdrückt, „Niemand sagen dürfe, daß wir an unserm guten Willen gnädiger Wohlthat irgend Mangel haben erscheinen lassen."

Als der Herzog dem unparteiischen Zeugniß, welches Melanchthon und Camerarius ausgestellt hatten, unbedingtes Vertrauen schenkte, trug er selber (den 31. Januar 1544) Sabinus das Rectorat an seinem Particular (denn von der Universität war jetzt noch nicht die Rede) an und bezeigte ihm seine Freude darüber, daß er sich zur Annahme des Amtes gegen Melanchthon und Camerarius bereitwillig erklärt habe. „Dieweil wir eure Person in Gottesfurcht, Ehrbarkeit, Lehre und Tugend berühmt vermerken, tragen wir eures gutwilligen Erbietens und oberwähnter beider Herren Vorschlag und Gutdünken ein sonderliches Wohlgefallen und haben demnach jetzt unserm besonders geliebten Herrn Philipp Melanchthon und Joachim Camerarius geschrieben, sich weiter mit euch über die Besoldung und alle andre Gelegenheit zu bereden und zu verhandeln." Am Schlusse ersucht er Sabinus, Alles anzuwenden, daß er seiner jetzigen Professur in Frankfurt sich entledige und sobald als möglich nach Preußen komme; bereits habe er sich auch an den Churfürsten von Brandenburg gewendet, um ihm eine schnelle Entlassung vom Amte auszuwirken. Wahrlich ein glückliches Zeitalter für die Gelehrten, daß sich die Fürsten noch mit dringenden Bitten um ihre Dienste bemühten und einen Stolz im Besitze anerkannter und, wenn man den damaligen Stand der Wissenschaften bedenkt, zahlreicher Gelehrten setzten; aber das goldene Zeitalter für diese, wo reiche Präbenden, fürstliche Einkünfte ihnen gereicht wurden, war vorüber. Albrecht hatte dem künftigen Rector nur 200 Gulden als jährliche Besoldung bestimmt. Das war damals an und für sich nicht wenig, doch Sabinus hatte eben einen Ruf nach Leipzig mit dem gleichen Gehalte bekom-

men, und meinte, wenn er nach dem fernen Preußen gehe, sein Haus und seinen Hausrath in Frankfurt nicht ohne Schaden verkaufen zu müssen. Das stellte er seinem Schwiegervater und Camerarius vor, wollte aber selbst nach Preußen gehen und sich mündlich mit dem Herzoge über Alles verständigen. Auch Melanchthon und dessen Freund hielten dies für das Beste und sandten ihm auf seine Bitte Empfehlungsschreiben an den Herzog. Im März 1544 langte er in Königsberg an, händigte die Empfehlungsbriefe aus, in welchen auf decente Weise bemerkt war: „der Herzog als ein hochlöblicher, weiser Fürst, der der Welt Elend weiter betrachte als andre, wisse wohl, daß man vor dieser Zeit Gelehrte mit Präbenden und Dignitäten versorget hat, welches jetzt nicht mehr geschieht, und doch ist die Haushaltung jetzt schwerer denn ehemals, auch sind viele andere zufällige Dinge, nöthige Reisen und Anderes, daß wir von unserm Solde wenig für uns sparen können.“ Ebenso sehr als diese Schreiben wirkte das gefällige, gewandte Benehmen des Ueberbringers, und der Herzog, der früher schon gegen Melanchthon und Camerarius sich geäußert, daß es ihm auf eine billige Erhöhung des ausgesetzten Gehaltes nicht ankommen werde, beseitigte dieses Hinderniß in wenig Tagen und bestimmte dem Rector nicht nur einen Jahrgehalt von 350 Thalern, sondern sicherte ihm noch im Falle einer langwierigen Krankheit oder einer sonstigen Unvermögenheit, sein Amt künftig zu verwalten, eine Pension von 150 Thalern, und seiner Witwe und seinen Kindern nach seinem Tode die Hälfte der jährlichen Besoldung auf einmal zu, und versprach ihm im Falle einer Verabschiedung die ganze jährliche Besoldung von 350 Thalern als Abzugsgeld. Schon am

19. März wurde durch eine Bestallung Sabinus zum fürstlichen Rath und Rector der Schule förmlich ernannt. Tags darauf meldete Albrecht hocherfreut Melanchthon die endliche Erledigung des lange fruchtlos gehabten Bemühens wegen eines geeigneten Rectors, wie er ihn nun gefunden habe. „Eurer so hohen Danksagung wegen unsers gnädigen Erbietens gegen unsern Rath Dr. Sabinus hätte es nicht bedurft, denn was wir diesfalls gegen ihn oder andre Gelehrte thun, geschieht ohne Ruhm zu melden darum, auf daß dadurch der Name und die Ehre Gottes verbreitet, die guten freien Künste gefördert und auch der Jugend gedient werden möchte. Für eure gutwillige Bemühung, daß ihr den Dr. Sabinus bewogen, sich anher zu uns zu einer Unterredung mit uns wegen der Besoldung zu begeben, bedanken wir uns ganz höflich und mit allen Gnaden und haben uns hoffentlich auf euer Schreiben und um seiner Geschicklichkeit willen dermaßen gegen ihn bewiesen, daß er unsern gnädigen Willen wol zu spüren haben wird, und sind der Zuversicht, daß durch ihn der armen Jugend und auch dem gemeinen Nutzen in diesen weit abgelegenen Landen vermittelst göttlicher Gnade gedient sein solle. Ihr mögt auch in Wahrheit nicht zweifeln, daß wir die armen Schüler und Studien in gnädigem Befehl haben, müssen auch mit euch einig sein, daß auf dieser Erde und vergänglichen Welt auf nichts Nützlicheres zu Erhaltung göttlicher Lehre, Tugend und der guten Künste zu arbeiten ist." In der That, diese Gesinnung eines Fürsten zeigte von ebensoviel Frömmigkeit als Humanität und versprach für die Ausführung seines segensreichen Unternehmens den besten Erfolg. Wahrscheinlich entschied die Anwesenheit Sabinus' seinen Ent-

schluß, aus dem Particular eine vollständige Universität zu formiren und jenes als Vorbereitungsseminar für diese in der Art fortbestehen zu lassen, daß es der höhern Schule untergeordnet bleibe, aber einen eignen Archipädagogus behalte, der zugleich ein Mitglied der philosophischen Fakultät werde, die höchste Aufsicht über den Lehrunterricht aber der Rector der Universität und demnächst der Decan der philosophischen Fakultät führe. Dieser sollte bei den Examina zugegen sein, um die Fähigkeit der jungen Leute, ehe sie bei der Universität immatriculirt würden, zu prüfen, der Rector aber wie in Allem, so auch hier die höchste Autorität der Gesammtstiftung sein.

Daß Sabinus' Ehrgeiz und sein Verlangen nach äußerm Glanz durch eine Stellung, wie er sie einnehmen sollte, höchlichst befriedigt und geschmeichelt wurden, daß er daneben das Amt eines fürstlichen Raths und die Mission zu manchen Geschäften und Aufträgen, die ihm der Herzog übertragen wolle, sich ausbedungen habe, läßt sich denken. Er mochte, als er von Königsberg nach Deutschland zurückkam, mit der Gunst und dem großen Vertrauen des Herzogs prahlen und auf den äußern Glanz mehr Gewicht legen als auf die Verpflichtung und die schwierige Aufgabe, denen er bei einer erst zu gründenden Universität zu entsprechen hatte. Das verdroß seinen Schwiegervater, fremde Personen mischten sich in ihre Angelegenheiten, schürten von beiden Seiten, mitunter aus unlautern Absichten, das Feuer, und so entzweiten sich beide Männer der Art, daß ein fast gehässiges Verhältniß eine Zeit lang eintrat, sogar Schmähungen und Verunglimpfungen unter ihnen vorfielen. Melanchthon glaubte, Sabinus werde in Preußen völlig in seinem Hochmuthe untergehen und be-

klagte das Loos seiner Anna, die nun allein an einen solchen Mann gewiesen sei. Sabinus und Melanchthon waren zu verschiedenartige Naturen, um sich in gleichen Lebensbahnen zu gefallen und zu genügen. Ob aber der milde, nachgiebige, an Studien mehr als an Staatsgeschäfte und verworrene Lebenspraxis gewöhnte Melanchthon einer Universität als oberster Leiter bei der Aufrichtung derselben zum Heile gewesen wäre oder so sich geeignet hätte wie der gewandte, mehr zum Diplomaten und Hofmann als Gelehrten geborene und doch mit mancherlei Wissenschaften vertraute, als Dichter in Welschland gekrönte, in Deutschland rühmlichst bekannte Sabinus, ist sehr zu bezweifeln. Albrecht, der freilich sehr bald eingenommen war und seine Gunst leicht, auch oft dem falschen Verdienste zuwandte, hat an Sabinus die Gaben zu schätzen gewußt, welche das schwierige Werk zu fördern ihm willkommen waren, weil der Ruhm und gefeierte Name des Rectors auch der neuen Universität Vortheil brachten, Studirende des Auslandes herbeilockte und ihren Ruf verbreitete. Der Person des Rectors Ehren und hohen Rang zu gewähren, erscheint ebenso klug und wohlberechnet. Nun aber war es auch an Sabinus, die Erwartungen, die von Seiten Albrecht's freudig gehegt, von seinem eignen Schwiegervater bezweifelt waren, zu seinen Gunsten zu erfüllen. Und hiebei zeigte er sich weder säumig noch ungeschickt.

Bereits im Juli 1544 hatte Sabinus seine Angelegenheiten in Frankfurt geordnet, die gnädigste Entlassung von Seiten des Churfürsten erhalten und langte mit Frau und Kindern in Königsberg an. Bald trafen hier, noch ehe die Inauguration der Akademie stattfand, viele Stu-

dirende von nah und ferne ein, die der Name des Rectors herbeizog. Albrecht empfing diesen und seine Familie äußerst ehrenvoll, führte sie bei Hofe ein, wo er die gelehrte Tochter Melanchthon's der besondern Gnade der Herzogin empfahl, und schrieb dem Vater Anna's: „Wir sind nicht wenig erfreut, daß Dr. Georg Sabinus sammt seiner lieben Ehegattin und seinen Kindern mit Gesundheit zu uns gelangt ist, dürft auch keinen Zweifel haben, wir wollen uns seiner Person und der Seinigen um eurer Fürbitte willen in besondrer Gnade empfohlen sein lassen, hoffen auch, er werde bei der angefangenen Schule das Seinige dermaßen thun und beweisen, damit er zu Gottes Ehre, der Kirche zum Besten und nicht weniger zu Erziehung der Jugend, die billig in guter Acht und Aufmerksamkeit zu halten ist, damit sie zu göttlicher Furcht, rechter Lehre und Gehorsam erzogen werde, nützlich sei."

Etwa um dieselbe Zeit als Sabinus langten auch noch andere Männer, die der neuen Schule ihre Thätigkeit widmen wollten, in Königsberg an; und da andere hier bereits beim Particular angestellt waren, so stand die baldige Eröffnung der Universität zu erwarten. Cyriacus Reinich, Jacob Mittag und Johann Pontanus, die unter den ersten hier angestellten Professoren der philosophischen Facultät genannt werden, von denen jedoch erstere Beide nur kurze Zeit verweilten, der Letztere später noch einmal (1552) hier eine medicinische Professur bekleidete *), Johann Hoppe aus Bautzen in der Lausitz, der gleichzeitig mit Isinder von Melanchthon dem Herzoge zugeschickt worden, waren bereits am Orte. Auch Isinder nahm sein Entlassungs-

*) S. Arnold Hist. der Königsb. Univ. Thl. II. S. 413.

gesuch zurück, da man ihm das erste Decanat in der philosophischen Facultät zusicherte und dadurch seinen Argwohn, als ob man ihn zurücksetzen wolle, benahm. Einigen Widerstand zeigte noch Culvensis, den freilich bei seinem vorgeschrittenen Alter Ruhe und Zurückgezogenheit mehr lockten als der Ruhm, an der Begründung der Anstalt Theil zu nehmen, zumal er voraussah, daß es hier nicht minder als bei dem Particular Streit und Kabalen geben werde. Aber der Herzog bestand besonders auf Culvensis wegen der vielseitigen Bildung, die derselbe in Polen, Deutschland, Holland und Italien sich erworben; denn nachdem er in Krakau seine Studien begonnen, war er unter Erasmus von Rotterdam, Melanchthon und den Wittenbergern in alten Sprachen und Theologie gebildet, zu Siena zum Doctor juris utriusque promovirt worden und wie der griechischen und römischen, auch der meisten neuern Sprachen kundig. Vornehmlich machte die Kenntniß des Polnischen und Litthauischen ihn für die Universität Königsberg unentbehrlich, da nicht nur viele Inländer allein nur diese Sprachen redeten, sondern auch zu erwarten stand, daß Studirende aus dem Königreich Polen und dem Großherzogthum Litthauen sich einfinden würden. Der Herzog überließ es Culvensis, Fakultät und Professur sich zu wählen; da erbat sich derselbe die Lehrstelle im Griechischen, trat sie aber, als Isinder zu bleiben sich entschloß, diesem ab und lehrte die Rechtswissenschaft, doch wol nur ein Jahr, da er bereits 1545 in sein Vaterland Litthauen zurückkehrte und dort 1546 starb.

Daß Culvensis nicht die Theologie wählte, der er sich für sein Lebensende zu widmen entschlossen hatte, geschah, weil bereits ein Anderer und sein Landsmann Stanislaus

Rapagelan, der, ehemals Franziskaner, um des Religionswechsels aus Krakau flüchtig geworden und in Wittenberg unter Luther's Decanat zum Doctor der Theologie creirt war, die theologische Professur erhalten hatte. Auch diesen Gelehrten, der wenigstens nahe seinem Vaterlande, das ihm verschlossen war, seine Lebensjahre beschließen wollte, empfahl Melanchthon dem Herzoge als Einen, der im rechten Glauben fest, in allen theologischen Studien zu Hause und von geprüftem Lebenswandel sei. Da er auch Luther und andern Wittenberger Gelehrten nicht minder als ihm selber gefallen habe, hoffe er, der Universität Königsberg werde der Mann zu einer besondern Zierde gereichen. Gewiß, Melanchthon hätte für das wichtige theologische Lehramt, seis beim Particular, seis bei der Universität, was ihm stets Eines gewesen, keinen Unbedeutenden und Unerfahrenen nach Königsberg gesendet. Vielleicht nahm die unansehnliche Persönlichkeit Rapagelan's nicht sogleich den Herzog ein, doch bald lernte er ihn hochschätzen, hörte selbst seine Vorlesungen mit Fleiß und Eifer und ehrte ihn nach seinem frühzeitigen Tode, wie es Fürsten selten thun.

Noch vor der Inauguration traf auch Christoph Jonas ein, mit einem Empfehlungsschreiben Melanchthon's, worin es hieß: „Er gereichte unsrer Universität (Wittenberg) zur großen Zierde, war Vielen in ihren Studien behülflich, leitete sie durch seinen Einfluß zu allem Guten und war ihnen selbst ein Vorbild ernster Thätigkeit. Ein solcher Mann muß E. F. G. willkommen sein und dem Lande nützlich werden. Und in dieser Hoffnung empfehle ich ihn E. F. G. hochachtungsvoll." Der Herzog erwiderte (am 28. August): „Es hat uns unsers lieben getreuen Dr. Chri-

stoph Jonas' Ankunft nicht wenig erfreut, vor Allem auch darum, weil er von euch solcher löblichen Tugenden willen gerühmt wird. Wir hoffen auch, er werde unsrer Universität, durch welche der heilige Namen des Herrn der Ehren gepriesen, sein allein seligmachendes Wort gemehrt und die Jugend zu rechtschaffner christlichen Lehre und zu andern guten Künsten unterwiesen werden soll, hochförderlich sein." Keiner der ersten Professoren hat die Erwartungen des Herzogs in der Folge so sehr erfüllt als Jonas, und nicht nur bei der Universität, auch im Staatsdienst als fürstlicher Rath sich als ein treuer, gewissenhafter, lobenswerther Beförderer dessen bewährt, was dem Lande, dem Fürsten und der Wissenschaft, die er so gründlich erlernt und gelehrt hatte, zum Ruhme gereichte.

Als letzter unter den Mitgründern der Universität, wie die ersten Professoren genannt werden müssen, ist der zum Archipädagog des Particulars erwählte Wilhelm Gnapheus anzuführen. Er war ein geborener Holländer aus dem Haag, der aber schon 1525 wegen Annahme des Lutherthums von dort verbannt worden, dann in Leyden kaum der Inquisition entflohen war, worauf er nach Preußen erst als Rector der Schule in Elbing, aber auch hier von den katholischen Geistlichen angefeindet, durch Verwendung des Kanzler von Kreutz nach Königsberg kam, wo er anfangs Rector der Kathedralschule, dann 1544 Vorstand des Pädagogiums und zugleich Professor in der philosophischen Fakultät wurde. Seine gründliche philologische Bildung und pädagogische Umsicht machten sein Wirken segensreich und noch bis in die Zeiten, wo andre an seine Stelle getreten, dauerten die Früchte seiner Thätigkeit, die

man, leider zu spät, weder noch einmal für Königsberg gewinnen noch ersetzen konnte.

Die angegebenen eilf Männer waren es, die den geistigen Grundstein zu unsrer Albertina legten und von deren Tüchtigkeit zunächst der Hochschule des entfernten, deutschen Nordens nach des Gründers Wunsch und eifrigstem Bestreben ein glückliches Gedeihen zu Theil werden sollte. Leider aber trübten diese Aussicht Mishelligkeiten, die gleich bei den ersten Zusammenkünften unter den Professoren ausbrachen. Wahrscheinlich gab die Bestimmung wegen des Gehalts, das jeder erhalten und das schon vom 1. August 1544 ausgezahlt werden sollte, die Veranlassung dazu. Herzog Albrecht hatte außer Sabinus, der zum lebenslänglichen Rector ernannt war, keinen weder auf länger als ein Jahr noch mit Anweisung einer festen Besoldung herberufen, sondern nur versprochen, daß Königsberg keiner anderen Universität nachstehen, und wer sich zu einer erfoderlichen Lehrstelle eigne, mehr als das Gewöhnliche erhalten solle. Dem Rector überließ er, wie alle nöthigen Anordnungen, so auch die Vertheilung der Professuren und deren Besoldungen; doch sollten diejenigen, welche in der Folge den akademischen Senat bilden würden, zur Berathung zugezogen werden, damit sie ihr Interesse wahrnehmen und, falls sie dies hintangesetzt glaubten, eine freie Entschließung fassen könnten. Ihnen gegenüber erschien Sabinus zu sehr bevorzugt, als daß er nicht Neid erwecken und bei der Gehaltsbestimmung, die einerseits von der persönlichen Tüchtigkeit, andrerseits von der mehr oder minder nothwendigen Errichtung dieser oder jener Professur abhing, heftigen Widerspruch finden sollte. Man muß die damalige Sitte, wonach Universitätslehrer nicht für die

Lebenszeit, sondern auf gegenseitige Kündigung berufen wurden, im Auge behalten, um die große Bevorzugung, die Sabinus zu Theil geworden war, zu erkennen und keinen Anstoß zu nehmen, daß der Herzog dem Rector, gleichsam seinem Stellvertreter, es überließ, Verträge mit den künftigen Lehrern abzuschließen und zu bestimmen, wer nach Ablauf der Vertragszeit länger zu behalten oder zu entlassen sei, ja jedem nach den Stunden, die er gelesen, die Zahlung zu berechnen. Nicht dies war es, was die angekommenen Herren verdrießen oder beleidigen konnte. Aber jeder hatte auf des Herzogs Gunst gerechnet und von dieser sah er durch Sabinus sich ausgeschlossen, der es in seiner Hand hatte, auf ihre Foderungen einzugehen oder sie zurückzuweisen. Die Zuziehung Aller zur Berathung über die vorläufige Besetzung der Fächer und über die Vertheilung der angewiesenen Geldsumme gab zwar größre Freiheit, aber auch mehr Stoff zu Entzweiung und Erbitterung. Da ist's noch zu verwundern, daß keiner vor der Einweihung der Universität Königsberg verließ.

Dieser feierliche Akt sollte am 17. August 1544 stattfinden. Bereits am 20. Juli hatte der Herzog das vorher erwähnte Manifest an alle Könige und Fürsten, insbesondre an die Städte in Deutschland und auch nach Dänemark und Schweden erlassen, worin der Zweck, die Einrichtung im Allgemeinen, die Zusicherung großer Privilegien für Lehrer und Schüler und seine Protection kundgethan waren. Zum Gedächtniß der Inauguration ward eine eigene Münze geprägt, etwa vier Dukaten an Werth, auf deren einer Seite das Bildniß des Herzogs und die Umschrift: Albertus D. G. Marc. Brand. Dux Prussiae, auf der andern der Bibelspruch: Pax multa

diligentibus legem tuam Domine und die Jahreszahl 1544 standen. Zur Beilegung aller Streitigkeiten, auf daß sie für immer vergessen und gesühnt seien, ließ Albrecht am 22. August Rector und Senat eine feierliche Sitzung halten und gelobten Alle durch einen Eid, zu halten, was sie beschlossen hatten. Weil indeß für menschliche Schwäche es keine sichre Bürgschaft gibt, baute der Herzog mehr auf den Einfluß, welchen Luther, Melanchthon und Camerarius auf die ganze deutsche gelehrte Welt übten, und suchte denselben auch für seine Hochschule in Anspruch zu nehmen. So schrieb er bald nach Eröffnung derselben an Melanchthon: „Wir bitten euch in Gnaden, ihr wollet sammt Herrn Martin Luther und Joachim Camerarius uns zu Gefallen hier an die ganze Universität in meliori forma (wie ihr denn wol zu thun wissen werdet) schreiben, auf daß alle Professoren mit Ernst zu Eintracht und Gehorsam fürs Erste gegen uns und folgends gegen ihre gebührliche Obrigkeit erinnert werden, auch daß sie hinfort unsern gnädigen Willen (wie bisher geschehen) nicht misbrauchen, sondern die hohen Wohlthaten, die ihnen wiederfahren, erkennen, zu dem auch daß sie fleißig disputiren und declamiren, auch nicht also leichtlich über die Ordnung Feiertage der Jugend zum Nachtheil machen wollten.“ Wir ersehen aus dem Verlauf des Briefes einerseits des Herzogs Foderungen an die Lehrer seiner Hochschule, die freilich etwas peinlich und mehr vom religiösen als wissenschaftlichen Standpunkte gestellt waren, andrerseits, daß Dinge vorgefallen, die eine ernstliche Zurechtweisung nöthig machten, weil sie aus Ungebührlichkeiten und Vernachlässigungen der Professoren entstanden waren. Die besondre Veranlassung, die den Herzog zu der Bitte

an Melanchthon bewog und die dasselbe Schreiben ausführlich mittheilt, werden wir später erwähnen, wenn wir die innern Verhältnisse der Universität im Zusammenhange auffassen. Zuvor zeigen wir die Bemühungen des Herzogs und des Rectors, der neuen Hochschule Anerkennung und Bestätigung bei den Machthabern auszuwirken, die in den Augen der Welt noch allgemeine Autoritäten waren.

Es möchte auffallen, daß Albrecht, der längst von der katholischen Kirche und vom deutschen Reiche sich getrennt hatte, der vom Papst für einen Ketzer erklärt und vom Kaiser in die Acht gethan war, gleichwol eifrigst die Bestätigung seiner Universität bei diesen Beiden nachsuchte, anstatt sich an seinen alleinigen Oberherrn, den König von Polen zu wenden. Einmal aber ist nicht zu übersehen, daß man damals den Zwiespalt, der durch die Reformation in Glaubenslehren entstanden war, noch nicht für unversöhnlich hielt, daß die Hoffnung zur Wiedervereinigung der Religionsparteien auf beiden Seiten genährt und Versuche dazu oft erneut wurden. Luther verwies es geradezu seinen Anhängern, nach seinem Namen sich zu benennen, als ob er eine neue Kirche oder gar eine neue Religion zu stiften beabsichtige. Die Bezeichnung Protestanten, die von den Fürsten des schmalkaldischen Bundes ausgegangen, wies nur auf Protest gegen Misbräuche, die in die gemeinsame Kirche sich eingeschlichen hätten, nicht aber auf Losreißung von dieser oder auf Gründung einer neuen Kirche hin. Albrecht nannte daher in der Fundationsurkunde die Religion, auf die er seine Anstalt basiren wolle, nicht anders als die katholische, und redete von den Symbolen und der Gemeinschaft der katholischen Kirche Christi, aber freilich auch von der reinen Lehre des Evan-

geliums *). Ebensowenig wie gegen den Papst hegte er gegen den Kaiser feindliche Gesinnungen. Als Mitglied des schmalkaldischen Bundes, zu dem nur deutsche Fürsten gehörten, ehrte er gleich den andern den Willen des Reichsoberhauptes und entsprach dem nicht nur in Worten, sondern auch durch die That, als er 1542 eine Reiterschar, zu deren Unterhaltung eine neue Steuer im Lande erhoben werden mußte, mit dem deutschen Heere unter Churfürst Joachim von Brandenburg ziehen ließ. So waren also keineswegs die früher so nahen Verbindungen mit Rom und mit Karl V. von Seiten des Herzogs einem feindlichen Groll und Haß gewichen. An Deutschland namentlich sich auch in wissenschaftlichen Bestrebungen mit echt deutscher Gesinnung anzuschließen, war Albrecht's aufrichtiger Wunsch. Wie er aus Deutschland die Lehrer berief, sollten diese auch mit den Stamm- und Sprachgenossen in innigem Verbande bleiben und ihre Wirksamkeit zum Besten derselben verbreiten. Ohne politisch zum deutschen Reichskörper zu gehören, doch diesem an Sitte, Sprache und Denkungsart unverbrüchlich treu zu bleiben: das ist der Charakterzug Preußens in seiner ganzen Entwicklung gewesen und doch am wenigsten von Deutschland erkannt worden! Nicht sowol die seit Jahrhunderten gewohnten Beziehungen zu Rom, als vielmehr der Hinblick auf ganz Italien, wo damals die höchste Bildung und Cultur in der vielseitigen Pflege von Kunst und Wissenschaft sich kundgab, bewogen den Stifter der Königsberger Universität die Bestätigung beim Papste nachzusuchen.

---

*) Praecipimus *puram Evangelii doctrinam* juxta *symbola et consensum catholicae Ecclesiae* Christi populo proponi.

Aber auch nur um eine Gunst und Gefälligkeit so allgemeiner Art den Papst unmittelbar anzugehen, erschien, da man seit zwanzig Jahren mit der römischen Curie jeden schriftlichen Verkehr abgebrochen, unstatthaft, konnte leicht seiner Seits eine falsche Deutung finden oder unberücksichtigt, unbeantwortet bleiben. An eine geeignete Mittelsperson sich zu wenden, die des Herzogs Begehren auf geschickte Weise dem Papste, und nur diesem, nicht der Curie vorlegte, war das Passendste. Sabinus' frühere Verbindungen in Italien mit päpstlichen Legaten und hochgestellten Geistlichen am römischen Hofe ließen sich dafür benutzen. Im Auftrage des Herzogs wandte sich der Rector an den Cardinal Bembus und übersandte zugleich ein eigenhändiges verbindliches Schreiben seines Fürsten, worin das Gesuch an den Papst ausgesprochen war. Aus der Fassung von Sabinus' Brief, der gleichsam nur eine Anknüpfung der frühern freundschaftlichen Verhältnisse zu suchen schien, lernen wir am besten die Politik, die man in der Sache beobachtete, kennen. „Nach meiner Rückkehr aus Italien", schreibt er, „konnte mir, so lieb ich mein Vaterland habe, dennoch Nichts das angenehme Zusammensein mit Ihnen ersetzen, und je älter ich werde, um so mehr fühle ich ein Verlangen nach dem Umgange mit jenen Gelehrten, die ich in Italien kennen lernte. Bei Nichts aber verweilt mein Geist auch jetzt in so weiter Ferne lieber, als bei dem Gedanken an Ihre Weisheit und Ihre Tugend. Hätte mich einerseits nicht Scheu, andrerseits fortwährend Geschäfte abgehalten, ich würde öfters an Sie geschrieben haben. Nun bitte ich inständigst, meiner Unerfahrenheit bisweilen mit Ihrem Rathe zu Hülfe zu kommen. Diesmal aber schreibe ich an Sie nicht blos

von eigner Neigung getrieben, sondern im Interesse der Wissenschaften, weil ich überzeugt bin, daß ich Ihnen, dem alle Welt den höchsten Ruhm der Gelehrsamkeit und der feinen Rednergabe zuerkennt, dadurch nicht lästig fallen werde. Kurz will ich mein Anliegen vorbringen. Obschon in alten Ueberlieferungen die Scythen als die kräftigsten aller Menschen gerühmt werden, weil sie zuerst die Erde, als diese aus dem Chaos von Wasser oder Feuer sich bildete, bewohnten, so zeigt doch die Geschichte auch die große Roheit dieses Scythenstammes und daß selbst in den angrenzenden Ländern kaum einige Cultur durch Gesetze, Erziehung und Staatsverfassung Wurzel fassen konnte. Viel indeß bewirkte der Eifer einiger Fürsten, sodaß jene Völker anfangen, sich etwas zu entwildern. In der gleichen Absicht unternimmt nun der durchlauchtige Fürst Albrecht, Herzog von Preußen, die Umwohner des baltischen Meeres zu den Studien der Wissenschaften aufzufodern, und ruft Männer, die in der lateinischen Sprache, Philosophie und Rechtserklärung erfahren und zum Unterricht geschickt sind, herbei; und schon ist eine ziemliche Anzahl Lehrender und Lernender beisammen in der Stadt, die in unsrer Sprache Königsberg heißt. Wenn Sie diese Gegenden kennten, würden Sie dem Ihr höchstes Lob nicht versagen, der solche Völker zur Bildung, zur Erkenntniß Gottes und zum Begriff der Tugend in keinem geringen Grade zu erheben vermochte. Wahrlich, ich kann versichern, daß dieser Fürst nicht aus Eigennutz, sondern aus keinem andern Grunde Wissenschaft zu verbreiten sucht, als um den Samen der Tugenden zu streuen und die jugendlichen Gemüther durch die Erkenntniß und Liebe alles Edeln und Guten an löbliche Zucht zu gewöhnen. Um diesem Ver-

ein von Gelehrten Ansehen und Dauer zu geben, wendet er sich an die höchste Autorität aller Universitäten, damit nach Herkommen die Promotionen angestellt werden können. Darum, bei der Verehrung, die Sie den Wissenschaften zollen, bitte ich Sie, das päpstliche Privilegium für die Königsberger Hochschule auszuwirken, damit die auf ihr ertheilten Gradus allgemeine Gültigkeit erhalten. Die Gewährung dieser Bitte wird eine Wohlthat für alle Völker sein, zu denen von dieser Lehranstalt aus, sobald sie bestätigt ist, Wissenschaften und Gesetze sich verbreiten. Gewiß werden Sie, der nach göttlichem Rathschluß eine so hohe Stellung im Leben einnimmt, gern um so viele Völker sich verdient machen wollen. Doch was bedarf ich Ihrer Weisheit erst weitläufig auseinanderzusetzen, wie ersprießlich für diese Gegenden der Same der Wissenschaften sei. Nur bitte ich noch einmal, daß Sie nach Ihrer Weisheit und Tugend hierin zum Besten der Wissenschaften helfen und das Privilegium für die Königsberger Universität auswirken wollen und es sobald als möglich herbefördern lassen."

So diplomatisch man aber auch von der einen Seite zu Werke gegangen, von der andern blieb man nicht zurück. Denn wer hätte Rom schon überlistet? Nach länger als einem halben Jahre erfolgte vom Cardinal Bembus eine sehr höfliche Antwort mit mancherlei Entschuldigungen wegen der Verzögerung, aber — keine Erfüllung, wenn man nicht eine bedingte Zusage und eine Hoffnung auf Gewährung für mehr halten will. Es hieß darin, der Papst habe sogleich das Vorhaben des Herzogs gebilligt und gelobt, aber, da die Stadt Königsberg, wenn auch nicht unter der Botmäßigkeit des Kaisers, so doch

unter seinem Schutz stehe, habe der Papst Bedenken getragen, Etwas ohne Vorwissen des Kaisers in der Sache vorzunehmen, zumal es Vielen geschienen, als ob das Verhältniß zwischen beiden hohen Häuptern nicht das beste sei. Nachdem dieser Argwohn geschwunden, habe er (Bembus) die Sache dem Papste von Neuem vorgelegt, aber denselben Bescheid erhalten, daß der Herzog erst des Kaisers Genehmigung einholen müsse. Und als er aus sicherer Quelle, die ihm zugekommen, dargethan, der Kaiser würde kein Bedenken tragen, die Bestätigung zu ertheilen, habe der Papst sich willig finden lassen, in dem Falle seinerseits ohne Verzug das Gleiche zu thun, wenn er zuvor die Abschrift der kaiserlichen Confirmation zu Gesicht bekommen und der Kaiser von diesem Gesuch um das päpstliche Privilegium Nachricht erhalten habe, weßhalb dem päpstlichen Nuntius am kaiserlichen Hofe die nöthige Instruction bereits ertheilt worden sei. Es möchte ihm nun auch Sabinus das kaiserliche Decret zusenden, alsdann wolle er Sorge tragen, daß die päpstliche Bulle ausgestellt werde.

Wer verkennt in diesen Wenn und Aber den diplomatischen Styl der päpstlichen Curie? Hinter höflichen Redensarten und Clauseln, die eigentlich das Gegentheil enthalten, wird des Papstes Bereitwilligkeit erklärt, dem Herzog zu willfahren. Der Cardinal spricht von seinen wiederholten Bemühungen und seinen freundschaftlichen Gesinnungen gegen Sabinus und den Herzog selbst, dessen humanes Schreiben ihm äußerst angenehm gewesen sei, dessen wohlwollende Gesinnung für ihn er nie vergessen werde und dafür sich dankbar erweisen wolle, dem er sobald als möglich nach Wunsch und mit Beisendung der päpstlichen Bulle zu antworten sich vorgenommen habe.

Wie aber die Bulle, ist auch die Antwort nie erfolgt. Den wahren Inhalt des Schreibens und was vom Papste zu erwarten stehe, verkannten wol Sabinus und der Herzog nicht. Mit Rom scheint man in Betreff der Universität die Verhandlungen abgebrochen zu haben, weil sie ohne des Kaisers Vorausbestätigung keinen Erfolg haben konnten. Daß der Papst, der sonst in seinem Thun und Lassen, in Allem, was seiner Autorität zukam oder vorgelegt wurde, sich nicht vom Kaiser, am wenigsten in Zeiten eines Zerwürfnisses oder der Spannung mit ihm, bestimmen ließ, in diesem Falle sich der kaiserlichen Entscheidung unterordnen zu müssen vorgab, erscheint um so mehr als nichtiger Vorwand, als, was auch Bembus eingesteht, über Königsberg und ganz Preußen nicht des Kaisers Scepter reiche, und selbst, wenn dies der Fall gewesen, die Errichtung einer Hochschule jedem Landesfürsten zustand. Kurz, die Bewilligung des päpstlichen Privilegiums wurde ohne genügende Gründe versagt, wenn sich auch der wahre Grund leicht erkennen läßt. Eine protestantische Universität, die sich vornehmlich die Förderung der Religion, d. h. der Lutherischen Lehren, zur Aufgabe machte, mußte dem Papste ein Dorn im Auge sein, und ihr seine Sanction zu ertheilen, diese Zumuthung wäre wol mit Zorneswortten, mit Androhung von Bann und Interdict erwidert worden, wenn man nicht von der andern Seite so höflich gebeten, und zwar gebeten, warum man gar nicht zu bitten brauchte, und wenn man nicht von Seiten Roms noch die Hoffnung genährt hätte, den Herzog Albrecht in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Denn noch später ward durch päpstliche Legaten und Jesuiten öffentlich und geheim der Versuch dazu gemacht.

Den Erfolg der Verhandlungen mit Kaiser Karl V., der in dem Schreiben des Cardinals Bembus als ein günstiger für den Herzog in fast gewisse Aussicht gestellt wird, kennen wir aus näheren Nachrichten nicht; doch muß er sich bald illusorisch gezeigt haben. Bei der feindlichen Gesinnung des Deutschmeisters und der deutschen Ordenscomthure, die wiederholentlich den Kaiser angingen, mit Waffengewalt Preußen dem abtrünnigen Ordensmeister zu entreißen, waren weder Albrecht's Rechtfertigungen, die er wider jene Anschuldigungen publiciren ließ, noch die im Türkenkriege geleisteten Dienste vermögend, bei Karl V. eine Aufhebung der Acht zu bewirken. Im Jahre 1545 steigerte sich überdies das gespannte Verhältniß zwischen dem Kaiser und den Schmalkaldischen Bundesfürsten so sehr, daß nur das Schwert entscheiden konnte. Nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Krieges schien es, zumal da der kühnste Glaubensheld und Vorkämpfer nicht mehr lebte, in Karl's Hand gegeben, die Reformation zu ersticken und alle protestantischen Fürsten und Länder zum alten Glauben zurückzuführen. Zwar das drohende Ungewitter, welches in Deutschland über der evangelischen Kirche sich thürmte, raubte dem Herzog nicht sein Gottvertrauen und den unerschütterlichen Muth; aber konnte er hoffen, der Kaiser werde nach Aufhebung der Wittenberger Universität die seine zu bestätigen geneigt sein? Und wenn sich auch der Himmel über Wittenberg, Sachsen und Deutschland wieder aufhellte, so grollte Karl V. in seinen letzten Regierungsjahren heftiger als in früheren Tagen den protestantischen Fürsten, die unerwartet ihm den Sieg entrissen und einen Religionsfrieden, der ihren Glauben schützte, erkämpft hatten. So lange also Karl

Deutschlands Scepter in Händen hielt, war für die Universität Königsberg ein kaiserliches Bestätigungsdecret nicht auszuwirken. Indeß glaubten Rector und Senat, daß eine höhere Confirmation für das Gedeihen und Ansehen der Hochschule nothwendig sei. Sie baten inständigst den Herzog, bei dem Oberlehnsherrn, dem Könige von Polen, solche nachzusuchen, vielleicht in der richtigen Voraussetzung, daß bei vorkommenden Meinungsverschiedenheiten und Streitfragen zwischen der Akademie und dem Landesherrn oder dessen Räthen der Oberlehnsherr den geeignetsten Schiedsrichter abgebe. War es nun dies eben, was Albrecht nicht wünschte, oder wollte er, was er für sein Land vergeblich erstrebt, es nämlich der Abhängigkeit Polens zu entziehen, wenigstens für die Universität, wenn er sie zu einer deutschen unter kaiserlichen Privilegien mache, auswirken? Die Zeitläufe entsprachen seinen Wünschen nicht; er gab der Bitte des Senats nach und suchte bei König Sigismund August, unter dem die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Preußen und Polen noch fester und inniger als unter Sigismund I. geworden waren, die erfoderlichen Privilegien nach. Gern war der König dazu bereit und ertheilte mit der Confirmation der preußischen Hochschule zugleich alle die Freiheiten und Rechte, die seine Landesuniversität Krakau (seit 1364) besaß. Während der Verhandlungen mit Polen war aber Albrecht noch einmal bemüht gewesen, die kaiserliche Bestätigung zu erhalten. Bei dem mildern, wenn auch strenggläubigen Ferdinand I. hoffte er eher als bei Karl V. sein Bemühen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Seinem Schwiegersohne, Herzog Johann Albrecht von Meklenburg ward die Vermittlung übertragen. Wirklich erlangte dieser auf dem Reichstage zu

Augsburg (1559) vom Kaiser, daß er der Königsberger Universität die Privilegien der Jenaer zu ertheilen versprach. Die Freude über diese Aussicht wurde indeß bald getrübt, da von den Privilegien die Promotionen in der theologischen Fakultät ausgenommen sein sollten. Entweder war das Zugeständniß zu Augsburg eine absichtliche Täuschung, oder der Kaiser hatte mehr versprochen, als nachher seine Beichtväter und Räthe zu bewilligen für zulässig erkannten. Noch einmal ersuchten Albrecht und der akademische Senat den mecklenburger Herzog, die vollständigen Privilegien, wie sie anfangs zugesagt worden, bei Ferdinand auszuwirken, damit nicht der evangelischen Kirche und der Akademie für die Zukunft ein Nachtheil, eine Unehre bereitet werde. Wenn aber gleichwol dies nicht abzuwenden sei, wolle man auch mit den verstümmelten Privilegien sich begnügen, falls diese nur baldigst ertheilt und überschickt würden. Ob des Kaisers Rathgeber auch nicht einmal so viel einer ketzerischen Hochschule zugestehen wollten, oder ob die am 28. März 1560 zu Wilda ertheilten und bereits von der polnischen Reichskanzlei zugesandten Privilegien, für die sich der Senat immer mehr als für die kaiserlichen erklärt hatte, der Herzog, ohne Aergerniß zu erregen, nicht länger der Veröffentlichung vorenthalten durfte, mag dahingestellt sein. Genug, eine kaiserliche Bestätigung der Königsberger Universität ist nie erfolgt, die Publication der polnischen fand am 29. September 1561 in der Domkirche in Gegenwart der Landesherrschaft und der Deputirten von allen Landständen unter vielen Feierlichkeiten statt, deren Beschluß eine Magisterpromotion von fünf Candidaten der Philosophie machte.

Erfoderten es die äußern Verhältnisse der Königsberger

Universität, der Zeit nach vorzugreifen, so bieten für deren innere Geschichte sich schon in den ersten Jahren interessante Momente dar, bei denen wir verweilen dürfen. Daß die neue Hochschule, zumal bei ihrer entfernten Lage und in einem Lande, das höherer Bildung noch sehr entbehrte, nicht gleich eine große Anzahl Studirender zählte, ist begreiflich. Wenn die Haupttendenz des Stifters war, durch eine Landesuniversität dem religiösen Aufschwunge der Nation einen wissenschaftlichen Stützpunkt zu geben und durch eine allgemeine Bildung für's Leben die Erkenntniß der heiligsten Dinge und Interessen zu läutern, so entsprach dies mehr den Bedürfnissen des Landes als den Ansprüchen Derer, die in den Wissenschaften selbst die Befriedigung des Geistes und in der höchsten Entwicklung den Keim des intellektuellen Fortschrittes suchten. Daher gingen nach wie vor die reicheren und fähigeren Jünglinge auf fremde Hochschulen, die sowol eine größere Anzahl von Lehrern als auch einen bedeutendern Lehrapparat, wie Bibliotheken, theologische und pädagogische Seminare, juridische, medicinische, naturwissenschaftliche u. dergl. Institute, besaßen. Dagegen mußte Preußen noch viele Ausländer berufen, um mit ihnen die erfoderlichen Stellen im Staate wie in der Kirche zu besetzen. Dies lockte denn aber auch Studirende herbei, die einer künftigen Beförderung im preußischen Staate gewiß sein konnten. Aus solcher Bevorzugung der Fremden erwuchs damals noch dem Lande kein Nachtheil; doch um ihrer allmälig zu entbehren und Inländer geschickt für alle Zweige wissenschaftlicher Praxis zu machen, gründete Albrecht eben die Universität Königsberg.

Dieser Zweck mußte bei Besetzung der Lehrstellen im Auge behalten werden. Vorläufig genügte für jede der

obern Fakultäten eine Professur, gleichsam nur, dieselben zu repräsentiren und Denen, die hier ihre Studien in einer Fachwissenschaft machten, oder nach Vollendung ihrer allgemeinen Ausbildung in der philosophischen Fakultät in eine der obern Fakultäten traten, Gelegenheit zu praktischer Fortbildung zu geben. So war Rapagelan für Theologie, Jonas für Rechtswissenschaft, Brettschneider für Medicin, dagegen die übrigen: Culvensis, Isinder, Hoppe, Reinich, Gnapheus, Mittag, Pontanus, für die verschiedenen Zweige der philosophischen, d. h. allgemein bildenden Wissenschaften, die Humaniora, angestellt. Es liegt kein Widerspruch darin, daß eine Universität, die vornehmlich der Religion wegen gegründet wurde, nur einen Professor in der theologischen und, wenn wir den Rector Sabinus mitnehmen, eilf in der philosophischen Fakultät zählte. Denn einmal sollten nicht blos Theologen gebildet werden, dann aber auch diese sich eine vielseitige Kenntniß aneignen, sowie umgekehrt alle Studirenden die Kenntniß der Bibel nicht entbehren. Darum für die Vorbildung der Theologen die reichlich besetzte philosophische Fakultät und die Professur der Theologie für alle Studirenden bestimmt ward. Erfüllt war des Gründers Absicht, wenn sämmtliche Universitätslehrer im Geiste des Lutherthums den Unterricht in ihren Vorlesungen ertheilten. Dafür bürgte schon, daß keiner ohne Melanchthon's Empfehlung und Gutachten berufen und alle Schüler oder Zöglinge der Reformatoren waren. Daß sie in dem gleichen Geiste den Unterricht leiteten, wie sie ihn selber empfangen, darüber mußte der Rector wachen oder Albrecht wandte sich in vorkommenden Fällen einer Fahrlässigkeit und Abweichung von dem vorgeschriebenen Lehrplane an Melanchthon. Hievon gibt der oben schon erwähnte Brief

vom 14. Februar 1545, dessen nähere Veranlassung anzugeben wir bis hieher verschoben haben, einen deutlichen Beweis, sowie er von den damaligen Zuständen, von dem Geiste der Universität ein sehr anschauliches Bild gewährt. Nicht nur waren unter den Professoren Unordnungen und Zerwürfnisse, die dem Herzoge misfielen, entstanden, sondern es hatte dieser auch persönlich Widerstand an dem gesammten Senate gefunden, sodaß wir seine Milde fast in ein herrisches Gebieten verwandelt sehen. Es bewahrt das hiesige Universitätsarchiv ein Schreiben auf, in welchem Albrecht dem Rector und dem ganzen Senate befiehlt, die auf andern Universitäten üblichen Promotionen nicht länger aufzuschieben, falls er sonst andere Professoren, die es williger thäten, berufen werde. Wir erfahren nicht, warum man seinem Wunsche nicht entsprochen, warum nicht eher als im Jahre 1548 eine Promotion, und diese nur auf des Herzogs Kosten, stattgefunden hat; ob die großen Kosten, die damit verknüpft waren, ob die Unzulässigkeit der Candidaten, der Mangel an Statuten oder der an päpstlicher, kaiserlicher oder sonst einer höhern Bestätigung der Akademie, was für die akademischen Grade vornehmlich wichtig schien, den Senat schwierig machten. Das Resultat zeigt, daß Albrecht sich fügte und seinem heißen Wunsche vorerst entsagte. Nachhaltiger waren die Zerwürfnisse im Schoose der Akademie selbst. Der Rector Georg Sabinus entsprach zwar bei allen Anordnungen und Einrichtungen nur dem Willen seines Herrn, mußte aber, weil die Professoren sich nicht immer willig fügten, zu strengeren Maßregeln, die ihm seine Amtsgewalt gestattete, greifen. Daraus entstanden nun Parteiungen für und wider ihn, Verleumdungen und nachtheilige Gerüchte, die

sich auch über Königsberg hinaus nach fremden Orten verbreiteten, und sogar Widersetzlichkeiten, die eine strengere Ahndung heischten. Immer finden wir Albrecht mit dem Verfahren Sabinus' einverstanden, was er in vertraulichen Briefen an Melanchthon, wie auch öffentlich in der Einleitung zu den akademischen Statuten vom Jahre 1546 ausspricht. Als er erfahren, daß man Sabinus, sowie Rapagelan und Gnapheus ehrenrührig in Wittenberg verleumdet hatte, schrieb er den erwähnten Brief an Melanchthon, um ihn von der Grundlosigkeit der übeln Nachrede zu überzeugen. Wir setzen folgende Stelle, die sowol die Gesinnung des Herzogs über die drei Genannten als ihre Verhältnisse in Königsberg uns darthut, hieher:

„Erstlich, soviel den Rector betrifft, zeugen wir, daß er allhie einen ehrbaren und gottesfürchtigen Wandel führt, auch seinem befohlenen Amte unseres Wissens fleißig vorsteht; denn er, wie wir nicht anders vermerkt, mit höchstem Fleiße und seines besten Verstandes, was zur göttlichen Ehr, auch Nutz und Dignität der Universität zu vermehren und zu erhalten, nichts minder, was zur Unterweisung und Zucht der Jugend gehörig, fördern und fortsetzen thut. Hierüber ist durch ihn viel Zwietracht und Uneinigkeit unter den Professoren aufgehoben, damit er dann, daß er nichts Lieberes dann gemeine Eintracht begehre, genugsam angezeigt. Und möchten wohl leiden, daß auch die Andern mit solchem Fleiß über der Eintracht, dadurch unseres Ermessens die Universität nicht wenig zuzunehmen, hielten; denn, wie wir bericht, etliche unter ihnen, darob wir wenig Gefallens, durch Ambition neue Zwietracht und Zänke erwecken, auch Anders, das zur Einigkeit gereichen möchte, verhindern sollen; darob sie dann

ohne Ruhm unsre gnädige Sanftmuth misbrauchen. — Ferner wissen wir anders nicht, daß berührter Doctor Stanislaus (Rapagelanus), wie einem gottesfürchtigen und christlichen Theologen geziemt, lebet und sich führet, und ist nichts daran, das die Misgönner in Wittenberg ausgesprengt, als sollt er leichtfertig von seinen Präceptoren reden und ein Stifter der Zwietracht darum sein, daß er den Magister Gnapheus und Andere beschützen und vertreten thäte. Denn wir zu mehren malen in seinen öffentlichen Vorlesungen und Disputationen gewesen und gehöret, daß er von der ganzen löblichen Wittenbergischen Universität, nichts minder den ehrwürdigen, achtbaren und hochgelehrten unsern besondern Lieben Herren Martin Luther und Johann Buchenhagen, beiden der heiligen göttlichen Schrift Doctoren, desgleichen eurer Person aufs aller Ehrlichste und Löblichste geredet; ist auch keiner öffentlichen Zwietracht Stifter, vielweniger Anhänger, es wäre denn, daß man ihn deshalb dafür achten wollte, welches dann unsres Bedünkens unbillig, daß er etlichen Zänkischen in allen Dingen nicht beifällt. — Daß man auch den Magister Gnapheus als einen Sacramentarier angibt, geschieht unsers Erachtens unbillig, denn er sich desselben Argwohns, darin er gesteckt, entledigt hat. Erstlich in Gegenwart stattlicher Männer, als nämlich des Rectors, Doctor Briesmann's Dompredigers, Doctor Stanislaus, Magister Johann Dotschel's Hofpredigers und Magister Johann Lohmüller's unsers Raths; darnach in der Kirche mit öffentlicher Gebrauchung des Abendmahls Christi; letztlich auch mit einem leiblichen Eide, welches Notel wir euch hierin verschlossen überschicken, welchen Eid er dem Rector in versammeltem Concil der Universität, da ihm das Pädagogium befohlen,

gethan hat, bekennt. — Dieweil denn dem also, so ist unser gnädiges Sinnen, ihr wollet solchem Angeben nicht leichtlich, sondern diesem unserm Bericht stattgeben. Denn ihr befinden sollt, daß ihnen Unrecht geschieht und vielmehr solche Angeber, die dergleichen von hinnen schreiben, dadurch ehrlicher Leute guter Ruf angegriffen und die Hoheit der Universität verletzt wird, namhaftig machen, auf daß man Andren zur Scheu zur Nothdurft mit ihnen daraus zu reden."

Auch wir wünschten die Angeber namhaft gemacht, um die Gegner der drei Männer kennen zu lernen. Aber Melanchthon vermeidet in seiner Antwort alles Gehässige, wünscht nur dem Herzoge zum gedeihlichen Fortschritte der neuen Hochschule Glück und erwidert auf die lange Rechtfertigung, die der Herzog zu Gunsten der Verleumdeten gegeben, die kurzen Worte: „Es ist für die Herren Doctoren allhie und für mich keine Rede kommen, die Jemands beschwert hätte." Mag dem gewesen sein, wie ihm wolle, des Herzogs Brief enthält für uns wichtige Aufschlüsse. Daß die reine Lehre der Reformatoren an der Universität bewahrt werde, zeigt sich Albrecht eifrig bedacht. Was werden mit Gnapheus, dem vielfach Verfolgten, für Proceduren angestellt, ehe er von dem Argwohn, den er erweckt hat, sich reinigt! Weil ihn Rapagelan beschützt und vertreten, ist auch dieser verdächtig geworden, von der reinen Wittenberger Lehre abgefallen zu sein! So lange der Herzog ihrer und des Rectors sich annimmt, können alle Verleumdungen ihnen nicht schaden. Und doch! Alle drei Männer sind das Opfer der wider sie geschmiedeten Ränke, oder der Spaltungen und Zerwürfnisse unter den Professoren geworden. Den hochbejahrten Rapagelan brach-

ten, wie dies Herzog Albrecht an Melanchthon schreibt, die Kränkungen, die ihm widerfuhren, schon im Frühjahr 1545 in's Grab. Ueber Gnapheus' und Sabinus' Fortgang von Königsberg berichten wir später. Damals stand Letzterer noch in so hohem Ansehen, welches er nach der ihm zugestandenen Amtsgewalt gebrauchte, um Eintracht zu erhalten oder Widerspenstige zu züchtigen. Auch hiefür gibt es ein frühes Beispiel. Die beiden Professoren Mittag und Reinich erhielten — es ist unbekannt, aus welchen Gründen — die Quartalkündigung (im Juli 1545). Ungehalten darüber, stellten sie nicht nur sogleich ihre Vorlesungen ein, sondern ließen auch einen Anschlag am schwarzen Bret und andern Orten machen, worin sie wider den Rector eine Erklärung in leidenschaftlichen Ausdrücken abgaben und gewissermaßen an die öffentliche Meinung, an Studenten und Bürgerschaft, appellirten. Wegen dieses ungesetzlichen, aufrührerischen Verfahrens verhängte Sabinus über sie die Strafe der Relegation und der Senat genehmigte das Urtheil. Da wandten sich die Verurtheilten an den Herzog, der aber von seinem Jagdschlosse Neuhausen am 23. August folgenden Bescheid ertheilte: Da ihre Supplication über die Entlassung und über die Relegation Beschwerde führe, so gebe er im ersten Punkte, da gesetzlich eine Quartalkündigung stattgefunden und kein Professor auf Lebenszeit angestellt sei, dem Rector völlig Recht. Wegen der Relegation, die freilich ihr Betragen nach sich gezogen, wolle er von ihrem einstweiligen Verhalten die Entscheidung abhängen lassen. — Bei der Entlassung Beider verblieb es und das Gehalt für die Vorlesungen wurde ihnen nach der Zahl der ausgefallenen

Stunden, bei Mittag zu 35, bei Reinich zu 28 Schilling berechnet, verkürzt.

Eine Hauptaufgabe für den Rector war die Anfertigung der Statuten und, nicht minder schwierig als sie, die Regulirung der Gehalte für sämmtliche Mitglieder der Universität, weil er einerseits den Wünschen des Herzogs, andrerseits den Collegen im Senat nicht immer in gleicher Weise zu entsprechen vermochte. In Betreff der Statuten ließ ihm Albrecht freie Hand und verlangte nur abschnittsweise dieselben vorgelegt zu erhalten. Die wichtigsten Punkte besprachen Beide mündlich oder verhandelten darüber auch schriftlich, nachdem der Herzog den Rath Andrer aus seiner Umgebung angehört hatte. Bereits vor Ende des Jahres 1544 hören wir von Statuten der philosophischen Fakultät, der einzigen, die in einiger Vollständigkeit vorhanden, während die drei andern, wie wir gesehen, nur erst repräsentirt waren. Aber erst zwei Jahre darnach wurden jene Statuten oder, wie sie genannt werden, Constitutionen vollendet, und am 28. Juni 1546 vom Herzog unterschrieben. Aus ihnen ist die Verfassung der neuangelegten Akademie, so weit sie das Amt und die Jurisdiction des Rectors, die Geschäfte der Decane, die Bedeutung des Senats, einige Verwaltungszweige und Functionen bei der Universität, die Vorlesungen, Disputationen und Declamationen der Professoren und das Verhalten der Studirenden betrifft, wol schon deutlich zu erkennen, aber zugleich auch sichtbar, daß sie nur erst das Wichtigste und Nothwendigste feststellten und bald eine Ausführung im Einzelnen nöthig machen mußten. Darum haben sie mehr ein historisches als sächliches Interesse für uns. Im Eingange erklärt der Herzog, daß er die Verordnungen alle

reiflich erwogen und die angesehensten, verständigsten Männer zu Rathe gezogen habe. Zu diesen gehörten denn auch die wittenberger Rathgeber. Als im Herbste des Jahres 1545 Albrecht nach Deutschland reiste — vornehmlich um eine Sühne zwischen seinen Vettern, den Markgrafen Albrecht und Georg Friedrich von Brandenburg, zu Stande zu bringen — verweilte er auf dem Rückwege zwei Tage (8. und 9. December) in Wittenberg und unterredete sich mit Luther, Melanchthon und andern Gelehrten. Neben religiösen Gegenständen kam auch das Gespräch sicherlich auf seine Albertina, deren Statuten er bereits fertig jenen Männern vorlegen konnte. Melanchthon und Camerarius hatte er schon früher wegen der Doctorpromotionen befragt, und Ersterem wurden, wie aus einem 1546 an Albrecht abgestatteten Berichte der Akademie erhellet, die Constitutionen vor der Veröffentlichung noch einmal übersendet. So hatte auch an diesem Werke Melanchthon Antheil, wie an Allem, was der königsberger Hochschule bei ihrer Einrichtung Heil brachte.

Weit entfernt war der Gründer unsrer Albertina, eine Norm für alle Zeiten in jenen Constitutionen geben zu wollen. Doch in Bezug auf die Verwaltung und die Jurisdiction hielt er es für angemessen, damit die Hochschule nicht fremder Willkür überlassen werde, nur mit seiner und seiner Nachkommen Genehmigung Aenderungen zu gestatten. Dagegen überließ er dem Rector und Senat, die Studien und die Disciplin der akademischen Jugend nach ihrem Gutbefinden zu leiten und zu überwachen und in Betreff beider an den Statuten zeitgemäß zu ändern, zu verbessern und Neues hinzuzufügen. Wenn irgend etwas, beweist es Albrecht's Beruf, eine Universität zu

stiften, daß er die Anstalt fast nur ihren Lehrern und deren Ermessen überließ, nie gewaltsam, nie hemmend eingriff. Nicht hoch genug ist sein Verdienst zu rühmen, daß er die zwei Hauptbedingungen des akademischen Lebens, äußere Ruhe und innere Freiheit, seiner Universität zu gewähren und zu erhalten stets bemüht gewesen, und das in Zeiten, wo gefährliche und mächtige Gegner ihn bedrohten; unter Verhältnissen, wo mit Leidenschaft Völker wie Individuen an Staat und Kirche rüttelten und die Gelehrten oft fanatischer waren als selbst der rohe Haufe. Auch in jenen Stürmen des Religionseifers, von denen die Universität Königsberg ganz besonders heimgesucht ward, sahen wir Herzog Albrecht, selbst wenn er einer Parteinahme nicht widerstehen kann, nie zu Beschränkung der Freiheit, nie zum Widerruf einmal gethaner Versprechungen schreiten. Wol Mangel an Energie, nicht aber unwürdige Inconsequenzen darf man ihm zum Vorwurfe machen!

Ein Punkt in den Statuten missfiel mehren Professoren und steigerte ihren Haß gegen Sabinus, weil sie diesen, nicht den Fürsten für den Urheber desselben ansahen. Es hieß nämlich: In der Folge solle bei der königsberger Universität, wie es bei andern deutschen Hochschulen üblich sei, das Amt des Rectors halbjährig wechseln, vorerst jedoch an Georg Sabinus für Lebenszeit übertragen sein. Als Gründe dafür waren angegeben: Erstlich, daß Sabinus um die Gründung der Akademie große Verdienste habe; zweitens: daß eine Aenderung und ein Wechsel der obersten Leitung gleich in den ersten Jahren nachtheilig erscheine. „Darum soll er (Sabinus) ununterbrochen das Amt verwalten und nicht von seiner Stelle verdrängt werden, so lange er an Unserer Universität lebt, es sei

denn, daß Wir oder Unsere Nachfolger aus erheblichen Gründen ihn entfernen, oder er selbst, der Amtsgeschäfte überdrüssig, das Rectoramt aus freiem Willen niederlegt. Doch auch dann soll ihm kein Nachtheil daraus erwachsen und ihm auch nach seiner Abdankung, so lange er an Unserer Universität Vorlesungen hält, das volle Gehalt, wie er's jetzt bezieht, stets verbleiben." Man macht Sabinus den Vorwurf, er habe dies und Anderes eigenmächtig in die Statuten eingerückt, bis der Herzog durch den Kanzler Johann von Kreutz dem Senate anzeigen ließ, daß der Verdacht gegen Sabinus, als habe derselbe willkürlich Etwas an den Statuten geändert, grundlos, vielmehr Alles mit seiner Genehmigung und auf seinen Befehl festgesetzt sei. Damit mußte sich der Senat zufrieden geben. Zu der Misbilligung, daß mit dem Rectorat zu Gunsten Sabinus' von vorn herein eine Aenderung gemacht werde, hatten die unterdeß begonnenen Verhandlungen wegen fester Besoldung der Professoren viel beigetragen, weil hier der Rector als Vermittler zwischen dem Herzoge und dem Senate keinen so bestimmten Beschluß des Erstern auswirken und noch weniger die Anfoderungen des letztern befriedigen konnte. Der Vorwurf aber, als habe Sabinus nur für sich gesorgt und die Gehaltssicherung seiner Collegen lässig betrieben, scheint noch ungegründeter als der obige Verdacht. In der Sache selbst lag die Schwierigkeit, die der Herzog nicht eigenmächtig zu beseitigen und die Professoren, ohne von höhern Foderungen abzustehen, nicht zu mindern sich entschlossen zeigten. Wir erwähnten bereits des heftigen Streits vor Einweihung der Universität; nur auf ein Jahr hatte man sich also geeinigt, daß der Rector die ihm zugesicherte Summe von

361 Gulden 20 Groschen, Rapagelan, Jonas und Brettschneider jeder 200, Isinder 150, Gnapheus 133, Hoppe, Mittag und Pontanus Jeder 100, Reinich 80, Culvensis, der eine Minderzahl der Stunden sich ausbedungen, 66 Gulden 20 Groschen erhielt. Man sah aber bald ein, daß ohne Feststellung der Gehalte nach den Lehrstellen die Vertheilung willkürlich und für Manchen verletzend sei und nothwendig zu Streit und Feindschaft, zu Fahrlässigkeit der Einen, zu Anmaßung der Andern Anlaß gebe. Daher stellte bereits 1545 der Senat eine Berathung über Fixirung der Besoldungen an, und als man sich nicht vereinigen konnte, ward die Sache an den Herzog gebracht. Der fand in dem vom Rector eingereichten Entwurf, daß einige Gehalte zu hoch und viel höher als auf irgend einer deutschen Universität angesetzt seien, und wollte, daß noch einmal der Senat die Sache überlege. Nachdem zwei Jahre verflossen, ohne ein Resultat zu geben, bat abermals die Universität den Fürsten, er möchte zur Verhütung aller Mishelligkeiten die Besoldungen nach seinem Gutbefinden festsetzen. Weil man aber wiederum einen Etat für alle Lehrfächer und Bedienungen zu geneigter Berücksichtigung eingereicht, der die Geldkräfte des Herzogs überstieg, hielt er dafür, nur die nothwendigsten Stellen zu besetzen. Besonders meinte er, wie wünschenswerth die angegebene Vermehrung der philosophischen Professoren auch sei, verlange doch die nothwendige Rücksicht auf die theologische Fakultät die Anstellung mehrer Docenten. Dagegen schien ihm in dem Etat mancher Anschlag für die Bedienungen, z. B. für den Oekonomen des Collegiums, zu hoch, statt zwei Pedellen vorläufig einer hinreichend. Nach vielfachem Hin- und Herschreiben

und mündlichem Besprechen ward endlich die Sache am 4. März 1547 abgemacht und festgestellt, daß fortan in den drei obern Fakultäten der erste Professor 200 Gulden, der zweite 150 erhalten, in der philosophischen Fakultät eine jede der sieben Professuren, welche Zahl man als vorläufig genügend ansah, mit 100 Gulden, nur die Stelle des Grammatikers, welche dem Archipädagogen zukomme, mit 60 Gulden, die andern Lehrerstellen beim Particular mit 30 Gulden angesetzt werden, und was dann von der für die Universität zu verwendenden Summe noch übrig bleibe, zur Besoldung des Oekonoms, der Pedelle, des Notars und zu sonst vorkommenden gemeinen Ausgaben genügen solle. So hat die Akademie die Entscheidung dem Fürsten, der eine friedliche Einigung der Professoren erwartet und jede Anstellung Neuberufener nach deren persönlicher Tüchtigkeit oder nach der Nothwendigkeit, die sich bald in dieser, bald in jener Wissenschaft herausstellen werde, für zweckmäßiger gehalten hatte, fast aufgedrungen. Haben wir mit Recht die frühe Entstehung von Nominalprofessuren, die sicherlich dem Wesen der Wissenschaften unangemessen sind, zu bedauern, müssen wir doch zur Rechtfertigung des Senats eingestehen, daß der Willkür und persönlichen Begünstigung nur auf diese Weise gesteuert werden konnte. Ueberdies gestattete damals der niedere Stand der Gelehrsamkeit, die mehr in einer Vielseitigkeit als in einer Gründlichkeit des Wissens ihren Ruhm suchte, leicht den Uebergang von einer Lehrstelle zur andern, ja von einer Fakultät zur andern, sodaß kein Universitätslehrer bei einem Fache zu verharren brauchte und sich, sobald er aus der philosophischen Fakultät in eine der obern trat, verbesserte, was heutzutage nur gestattet ist,

wenn aus besondern Ursachen die Regierung den Uebertritt von einem Professor oder Privatdocenten als wünschenswerth oder nothwendig erachtet.

Keineswegs war mit der Feststellung der akademischen Besoldungen der Keim zu fernern Streitigkeiten erstickt. Vielmehr sehen wir diese in einem solchen Maße aufschießen, daß die schöne Saat, die der Stifter zum Heil seines Volkes in den Boden der Wissenschaften ausgestreut hatte, erstickt zu werden drohte. Auch war es leider nicht der Drang der Ueberzeugung, welcher wol zuweilen die redlichsten Kämpfer für Wahrheit und Licht zu gefährlichem Feuereifer entflammen kann, sondern ein viel unlautereres Motiv, welches unter dem Deckmantel wissenschaftlicher oder religiöser Ueberzeugung Hader und Zwist hervorrief. Bereits war der Mann eingetroffen, der vornehmlich zu neuem Streit und zu Entfernung oder Zurücksetzung der verdientesten Männer Anlaß gab. Wir meinen jenen Friedrich Staphylus, den der Herzog schon 1543 für seine Schule zu gewinnen suchte und der seine Anträge weder entschieden abgelehnt, noch mit bestimmter Zusage angenommen hatte. Zwar waren die zwei Jahre, die er noch in Wittenberg zu bleiben gewünscht, erst mit Ausgang 1545 abgelaufen, und da er dort die Aufsicht und Leitung eines jungen Grafen übernommen, mochte seine Entschließung nicht von ihm allein abhängig sein. Aber wenn er den Herzog auf eine abermalige Auffoderung von einer Frist zur andern, unter dem Vorwande, daß er sich noch nicht stark genug fühle — welche Bescheidenheit er später nicht bewies —, hinhielt, so gehörte wahrlich dieses Fürsten große Nachsicht dazu, um den Unentschlossenen nicht früher aufzugeben. Als im Mai 1545 Rapagelan

den Kränkungen, die er von seinen Collegen erfahren, wie bei seinem vorgerückten Alter und schwächlichem Körper nicht unwahrscheinlich ist, unterlegen, war die bis dahin noch einzige Professur der Theologie unbesetzt und wurde nur durch Gnapheus vertreten, der aber neben seinen vielen Geschäften als Archipädagog nicht auf längere Zeit die wichtigste Professur mit der erfoderlichen Sorgfalt wahrnehmen konnte. Daher war eine schleunige Wiederbesetzung um so dringender. Im Auftrage des Herzogs schrieb (am 30. Juni 1545) Sabinus an Melanchthon, Jemanden für die erledigte Stelle in Vorschlag zu bringen, der wo möglich der polnischen Sprache kundig wäre, gedachte auch des Staphylus, den der verstorbene Rapagelan als tüchtig gerühmt habe. Gleichzeitig richtete der Herzog an seinen wittenberger Rathgeber ein Schreiben, worin neben verschiedenen, die Universität betreffenden Anfragen auch die wegen eines Professors der Mathematik, wozu er den Mathias Lauterwald namhaft bezeichnete, und wegen eines geeigneten theologischen Lectors gemacht war, ohne daß grade Staphylus genannt wurde, sei es, daß Albrecht einen ältern, erfahrenern Mann wünschte, oder daß er Staphylus nicht vor Ablauf der zwei Jahre, die er ihm nachgegeben, von Wittenberg abrufen wollte. Auf diesen brachten ihn hier Sabinus, dort Melanchthon. Denn es schrieb der Letztere auf die Anfrage wegen des theologischen Professors: „Weiter füge ich Philippus E. F. G. unterthänigst zu wissen, vom Lector theologicus, daß ich Magister Friderich Staphylus dazu tüchtig achte; denn er ist gottesfürchtig, wohlgelahrt in christlicher Lehre und andern löblichen Künsten und Sprachen. So kann er polnische und litthauische Sprache. Auch hat er allhier einen jungen

Grafen und Andere lange Zeit in seiner Zucht gehabt, daß ich ihn sittig und nicht leichtfertig erkannt habe, und hoffe, er werde bei der einigen, reinen, wahrhaftigen Lehr beständiglich bleiben und Einträchtigkeit der Kirche Christi treulich helfen erhalten, wo er sein Wesen haben wird. Ich hab auch mit ihm geredet, ob er E. F. G. dienen wolle, und ihm des Herrn Rectors Brief zu lesen gegeben, darauf er sich gegen mich also hat vernehmen lassen, daß er ein besonders unterthänig Gemüth zu E. F. G., als einem weisen, christlichen, hochlöblichen Fürsten, der durch Gottes Gnade viel Gutes wirkt, habe; er besorge aber, er sei solcher hohen Lection in Theologie noch zu schwach, gleichwol, so ihm E. F. G. schreiben würden und ihn auffordern, wolle er mit Rath der Herrn Doctoren allhier E. F. G. unterthänig Antwort schreiben. So ihm nun E. F. G. gnädiglich schreiben und mir dabei Befehl thun werden, will ich es unterthänig fördern; denn ich wahrlich gegenwärtig an diesen Universitäten keine Person zu dieser Lection tüchtiger zu nennen wüßte." Dieser zuletzt genannte Grund ließ denn wol Albrecht keine Wahl; doch hoffte er, woran ihm besonders lag, Staphylus werde nicht zögern und ihn, wenn er im Herbste 1545 auf seiner Reise durch Wittenberg komme, nach Preußen begleiten. Darum schrieb er (am 6. September) kurz vor seiner Abreise von Königsberg an Melanchthon, Staphylus möge seine Verhältnisse so einrichten, daß er ihn auf seinem Rückwege begleiten könne. Allein Staphylus war zu keiner bestimmten Entschließung zu bringen, und fast ungehalten über ihn reiste der Herzog von Wittenberg nach Berlin. Da trat Melanchthon wieder ins Mittel, entschuldigte seinen Schützling und strich abermals dessen Fähigkeiten her-

aus. Der Herzog ließ sich überreden und antwortete von Berlin aus (16. December 1545): „Er wolle mit der verlangten Frist, bis zu welcher Staphylus in seine Dienste zu treten sich ausbedungen, aus beweglichen Gründen zufrieden sein; doch möchte Melanchthon selbst auch darauf bedacht sein, daß diese Frist bestimmt eingehalten werde.“ Als Albrecht nach Königsberg zurückkam, zeigte sich aber, daß der Universität, wenn länger die theologische Professur unbesetzt bleibe, der größte Nachtheil erwachsen werde, weil die jungen Theologen, die dort studirten, theils mit der einstweiligen Vertretung, theils mit der längern Vacanz bis zu Staphylus' Ankunft unzufrieden waren. Daher schrieb er schon am 20. Januar des Jahres 1546 an Melanchthon und Camerarius: „Nachdem euch wissentlich ist, wie wir durch euch mit dem wohlgelahrten unsern lieben besondern, Friedrich Staphylus, wegen der Condition, die theologische Lection an unserer Universität Königsberg anzunehmen und zu verwalten, haben verhandeln lassen, und er allerlei Bedenken darin vorgewandt, auch zuletzt durch seine eigne übergebene Handschrift darauf beruht und bis Ostern Verzug gebeten hat, indem er zur selben Zeit in seinen eignen Geschäften nach Danzig zu reisen und dann sich fortan auch hieher zu verfügen bedacht wäre, um sich nach Gelegenheit der Condition zu erkundigen und dann weiter seine Meinung zu eröffnen, so befinden wir doch nach Erwägung aller Umstände, daß die theologische Lection nicht wohl länger vacant bleiben kann und besser heute als morgen besetzt werden müßte. Sollte nun Staphylus sich erst um Ostern hieher begeben wollen, um die Beschaffenheit der Condition zu erfahren und zu deliberiren, ob sie ihm annehmlich sei oder nicht, so könnte sich

leicht zutragen, daß sie ihm nicht annehmlich sei, oder er könnte etwas Anderes vorwenden, warum er nicht in Preußen bleiben könne, dann würde grade die vornehmste und nothwendigste Lection noch länger unbesetzt sein. Dieweil wir nun wissen, daß ihr zu solchem löblichen, christlichen und heilsamen Werk förderlich zu sein geneigt, so ist unsere gnädige Bitte, ihr wollet um unsertwillen nochmals mit Staphylus in bester Bescheidenheit und schicklicher Anzeige aller Umstände verhandeln. Wofern er die vorgeschlagene Condition und Lectur, wie wir uns dessen zur Ausbreitung göttlicher Ehre und Wohlfahrt der Christenheit von ihm verhoffen, gewiß annehmen will, so möge er es thun und aufs fürderlichste als Doctor promoviren, auch sich dann auf Ostern zum Dienst hieher verfügen. Wo nicht, so wissen wir nicht länger zu verziehn, sondern die hohe, unumgängliche Nothdurft ist, auf andere Mittel und Wege zu denken, damit die theologische Lection sobald als möglich besorgt werde." Für den Fall, daß Staphylus keine bestimmte Entschließung fassen könne, sollte Melanchthon mit Dr. Alexander Alesius Scotus in Leipzig unterhandeln. Beinahe drei Monate vergingen, ehe eine Antwort von Melanchthon erfolgte, die in so dringlichem Falle nicht verschoben worden wäre, wenn die Unterhandlungen mit den beiden Genannten früher zu einem Resultate geführt hätten. Alesius Scotus blieb in Leipzig, Staphylus wollte nach der Ostermesse in Königsberg eintreffen, die angetragene Professur für das Gehalt, welches ihm der Herzog versprochen, annehmen, jedoch nur auf ein Jahr. Albrecht war auch damit zufrieden, weil er hoffte, Staphylus werde, wenn er nur erst in Königsberg sei, sich wol bewegen lassen, länger zu bleiben.

So viel Mühe hatte der Herzog sich gegeben, um seiner Hochschule einen Lehrer zu erwerben, der weder durch seine Jahre, noch durch seine Leistungen zu gegründeten Erwartungen Berechtigung gab, sondern lediglich Melanchthon's Empfehlungen seine Berufung verdankte. Wie hoch ihn damals die Wittenberger, sowol wegen seines Wissens als seines Charakters schätzten, beweisen die Zeugnisse, die er von ihnen bei seiner Ankunft in Königsberg (Ende Juni 1546) dem Herzoge vorlegte. Melanchthon schrieb: „Friedrich Staphylus zeigte sich auf unsrer Akademie sehr nützlich und Vieler Studien leitete und förderte er mit bestem Erfolge. Denn er besitzt eine treffliche Bildung, ein richtiges Urtheil und gesunden Verstand, hat viele Gelehrte an verschiedenen Orten gehört und seine Ideen durch Prüfung des Gehörten und Gelernten geläutert. Auch ist er im Leben mäßig und ernst. Die Theologie hat er zu seinem Studium gewählt, vornehmlich, um Gott recht zu erkennen und auf ihn zu bauen, dann aber auch, um sich nach Gottes Vorbild selbst zu leiten und der Kirche zu nützen. Welch ehrenvoller Platz ihm an unsrer Hochschule beschieden war, dennoch habe ich ihm gerathen zu E. F. G. sich zu begeben, und wie ich zu Gott dem himmlischen Vater unsres Herrn Jesu Christ bete, daß er die Studien der Akademien in allen Kirchen leiten und schützen möge, so bitte ich E. F. G., daß ihr diesen unsern Magister Staphylus gnädig aufnehmen und ihm Schutz verleihen möget, wie ers sicherlich durch Eifer und Ernst in seiner Amtsführung verdienen wird.“ Auch Buchenhagen gab ihm eine Empfehlung mit: „Dringend bitte ich E. F. G., daß, wenn diesem unserm Magister Friedrich dort begegnen sollte, was, wie wir hören, Andren begegnet ist, Ihr ihm

ein Patron und Vertheidiger sein wollet; denn er ist ein reiner und lauterer Mann, ein Freund der Wahrheit, den wir in Wahrheit lieben.

Kein Wunder, daß auf solche Empfehlung ihn der Herzog gütig aufnahm und ihm sofort seine Gunst zuwandte. Wenige Tage, nachdem Staphylus angelangt, schrieb Albrecht an Melanchthon (am 25. Juni): „Es hat uns zu besonderer Freude gereicht, daß der achtbare und hochgelehrte, unser lieber getreuer Friedrich Staphylus durch euer und Andrer wohlmeinendes Persuadiren und Zurathen allhier angelangt ist. Wir wollen auch uns ihn wegen eurer hohen Commendation, Aestimation und Beförderung um so viel mehr in Gnaden befohlen sein lassen. Was wir ihn zu Ehren und Guten für gnädigen gewogenen Willen immer nur beweisen können, soll er uns in allem Geziemlichen mit gnädigen Willfährigkeiten geneigt finden, nicht zweifelnd, er werde hinwieder vermöge eures Schreibens, wie seinem Amte und eurer stattlichen Commendation nach sich auch also beweisen, daß sie sich auch durch die That bewähre, und sich nicht minder deß befleißigen, daß zu spüren ist, daß er Gottes Ehre, Verbreitung seines seligmachenden Wortes, auch was zur Stiftung des Friedens, der Liebe und Einigkeit nützlich sein mag, so viel an ihm ist, suchen und fortstellen helfe." — Diese Zuneigung veränderte sich keineswegs, als Staphylus sein Lehramt antrat. Denn durch die Art seines Vortrags zog er die Zuhörer, zu denen auch der Herzog gehörte, mächtig an und sein Auditorium mehrte sich von Tag zu Tag, sodaß dem gefürchteten Verluste, welcher der jungen Universität gedroht hatte, glücklich vorgebeugt schien. Schon am 30. Juli berichtete Albrecht seinem Wittenber-

ger Herzensvertrauten: „Staphylus gefällt uns sehr wohl; er hat glücklich zu lesen angefangen, da wir denn befinden, daß sich die Auditoren mehren und ihnen seine Lehrweise sehr gefällt. Auch wir wollen seine Lectionen mit Fleiß besuchen, so oft wir es nur beibringen können; denn so alt wir auch sind, so schämen wir uns doch nicht, ein Schüler in der heiligen Schrift zu sein, sondern danken Gott dafür, der uns dazu berufen."

Sollten nun gleichwol die Wittenberger Reformatoren, der Herzog Albrecht und die vielen Verehrer, welche Staphylus fand, sich geirrt, oder Letzterer unter der Maske des Lutherthums, so lange ihm dieses Vortheil brachte, eigennützige Absichten verfolgt und später (1553) die Maske abgeworfen haben und aus einem Kryptokatholiken ein öffentlicher Bekenner des Papstthums geworden sein? Wir müssen unser Urtheil zwischen das frühere Zeugniß aller jener Männer und ihre späteren anklagenden und gehässigen Aeußerungen über Staphylus setzen. Auch des Chemnitius Urtheil in seiner Selbstbiographie, der über seinen früheren Lehrer schreibt: „Es war nichts Gründliches, nichts Festes in seinem Vortrage," erklärt nicht den Charakter des Mannes, der sich die höchste Zuneigung eines Melanchthon, Camerarius, Buchenhagen, Herzog Albrecht's und seiner zahlreichen Zuhörer erworben hatte. Von Ehrgeiz und leidenschaftlichem Erstreben dessen, was er im Auge hatte, dürfen wir ihn nicht freisprechen, aber überall erscheint er so selbstständig, freisinnig, ohne allen Rückhalt, daß wir seinen spätern Religionswechsel nicht fremdem Einfluß, sondern seinem inneren Drange und einer, wenn auch übereilten, doch nicht vorgewandten Ueberzeugung zuschreiben müssen. Noch ist sein Leben von

keinem Biographen gründlich und unparteiisch beschrieben worden; bis dahin müssen wir jedes raschen Urtheils über den Apostaten uns enthalten. Auch ist hier nicht der Ort, Alles, was Staphylus während seines dreijährigen Aufenthaltes in Preußen für die Universität und die Kirche gewirkt hat, zu beleuchten. Nur soweit seine Persönlichkeit auf die Verhältnisse der erstern Einfluß übte und seine Stellung für andre Universitätslehrer einen Wechsel der ihrigen herbeiführte, haben wir zu berücksichtigen.

Mancherlei Coterien gab es bereits an Albrecht's Hofe, Viele standen in des Fürsten Gunst und strebten durch diese eignen Einfluß zu erlangen, ehe ein Osiander und Aurifaber, oder vollends ein Funk und Scalich den allzunachgiebigen, leicht durch Gewöhnung an gewisse Persönlichkeiten, die ihm zusagten, in Täuschung und Verblendung sich verlierenden Herzog zu wirklichen Misgriffen und sehr nachtheiligen Handlungen verleiteten. Zu Denen, welche in Universitätsangelegenheiten eine entscheidende Stimme hatten, gehörte von Amtswegen der Rector Sabinus und drei Männer, die als sogenannte Ephoren gleich bei der Stiftung der Hochschule und wahrscheinlich in ähnlicher Weise wie früher sieben dem Partikular vorgesetzt worden. Es waren der Oberburggraf Martin von Cannacher, der Kanzler Johann von Kreutz und der Präsident des Samländischen Bisthums Dr. Johann Briesmann, Letztrer gewiß an der Stelle des Bischofs Georg von Polenz, der sich beinahe ganz zurückgezogen hatte und nur in sehr wichtigen Fällen noch seine Meinung abgab. Denn zum Conservator, wie ihn die Constitutionen vom Jahre 1546 bezeichnen, war perpetuirlich der Bischof von Samland ernannt und somit zum höchsten Vorstand, was später

(1566) durch Beschluß der Landstände auf beide Landesbischöfe, von Samland und Pomesanien, ausgedehnt wurde. — Außer den genannten Männern hatten damals bei Hofe und Schule einen bedeutenden Einfluß der Leibarzt Brettschneider, der Hofprediger Dotschel, der fürstliche Rath Magister Johann Lohmüller und vor Allen die Herzogin Dorothea. Ihnen gesellte sich nun der Medikus Aurifaber, der im Mai 1546 von seiner italienischen Reise, die er auf Kosten des Herzogs gemacht hatte, in Königsberg ankam, und Staphylus, der sich bald so fest in die Gunst Albrecht's setzte, daß manches Andern Einfluß und Ansehen zu sinken begann. Wie Aurifaber dem Professor Brettschneider, wurde Staphylus dem Rector Sabinus gefährlich. Letztrer behauptete freilich durch das ihm auf Lebenszeit ertheilte Amt einen so überwiegenden Einfluß bei der Universität, daß, wer ihn stürzen wollte, ihn erst zum Aufgeben des Rectorats hätte nöthigen müssen. Indeß ward schon sein Ansehen dadurch gemindert, daß bereits die theologische Fakultät für die erste und somit eine theologische Professur für höher als jede philosophische galt. Nun aber begleitete Sabinus, obschon er auch Theologie studirt und als Doctor juris promovirt hatte, nur eine philosophische, wahrscheinlich der klassischen Literatur und der Poesie, während Staphylus als Professor der Theologie, bei dem jeder Studirende ein Collegium hören mußte, nach dem Princip der Stiftung und der Tendenz des Stifters bei der akademischen Jugend nicht weniger als bei Hof und Stadt in hohen Ehren stand. Zwar hatte Sabinus weislich vermieden, in den Statuten, die um die Zeit, als Staphylus nach Königsberg kam, publicirt wurden, über den Rang der Professo-

ren etwas zu bestimmen. Aber eben, weil sie so Vieles unbestimmt ließen, wurden sie bald nach Sabinus' Abgange von Königsberg (1554) umgeändert und nach diesen neuen Statuten der theologischen Fakultät der Vorrang vor den andern zuertheilt. Was aber später als feste Norm angegeben wurde, hatte schon früher eine Geltung gehabt. Herzog Albrecht gab in mehren Schreiben an den Senat zu verstehen, daß den Professoren der Theologie der Vorrang vor andern gebühre.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir mit Staphylus diese Rangordnung begründet ansehen, wie denn nun erst die theologische Fakultät durch Anstellung mehrer Lehrer zum Dasein kam. Nur konnte man im Senat und bei Hofe lange nicht einig werden, wen man neben Staphylus noch theologische Lectionen gestatten sollte. Gnapheus, Hegeman, Dotschel und Venediger kamen in Vorschlag. Daß Gnapheus, der seit Rapagelan's Tode die Theologen unterrichtet hatte, sich ferner berechtigt glaubte, war natürlich und seine Ansprüche zu einer zweiten, wenn nicht selbst zur ersten, theologischen Professur gerecht. Aber er hatte abermals den Argwohn der Irrgläubigkeit erweckt und obendrein durch seine freimüthigen Aeußerungen über die Nachlässigkeit einiger Professoren, die für ein ansehnliches Gehalt wenig leisteten und auf ihre Privatcollegia mehr Fleiß als auf die öffentlichen verwendeten, sich erbitterte Feinde zugezogen. Noch aber stand der besonders in alten Sprachen gründlich gelehrte und äußerst thätige Mann, der dem Pädagogium einen erfreulichen Aufschwung gegeben, in großer Achtung beim Herzoge, und Sabinus, der von Staphylus verdrängt zu werden befürchtete, wollte dem ältern, ihm befreundeten Manne

den Vorzug vor dem jüngern, gefährlichen Nebenbuhler geben. Da um diese Zeit die Gehalte noch nicht festgestellt waren, stand es bei dem Rector, über die Besoldung und die Zeitdauer der Anstellung mit jedem neu ankommenden Gelehrten zu verhandeln. Ueber ein halbes Jahr verging, ehe man über beides mit Staphylus aufs Reine kam, obgleich diesem bereits vor seiner Ankunft vom Herzog und auch von Sabinus ein jährliches Gehalt von 200 preußischen Mark zugesichert war. Sein langes Zögern und daß unterdeß Gnapheus die theologischen Collegia las, scheint die Genehmigung oder wenigstens die Feststellung der Besoldung hingehalten zu haben. Staphylus sah wohl, daß Sabinus und Gnapheus ihm hindernd im Wege standen. Erstern anzugreifen, wagte er noch nicht, über Letztern schien es leichter, den Sieg davonzutragen, wenn er sich mit dessen zahlreichen Feinden verband. Um ihm jedoch des Herzogs Schutz zu entziehen, mußte man diesem, der auf Reinheit der Lehre hielt, und sich leider im Streite darüber, was rein heiße, einer Partei anschloß, anstatt über allen Parteien zu stehen, Gnapheus' religiöse Ansichten verdächtig machen. Dazu bot sich nur zu bald eine Gelegenheit. Obgleich der Fürst, um denselben länger bei der Theologie zu erhalten, ihm, der täglich vier Stunden Unterricht gab und keinen Tag in der Woche, nicht einmal den Sonntag, frei hatte, die üblichen Disputationen erließ, drang doch die Mehrzahl im Senat unter dem Vorwande, daß solches Vorrecht einzuräumen für die noch so neue Universität ein schädliches Beispiel sei, bei Albrecht durch. Das war es, was die Gegner wünschten, um Gnapheus zu Falle zu bringen. Derselbe behauptete unter andern Sätzen bei seiner Dispu-

tation: daß das gepredigte Wort Gottes durch die erleuchtende Gnade des heiligen Geistes kräftig gemacht werden müsse. Sogleich ward er wegen dieser Behauptung als Anabaptist verrufen und, weil er sie nicht zurücknehmen wollte, seines Amts für unwürdig erklärt. Ja, eine geistliche Commission, Briesmann an der Spitze, zu der von Seiten der Universität der Rector und die Decane gezogen wurden, excommunicirte ihn und erließ einen förmlichen Bannbrief (am 9. Juni 1547), der an die Kirchthüren des Doms angeschlagen ward. Der akademische Senat publicirte ein Programm, worin bei Strafe der Relegation allen Mitgliedern der Universität der Umgang mit Gnapheus untersagt wurde. Der Gebannte und Geächtete verließ Königsberg und begab sich nach Ostfriesland, unterließ aber nicht den Vorfall und seine Rechtfertigung der Welt mitzutheilen. Er, der so vielfache Verfolgungen erfahren hatte, nannte die Königsberger Inquisition der Lutheraner härter als die, welche er in Delft und Löwen von den Päpstlern ausgestanden. Man begreift aber diesen Vorgang, das Vorspiel der Osianderschen Streitigkeiten, wenn man an die Verfolgungen der Anabaptisten, der ruhigen, fleißigen Anbauer in Preußen, unter Herzog Albrecht denkt. Auch dabei haben der sonst so ehrwürdige Briesmann, der nachgiebige Poliander und andre achtbare Männer, ja selbst Luther eine rigoristische Strenge bewiesen. Staphylus, der als Decan der theologischen Fakultät bei der Untersuchung und Verdammung Gnapheus' thätig mitgewirkt und den Mann, der ihm den Vorrang und Einfluß bei der Akademie streitig machte, entfernt hatte, fand sich bald darnach auch von dem überwiegenden Ansehen Sabinus' befreit.

Obgleich der Rector Beisitzer des Inquisitionsgerichts in Briesmann's Hause, im Bischofshofe, gewesen war, so hatte er doch keineswegs die Excommunication und die Verbannung Gnapheus' gebilligt und seit dieser Zeit an seinem Amte, das dem überwiegenden Einfluß Anderer nicht mehr Schranken zu setzen, ja nicht einmal der Ungerechtigkeit zu steuern vermochte, Ueberdruß bekommen. Noch hätte es aber Undankbarkeit gegen den Herzog geschienen, wenn er sogleich von Königsberg fortgegangen wäre, wodurch er überdies zu große Vortheile für sich und seine Familie aufgegeben haben würde. Das Rectorat niederzulegen, stand indeß bei ihm, und mehrmals bat er den Fürsten ihn der Last zu überheben; aber Albrecht gab noch dem Gesuche kein Gehör, weil er von der Leitung, die Sabinus mit soviel Umsicht, Mäßigung und Würde geführt, sich ferner Gutes verspräche. Anders dachten die meisten Professoren, die es als Verkümmerung der akademischen Freiheit ansahen, daß ihnen eine Verfassung, wie sie der Universität verheißen war, durch die perpetuirliche Magistratur des Rectors verwehrt wurde. Besonders erblickte Staphylus eine Zurücksetzung darin, daß ihm, dem Professor der obersten Fakultät, das Rectorat vorenthalten sein sollte. Bei den Kämpfen, welche unter den Anhängern der neuen Kirche ausbrachen, bei der Gefahr, die vom Kaiser den protestantischen Ländern und Instituten drohte, wäre es unfehlbar ersprießlich gewesen, das Rectorat als höchste Autorität in der Hand eines Nicht-Theologen zu lassen, damit nicht, wie des Gnapheus' Anhänger öffentlich dem Herzoge vorwarfen, die Ankläger und Gegner zugleich als Zeugen und Richter aufträten. Andererseits ließ sich nicht leugnen, daß die philosophische

Fakultät, so lange die anderen nur durch einen Professor vertreten waren, im Senate das Uebergewicht hatte, weil außer vier Mitgliedern nebst dem Decan nun auch noch der Rector zu ihr gehörte, dem in allen zwiespältigen Berathungen die Entscheidung zustand. Es ist charakteristisch, daß die Streitigkeiten, welche seit 1546 auf der Königsberger Universität vorfielen, nicht unter den Theologen allein geführt wurden, sondern daß sie einen Zwiespalt der theologischen und philosophischen Fakultäten hervorriefen. Es lag dies in der Natur beider. Die letztgenannte war bestimmt, der Theologie eine breitere, wissenschaftliche Grundlage zu geben, worauf sie die Kirchendogmen und die Exegese der Reformatoren basiren sollte. Behauptete diese im Besitz der wahren Lehre zu sein, so widersprach jene solchem Alleinbesitz und meinte, ohne die allgemein bildenden Wissenschaften seien Dogmatik und Exegetik des Lutherthums ein ebenso hohles Gebäude als vordem das Papstthum. Darin bestehe die höchste Errungenschaft der Reformation, daß nicht, wie ehemals die Scholastiker, die Philosophen, d. h. die Lehrer der freien Wissenschaften Diener der Kirchenlehre, sondern Begründer eines selbständigen theologischen Studiums wären. Demnach müßten die philosophische und theologische Fakultät enge verbunden bleiben, jene aber nicht dieser untergeordnet sein, sondern für sie wirken und zu neuen Ideen und zu neuen Wahrheiten den Weg bahnen. Sobald aber die Theologen die Religionslehren und das Christenthum in eine feste Norm zwängten, über die hinaus zu forschen und zu denken für Ketzerei und Irreligiosität gelte, sei die Philosophie, die keine Grenzen des Wahren und Erforschbaren kenne, genöthigt, von der Theologie sich zu trennen und ihre eignen

Bahnen zu wandeln. Die Tendenz, welche Herzog Albrecht bei seiner Hochschule verfolgte, ging, wie wir gesehen, dahin, durch gründliche Bildung der Theologie den Weg zu bahnen, weßhalb sogleich sieben Professoren der philosophischen Fakultät angestellt wurden, während für die praktische Theologie vorläufig einer genügte. Die beiden andern Fachwissenschaften, Jurisprudenz und Medizin, lagen mehr außerhalb jener religiösen Tendenz und sollten nur einem Bedürfniß des Staats entsprechen. Dem Gründer der Akademie lag eine innere Trennung der philosophischen und theologischen Fakultäten fern, er wollte sie nur äußerlich, um der Praxis willen, geschieden wissen. Ja, gewisse theologische Collegia sollten gleich den philosophischen, um der religiösen Ausbildung, wie sie jedem Christen nothwendig sei, für alle Studenten gelesen werden, somit also ein inniger Zusammenhang und ein gleicher Zweck beider Fakultäten festgehalten werden. Anders aber dachten bald die Professoren. Wollten die Einen die Religion gleich der Rechtswissenschaft in einen Gesetzcodex bannen, so foderten die Andern freies Forschen auf ihrem Gebiet. Da konnten nun Philosophie und Theologie nicht lange Hand in Hand gehen; sie bildeten in ihren Tendenzen einen Gegensatz und bekämpften sich, als Keiner dem Andern die Hand mehr bieten konnte. Von der Trennung der Wissenschaften war der Zwiespalt der Fakultäten die natürliche Folge. Die theologische behauptete, gemäß dem Willen des Stifters der Universität die erste zu sein, und sah einen Nachtheil darin, daß die philosophische Fakultät zahlreicher im Senat repräsentirt werde und durch den Rector aus ihrer Mitte vollends das größre Uebergewicht erhalte. Der Rector freilich als solcher gehörte

keiner Fakultät an. Aber galt nicht dasselbe von allen Mitgliedern des Senats? Erst bei dem Zwiespalt der Fakultäten war eine Parteiung nach denselben zu fürchten und dann diejenige Fakultät überwiegend und den anderen gefährlich, welche die Mehrheit im Senate bildete.

Um auf Sabinus zurückzukehren, so erkannte er, daß bei der Emancipation der Fakultäten — denn der theologischen folgten die juristische und die medicinische nach — sein perpetuirliches Rectorat weniger als ein Mittel der Vereinigung denn als eine Neid erregende Bevorzugung vor Andern erscheine. Ein trauriges Erlebniß, der Tod seiner Gattin Anna (im Sommer 1547), verschaffte seinem Gesuche um Entlassung vom Amte, das ihm längst verleidet war, beim Herzoge Gehör. Wenn in dem Abschiedsdecret, wodurch das Aufhören des perpetuirlichen Rectorats dem Senate kund gemacht wurde (vom 10. August 1547), die Last des Amtes, häuslicher Kummer und Krankheit, der Wunsch, längst begonnene Arbeiten, die der Universität zum Ruhme gereichen würden, zu vollenden, als Gründe der Entlassung des Sabinus angegeben werden, so schließt dies ungenannte, aber aus den persönlichen Verhältnissen und der Sachlage leicht erklärbare Motive nicht aus. Sie blicken sogar aus den angegebenen hervor. Der Herzog nämlich bittet die Professoren, dem bisherigen Rector, nachdem er sein Amt niedergelegt, fortan freundlich und friedlich zu begegnen und ihm ohne Haß und Neid zu gestatten, daß er nicht zu allen, sondern nur zu den wichtigsten Berathungen im Senat erscheine. Er ruft ihnen die Verdienste des Mannes ins Gedächtniß, der bei Stiftung der Universität so wesentlich mitgewirkt, dem also die Universität stets sich dankbar zu erweisen

habe. Ja, zu neuem Danke verpflichte sie jetzt Sabinus, da er aus freien Stücken jährlich auf 100 Gulden seines ihm lebenslänglich zuerkannten Gehaltes Verzicht leiste, in der löblichen und gemeinnützigen Absicht, daß die andern Professoren besser besoldet werden könnten. Auch begehre er ferner keinen Vorrang und wolle nur, als Doctor juris, hinter dem ersten Professor der juristischen Fakultät, Christoph Jonas, seinen Platz einnehmen. Wer erkennt nicht, daß Sabinus sich auf so großmüthige Weise zurückzog, weil er Haß und Neid bereits zu einem Grade, der ihm nichts Anderes übrig ließ, bei seinen Collegen aufgeregt hatte? Auch so noch war von diesen, wenn nicht der Herzog seinen Schutz verhieß und die Begünstigungen des Zurücktretenden durch sein Decret unantastbar machte, zu befürchten, daß sie Sabinus beneideten und anfeindeten. Denn neben der Entbindung von allen lästigen Geschäften behielt er ein Gehalt, das noch immer größer war als das der andern Professoren, die mit Dienstleistungen und Amtsgeschäften nicht wenig belastet waren. In ihrem Antwortschreiben (vom 12. August) erklärten sie, sich gehorsam den Bestimmungen des Landesherrn zu unterwerfen, keinen Neid über Sabinus' Amtsentbindung und zugestandene Muße zu zeigen, unterließen indeß nicht, zu bemerken, daß Ungleichheit der Lasten und der Belohnungen die Eintracht auf der Universität störe. Sie wollten jedoch diese ihrerseits nicht gefährden und sich mit Eifer der Leitung der akademischen Verwaltung unterziehen und hofften, die Einigkeit werde nach Entfernung des gefährlichsten Samens der Zwietracht sich befestigen. — Daß Sabinus bei Herzog Albrecht nach wie vor in besondrer Gnade gestanden, beweisen nicht nur die Begünstigungen, die er

für sich und seine Kinder empfing, die um Melanchthon's willen ihm gewährt sein konnten, sondern auch, daß ihm noch zweimal auf besonderes Geheiß des Fürsten das Rectorat übertragen wurde.

Die Wahl des Rectors hätte nach Sabinus' Rücktritt den Statuten gemäß dem Senat freigestellt werden und halbjährig wechseln müssen. Wol nur, um fernerm Streite der Fakultäten vorzubeugen, machte jetzt Albrecht die Einschränkung, daß zunächst aus der theologischen, dann aus der juristischen, medicinischen und philosophischen Fakultät und so immer in derselben Reihenfolge der Rector ernannt werden sollte; aber dies brachte die letztgenannte Fakultät um jeden Vortheil, den ihre Mehrzahl im Senate bot, und wie gleich anfangs das Gehalt jedes ihrer Professoren geringer war, erhielt sie von jetzt ab auch einen niederern Rang als die drei andern Fakultäten. Die Rectoren der vier nächsten Semester, die nach einer Bestimmung vom 28. April 1548 am Sonntage nach Ostern oder Quasimodogeniti und Sonntag nach Michaelis gewählt wurden, waren Staphylus, Jonas, Brettschneider und Hoppe. Wenn der Erstgenannte, nach glaubwürdigen Zeugnissen, an der Spitze Derer stand, die über Sabinus' lebenslängliches Rectorat ungehalten waren, so nimmt er in der Geschichte der Universität Königsberg einen wichtigen Platz ein, nicht sowol wegen der beschränkten Dauer dieses Amtes, die ja über kurz oder lang nach den akademischen Constitutionen erfolgt wäre, als um der zum Nachtheil der philosophischen Fakultät gemachten Einschränkung wegen. Die Trennung der Fakultäten, die Rangordnung und der durch beides hervorgerufene Kastengeist sind in der Entwicklungsperiode unserer Albertina sehr bedeutsame, aber nicht erfreuliche

Momente. Sie in ihrem weitern Fortgange zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; ihr Entstehen schon in den ersten Jahren nach der Gründung der Universität durfte nicht unerwähnt bleiben. Ihr gänzliches Verschwinden wird vielleicht eine zukünftige Geschichte der Universitäten und der wahren Humanitätswissenschaften in der Anwendung derselben auf politisches und sociales Leben nachzuweisen vermögen! —

Mit dem Rücktritt Sabinus' von seinem Rectorat können wir die Geschichte der Gründung unserer Albertina abschließen, weil sich von da ab selbständig die Lehranstalt, nicht mehr von der Hand der Gründer auf ihrer Bahn geleitet, entwickelte. Herzog Albrecht, wiewol ihm der Ruhm der Stiftung gebührt, hatte niemals seinen Willen zum Vollstrecker Dessen, was geschehen sollte, gemacht und nur, soweit es die landesfürstliche Hoheit erheischte, seine Beschlüsse unverweigerlich zu vollziehen geboten. Bei allen Anordnungen für die Bildungsanstalt, welche im freien Dienste der Wissenschaften stehen sollte, holte er den Rath der Lehrer oder den seiner deutschen Freunde, vornehmlich Melanchthon's, ein. Daß dieser milde, gern versöhnende und ausgleichende Mann nicht nach der einstweiligen Aufhebung der Universität Wittenberg im Jahre 1547 seinen Entschluß, nach Königsberg zu kommen, ausführte, haben wir gewiß zu bedauern. Wie Vieles wäre wol ungeschehen geblieben! Wer hätte besser als Melanchthon die Zwistigkeiten der Professoren, die durchgehends Schüler und ergebene Anhänger von ihm waren, zu schlichten vermocht? Die Wohlthat sollte der jungen Hochschule nicht zu Theil werden. Aber seine Bemühungen, seine lebhafte Theilnahme auch aus der Ferne und die Willfährigkeit Herzog

Albrecht's, ihm in Allem zu folgen, haben der Universität in den Jahren, die wir hier in's Auge fassen, zu unverkennbarer Wohlthat gereicht. Das eben macht die Gründung der Königsberger Hochschule für das ganze protestantische Deutschland wichtig und zum Gegenstande seiner Theilnahme, daß die Reformatoren ihre religiösen und wissenschaftlichen Bestrebungen hier so unmittelbar und entschieden aufgefaßt und in's Leben treten sahen. Wittenberg, obschon der Sitz der Reformation, war vor dieser gestiftet, Marburg theils zu bald danach, theils von andern Einflüssen beherrscht in die Zahl der deutschen Universitäten getreten, als daß bei der Gründung Dasjenige, was die Reformatoren wollten und für heilsam anerkannten, zur Anwendung kommen konnte. Albrecht holte zu jedem wichtigen Schritte, den er zu thun gedachte, Luther's, Melanchthon's, Camerarius' Rath ein, berief nur Schüler derselben, denen er die Anordnung Dessen, was sie unter Anleitung jener Männer gelernt hatten, übertrug, und wagte ihr Thun und Treiben so wenig zu stören oder eigenwillig zu leiten, daß er sogar, was ihm misfiel und unrecht dünkte, der Zurechtweisung und Ermahnung Melanchthon's überließ. Mit Sabinus entwarf er die Statuten, die Einrichtungen, den Lehrplan, die akademischen Gesetze und übersandte vor der Ausführung Jedes und Alles den Wittenberger Vertrauten. Als über die Promotionen seine Ansichten von denen des akademischen Senats abwichen, ließ er sich von seinem Vorsatze, so heftig er anfangs darauf bestanden, dennoch durch Melanchthon und Camerarius abbringen und verzichtete vier Jahre auf seinen Lieblingswunsch, die akademischen Grade auf seiner Albertina ertheilen zu lassen; ja, auch dann be-

gnügte er sich, diese Promotion allein in der philosophischen Fakultät angestellt zu sehen. Wir berichteten, wie er die Vorlesungen Rapagelan's, Staphylus' und Anderer besuchte, den Disputationen und Reden fleißig beiwohnte, theils um im vorgerückten Alter noch zu lernen, theils um sich zu überzeugen, ob die reine Lehre der Reformatoren, die Hochachtung vor ihnen auf seiner Universität bewahrt werde. Wie Melanchthon in den philologischen Studien nicht minder als in den theologischen zum Vorbilde und Leiter gewählt wurde, werden wir aus den Vorlesungen und Studien sowol im Partikular als auf der Universität ersehen. Eine ehrenrührige Beleidigung schon erschien es dem Herzog, daß man Rapagelan Mangel an Achtung gegen Melanchthon vorgeworfen hatte, und Gnapheus, den er als Philologen so hoch geachtet, ließ er, wenn auch mit tiefer Betrübniß fallen, weil er einen Satz, der von der Wittenberger Lehre abwich, nicht widerrufen wollte. Das war selbst mehr, als Melanchthon foderte und wünschte. So ganz sehen wir Lehrer und Schüler im Geiste der Reformatoren lehren und lernen, daß die Universität Königsberg in der That eine feste Stütze zu bleiben verhieß, als in Deutschland das Werk Luther's nach Aufhebung Wittenbergs gefährdet war. Eine Zufluchtsstätte für Melanchthon und alle die versprengten Gelehrten und Studenten wäre sie geworden, ein Asyl deutscher Bildung und deutscher Gesinnung. Wie heiß verlangte Albrecht in jener Zeit der Noth, die über Deutschlands intellektuelle, religiöse und politische Zustände hereingebrochen, den hochverehrten Mann, der ihn bisher aus der Ferne geleitet, bei sich zu sehen! „Daß ihr endlich," schrieb er ihm, „bei euch beschlossen habt, uns zu besuchen, hat uns höchlich

erfreut und bitten wir den lieben Gott, er wolle nur solch euer Fürnehmen stärken und Gnade verleihen, daß dieser Besuch auch bald geschehe und wir uns mit euch allhier in diesem sarmatischen Lande sehen und besprechen mögen." Nie mehr als damals fühlte Albrecht, daß dieses sarmatische Land wie ein Rettungshafen Deutschlands höchste geistige Schätze aufnehmen und bewahren könne!

Wie die Segnungen der Reformation sollte aber auch der Unsegen, der in ihrem Gefolge frühzeitig sich einstellte, der Universität Königsberg nicht fern bleiben, ja die berüchtigten Osianderschen Streitigkeiten finden kaum ihres Gleichen auf einer deutschen Universität in damaliger Zeit. So wüthend bekämpften sich noch auf keiner Glieder derselben Kirche, als man hier einander durch Schrift und Wort blos zur Erregung tumultuarischer Auftritte in Kirchen und auf Plätzen verfolgte und verketzerte. Und das unter den Augen des friedliebenden Fürsten! Ja, dieser sonst so gerechte, milde, humane Fürst nahm selbst im Kampfe Partei. Er ward ungerecht, indem er als Beschützer und Gönner Osiander's dessen mit den gröbsten Schmähungen angefüllten Streitschriften den Druck gestattete, den Gegnern aber das gleiche Recht versagte. Er bewies sich hart gegen Männer, die bisher seine besondere Gunst, freundliche Gesinnung und sonst unbeschränkte Freiheit in ihrer Amtsthätigkeit genossen hatten. Er verleugnete seinen Sinn für Ausbreitung der Wissenschaften, indem er die tüchtigsten Gelehrten, beinahe die ganze philosophische Fakultät, Königsberg zu verlassen nöthigte. Und doch! im Grunde der Seele blieb er sich auch damals getreu. Seine Pietät für Osiander, der ihn zuerst in Nürnberg (1522) mit der Lehre Luther's vertraut gemacht und

das Licht des neuen Glaubens in ihm angezündet hatte, fesselte ihn an den hochverehrten, innig geliebten Mann, den er (1548), gleichsam als Ersatz für Melanchthon, zu sich berufen hatte und ihn nicht aufgeben wollte, selbst als dieser Mann und seine Schüler gegen manche Lehrsätze Melanchthon's eiferten und ihre Gegner, fast alle Zöglinge aus Wittenberg, Philippisten nannten. Es fehlte ihm, wie so manchem wohldenkenden, aber zu wenig energischen Fürsten die Kraft, dem Einfluß seiner nächsten Umgebungen und seiner Rathgeber sich so weit zu entziehen, daß er, von ihren Einflüsterungen nicht verführt, über den Kampf der Parteien sich zu erheben vermochte. Es liegen unzweifelhafte Beweise vor, daß Albrecht der Streit der Osiandristen und ihrer Gegner in tiefster Seele verhaßt war, daß er mit wahrem Schmerz die Leidenschaftlichkeit, mit der er geführt ward, beklagte und daß er sich angelegen sein ließ, die Parteien zu besänftigen und die Einigkeit gütlich herzustellen. Anfangs hatte er die gelehrte Streitfrage „über die Rechtfertigung," an der er als solcher lebhaften Theil nahm, einer freien Besprechung überlassen. Als die Erörterungen mit persönlicher Leidenschaftlichkeit geführt wurden, versuchte er mit Gründen der Vernunft und Religion, mit biblischen Sprüchen und Sprüchwörtern des gemeinen Lebens die Streitenden zu überreden, bat und beschwor um Gottes, um seiner und ihrer eignen Ruhe willen sich freundschaftlich und brüderlich zu besprechen und Einer dem Andern nachzugeben. Den öffentlichen Aufreizungen, den Schimpfreden von Kanzel und Katheder, den Aufwiegelungen der Studirenden und des Volkes mit Strenge entgegenzutreten, gebot die Herrscherpflicht. Aber hier nun blieb er nicht über den Parteien, wie es der

Würde des Herrschers allein geziemt, sondern wandte — wenn auch immer aus Pietät — der einen seinen Schutz, der andern seinen Zorn zu. Wenn die jungen Männer, die auf Melanchthon's Empfehlung als Professoren hier angestellt waren, mit allzuviel Selbstvertrauen und mit der Autorität ihres Lehrers sich brüstend, dem hochbejahrten Osiander zu keck und oft ungebührlich entgegentraten, so durfte ihnen wol der Herzog dieses untersagen und den guten, ehrlichen Mann gegen sie beschützen; doch auch die Ungebühr, die unleugbar Osiander und seine ebenso frechen und kecken Schüler an den Tag legten, verdiente gleiche Verweisung und hatten deren Schriften kein besseres Recht, im Drucke zu erscheinen, als die der Philippisten. Es ist begreiflich, daß sich Melanchthon hiedurch verletzt fühlte und gegen seinen hohen Gönner erkaltete, auch wenn dieser ihn zu überzeugen sich bemühte, daß er ihm nach wie vor gewogen sei, nicht Osiander's Heftigkeit billige und den unseligen Zwiespalt an seiner Hochschule beklage. Der Versicherung, es sei ganz ohne seine Schuld dahin gekommen, daß Osiander auch ihn angegriffen habe, der Bitte, er möge doch Alles anwenden, damit in der Kirche wieder Friede und Eintracht zurückkehre und die unruhigen Gewissen getröstet würden, ließ Melanchthon zwar einen Dank folgen, erklärte jedoch mit kurzen Worten, daß er sich über den Beginn des Streites nicht weiter auslassen wolle; über die streitige Sache selbst liege seine Meinung der Kirche vor, deren Urtheil er sie anheimstelle.

Es liegt uns fern, auf die Osianderischen Streitigkeiten, die im Allgemeinen den theologischen Zänkereien aller Zeiten ähnlich sehen und die Wissenschaft entehrten, statt sie zu fördern, näher einzugehen. Herzog Albrecht, so weit es

möglich, gegen unbillige Vorwürfe, die sein Verhalten damals und in neueren Zeiten erfahren hat, zu vertheidigen, vornehmlich die ungerechte Anschuldigung zurückzuweisen, daß er über den theologischen Händeln die Sorge für seine Universität aus den Augen verloren habe, genügt für unsere Darstellung der frühesten akademischen Zustände. Leugnen läßt sich nicht, daß durch jene Händel mancher tüchtige Gelehrte von Königsberg vertrieben worden, derer nicht zu gedenken, die dadurch abgehalten oder zurückgeschreckt sein mögen. Zu den Ersten, die Osiander's Einfluß bei Herzog Albrecht mit Haß gegen jenen erfüllte, gehörte Staphylus. Er verließ im Frühjahr 1549 Königsberg unter dem Vorgeben, der daselbst ausgebrochenen Pest zu entfliehen und um eine Heirathsangelegenheit in Deutschland abzuthun. Das Wohlwollen des Fürsten, das ihm von Anfang an zu Theil geworden, war ihm nie entzogen. Albrecht schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und gab ihm jetzt noch mündliche Aufträge an Melanchthon und andere befreundete Männer mit, weil in jenen bedenklichen Zeitläuften die schriftliche Mittheilung vor Misbrauch und Verrath nicht gesichert schien, indem mehre Briefe des Herzogs in unrechte Hände gekommen, ihr Inhalt entstellt hin- und hergetragen und ein vertrauliches Schreiben an Luther sogar dem Kaiser Karl V. vorgelegt worden war. Ueber verschiedene kirchliche Angelegenheiten und Universitätsanordnungen sollte Staphylus besonders mit Melanchthon sich unterhalten und bei seiner Rückkehr Bericht erstatten. Jener erklärte aber von Deutschland aus dem Herzoge, daß er nicht wieder in seine Dienste zurückkehren könne. Alle Auffoderungen, Bitten und selbst ansehnliche Geschenke verfehlten ihre Wirkung. Er erklärte,

bei aller Hochachtung für den Herzog doch nicht sein Diener sein zu wollen. „Um alles Geld" — so schrieb er — „ist die Freiheit mir nicht feil, und der Apostel spricht: Wenn Du frei sein kannst, so suche nichts mehr. Fürwahr, ich kann Niemandes Diener sein und meine Freiheit verkaufen. Ich liebe und verehre E. F. G. nicht nur wie einen wohlwollenden Fürsten, sondern, wenn ich's zu sagen mir erlauben darf, wie meinen Erzeuger und Vater des Vaterlandes. Aber wider mich, wider den heiligen Paulus sündigte ich, wenn ich anders handelte." Räthselhaft wie dieser Brief ist des Mannes ganzes Wesen. Was trieb ihn von Königsberg fort, wo er der höchsten Achtung genoß? War es der Neid, womit ihn noch immer Sabinus' Ansehen, oder die Misgunst, womit ihn der neue Günstling Osiander erfüllte? War er auch durch eine reiche Gattin in den Stand gesetzt, unabhängig, ohne einem Fürsten dienstbar zu sein, ein behagliches, vornehmes Leben zu führen, wie konnte er, der mit so tiefem Ernst und gründlichem Studium die Doctrinen der Reformatoren erfaßt und in Königsberg durch seine Vorlesungen die Zuhörer hingerissen hatte, in Breslau zur katholischen Kirche übertreten, müßiger Lebensweise sich ergeben, mit fürstlichem Gepränge, wie ein Weltkind, daherreiten und fahren? Wir wollen hier diese Fragen nicht zu lösen versuchen, aber den Wunsch aussprechen, daß von einem Gelehrten bald eine gründliche und unparteiische Lösung gegeben werde. Wol kehrte Staphylus 1551 noch einmal nach Königsberg zurück, wo der Herzog in Hoffnung einer Sinnesänderung des Mannes seine Professur noch unbesetzt gelassen und selbst an Osiander nicht vergeben hatte; eine amtliche Stellung lehnte er aber entschieden

ab und nur auf des Herzogs Begehren versuchte er eine Beilegung des damals im Schwunge begriffenen Osiandristenstreites. Der schlechte Erfolg seiner Bemühungen, den er im Unwillen dem Herzog selbst zur Last legte, das unwürdige Verfahren beider Parteien mögen ihn bald von Königsberg vertrieben, ja wol gar im allzuraschen Verdammen seines frühern Glaubens zur Apostasie getrieben haben.

Unmittelbar und in Folge ihrer Opposition gegen Osiander und seine Schüler verloren ihre Professuren Georg Venediger, des Staphylus Nachfolger in der ersten theologischen Lehrstelle, Franciscus Stancarus, aus Mantua gebürtig und auf Empfehlung der Königin Isabella von Ungarn sowie Melanchthon's 1551 in Königsberg als Professor der hebräischen Sprache angestellt, ein unruhiger Kopf und Händelmacher, darum mit dem Herzog bald zerfallen und entlassen, der Philolog Fabian Stoßer, die beiden Mathematiker Wagner und Lauterwald, um die sich Albrecht einst viel bemüht hatte, auch der öfters genannte Johann Hoppe, Professor der Beredtsamkeit. Eine ansehnliche Zahl Gelehrter! wozu noch die größere Zahl entlassener Geistlichen hier und im Lande, vornehmlich der wackere Märlin, Pfarrer in der Hauptstadt und Osiander's Hauptgegner hinzugefügt werden muß. An einigen von ihnen erwies sich Albrecht, sein Unrecht einsehend, später gnädig und rief sie zurück nach Königsberg.

Wenn wir im Anfange des Jahres 1554 zwei der bedeutendsten Männer die Universität und einen von ihnen im Unwillen Königsberg verlassen sehen, Jonas und Sabinus, so mögen zwar auch ihnen die Händel, die von den Osiandristen noch immer bei Kirchen und Schulen

unterhalten wurden, den Ort und das Feld ihrer Wirksamkeit verleidet haben, gleichwol scheinen die Gründe und die Art ihres Ausscheidens sehr verschieden gewesen zu sein. Jonas, der treue Anhänger, fast Zögling seines Fürsten und von diesem unabänderlich geschätzt und geliebt, zu wichtigen Aufträgen benutzt, in manch Staatsgeheimniß eingeweiht, zog sich von der Universität zurück, um in des Herzogs unmittelbaren Dienst als fürstlicher Rath zu treten, und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode (1582), weit über die Regierungszeit Albrecht's hinaus. Anders Sabinus, der nicht minder in des Fürsten Gunst und unmittelbarer Nähe stand. Nach der Niederlegung seines Rectorats, im Jahre 1547, hatte er dasselbe noch zweimal im Sommersemester 1552 und ebenso 1553 auf Befehl des Herzogs übernommen, wie es in dem Programm vom 9. April 1553 heißt, wegen der damaligen großen Zerrüttung der Akademie. Wir ersehen daraus, welches Vertrauen und welche Bedeutung der Herzog ihm nach wie vor geschenkt habe. Dennoch verlangte im Januar 1554 Sabinus dringend seine Entlassung aus allen Diensten, und kaum hatte er sie erhalten, als er beinahe hinter dem Rücken des Herzogs, nur schriftlich von ihm sich verabschiedend, seine Abreise antrat. Dürfen wir einer Elegie, die er damals gedichtet, Glauben beimessen, so verließ er ungern einen Ort, wo er so Wichtiges vollbracht, wo er Ehre und Auszeichnung, ein ungewöhnlich großes Gehalt, reiche Gnadengeschenke und seltene Begünstigungen genossen, wo er drei Jahre nach dem Tode seiner ersten Gattin 1550 ein neues Eheband mit Anna Cramer, der Tochter eines Rathsherrn der Altstadt, geschlossen hatte. Empfindlichkeit über einen Verweis des

Herzogs und eine empfangene Beleidigung, die ihm wahrscheinlich des Herzogs Leibarzt und Günstling, Aurifaber, zuzog, bestimmte ihn so plötzlich Königsberg zu verlassen, was Melanchthon eine Uebereilung nannte und jetzt ebenso ungern sah, als er vormals mit Sabinus' Hinzug nach Königsberg unzufrieden gewesen war. Nach Allem, was wir über die Veranlassung von Sabinus' Abzug erfahren, können wir diesen nicht rechtfertigen und müssen seinem allzu reizbaren Gefühl, das im Punkte der Ehre leicht verletzt war, mehr als einer Zurücksetzung oder gar Ehrenkränkung die Schuld beimessen. Allerdings scheint Aurifaber, der Schwiegersohn Osiander's, die Gunst, in der er bei Hofe stand, oft gemisbraucht und mehren Gelehrten übel mitgespielt zu haben, wie denn bereits 1549 der wackere Medicus Brettschneider seinetwegen den Abschied genommen und sich nach Danzig begeben hatte. Gleichwol mußte die Art, wie Sabinus von Königsberg schied, den Herzog, der ihm zehn Jahre so vielfache Beweise seiner Huld gegeben, ihn oft seinen lieben Gevatter genannt und nicht nur für ihn auf Lebenszeit, sondern auch für die Familie nach seinem Tode reichen Unterhalt zugesichert hatte, beleidigen und schmerzlich berühren. Zwar versprach Sabinus in seinem Abschiedsschreiben Albrecht's frühere Bitte, ein anderes Amt in Preußen zu übernehmen, dankbar zu erfüllen, und auch noch später von Wittenberg aus wiederholte er diese Zusage, aber erfüllt hat er sie nie und dadurch entband er auch den Herzog aller in der Bestallung zum Rectorat gegebenen Versprechungen. Als im Jahre 1556 Sabinus im Auftrage des Kurfürsten von Brandenburg, in dessen Dienste als Professor an der Universität Frankfurt er wiederum getreten war, nach Königsberg kam,

empfing ihn der Herzog mit gewohnter Huld, war eifrigst bemüht, ihn mit Aurifaber auszusöhnen, und verlangte von dem akademischen Senate, daß er jede rechtliche Foderung dem vormaligen Rector berichtige. Mehr durfte Sabinus nicht in Anspruch nehmen: Wenn er später wiederholentlich, besonders im Jahre 1559, im Interesse des gesammten Brandenburgischen Hauses, doch vornehmlich zu Gunsten seines Herrn, des Kurfürsten Joachim, am polnischen Hofe diplomatische Unterhandlungen mit der ihm eigenen Gewandtheit glücklich löste, so blieb auch Albrecht, so weit es die Pflicht und die geleisteten Dienste erheischten, nicht unerkenntlich. Er gab mit eigner Hand und verwandte sich angelegentlich bei dem Kurfürsten, übersandte zweien Töchtern Sabinus' bei ihrer Verheirathung ansehnliche Brautgeschenke, sorgte zu verschiedenen Malen für die Familie und that, was in seinen Kräften stand. Wenn letztere aber, allzubegehrlich in ihren Bitten, bisweilen einen abschlägigen Bescheid erhielt, so ist Herzog Albrecht dies um so weniger zu verdenken, als seine beschränkten Geldmittel nicht immer zu der großen Freigebigkeit, mit der er Gelehrte im In- und Auslande beschenkte, ausreichten. Sabinus starb zu Frankfurt am 2. December 1560 noch im besten Lebensalter, von Herzog Albrecht, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Erzbischofe von Magdeburg und Allen, die ihn und seine wahren Verdienste schätzten, tief betrauert.

Noch kein Decennium nach Gründung der Universität Königsberg war verflossen, als von den eilf Professoren, welche bei der Einweihung zugegen gewesen, keiner mehr an ihr einen Lehrstuhl inne hatte. Von vielen wissen wir

nicht, wohin sie gegangen, noch was aus ihnen geworden. Mittag, Reinich und Pontanus schieden bereits im ersten Jahre aus und Letzterer erscheint nur noch vorübergehend ein zweites Mal hier. Rapagelan und Culvensis, die gereiftesten und erfahrensten von allen, entriß der Tod, Gnapheus ward das erste Opfer religiöser Intoleranz, Hoppe gehörte zu den Vielen, die, weil sie Osiander entgegen waren, von dem Herzog ihre Entlassung erhielten, Brettschneider wich dem begünstigteren Nachfolger Aurifaber, der, obschon gleich den anderen von Melanchthon empfohlen und durch seine Stellung bei Hofe wohl zum Vermittler und Versöhner geeignet, doch mehr vom eignen Vortheil und seiner Familienverbindung sich bestimmen, als vom Gemeinwohl leiten ließ. Unter seinem Rectorat entfernte sich Sabinus von Königsberg und Jonas wenigstens von der Universität. Der einzige Isinder bezog noch das Gehalt eines zweiten Professors der Theologie, aber der Unglückliche! 1552 in eine Gemüthskrankheit, dann in unheilbaren Wahnsinn verfallen, fristete er seine Lebensjahre bis 1588 anfänglich in einem Gemache des neuen Collegiums, zuletzt in der sogenannten Studentenstube des Hospitals.

Fragen wir nach der Ursache des schnellen Lehrerwechsels, der bei einer neugegründeten Universität uns befremden muß, da Stetigkeit und Festigkeit in allen ihren Verhältnissen zum Aufblühen förderlich sind, so machte einerseits die Entlegenheit des Orts, die Mangelhaftigkeit der wissenschaftlichen Hülfsmittel, der Herzog Albrecht bei aller Bereitwilligkeit und durch Beisteuer nicht unbedeutender Summen zur Anschaffung derselben nicht genügend abzuhelfen vermochte, andrerseits die von außen und im

Innern herbeigeführten Verhältnisse der Universität selbst den längern Aufenthalt der Professoren schwierig, unersprießlich oder gar unmöglich. Zwar läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sich frühzeitig ein geistiger Aufschwung, wie ihn die Reformation überall hervorrief, auch in Königsberg kundgab. Selbst die gehässigen Osianderschen Streitigkeiten, denen andere schon vorausgingen, zeigen von einer Aufregung der Gemüther, von einer lebhaften, selbst in weiteren Kreisen sichtbaren Theilnahme an den höchsten und heiligsten Interessen, welche die damalige Zeit kannte, und ein solches Aufgähren der Kräfte ist immer dem lethargischen Schlummer einer Nation oder einer Zeit vorzuziehen. Aber auf die Wissenschaft wirkt ein tumultuarisches Treiben umher leicht störend und nachtheilig. Sie fodert die Empfänglichkeit, nicht Aufgeregtheit der geistigen Kräfte, wenn sie tief und anhaltend einwirken soll. Ein unmittelbar praktisches Eingreifen in die Verhandlungen des Tages, seien sie religiöser, politischer oder socialer Art, liegt außer ihrem Bereich. Demnach konnten jene Parteikämpfe in Königsberg das junge Universitätsleben nur stören und die Leidenschaftlichkeit, womit die Professoren daran Theil nahmen, bleibt jedenfalls tadelnswerth, wenn freilich ihre Verweisung als zu hart und wiederum der Universität nachtheilig genannt werden muß.

Als ein günstigeres Zeugniß für den früh geweckten wissenschaftlichen Betrieb und Verkehr ist die schnelle und große Vermehrung der Buchdruckereien und des Buchhandels in Königsberg anzusehen. Vor Stiftung der Universität, doch erst nach Einführung der Reformation gab es eine Druckerei daselbst, um 1542 legte Hans Weinreich eine neue an und bald darauf der berühmte Hans

Luft aus Wittenberg die dritte, wozu ihm vom Herzog Albrecht, seinem besondern Gönner, ein Privilegium (vom 29. Mai 1549) ertheilt wurde. Wenn er auch selbst hier nicht ansässig war, leitete doch einer seiner Angehörigen, — vielleicht Aurifaber, der zuerst mit einer Tochter Luft's vermählt war — das schon damals sehr einträgliche Geschäft. Weniger glückte es Alexander Avizdecki, oder, wie er gewöhnlich nach seinem Geburtslande genannt wird, Böhm, weil ihn sammt seinen Glaubensgenossen, den Böhmischen oder Mährischen Brüdern, die orthodoxe Kirche verdammte und verbannte, worauf er nach Samboi in Polen sich begab. Hans Daubmann, der sich durch seinen Auszug der preußischen Chroniken bekannt gemacht, hat zwar erst 1564 den 16. August sein Privilegium als Buchdrucker erhalten, ist aber schon 1558 den 19. Juni durch ein Decret des Senats als akademischer Buchdrucker angenommen und wol noch früher thätig gewesen. Zu den angeführten kamen noch Druckereien zu Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts — Nach dem Privilegium der Universität vom Jahre 1557 standen sämmtliche Buchdrucker unter der akademischen Jurisdiction und genossen die Rechte und Freiheiten der Universitätsverwandten. Die Censur der gedruckten Bücher, schon damals eine in allen Staaten Europas gekannte Macht, stand gebührlich der Akademie ins Gesammt zu; vergeblich versuchten erst die Samländischen Bischöfe, dann die geistlichen Consistorien sie ihr vorzuenthalten.

Was den Buchhandel anlangt, so führten denselben anfangs die Buchbinder, die daher auch Buchführer genannt werden. Um hier einige der ältesten in Königsberg namhaft zu machen, so haben bereits vor Stiftung der

Universität Liborius von Felde 1528 und Hans Krüger 1537 ein Privilegium zum Buchhandel von Albrecht erhalten, dann ist 1548 dem Seclutian vom akademischen Senate die Ehre eines Universitätsbuchhändlers und Buchführers zuerkannt worden. Fabian Reich und Adrian Krüger kommen seit 1554 vor. Letzterm wurde 1561 gestattet zwei Buchbinder im Hause zu halten, die bei Strafe nur für ihn binden und verkaufen durften; aber Reich, weil er verdächtige Bücher hielt, mußte 1560 (am 15. Juni) seinen Laden schließen. Auch wird 1561 Martin Kayser's gedacht, 1570 war Moritz Guttich Buchhändler, 1573 Christoph Hoffmann, ferner Zacharias Behm, Fabian Mastkersten, Hanns Marr, Josias Specklin aus Strasburg u. a. m. Dieser große Wechsel beweist ebenso sehr, daß ein reger Verkehr in Königsberg stattgefunden, aber auch, daß keiner hier lange beim Buchhandel seine Rechnung gefunden hat.

Um ein anschauliches Bild von dem akademischen Leben in den frühesten Zeiten unserer Albertina zu gewinnen, werden wir der Verfassung, die ihr der Stifter gegeben, einige Beachtung zuwenden müssen. Sabinus wars, dem der Herzog die Entwerfung der Statuten, oder, wie sie ganz richtig genannt werden, der Constitutionen übertragen hatte, doch so, daß er selber mit seinen Räthen, Vertrauten und besonders mit den Wittenberger Gelehrten darüber vor der Bestätigung eine sorgfältige und genaue Prüfung anzustellen sich vorbehielt. Es war sehr weise, daß man nur das Hauptsächlichste, Wesentlichste, Allgemeinste im Auge behielt und für spätere Jahre die Anordnungen und Bestimmungen im Einzelnen verschob, bis die Praxis Dasjenige, was hinzugefügt und erweitert wer-

den müsse, ermittelt habe. Dadurch ward die Verfassung sehr vereinfacht und dem akademischen Senat die größte Freiheit gestattet, nach seinem Dafürhalten, nach seinen Beschlüssen zu verfahren. Um aber diese Freiheit nicht in Willkür oder Fahrlässigkeit übergehen zu lassen, ward dem Rector, der dem Landesherrn verantwortlich blieb, eine möglichst große Wirksamkeit, die alleinige Jurisdiction und soviel Autorität, so bedeutender Rang, solche Macht verliehen, daß der ganze Senat doch eben nur in ihm seine ganze Bedeutung gewann. Eine Art Areopag bildeten der Bischof von Samland als Conservator der Universität und mit ihm die drei Ephoren, der Oberburggraf, der Kanzler und ein hoher Geistlicher, gewöhnlich der Vicepräsident des samländischen Bisthums, wozu von Seiten der Stadt Königsberg noch der Bürgermeister der Altstadt und der des Kneiphofs kamen, sodaß zwei Geistliche, zwei vom hohen Adel, zwei aus der Bürgerschaft diesen Gerichtshof, der aber nur eine moralische Autorität, keine juridische Entscheidung hatte, bildeten. Nimmt man dazu noch die Anwesenheit des Fürsten und des Hofes an demselben Orte, so war ein Misbrauch weder von der Freiheit des Senats, noch von der Jurisdiction des Rectors, noch von der Beaufsichtigung des Vorstandes zu befürchten und leicht in schwierigern Fällen auch ohne vorgeschriebene Bestimmungen eine rasche und wirksame Entscheidung herbeizuführen. So genügte denn vorerst in den Constitutionen über das Rectorat, das Decanat, den Senat und über das Verhalten der Studirenden einige Bestimmungen zu geben. Ob und welche Statuten älterer Universitäten benutzt wurden, kann gleichgültig sein, da überall der ähnliche Zweck auch ähnlicher Mittel bedarf

27 *

und eine Universität in Königsberg nicht eine Schöpfung neuer Art, vielmehr den deutschen Hochschulen möglichst ähnlich werden sollte. Die Hauptabweichung, wodurch die republikanische Verfassung, welche den Akademien, den Schöpfungen der italienischen Städte, eigen war, beeinträchtigt wurde, das lebenslängliche Rectorat des Sabinus, hieß in der Constitution selbst eine Abweichung von der Normalform und sollte in der Folge abgeschafft werden. Daß aber nicht blos die Verdienste des Mannes und die in seiner Bestallung gegebene Zusicherung — die ja nur für sein Rectorat im Partikular, nicht an der Universität bindend gewesen wäre — die Abweichung erfoderten, sondern weil ein Wechsel der obersten Leitung im Anfange bedenklich und nachtheilig war, leuchtet ein und wurde dieser Grund nicht verhehlt. Wie bei der Gründung von Staaten sich das monarchische Princip nothwendig erweist, so bei Gründung der Universitäten, der geistigen Staaten. Weil diese aber schneller als Völker zu Mündigkeit und Selbständigkeit reifen, so widerstrebt ihnen bald eine Verfassung, in der der Wille eines Einzigen gebietet, und sie fühlen, daß gleiche Berechtigung allen ihren Mitgliedern zustehen müsse. Ein perpetuirliches Rectorat konnte daher auch der Königsberger Universität nicht länger gefallen, als es zum Entwurf der akademischen Verfassung nothwendig war. Sabinus gab bald nach Vollendung der Constitutionen es auf und Herzog Albrecht hinderte nicht, was die Natur einer freien Lehrstätte der Wissenschaften erheischte.

Daß aber eine große, möglichst unbeschränkte Gewalt Einem aus ihrer Mitte übertragen wurde, daß sie über alle Mitglieder der Universität, über die sogenannten Uni-

versitätsverwandten und über die in der Stadt Königsberg lebenden Geistlichen und Lehrer sich erstreckte, war keine Beschränkung der Freiheit, sobald nur Jedem die Berechtigung dazu verblieb. Sehen wir nun, wie der Gründer und die ihm rathend zur Seite standen, bei dem Entwurf der Constitutionen zu Werke gingen. „Jeder", heißt es, „sei er Magister, Licentiat oder Doctor, solle zum Rectoramte gelangen dürfen, wenn er nur von ernstem Charakter, unbescholtenen Sitten und nöthiger Erfahrenheit in Geschäften sei." Außer dem Kreise der akademischen Lehrer, etwa wie auf einigen italienischen Hochschulen im Mittelalter aus den Studirenden den Rector zu wählen, oder diese an der Wahl theilnehmen zu lassen, mußte in Zeiten, wo nur die Jugend dem Erlernen, gereiftere Männer dem Lehren der Wissenschaften sich hingaben, unpassend erscheinen. Doch sollte gestattet sein, Söhnen von Fürsten, Grafen und Standesherren, wenn sie in Königsberg der Studien halber sich aufhielten, das Rectorat als Ehrenamt zu übertragen, in welchem Falle dann ein Prorector aus dem akademischen Senate die eigentliche Geschäftsführung übernahm. Diese bestand damals so ziemlich in demselben, was noch heutzutage dem Rector oder Prorector obliegt, als da ist: den Senat zu berufen und darin den Vorsitz zu führen, auf Pflichterfüllung der Professoren, das Betragen der Studenten, auf Vermeidung der Händel unter jenen, auf Bestrafung der Vergehen dieser zu achten, die Immatriculation und Eidabnahme der Ankommenden zu besorgen, ferner alle Halbjahr die Gesetze vor den Docenten und Studirenden im Collegium zu verlesen u. s. w. — Anders aber wie heute stand es mit der Amtsgewalt des Rectors, die jetzt ein Schat-

nten, eine Leiche im verblichenen Purpurmantel erscheint zwar noch alle Züge des Lebenden an sich tragend, aber in Wahrheit ohne Leben. Das einzige Capitel über die Jurisdiction des Rectors, wobei es Albrecht und Sabinus in den Constitutionen bewenden ließen, weil die übrige Amtsgewalt des Letztern vor dem Neide der Collegen besser verschwiegen blieb, wird hinreichen, um den Unterschied zwischen jetzt und damals zu erkennen. Und doch ward nach Sabinus' Rücktritt, als der Wechsel des Rectorats eine bestimmtere Fassung nöthig machte, die Amtsgewalt erst in ihrer ganzen Ausdehnung durch die neuern Statuten bekannt. Die Jurisdiction, die der Rector mit seinen Collegen als Beisitzern übte, bestand in einer sowol von der Hof- als von der städtischen Gerichtsbarkeit getrennten und vielfach abweichenden Justiz und schloß die Advokaten gänzlich aus. „Der Rector", heißt es in den Constitutionen, „spricht Recht mit seinen Beisitzern und erkennt über Streitigkeiten der Studirenden zwar gesetzlich, aber nicht nach der hergebrachten Weise der Gerichtshöfe, damit die Entscheidung rascher erfolge. Denn Nichts ist zur Erhaltung der Ruhe unter wissenschaftlich Gebildeten so heilsam, als mit den Schuldigen rasch zu verfahren. Daher weder Schriftliches, wodurch nur von der Streitfrage abgelenkt wird, von den Parteien anzunehmen, noch ein Advokat — es sei denn in sehr wichtigen Fällen — zuzulassen ist, sondern Jeder seine Sache selbst führe. Man citire die Angeklagten durch den Pedell und vernehme sie im Beisein von zwei oder drei ihrer Commilitonen." Dem Rector stand es zu, in geringfügigen Sachen allein zu entscheiden, nur in wichtigern mußte er den Senat dazuziehen. Sein Urtheil erlitt von keiner Seite eine Beschränkung,

noch war er Jemanden verantwortlich, selbst dem Landesherrn nicht. Nur in wichtigen Fällen war eine Appellation an den Herzog gestattet, doch mußte der Verurtheilte, der sie in Anspruch nahm, zuvor 8 Mark Goldes beim Rector deponiren, welche Summe, wenn er Unrecht behielt, verfallen war, damit nicht ohne Grund und leichtfertig Einer appellire. Selbst bei Capitalverbrechen entscheidet der Senat und übergibt der Rector erst nach gefälltem Urtheil den Schuldigen dem Oberburggrafen zur Vollstreckung der Todesstrafe.

Auch eine Schutzmacht war der Rector. Denn wie kein Student in oder außerhalb Königsberg von einem fremden Gerichte belangt oder festgehalten werden konnte, sondern dem akademischen Senat allein über ihm Gewalt zustand, so gewährte des Rectors Gerichtsbezirk, das Collegium, einen Zufluchtsort jedem Andern, der vor Gewaltthätigkeit oder auch vor der Stadtmiliz sich daselbst zu bergen suchte; denn auch diese durfte innerhalb des Collegiums Niemand ergreifen, sondern mußte abwarten, bis der Rector den Sträfling durch den Pedell dem zuständigen Gerichte abführen ließ. Dieses Schutzrecht des Rectors innerhalb des Universitätbanns war in Zeiten roher Gewalt von hoher Bedeutung, zumal, wenn man bedenkt, daß Königsberg damals noch drei geschiedene Städte umfaßte, die eben auf keinem freundschaftlichen Fuße mit einander, ja oft in Feindschaft gegen einander standen. Wie leicht konnte da der Bewohner der Altstadt oder des Löbenicht im Kneiphof von Gewaltthätigkeit und ungerechter Justiz bedroht werden. Erreichte er das Thor des Albertinums, so war er vorläufig geborgen und durfte hoffen, unter dem Schutze des Pedells keine Mishandlung, auch

nicht die roher Häscher, zu erfahren, ja die Begleitung jenes schien minder ehrenrührig als die Abführung durch diese. Der Rector aber galt hierdurch in den Augen des Volkes für eine geheiligte Person, die, selbst unantastbar, auch in seinem Gerichtsbezirke Niemanden antasten lasse. Für die äußere Geltung des Rectors war neben seinem Schutzrecht nicht minder bedeutsam der Aufwand, den er treiben durfte und der sich sogar auf weitere Ferne als seinen Aufenthaltsort erstreckte. So war ihm gestattet und, da es in den Constitutionen besonders vermerkt wird, fast geboten, ausgezeichnete Gelehrte oder hochstehende Personen durch ein Geschenk, sei's Wein, sei's sonst eine übliche Gabe, zu ehren und das Geld dazu, so viel er für nöthig erachtete, aus der Universitätskasse zu erheben.

Dem Rector zur Seite standen die Decane der Fakultäten. Sie hatten besonders darüber zu wachen, daß die Disputationen und Declamationen zu bestimmter Zeit und ohne Anstößigkeit in der Wahl der Themata, ohne Beleidigung beim Vortrage vor sich gingen, ferner die Prüfung Derer, die einen akademischen Gradus nachsuchten, zu leiten und ihre Diplome auszustellen, die Gegenstände und die Stunden der Vorlesungen zu bestimmen und im Verlaufe sie zu überwachen; Alles Dinge, die noch heute zu dem Geschäftskreise der Decane gehören. Auch was über den akademischen Senat, der aus allen Professoren der obern Disciplinen, dem Decan und den vier ältesten Mitgliedern der philosophischen Fakultät bestand, was über den Oekonomen, der für den Tisch und Unterhalt der im Collegium wohnenden Studenten, für die gesetzlich festgesetzte Schließung und Oeffnung der Pforte, kurz die Hausverwaltung in den Universitätsgebäuden zu sorgen hatte, was

endlich über den Notar und die Pedelle in den ältern Statuten sich angeordnet findet, hat wenig Interesse und beweist nur, daß unsre heutigen Einrichtungen damals entstanden sind. Zwar der Oekonom ist einem Inspector gewichen, weil die Freitische der Studenten außerhalb des Collegiums in Gasthäuser und Garküchen verlegt sind, das Unterpersonal hat sich vermehrt, sowie nach oben hin mancherlei neue Universitätsbedienungen eingetreten sind, die Decane haben manche neue Last ohne Remunerationen erhalten, das Aerarium, zu welchem damals der Rector und die vier Decane die Schlüssel besaßen, ist diesen entzogen und besondern Ober- und Unterbeamten überwiesen, mancherlei Veränderungen sind im Laufe der Zeit für nöthig erachtet worden; der Grundtypus aber ist derselbe geblieben und wir werden nicht eben sehr irren, wenn wir die damaligen Einrichtungen den heutigen ähnlich uns denken.

Was jener Zeit der Gründung allein angehört, wird den bekannten Zügen einen eigenthümlichen Ausdruck leihen und den nur wollen wir dem Leser zu schildern versuchen. Willkommen ist uns hiefür, um das geistige Leben zu erfassen, der von Herzog Albrecht in den Constitutionen angeordnete Lehrplan. Er bestimmte für die philosophische Fakultät die Vorlesungen in folgender Art:

„Erstlich werde Rhetorik gelehrt, womit Geschichte verbunden sein soll, und wähle man dazu vornehmlich die Rhetorik Philipp Melanchthon's, Cicero's Rhetorik an Herennius und seine andern rhetorischen Bücher, die Hauptschriften Quintilian's nach den beiden Ausgaben des Erasmus. In der Geschichte, die der gleiche Professor vorträgt, halte man sich an Livius oder Cäsar."

„Zweitens stelle der Lehrer in der griechischen Sprache zunächst eine Wiederholung der Grammatik an und lese folgende Schriftsteller: Homer, Hesiod, Euripides, Sophokles, Theokrit, einige Reden des Demosthenes, den einen oder den andern griechischen Historiker. Auch erkläre er des Aristoteles Ethik.“

„Drittens trage man die Hauptlehren der Dialektik vor.“

„Viertens lese man Oratorisches und Poetisches, erkläre für jenes Cicero's oratorische Bücher, vornehmlich seine Reden; für die Poesie wähle man Virgil und Ovid.“

„Fünftens mögen in gleichen Stunden der Mathematiker und der Professor der hebräischen Sprache dociren. Jener lehre die Arithmetik, die Astronomie nach Johannes de Sacro Busto und Einiges aus der historia naturalis des Plinius *).“

„Sechstens lese der Physiker des Aristoteles Physica, dessen Buch über die Seele, seine kleinen naturalia, die Problemata, die Meteorologie und den Dioskorides.“

„Siebentens sollen Terenz und Plautus gelesen werden.“

„Welche Stunden für jeden dieser Unterrichtsgegenstände zu wählen seien, bestimme der Rector und der akademische Senat; doch bleibe die dritte Nachmittagsstunde allein dem ersten Professor der Theologie für eine Vorlesung, die alle Studirenden zu hören haben.“

*) Wenn nicht bei Arnold a. a. O. ein Druckfehler oder eine Lücke ist. Die Worte sind unklar: Sphaeram Joannis de Sacro Busto Theoricas secundum Plinii. Gewiß ist aber nur an des ältern Plinius encyclopädisches Werk, die historia naturalis, zu denken.

Für die theologische Fakultät bestimmte dieser älteste Lectionskatalog folgendes:

„In einer Vormittagsstunde werde das neue Testament erklärt, in einer Stunde Nachmittags das alte Testament." Diese Vorlesung war's, wie wir in den Statuten des Jahres 1554 ausdrücklich bemerkt finden, welche alle Studenten hören mußten.

In der juristischen Fakultät wird gleichfalls nur ganz allgemein vorgeschrieben:

„Vormittags die Institutionen, Nachmittags die Pandekten oder der Codex Justinianeus."

Endlich in der Medicin wird ohne nähere Angabe der Gegenstände nur gefodert:

„Es werde Vor- und Nachmittag gelesen."

Wie das Pädagogium zur Universität gehörte, so finden wir auch für jenes gleichfalls in den Constitutionen die Lehrfächer genau angegeben. Dieser ganze Abschnitt gibt uns über das Partikular als Vorbereitungsschule den besten Aufschluß, weshalb wir ihn hier mittheilen:

„Die noch nicht reif für die schwierigern Autoren sind, sollen im Pädagogium unterrichtet werden. Doch biete man den Knaben nur das, was ihrem Alter angemessen ist. In den drei Klassen, worin wir das Ganze abgetheilt haben, unterrichten vier Lehrer, die acht Stunden täglich zu geben haben. Der oberste Leiter oder Gubernator des Pädagogiums trage in der ersten Klasse die Syntaxis Philipp Melanchthon's vor und erkläre Terenz oder Plautus oder die Briefe Cicero's, mitunter auch kürzere historische Werke, z. B. des Cornelius Tacitus Germania, und kurze Gedichte, wie Georg Sabinus (deutsche) Kaiser.

Auf der mittlern Klasse trage man Melanchthon's Etymologie vor, erkläre in deutscher Sprache auserwählte Gespräche des Erasmus von Rotterdam oder die Aesopischen Fabeln; desgleichen die Batrachomyomachia des Elisius oder das Gedicht des Joachim Camerarius de decoro puerili. Auf der untersten Klasse lasse man die schwächsten Knaben decliniren und conjugiren, übersetze mit ihnen die Distichen Cato's und ausgewählte Stücke römischer Dichter. Außerdem erkläre der Archipädagog an jedem Mittwoch und Sonnabend in den beiden obern Klassen Melanchthon's Katechismus, und auf der dritten den kleinen Lutherischen. Damit verbinde man eine kurze summarische Erklärung der Evangelien, wenn die Knaben sich dazu reif zeigen, damit sie in frühen Jahren mit den Lehren der christlichen Religion vertraut werden. Weil aber die Jugend noch wild und leichtsinnig ist, so wende man auf den beiden untersten Klassen die gehörige Strenge an. Es bleibt den Lehrern anheimgestellt, für Vergehen und Wildheit den Stock zu gebrauchen. Doch wache der akademische Rector samt dem Senat und dem Archipädagog darauf, daß nicht unnütz gestraft werde. Es steht den Lehrern nicht zu die Knaben aus dem Pädagogium beliebig zur Universität zu entlassen, sondern in jedem Semester ernennet der Senat bestimmte Examinatoren, die nach den dem Pädagogium vorgeschriebenen Foderungen die Abiturientenprüfung zu veranstalten haben."

Wir ersehen aus diesem Lehrplan, womit der Herzog den Rector Sabinus schon bei seiner ersten Anwesenheit in Königsberg beauftragt und den dieser also auch vornehmlich entworfen hatte, daß auf einen gründlichen Unterricht im Pädagogium gehalten und die Studirenden

mit recht guten Vorkenntnissen in der lateinischen Sprache zur Universität entlassen wurden. Dagegen scheint der damalige Schulunterricht in anderen Wissenschaften, wenn wir ihn mit heutigen Gymnasien vergleichen, sehr schlecht bestellt gewesen zu sein. Erst auf der Universität begann eine Vielseitigkeit der Studien mit Benutzung guter Quellen und Hülfsmittel in der philosophischen Fakultät, die daher kein Studirender vernachlässigen durfte und die deshalb mit den meisten Lehrern in den verschiedensten Fächern versehen sein mußte. Eine für die praktische Anwendung zweckmäßige Bildung, soweit diese damals gefodert wurde, nach bester Methode zu gewähren, war die löbliche Absicht des Stifters. Wie weit sie erreicht wurde, hing freilich von Lehrern und Lernenden ab. Diesen den fleißigen und regelmäßigen Besuch der Vorlesungen, tägliche Wiederholung der Vorträge der Professoren bei einem Privatlehrer, den jeder Studirende haben mußte, und die Erlangung eines akademischen Gradus als Baccalaureus, Magister, Licentiat oder Doctor nach Absolvirung der Studien anzuempfehlen, den Professoren aber die Lehrgegenstände genau zu bezeichnen und jedem sein Fach zuzuweisen, erheischte die Pflicht von dem Gründer der Hochschule, ohne daß dadurch der Lehrfreiheit Schranken gesetzt wurden. Um sich selber von der Thätigkeit der Docenten und Studenten zu überzeugen, verschmähte Albrecht nicht die Hörsäle zu besuchen, in denen er überdies noch im Alter nachzuholen hoffte, was die Bildung seiner Jugend vernachläßigt hatte. Genau wußte und fühlte er, was seiner Anstalt noch fehle und woran die Lehrer und Schüler es fehlen ließen, was er jedoch in Betreff der Erstern nur durch Melanchthon, in Betreff der Letztern durch den akademischen Senat ohne

Einmischung seiner Hofdiener abstellen wollte. Ein besondres Gewicht legte er auf die öffentlichen Disputationen und Redeübungen, die er als einen Beweis gründlicher Gelehrsamkeit und eine Gelegenheit, von dem Gelernten eine praktische Anwendung zu machen und die geistigen Fähigkeiten zu üben, ansah. Darum war in den Constitutionen vorgeschrieben, daß in den obern Fakultäten jährlich viermal, in der philosophischen aller drei Wochen eine Disputation der Doctoren und Magister und danach immer eine Redeübung oder sogenannte Declamation stattfinden solle, wobei sämtliche Baccalauren, Magister und Doctoren, die Decane der entsprechenden Fakultäten und selbst der Rector zugegen sein mußten. Genau war die Ordnung der Opponenten vorgeschrieben; den Anfang machten die Studenten, dann folgten die Baccalauren, den Beschluß machten die Magister oder Doctoren. Nur wen der ganze Senat von diesem öffentlichen Akt entband, durfte der allgemeinen Verpflichtung dazu sich entziehen. Als Ungelehrter verkannte Albrecht das Blendende, Nutzlose und Zeitraubende dieses gelehrten Schaugepränges und erst als leidige Erfahrungen ihn belehrt, daß viel Halbwahres und Falsches und selten ein überzeugendes Argument oder ein die Wissenschaft förderndes Resultat zum Vorschein komme, daß dagegen Leidenschaftlichkeit, Aufregung und Erbitterung trotz dem Gebote, dies zu vermeiden, zu dem unglückseligsten Zwiespalt besonders auf dem religiösen Gebiete führen, gab er den wiederholten Vorstellungen des Senats nach und billigte, gleich wie bei den Promotionen, mehr auf die Reife und Gediegenheit des Wissens als auf Geltendmachung des dürftig Erlernten und bestechende Rednergabe zu sehen.

Die Vorschriften für die Studirenden bezweckten ein sittliches Betragen, regen Fleiß und Hochachtung vor der Wissenschaft und ihren Lehrern. Als Landesuniversität sollte Königsberg vornehmlich den Landeskindern nützlich sein und in ihren Einrichtungen auf sie besondre Rücksicht nehmen. Wie die Wissenschaft frei und allgemein sei, sollte auch kein Stand von den Studien ausgeschlossen werden und selbst die Söhne von Unfreien die Wohlthat, welche geistige Bildung gewähre, wenn sie ihren höchsten Zweck erfülle, genießen. Das Adelsdiplom, das Vorrecht des Reichen, alle Privilegien, wie sie Namen haben mochten, verschwanden unter den Rechten und Freiheiten des akademischen Bürgers. Wenn zehn Edelleute auf Kosten der Herzogin Dorothea in Königsberg studirten, beweist dies nur, daß auch in jenem Stande Hülfsbedürftige waren, die aus eignen Mitteln nicht bestreiten konnten, was der Aufenthalt auf der Universität kostete. Diesen den Aermern, wenn sie ihre Fähigkeiten zum Besten des Vaterlandes ausbilden wollten, zu erleichtern, waren von den preußischen Landständen jährlich 1000 Mark bewilligt und der Herzog trug für die beste Verwendung Sorge. Anfangs geschah solches nach dem augenblicklichen Bedürfnisse, doch schon 1546 wurde ein Alumnat für 24 arme Studenten, wovon 7 der polnischen, 7 der litthauischen Sprache mächtig sein mußten, errichtet. Für jeden waren 26 Mark auf ein Jahr ausgesetzt, doch sollte er, wenn er sich gut führe, das gleiche Stipendium zwei Jahre beziehen; dann aber mußte er Baccalaureus werden. Als solchem wurde ihm die Unterstützung auf 35 Mark erhöht, und wenn er wieder nach zwei Jahren zur Magisterpromotion reif schien, erhielt er 40 Mark.

Bald darnach ward — mehr zur Erleichterung für den Rector, der über jeden Zögling Rechenschaft geben mußte — nach einem allgemeinern Maßstabe den jüngern Studenten ein Stipendium von 38, den ältern von 40 Mark bewilligt, doch blieben viele Stellen unbesetzt, da von der polnischen und litthauischen Bevölkerung in Preußen bis zu des Herzogs Tode Wenige für die Studien geeignet erschienen. Zu tief war die unterste Volksklasse von den höheren herabgedrückt, als daß ihre geistige Befähigung und die vernachlässigte Schulbildung zu Erwartungen, dem Staate nützlich zu werden, berechtigten. Auch diese Segnung der neuen Hochschule sollte nach des Stifters Willen nicht ausbleiben. Wir kommen später darauf zurück und verweilen hier noch bei dem Alumnat.

Der Hauptzweck desselben sollte nach Albrecht's Wunsche der sein: künftige Geistliche und Lehrer zu bilden, damit vornehmlich in den polnischen und litthauischen Gemeinden das Verständniß und die Wirkung des Evangeliums tiefer Wurzel schlage und der Nothbehelf der Tolken oder Dolmetscher aufhöre. Nach erlangter Magisterwürde mußten die Alumnen zur Annahme einer Pfarrer- oder Lehrerstelle bereit sein. Doch nicht Zwang wurde ihnen auferlegt und keiner ging der Wohlthaten verlustig oder durfte die bereits genossenen wiedererstatten, wenn er ein andres Fach ergriff. Die Wahl der Alumnen stand bei Rector und Senat, die über die Fähigkeit und Führung Zeugniß ausstellten, die Bestätigung behielt sich der Fürst selber vor. Als das Universitätsgebäude eingerichtet war, erhielten darin auch die Alumnen Wohnung und Freitisch. Zweckmäßigere Anordnungen wurden 1560 getroffen, die Zahl auf 28 erhöht, woneben noch 28 andre Studenten

für ein Geringes Tisch und Wohnung im alten, dann auch im neuen Collegium erhielten. Zu leichterer Beschaffung der Lebensmittel that 1555 die Akademie Vorstellung, daß, wie an der Wittenberger Universität, der Oekonom des Collegiums statt des baaren Geldes — für jeden Zögling 20 Mark 16 Gr. jährlich — aus dem Amte Fischhausen, welches alle Zahlungen und Bedürfnisse der Universität zu bestreiten hatte, Naturalien, nämlich 24 Last Korn und 12 Last Gerste zu festem Preise; — die Last 12 Mark — dazu freie Weide für die Ochsen, einige Wiesen und im Winter einen Speicher angewiesen erhalte. Denn, wenn er auch soviel nicht brauche, so könne doch der Ueberschuß theurer verkauft und das daraus Gelöste zum Besten der Alumnen und anderer armen Studenten verwendet, auch ein Inspector des Collegiums angestellt und ihm Wohnung und Kost im Albertinum gereicht werden. Der Vorschlag ward genehmigt und schon 1556 der Anfang gemacht, sowol für den Oekonom als für die Professoren ein bestimmtes Deputat aus dem Amte Fischhausen zu reichen.

Eine noch freiere Gabe des Herzogs an die Universität war, daß er das Gut Thalheim in Natangen, aus 14 Hufen bestehend, für den geringen Preis von 1500 Mark (1557) verkaufte und später noch 10 Last Roggen jährlich „zu besserer Speisung der Scholaren" zuwies. Immer blieb diesen außer freier Wohnung, Kost, Heizung und sonstigem Bedarf auch ein Taschengeld, welches 1563 nach der in den Gesetzen für die Alumnen beliebten Eintheilung in drei Klassen für die der ersten Klasse jährlich 12 Mark, für die der mittlern 10 Mark, für die der dritten vierteljährig 35 Schillinge betrug. Damit aber

der Zweck der Stiftung erreicht und die Wohlthat gut angewendet werde, foderte der Herzog von den Alumnen besondern Fleiß und untadelige Führung. Täglich mußten sie wenigstens 4 öffentliche Vorlesungen, die ihnen vorgeschrieben waren, hören, den Disputationen fleißig beiwohnen, selber darin sich üben und alle halbe Jahre, ehe ihnen das Stipendium verlängert wurde, eine Prüfung bestehen. Auf ihren Lebenswandel hatten die Inspectoren oder früher die Privataufseher, deren auch sie einen haben mußten, wohl zu achten, des Morgens um 5 Uhr und Abends um 9 Uhr mit ihnen ein Gebet zu halten, ihre Vorlesungen zū wiederholen und den Schwächern nachzuhelfen. Die ältere Ordnung und die späteren Gesetze der Alumnen schreiben für ihr Verhalten und Unterlassen Alles vor, weßhalb sie für den wissenschaftlichen sowol als sittlichen Standpunkt der Zeit sehr wichtige Documente sind, auf die indeß hier näher einzugehen zu weit führen würde.

Gedenken müssen wir indeß der Privilegien, welche Herzog Albrecht, als ihm vom Papst und Kaiser die Ertheilung der herkömmlichen anderer Universitäten versagt wurde, zwar nach dem Muster deutscher Akademien, besonders Wittenbergs, Tübingens und Marburgs, aber doch auch mit Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse 1557 seiner Stiftung ertheilte. Bereits 1554, als durch die vervollständigten Statuten Alles in gesetzliche Formen gebracht war, was solcher auf Akademien bedarf, ersuchte, wie um eine höhere Weihe und Gabe der Gnade, der Senat den Landesherrn um die Bestätigung von Freiheiten, die in einem Verzeichniß ihm vorgelegt wurden. Drei Jahre blieb die Gewährung ausgesetzt, vielleicht weil

Albrecht noch immer auf Rom und den kaiserlichen Hof seine Hoffnung gestellt hatte. Da endlich bewog Andreas Aurifaber, der Alles vermögende und diesmal das Wohl der Akademie fördernde Günstling seinen Herrn, Das, was Mächtigere neidisch vorenthielten, selber frei zu gewähren. Am 18. April 1557 erfolgte die vollständige Genehmigung des eingereichten Entwurfs und am 4. December 1558 wurde ein öffentliches Ausschreiben durch den Druck im ganzen Lande verbreitet, welches bei großer Strafe jede, auch die geringste Beeinträchtigung der akademischen Privilegien verbot. Endlich am 11. December, Sonntags nach Nicolai, erfolgte die Publicirung im großen Hörsaal feierlichst im Beisein des Hofs, der Akademie, der Abgeordneten der Stände und der Städte Königsberg.

Wie ernstlich Albrecht es mit seinen Wohlthaten gegen die Akademie gemeint, beweiset, daß er am Schlusse jener Privilegien seinen Nachfolgern aufs Heiligste empfahl und den König von Polen aufs dringendste bat, die Königsberger Universität bei ihren Rechten, Freiheiten und Einkünften zu schützen und zu erhalten. Ja, in seinem Testamente, das er kurz vor seinem Lebensende aufsetzte (1567), legte er den Vormündern seines Sohnes diese Pflicht ganz besonders ans Herz. Eine nähere Würdigung Dessen, was die Privilegien zusicherten, erheischt der Zweck der hier gestellten Aufgabe.

Nachdem im Eingange noch einmal der Universität die jährlich bestimmte Geldsumme und sonstige Einkünfte, auch das Gut Thalheim für ewige Zeiten zugesichert und alle Diejenigen, welche Zahlung und Leistung zu thun haben, besonders das Amt Fischhausen zu pünktlicher Erüllung ihrer Pflicht angehalten werden, die Statuten vom

Jahre 1554 sanctionirt und nur bei höchster Noth darin Veränderungen gestattet sind, bekennt Albrecht, was ihm selbst zu thun obliege, und ertheilt kraft dieses Briefes allen Professoren, Doctoren, Magistern, Scholaren und Universitätsverwandten alle und jede Regalien mit allen Freiheiten, Rechten, Zieren, Zubehörungen und Gerechtigkeiten, wie deren jemals von römischen Kaisern, Königen und Päpsten auf sie gekommen und in Sonderheit das Privilegium Kaiser Friedrich's I. zu. — „In Sonderheit wollen wir, daß aller Professoren und der Universitätsverwandten Häuser, in welcher Stadt und Vorstadt sie gelegen, befreit seien, darin kein Stadtknecht mit Gebieten und Verbieten kommen, Hand an Jemand legen oder gefänglich hinwegführen soll; desgleichen sollen der Professoren und Universitätsverwandten Kinder, so lange sie unter dem väterlichen Gehorsam und unbegeben sind, aller ihrer Eltern Privilegien fähig und keiner andern Obrigkeit als allein dem Rector unterworfen sein. Es sollen auch der Universität Professoren und Verwandte von gemeinen bürgerlichen Auflagen, Schatzungen und andern Beschwerden, in Sonderheit von Schoß, Wache, Zeise *) und dergleichen befreit sein. Ebenso soll ein jeder Rath unsrer drei Städte Königsberg, darin der Universität-Professoren und Verwandte wohnen, schuldig sein, wenn sie mit Tode abgehen, ihre Kinder neben der Universität, so sie erfodert, beschützen, annehmen und bevormunden und Aufsicht haben, damit denselben treulich und wohl vorgestanden werde." Dann werden mehre persönliche Begünstigungen der Professoren angegeben, als:

*) Accise.

freier Aufkauf von Vieh und anderm häuslichen Bedarf auf allen Märkten, woran kein Kaufmann, Mäkler oder Fleischer bei Strafe von hundert Gulden sie verhindern darf, freier Fischzug im Pregel für ihren Tisch und den Haushalt der Studenten im Collegium, freie Metze in der fürstlichen Mühle.*) — „Unsrer Universität Professoren und Verwandten soll ferner frei und zugelassen sein, ihrer Nothdurft nach — aber nicht länger und in anderm Falle — in ihren Häusern Schmiede, Schuster, Kürschner, Tischler und dergleichen Arbeiter zu setzen und zu halten, daran sie Niemand hindern soll bei hoher Strafe und Ungnade.“ In Kriegs- und Sterbenszeiten soll jedem Professor freistehen, ohne Abbruch der Besoldung mit allen den Seinen an andere Orte sich zu entfernen. „Wenn aber unsre Universität einst verlegt wird, sollen die Professoren beisammen zu bleiben (d. h. zu folgen) schuldig sein. Und ob durch göttliches Verhängniß einer der Professoren mit langwieriger Schwachheit des Leibes beladen würde oder Alters halber unvermögend wäre zu lesen, soll ihm nichts desto weniger sein ganzes Gehalt ein Jahr lang und, wenn nach Ablauf des Jahres keine Besserung bei dem Kranken oder er Alters halber ferner unvermögend befunden, seine halbe Besoldung zugestellt werden. Und wenn ein Professor im Anfange des Quartals stürbe, soll seinen Erben das ganze Quartal unweigerlich bezahlt werden.“ Als eine Gunst wird noch angegeben, daß ein Professor nach Ableben seiner Frau

*) D. h. für alles Getreide, welches die Professoren und der Oekonom in der herrschaftlichen Mühle mahlen ließen, durfte keine Abgabe durch Abzug einer Metze erlegt werden.

im alleinigen Besitz seiner Kleider, Bücher und wissenschaftlichen Instrumente bleiben und, wenn er selbst stirbt, ihm ein freies Begräbniß in der Domkirche bewilligt werden solle, es sei denn, daß zur Zeit einer Seuche Rector und Senat es anders verfügen. Daß Buchdrucker und Buchführer nur der Jurisdiction und Censur der Akademie angehören sollten, haben wir früher schon erwähnt. Schließlich verspricht der Herzog noch die Universität mit einem ansehnlichen Legat und Vermehrung des Einkommens in seinem Testamente zu bedenken, was er denn in der That auch später (1567) nicht vergessen hat.

Diese Privilegien, damals ein Palladium von unschätzbarem Werthe, haben für jetzige Zeit, wo sie noch immer nominell fortbestehen, geringe Bedeutung, da die darin ertheilten Vorrechte und Freiheiten zum Theil ohne Gültigkeit, zum Theil allgemein gültig sind, sodaß keine Bevorzugung des Gelehrtenstandes darauf sich basiren läßt. Eines möchte darin auch im Hinblick auf jene Zeit auffallen, daß nämlich, wie der Professoren, nicht auch der Studirenden Rechte und Freiheiten näher angegeben werden, sondern hier nur — was schon die Stiftungsurkunde verheißen hatte — zugestanden ist, es sollten auf der Universität Königsberg alle Privilegien anderer Hochschulen gelten. Das scheint aber eine leere Formel, da die Einrichtungen der ältern und ältesten Universitäten, der italienischen, französischen, deutschen, um der abweichenden englischen gar nicht zu gedenken, theils unter sich sehr verschieden, theils für neu gestiftete im 16. Jahrhundert ungeeignet und unzureichend erschienen. Albrecht's Absicht, brauchbare Diener für Staat, Kirche und bürgerliche Ge-

meinschaft zu bilden, die Verordnungen und Gesetze für die Alumnen, die fast eine freie Wahl des Studiums, noch mehr eine freie Betreibung der Wissenschaften aufheben, widerstritten den Principien jenes freien Studentenlebens, wie es einst im Mittelalter in den lombardischen Städten sich ausgebildet hatte. Nun aber wollte der Stifter der Universität Königsberg die studentische Freiheit auch nicht mehr beschränken, als es seine Staatszwecke nöthig machten, damit Ausländer auf ihr gern verweilten und reiche oder vornehme Landeskinder nicht auswärts studirten. Der Ruf ausgezeichneter Lehrer genügte nicht, um aus den Nachbarlanden die Jugend herbeizulocken; es mußten auch dieser Vortheile und Annehmlichkeiten des akademischen Lebens geboten werden. Die Maßregeln, den Aufenthalt hier möglichst zu erleichtern, indem nicht nur Wohnung und Tisch im Collegium sehr billig gereicht, sondern auch die meisten und wichtigsten Vorlesungen in jeder Fakultät unentgeltlich von den besser als irgendwo besoldeten Professoren gehalten wurden, die Aussicht auf rasche Beförderung in Preußen zogen Viele, besonders Unbemittelte hierher. Doch welcher lebensfrische Jüngling schlägt den Gewinn, auch den wissenschaftlichen, höher an als eine Freiheit, die ihm jeden Reiz des Daseins in lichte Farben kleidet? Dem Aermsten, wie dem Reichsten erscheint sie das höchste der Güter, ehe das reifere Alter in die Schranken der Nothwendigkeit sich fügen lernt. Durfte Albrecht fodern, was er für Staatszwecke nöthig erkannte, so mußte er, ebenfalls aus Staatsklugheit, auch gewähren, was die ernste Lebensbahn freudig beginnen ließ. Darum versagte er der studirenden Jugend die herkömmlichen Privilegien der Akademien nicht. Wen

Stand und Vermögen von den zwingenden Gesetzen, die neben den freisten Privilegien bestanden, unabhängig machten, der hatte in Königsberg, das eine große Stadt, oder vielmehr drei durch Mauern, Thore und Brücken geschiedene Städte und zugleich eine Residenz war, Vergnügungen und Genüsse zu erwarten, welche das dem Studenten verliehene Ansehen, seine Vorrechte in der bürgerlichen Gesellschaft, seine Freiheiten als akademischer Bürger, die ihn nur dem Gericht von seines Gleichen verantwortlich machten, noch erhöhten. Von Jedes Lebensverhältnissen hing es also ab, wie weit er der Privilegien, die unbeschränkt wie im Mittelalter verliehen waren, sich erfreuen durfte. Wenn dem Sohne des Fürsten, Grafen oder Standesherrn die Ehre des Rectorats zu Theil wurde, während der Alumnat im Collegium ein ärmlich Stipendium erhielt, von dem Inspector strenge beaufsichtigt, von den Professoren halbjährig geprüft und für jede Uebertretung der für ihn bindenden Gesetze strenge bestraft wurde, so lag der große Unterschied ganz außerhalb der Privilegien, weil zur Zeit der Aufrichtung dieser nicht an die beschränkte Lage der Söhne von Bauern und Leibeigenen, die im 16. Jahrhundert auch die Wohlthat der Wissenschaften genießen sollten, gedacht war. Als in der höchsten Blüte des Ritterthums die Akademien entstanden, waren sie den Hohen und Höchsten ein Tummelplatz geistigen Ritterspiels, wo die gleichen Rechte und Freiheiten, die jenen sonst zustanden, nicht fehlen durften, ja, wo sie erhöht werden mußten, sobald die Studien zu ergreifen für eine Ehre, eine Bevorrechtung vor Andern galt. Gleichwol gaben Rang und Stand keinen Maßstab für Geistesbildung, der Bürgerstand trat mit Fürsten

und Edeln in die Schranken und die Privilegien erstreckten sich auch auf ihn. So vermittelten die Akademien zuerst eine Emancipation des Bürgerthums, ohne, wie der geistliche Stand, ihm zu entfremden. Darum wandten auch die freien Städte Italiens den Bildungsstätten innerhalb ihrer Mauern so eifrige Pflege zu und bedangen sich bei günstigen Gelegenheiten von Kaisern und Päpsten vor Allem Vorrechte für diese Hochschulen aus. Der Adel und selbst der Fürstenstand, weil er das Bedürfniß nach geistiger Bildung immer mehr und mehr fühlte, durfte ihnen weder fern bleiben, noch Trotz bieten. Vielleicht hätte er damals mit mehr Glück Ritterakademien für seinen Stand begründen können, wenn nicht dem Geistesrange andre Bedingungen als dem der Geburt und des Besitzes irdischer Vorzüge zum Grunde lägen. Darum mag dieser Stand wol mit Haß auf die Universitäten blicken, aber, so lange sie bestehen, kann er ihre höhere Geltung nicht desavouiren. — Als die Staatsgewalt in den Hochschulen eine kräftige Stütze, ein wirksames Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke erkannte, unterließ sie nicht dieselben in ihren besondern Schutz zu nehmen und ihre Privilegien zu vermehren. Aber schon legte die Verpflichtung, künftig dem Landesherrn zu dienen, dem Aermern eine Schranke auf, die ihm den Genuß der akademischen Vorrechte verkümmerte. Um des Lohnes wegen fügte er sich; nur scheinbar stand er noch dem Vornehmen und Reichen, der frei den Wissenschaften allein dienen wollte, gleich. So durften die Fürsten, welche neue Universitäten errichteten, immerhin die alten Privilegien ertheilen, die nur für ihres Gleichen und denen nahe Stehende Bedeutung behielten, während besondre

Bestimmungen den künftigen Staatsdienern einen Zwang auferlegten, dem diese sich nicht entziehen konnten. An die Wohlthaten der Landesherren knüpften sich Verpflichtungen Derer, die sie genossen. Auch die Leistungen auf der Universität, die Führung, die Lebensweise waren vorgeschrieben; es fehlte nur noch der Gewissenszwang und das Gebot unbedingten Gehorsams, um trotz aller Privilegien, die eine ungebundene Freiheit verheißen, die servilsten Knechte auf den Hochschulen zu erziehen.

Davon waren Albrecht und seine Räthe weit entfernt. Nur Diener für den Staat sollte die Universität bilden und das allein bezweckten seine Anordnungen und Gesetze, deren Ausführung und Ueberwachung den Lehrern verblieb, die frei, angesehen und hochgeachtet waren. Drangen diese in den Fürsten, Privilegien, die sie entworfen, zu bestätigen, so bedurfte es für die Studenten keiner neuen Garantie, sondern genügte eine Verweisung auf die üblichen Privilegien, auf die Statuten und Gesetze, die vom akademischen Senate entworfen und vom Herzoge genehmigt waren. Weil aber von den persönlichen Verhältnissen und Lebensumständen der Genuß der akademischen Freiheit abhing, so frommte mehr jene als diese durch neue Vergünstigungen zu heben.

Kein Stand, so war es schon in der Fundationsurkunde des Partikulars ausgesprochen, sollte der Wohlthat untheilhaftig sein, die von der neuen Lehranstalt über Preußen sich verbreiten würde; ja, zur Abhülfe geistiger Armuth in den niedern Volksklassen, zu religiöser und intellektueller Erleuchtung, vornehmlich in den litthauischen, sudauischen und polnischen Landesgebieten, sollten Schule und Universität dienen. Sehr richtig erkannte Albrecht,

daß wahre Volksbildung nur aus dem Volke hervorgehen, nicht wie ein fremdes Reiß ihm aufgepfropft werden müsse. Darum sorgte er nicht nur für Universitätslehrer, die des Polnischen, Litthauischen, Altpreußischen kundig waren, sondern befahl auch, daß man Studirende, die jener Sprache mächtig und jenen Volksstämmen angehörig wären, vornehmlich unterstützen und zu tüchtigen Geistlichen, Lehrern und Beamten ihres Landes ausbilden solle. Ein großes Hinderniß aber stand seinen löblichen Absichten entgegen. Es herrschte bei den Ueberresten der altpreußischen Bevölkerung Leibeigenschaft. Nicht wie den übergesiedelten deutschen Kölmern hatte ihnen der Orden Eigenthum gelassen, womit sie frei schalten, nicht einmal Menschenrechte gestattet, die schon die Religion, hier aber noch die billige Rücksicht auf die frühern Besitzer des Landes erheischte. Leiblich und geistig war der Volksstamm verkümmert, sodaß Rohheit und Stumpfsinn als seine hervorstechenden Eigenschaften bemerkbar wurden. All seinen Thaten setzte daher Albrecht die Krone auf, als er in seinem Testamente verordnete: „Wir wollen zu Erzeugung Unsrer Gnaden und Liebe, so Wir zu diesem Lande tragen, hiemit aus fürstlicher Macht alle Preußen, die in Unserm Herzogthume unter Uns, denen von der Herrschaft, Adel oder Städten wohnen, des leiblichen knechtischen Eigenthums gefreiet und benommen haben; doch mit dem Unterschiede, daß diejenigen, so sich zum Studiren begeben und dem Folge thun, daß sie hernach bei der Kirche, Schule oder anderm weltlichen Regimente zu gebrauchen, beides, an ihren Personen und Gütern, die Andern aber, so sich des Studirens nützlich nicht befleißigen, allein für ihre Person und nicht mit den Gütern

hinfort sollen frei sein und bleiben; begaben, begnaden und befreien sie demnach, daß sie hinfort freier Geburt seien, sich solcher nicht weniger als andre Köllmer getrösten, freuen und gebrauchen sollen, zuversichtlich, es werden nunmehr die armen Preußen ihre Kindlein zur Schule thun, damit sie in der Folgezeit in Kirchen und andern Diensten, gleich andern unsern Unterthanen nützlich zu gebrauchen."

So waren es wiederum die Universitäten, welche, wie im Mittelalter den Bürgerstand, so nun den Bauernstand den höhern Ständen ebenbürtig machten, vermissen wir auch in letzterm den Wetteifer, wie ihn die freien Städter den Fürsten und Rittern gegenüber erblicken ließen. Es bleibt ein ewiger Segen der Universitäten, daß sie dem Mittelalter die rohe Schale abstreiften und an die Stelle der durch Geburt und Besitz zufälligen Ordnung den naturgemäßern geistigen Rang begründen halfen, der so lange heilsam bestehen wird, als nicht die Leiter der Intelligenz in den Staaten höherer Kultur dem Geistesstreben einen Zwang auferlegen, der wol ihre Zwecke augenblicklich fördern mag, aber die wahren Staatszwecke untergraben muß.

Um der geistigen Bedeutsamkeit wegen den Universitäten in ihren Lehrern und Schülern auch äußre Würde und Achtung zu gewähren, erkannten schon Päpste und Kaiser für eine kluge und heilsame Politik. Auch Albrecht, wenn ihm nicht schon die angeborne Liebe zu Künsten und Wissenschaften bestimmte, gab den höchsten Rang den Männern, die um der Wissenschaft willen dem Staate ihre Dienste weihten. Bei allen akademischen Feierlichkeiten folgte unmittelbar nach dem Herzoge der Rector der Universität; dann erst der Bischof von Samland, die

am Hofe sich aufhaltenden fremden Herrschaften, Fürsten u. s. w. An diese schloß sich der Decan der theologischen Fakultät nebst den Oberburggrafen und Kanzler, hierauf folgten die Professoren der Theologie, der Decan der jurististischen Fakultät, andre vornehme Gäste, die von Adel, die fürstlichen Räthe, die übrigen Professoren der Rechte, dann auf der einen Seite der Decan der medicinischen, auf der andern der der philosophischen Fakultät jeder mit seinen Collegen, hinter den Medicinern die drei Bürgermeister der Städte Königsberg, hinter den Professoren der Philosophie die Prediger, die übrigen Magister, die vornehmsten Rathsherren, angesehene Bürger der Stadt und wer sonst noch Theil nehmen durfte. Fast eben diesen Rang haben lange Zeit die Universitätslehrer auch im bürgerlichen Leben eingenommen, bis die veränderte Hofetikette, welche wie eine Pest von Ludwig's XIV. Hof über ganz Europa sich verbreitete, auch andre Rangordnungen schuf und nur die Gelehrten, sei's weil sie geringen, sei's weil Andre großen Werth auf Stand und äußre Ehre legten, davon ausgeschlossen blieben. Als die französische Revolution die Vorrechte und Ansprüche der Geburt aufhob und nur dem persönlichen Verdienst die äußere Anerkennung und Geltung gab, hörte auch sowol unter den Fakultäten als Andern gegenüber der Rangstreit auf und das Individuum, nicht die Körperschaft genoß Ehre, Ansehen und Ruf nach seinen wissenschaftlichen Leistungen.

Bedeutsamer als der Rang der Professoren erscheint uns das Recht, sie zu creiren, und die Untersuchung, wer in den ältesten Zeiten bei der Königsberger Universität dieses Recht ausübte. Nach den Constitutionen vom

Jahre 1546 war dem Rector aufgetragen, mit Zuziehung des ganzen Senats reiflich zu überlegen, wie erledigte Stellen mit geschickten Gelehrten, an deren früherem Lebenswandel auch kein Makel hafte, zu besetzen seien. In den ersten Jahren hatte, weil man am Ort wenig geeignete Männer fand, der Herzog selbst oder die Akademie durch diesen oder jenen, wie Brettschneider, Sabinus, Staphylus, Aurifaber sich nach auswärtigen Gelehrten erkundigt. Fand die Akademie hier oder draußen Einen, der sich ihrer Meinung nach eignete, oder hatte sich Einer gemeldet, so zeigte jene solches dem Fürsten an und bat den Vorschlag zu genehmigen. War dagegen dem Herzog Jemand auswärts empfohlen, oder hatte sich ein Gelehrter bei ihm persönlich gemeldet, so that er dies der Akademie kund, foderte ihr Gutachten, befahl sich näher nach ihm zu erkundigen, ihn, wenn er anwesend war, zu examiniren oder ihn disputiren zu lassen und danach einen Bericht einzusenden. Da, wie wir gesehen, selten eine feste Anstellung erfolgte und die Besoldung vom Senate ausging, so versuchten beide Theile, wie es gehe, blieb der Berufene gleichsam zur Probe, kündigte oder wurde gekündigt. Weil anfangs noch mehre Professuren zu besetzen waren und man die beschränkten Geldmittel zu berücksichtigen hatte, so entstand öfters die Vorfrage, welche Stelle am nöthigsten zu besetzen sei, welche einem Andern einstweilen übertragen werden könne? Hierüber zu entscheiden, überließ der Herzog am geeignetsten dem Rector und Senat. So stellte er z. B. (am 4. März 1547) es denselben anheim, welche Lectionen noch eine Zeitlang vacant bleiben könnten, und schrieb später (19. Sept. 1548): „er wolle in ihren Beschluß rücksichtlich der grie-

chischen Professur nicht eingreifen, sondern es in ihre Treue gestellt haben, die Lecturen, wie es am Bequemsten geschehen mag, zu bestellen." Und so verfuhr er öfters.

Indessen kamen unter Albrecht's Regierung schon Beispiele vor, daß der Landesherr und die Akademie nicht immer hiebei Hand in Hand gingen, daß jener Professoren berief, die dieser nicht genehm waren und wider deren Annahme sie oft lange Einspruch that. Nur ward aufgedrungen der Universität weder Köteritz, noch Stürmer, noch Jagenteufel, und was der Senat wider diese Drei einzuwenden hatte, war meist eine Verletzung der äußern Form bei der Anstellung, und galt nicht den Personen oder ihrer wissenschaftlichen Richtung. Gleichwol stand zu erwarten, daß öfters getheilte Meinungen zwischen der Regierung und der Akademie stattfinden würden, und es mußte das jus praesentandi der letztern gesetzlich zugesprochen werden, damit sie in strittigen Fällen darauf sich berufen könne. Unter Herzog Albrecht kam es nie so weit und der Senat foderte sein Recht nicht, weil es ihm als Pflicht in den Constitutionen auferlegt war. Und doch ging man in spätern Zeiten, als es zu ernsteren Erörterungen über die Frage, wer die Professoren vorzuschlagen habe, kam, in die frühesten Zeiten der Akademie zurück und fand das Recht der Präsentation unzweifelhaft auf Seiten der Universität. Freilich hatte man kein anderes Document als die von der Krone Polen im Jahre 1560 der preußischen Hochschule verliehenen Privilegien der Krakauer Universität. So wenig waren die Gründer der Königsberger Akademie in Zweifel gewesen über ein Recht, welches das Wesen und die freie Ausübung der Wissenschaften in sich zu schließen schien. Das zeigte auch

das polnische Privilegium; denn es gehörte seiner Fassung nach in jene ältesten Zeiten der Akademien, wo noch die Schüler ihre Lehrer wählten, und zwar die Fakultät, welche eine vacante Stelle hatte, befugt war, einen Magister oder Doctor nach der Stimmenmehrheit zu creïren und denselben dem Könige zur Bestätigung zu präsentiren. Wie Krakau nahm dann auch später die Königsberger Akademie unter zeitgemäßer Uebertragung von den Studenten auf die Professoren der Fakultäten das Recht der Präsentation in Anspruch und hat es unter der polnischen Oberhoheit oft hartnäckig gegen die Eingriffe des Landesherrn vertheidigt. In solchen Fällen ward eine eigne Commission niedergesetzt, welche prüfte, auf wessen Seite das Recht sei, und jedesmal entschied dieselbe zu Gunsten der Akademie. Aber im Jahre 1640 geschah es, daß die Professoren unsrer Hochschule ein Recht, das so gebührlich, nach Herkommen, gesetzlicher Entscheidung und vornehmlich nach dem Wesen freier wissenschaftlicher Lehrstätten ihr zustand, aus höfischer Gefälligkeit, oder mindestens, um nicht Seiner Churfürstlichen Durchlaucht Misfallen sich zuzuziehen, freiwillig aufgaben und sich mit dem ganz illusorischen Recht der Commendation begnügten, was mehr den Gevatterschaften, die auch auf Universitäten nicht fehlen, als den Wissenschaften und der ihnen nothwendigen Lehrfreiheit zu statten kommt.

Wenn wir bei der ältesten Einrichtung der Königsberger Universität der Privatlehrer gedacht finden, so ist dabei nicht eben an das Institut der Privatdocenten zu denken, das zwar nicht erst dem 19. Jahrhundert, aber doch späteren Zeiten sein Entstehen verdankt. Jene privati Magistri, wie sie in den akademischen Constitutionen ge-

nannt werden, waren junge Gelehrte, welche über die Studien und die Führung der Scholaren Aufsicht führten, wie denn schon 1545 (am 21. August) durch einen Anschlag befohlen wurde: jeder Studirende, der noch nicht die Jahre habe, um seine Studien gehörig einzurichten, solle sich einen Privatlehrer wählen, der ihm mit gutem Rath und nöthiger Ermahnung an die Hand gehen könne. Die Statuten vom Jahre 1546 schreiben jedem, der sich hier immatriculiren ließ, vor, sich einem Aufseher und Leiter anzuschließen, der ihm angebe, welche Collegia er hören, wie seine Studien betreiben müsse und der daneben im lateinisch Reden und Schreiben Unterricht zu ertheilen habe. Dem entsprach denn die Verordnung, daß diese Privatlehrer ein Zeugniß ihrer wissenschaftlichen Bildung und Tüchtigkeit von einer Universität vorzeigen mußten, und ein Programm vom Jahre 1547 gebot, daß auch diejenigen, welche schon mehre Jahre auf der Universität wären, dennoch einem Professor oder sonst einem erfahrenen Manne sich anzuschließen hätten. Alle diese Verordnungen gingen dann in geschärftem Maße in die Statuten vom Jahre 1554 über. Die Privatdocenten von damals waren gehalten, nicht nur ihren Zöglingen die Collegia, welche sie hören sollten, anzugeben und zu repetiren, sondern auch wenigstens zweimal im Monat mit ihnen die Vorlesungen der Professoren zu besuchen, worauf diese zu achten hatten. Nur die bemittelten Studenten zahlten ihnen ein Honorar, das nach Vorschrift der Statuten einen ungarischen Floren vierteljährig betrug, die ärmern einen Thaler oder nach den neuern Statuten zwei Mark, die ganz armen, wie die Alumnen, gar Nichts. Verwehrt war es schon damals diesen Privatlehrern oder

Privatgelehrten nicht, auch selbst einige Stunden für Geld zu lesen, doch durfte, wie die Verordnung lautete, daraus kein Nachtheil für die Universitätslehrer entstehen, und meist beschränkte sich die Erlaubniß darauf, daß sie die öffentlichen Vorlesungen der Professoren gleichsam zur Befestigung des Verständnisses noch einmal ihren Pflegebefohlnen vortrugen. Erst später hörte diese Beschränkung auf; die Privatlehrer, wenn sie Magister oder Doctoren waren, gehörten zu der Fakultät, deren Wissenschaften sie lehren wollten, und statt ihrer übernahmen ältere Studenten die Aufsicht und Nachhülfe der jüngern. Das aber, was heutzutage dem Institut der Privatdocenten seit der schönsten Epoche Preußens und ganz Deutschlands zugestanden schien, hat auf die freieste Ausübung der Wissenschaften Anspruch und unterliegt keinem Gutachten der Fakultäten, sondern steht unter der unantastbaren Aegide des Geistes selbst. Ob wirksam, ob heilsam ein solches Institut im Staate bestehen könne, hängt mehr von dem Wesen dieses als von den Einrichtungen der Akademien ab.

Die Zustände und Verhältnisse, welche wir hier von der Königsberger Universität bei und unmittelbar nach Errichtung derselben zu beschreiben versucht haben, werden nur Dem zu einem anschaulichen Bilde sich gestalten können, der das Zeitalter, welches darauf so entschieden einwirkte, lebendig erfaßt und begriffen hat. In den Lehrern nicht minder als in den Einrichtungen, in den beabsichtigten Zwecken und in den hervorgerufenen Wirkungen spiegelt der Geist der Reformatoren sich ab, sodaß die Individualität der eigentlich Handelnden schwer sich unterscheiden läßt. Selbst Herzog Albrecht, der noch 24 Jahre seine Stiftung überwachte, war keiner jener starken Geister, die

selbstschöpferisch neue Bahnen brechen. Wir wollen aber dem Schicksal danken, daß es in dem milden, lenksamen Fürsten ein geeignetes Rüstzeug darbot, wodurch die Reformation auf das wissenschaftliche Gebiet verpflanzt und als tiefwurzelnder Same, der segensreiche Früchte verhieß, dem besten Boden vertraut wurde.

Wir verlassen das Feld nach dem ersten Decennium der Aussaat und werfen nun einen Blick auf dasselbe, nachdem ein Jahrhundert verflossen, welches Preußen in ein wesentlich verändertes Verhältniß gebracht hatte. Albrecht, der aus dem Ordenslande ein weltlich Herzogthum mit neuen politischen, religiösen und wissenschaftlichen Institutionen gemacht, ist zugleich der erste und letzte Herrscher, der allein dies Land besaß und unter polnischer Oberlehnshoheit darin die Souverainetätsrechte übte. Schon unter seinem blödsinnigen Sohne Friedrich Albrecht waren Fürsten fremder Länder die Verwalter und nach seinem Tode fiel Preußen als ein Nebenland an die Churmark Brandenburg, ohne seiner Abhängigkeit von Polen entzogen zu werden. Wahrhaft stiefmütterlich ist diese Doppelherrschaft zu nennen, und doppelt traurig sein Geschick, da es durch die Kriege Polens mit den Nachbarstaaten diesen, durch jede politische Verwicklung Brandenburgs auch dessen Feinden preisgestellt wurde. Nicht minder ungünstig erscheint sein Geschick in Beziehung der Religion. Im reinen Lutherthum erzogen und erstarkt, hatte Preußen von den strengkatholischen Polen und von dem zur reformirten Kirche übergetretenen Brandenburgischen Hofe, bei der feindseligen Stellung aller drei Glaubensbekenntnisse gegeneinander, sich nichts Guten zu versehen. Wie konnten aber unter so mislichen, politischen und religiösen Verhält-

nissen die Wissenschaften eine gedeihliche Pflege erwarten, oder einen freien Aufschwung nehmen? Wir brauchen nur auf die hundertjährige Universität Königsberg zu blicken, um den Beweis für das Gegentheil zu erhalten. Alles zeigt sich hier im Verfall, sogar die Gebäude, die der Stifter hatte aufführen lassen, schienen der verheerenden Zeit nicht länger trotzen zu können, und doch zeigten sich noch größre Bedürfnisse als ihre Reparatur, die dringend Abhülfe erheischten. Aber während des für Deutschland unheilvollen dreißigjährigen Krieges, der den Churfürsten Georg Wilhelm wider seinen Willen in den allgemeinen Kampf verwickelte, war Preußen der Fürsorge seines deutschen Herrschers entrückt und der polnische Oberlehnsherr veranlaßte durch seine Feindschaft mit Schweden den König Gustav Adolf zu einem verheerenden Feldzug durch Preußen. Für die Königsberger Universität war es der empfindlichste Schlag, daß das Amt Fischhausen, aus welchem sie ihre Haupteinkünfte bezog, 1630 auf dreißig Jahre den Schweden eingeräumt wurde. Als nicht mehr den Professoren ihr Gehalt richtig ausgezahlt werden konnte, verließen viele derselben Preußen oder suchten ein anderweitiges Unterkommen im Lande. Unter den Studenten, welche der von Albrecht streng angeordneten Aufsicht entbehrten, herrschte die größte Rohheit und Zügellosigkeit. Der sogenannte Pennalismus, der die neu Ankommenden das ganze erste Jahr hindurch der Raubsucht, dem frechsten Muthwillen und wahrhaft empörender Behandlung der Landsmannschaft, der sie sich anschließen mußten, aussetzte, stand auf einer Höhe, daß kein Verbot und keine Züchtigung von Seiten des akademischen Senats dem Unwesen Einhalt zu thun vermochte. Nicht besser stand es um

die Universitätslehrer. Die Theologen, nicht gewarnt durch den unseligen Zwiespalt früherer Zeiten und durch den furchtbaren Religionskrieg, der in Deutschland wüthete und in ganz Europa den Frieden verscheuchte, stritten von Katheder und Kanzel mit einer bis zur Wuth gesteigerten Erbitterung wider einander und bewirkten, statt der Befestigung im Glauben, einen Abfall vom Lutherthume, sodaß mehre Gelehrte und Geistliche zur katholischen Kirche übertraten. An den tumultuarischen Aufzügen der Studenten, an ihren Duellen und Raufereien, die durch das Tragen von Waffen während der Kriegszeiten vermehrt wurden, an dem Schaugepränge öffentlicher Promotionen, wie eine solche 1640 (am 14. März) in allen oberen Fakultäten in der Schloßkirche und in Gegenwart des ganzen Hofes stattfand, an dem Gezänke und dem Skandal bei Disputationen erkannte man das Vorhandensein einer Universität, die aber in Wahrheit von keiner gedeihlichen Wirksamkeit Zeugniß gab.

In diese Zeit fiel die erste Säcularfeier der Albertina, von deren inhaltsleeren wochenlangen Festlichkeiten wir einen kurzen Bericht geben wollen. Am Gedächtnißtage der Einweihung — es ward nach dem neuen Kalender der 27. August statt des 17. gewählt — hielt Vormittags Dr. Myslenta und Nachmittags Dr. Pouchenius eine Jubelpredigt, welche beide darnach im Druck erschienen sind. Am 29. sprach der erste theologische Professor Dr. Johann Böhm über den kirchlichen Zustand in Preußen, worin er die Zeiten des Heidenthums, des deutschen Ordens und die seit Einführung der Reformation unter Albrecht beleuchtete. Den 30. wurde Vor- und Nachmittags von dem Professor der Beredtsamkeit, Magister

Valentin Thilo ein oratorischer Act veranstaltet, wobei 9 Studenten Reden hielten, die gleichfalls unter dem Titel Secularia Borussica gedruckt sind. Dann erfolgte am Sonntag den 1. September in der Domkirche eine feierliche Promotion von zwei theologischen und drei medicinischen Doctoren. Acht Tage später, den 8. September stellte die philosophische Fakultät eine Magisterpromotion mit 11 Candidaten an und beschloß endlich am 14. Professor Thilo die Säcularfeierlichkeiten, indem er abermals 5 Reden, im Drucke Secularia Regiomontana benannt, halten ließ. — Weder für die Wissenschaft noch für die Geschichte der Universität enthalten diese zahlreichen Festreden einigen Werth. Man pries und rühmte, was vor hundert Jahren Herrliches geschehen, und vergaß — oder durfte nicht sagen, — wie die Wohlthat des Stifters herabgewürdigt, wie wenig seinen Erwartungen Entsprechendes in einem ganzen Jahrhundert geleistet worden war!

Schon aber war im Jahre 1640 dem schlaffen Churfürsten Georg Wilhelm sein großer Sohn Friedrich Wilhelm gefolgt und hatte sofort der Ministerwillkür und der Adelsaristokratie, die unter der vorigen Regierung eine Erbitterung des Volks auch gegen den Herrscher, der beides geduldet, hervorrief, Schranken gesetzt. Blieb auch Preußen fernerhin noch das Nebenland und zog der westphälische Friedensschluß, dann die Alliance mit dem Kaiser gegen den Uebermuth Ludwig's XIV. die Aufmerksamkeit des großen Churfürsten von seinen östlichen Landen ab, ja gab er diese wiederholentlich den schwedischen Waffen preis, ehe er mit starker Hand die Feinde hinaustrieb; sah die Universität Königsberg noch einmal durch Ver-

pfändung des Amtes Fischhausen sich in ihren Einkünften verkürzt, sodaß mehre Professoren der philosophischen Fakultät ihre Lehrstellen aufgeben mußten: so wirkte doch der belebende Geist eines wahrhaft großen Fürsten, der den Mängeln der Verfassung abzuhelfen verstand, auch auf Preußen und die Universität Königsberg wohlthätig. Die Leiden, die Drangsale, die Misbräuche, die noch lange fortdauerten und während der ganzen Regierung Friedrich Wilhelm's nicht aufhörten, waren Folgen der traurigen Zeiten, die ihm vorausgingen, und ließen sich am wenigsten abstellen, wenn das Gefühl der Schwäche, die Ueberzeugung von der zerrißnen Lage der Länder und von der Eifersucht der Nachbaren zu einer Staatskunst nöthigten, die ein kühnes Anstreben gegen Uebermächtige, ein Abrunden durch Erweiterung des Gebietes, eine imponirende Stellung den kleinlichen Ränken gegenüber nie aufgeben durfte. Mit stolzem Selbstbewußtsein legte Friedrich Wilhelm den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Dieser Entwicklung war nicht leicht und legte dem preußischen Staat die Verpflichtung auf, daß er unter steter Gefahr, von seinen Nachbaren erdrückt zu werden, zu einer selbständigen Macht sich aufschwingen mußte. Unter den ungünstigsten Verhältnissen im Innern und nach Außen begann er das Werk; sein einziger Verbündeter, dem er sich fest und treu anschloß, der Kaiser, bedurfte mehr seiner Hülfe, als daß er Unterstützung gewähren konnte, und entzog sogar ihm und seinen Nachfolgern die schlesischen Fürstenthümer, welche für die Abrundung seiner Staaten unentbehrlich scheinen mußten. Wir wollen hier nicht Friedrich Wilhelm's Thaten berichten, doch von seiner Politik, die consequent, aufgeklärt und redlich war,

den Vorwurf abwenden, daß sie nur Elend dem Lande, vornehmlich Preußen gebracht und den Ruin der Universität Königsberg bewirkt habe. Vielmehr zeigte er sich als ein ebenso großer Freund und Beförderer der Wissenschaften und Literatur, wie er groß als Held, Staatsmann und Landesfürst war. Er liebte und ehrte die Gelehrten und belohnte sie freigebig. Dem berühmten Mathematiker Otter gab er ein jährliches Gehalt von tausend Thalern, dem Dichter Simon Dach, dem einzigen an der Hochschule, welcher von den Zänkereien und Intriguen seiner Collegen sich fern hielt, schenkte er ein artiges Landgut. Aber auch unmittelbar hatte er die Universität Königsberg im Auge und ließ deren Bestes sich, so weit es seine höheren Staatszwecke gestatteten, angelegen sein. Viele gute Verordnungen in Ansehung der Studirenden und Alumnen bezeugen, daß tüchtige Staatsbürger zu erziehen, ihm nicht weniger am Herzen lag, als ein tapfres Kriegsheer, das im Felde sich bewährte, zu unterhalten. Dem empörenden Pennalwesen, den scholastischen Zänkereien der Theologen steuerte er mit all der Strenge, die hier Noth that. Den vielen Duellen und Injurienprocessen, die ohne Antastung der persönlichen Rechte und ohne Verletzung des Ehrgefühls nicht aufzuheben waren, dictirte er hohe Geldstrafen und wandte diese Gefälle der Universität zu. Auch anderweitig suchte er die Einkünfte der Professoren zu verbessern; so schon im Jahre 1641, als er den Verkauf des Gutes Thalheim für 26,000 Mark gestattete, wovon 25,000 Mark erst auf dem Gute gelassen, dann mit Gewinn verliehen und die 1000 Gulden jährlicher Zinsen unter die damaligen 15 Professoren in gleichen Portionen vertheilt wurden. Die der Akademie

von Churfürst Georg Wilhelm und den preußischen Landständen zugewiesenen, aber bisher nicht eingelaufenen zehn Groschen von jeder Hube in Preußen ließ er seit 1646 eintreiben und 1668 waren dadurch bereits 6000 Mark eingekommen. Eine ebenfalls versprochne, aber nicht gezahlte Zulage von 2425 Mark wurde neben den vom Stifter angeordneten 4000 Mark das Amt Fischhausen auszuzahlen verbunden. Nach einer Angabe vom Jahre 1665 betrug die Summe aller vom Landesherrn bewilligten baaren Einkünfte für Professoren, Studenten, akademische Bedienung und Convictorium, in welchem damals 96 Studirende gespeist wurden, 14,984 Mark oder 3330 Thaler. Man sieht daraus, daß Friedrich Wilhelm für die äußere Aufhülfe der Universität nicht unbekümmert war. Wenn aber ein Herrscher, dem der Krieg um höherer Staatszwecke willen oft nothwendiger als der Frieden ist, die den Wissenschaften heilsame Ruhe und Sicherheit nicht zu gewähren vermag, so verdient dies mehr Entschuldigung, als wenn in tiefen, ungefährdeten Friedenszeiten den Wissenschaften, die im segensreichsten Fortschritte begriffen sind, die nöthigen Geldmittel zur Besoldung Derer, die sie fördern, mangeln.

Der geistige Aufschwung unter des großen Churfürsten Regierung zeigte sich kräftiger in der Nation als im Stande der Gelehrten, der von tiefgewurzelten Gebrechen sich nicht befreien konnte. Unter dem preußischen Adel, unter den Beamten, unter den bürgerlichen Privatpersonen fand man viele einsichtsvolle und selbst gelehrte Männer. So war, um von letztern Einen zu erwähnen, Jacob Löbel, aus Ragnit gebürtig, ein Bürger der Altstadt und Besitzer eines sogenannten Mälzenbräuerhauses, ein geschick-

ter Mathematiker, der neben seinem Gewerbe die Wissenschaft eifrig fortsetzte. Ein Schüler und Freund Otter's, hatte er in Holland, Frankreich und England seine wissenschaftlichen Kenntnisse vervollkommnet. Es galt diese Art der Ausbildung überhaupt damals unter Gelehrten von Fach, wie unter allen strebenden Geistern für ersprießlich und man hielt es fast für unumgänglich nöthig, nach beendigtem vier oder fünfjährigen Studium in der Heimat noch andre Universitäten zu besuchen und einige Jahre in dem Umgange mit Gelehrten Deutschlands, Italiens, Hollands, Frankreichs und Englands zu leben. Dieser lebhafte Verkehr mit dem Auslande, das weitverbreitete Streben nach wissenschaftlicher Bildung gab den Hochschulen ein erhöhtes Ansehen und jeder wollte gern zur Förderung derselben beitragen. So wurden denn auch für die Universität Königsberg damals die ansehnlichsten Stipendien von Privatmännern gestiftet, bald zum Nutzen der Studirenden, bald als Legate für gewisse Professuren, bald Gütervermächtnisse, die der ganzen Universität Vermehrung ihrer Einnahmen gewährten *). Keine neuere Zeit bethätigte eine solche Theilnahme für die Akademie durch Zuwendung von Kapitalien, die keine bessern Zinsen als die geistigen Früchte Derer, die des leiblichen Unterhaltes bedürfen, um der Wissenschaft ungehemmt zu dienen, einzubringen vermögen. Wie sehr könnte z. B. das Institut der Privatdocenten in seinem Wesen und in sei-

*) So vermachte Friedrich Behr, Erbherr auf Schlechen, der Universität 1641 das Gut Rotenau, der Obermarschall Ahasver von Brandt trat 1642 sein kölmisches Gut Wagnicken von 7½ Huben köllnisch für die geringe Summe von 4200 Mark ab.

nem Wirken gefördert werden, wenn ihnen die Berechtigung und der Anspruch auf Vermächtnisse erstünde, die weder der akademische Senat unter sich vertheilen noch eine Staatsbehörde einziehen dürfte. Dann bliebe den Glücklichen — jetzt so Unglücklichen! — Nichts zu wünschen übrig, als daß zum Heil der Wissenschaft die Promotion erschwert und die Lehrfreiheit erleichtert würde!

Eines macht Friedrich Wilhelm für Preußen unvergeßlich und ihn gleichsam zum Vollbringer Dessen, was wir an Albrecht als schönsten Beweis für seine deutsche Gesinnung ehren mußten, wonach wir ihn aber vergeblich als Hochmeister, als Herzog und als Gründer der Universität Königsberg ringen sahen. Der große Churfürst wars, der Preußen auf immer der fremden Oberlehnsabhängigkeit entzog, indem er durch die Friedenstractate zu Welau (1657) und Oliva (1660) die Anerkennung seiner vollen Souverainetät bei Polen und Schweden errang und somit die lang unterbrochene Verbindung zwischen Preußen und Deutschland auch politisch herstellte, wie sie Gesinnung, Sitte und Sprache naturgemäß foderten. Wohl waren diese ein Schutzwall gewesen, daß kein slavisches Element in die Intelligenz des Volkes, in die wissenschaftliche Richtung der Universität eindrang, aber wäre Polen geworden, was nun Rußland ist, wer hätte dann abgewandt, was durch Friedrich Wilhelm seit zwei Jahrhunderten und wol für alle künftigen abgewendet ist?

Gedroht hat oftmals die Gefahr! Gerade ein Jahrhundert nach jenen Welauer und Olivaer Verträgen schlossen die Höfe von Wien, Petersburg, Paris und Dresden einen Bund, um die von dem großen Churfürsten gegründete Macht — nur noch eine vom zweiten Range — zu er-

drücken und das junge Königreich Preußen zu vernichten. Wiederholentlich nahmen die Russen von Ostpreußen und Königsberg Besitz, ohne daß eine kräftige Armee oder eine Festung es verhindert hätten. Und jetzt war es nicht mehr eine Provinz, nicht ein Nebenland von Brandenburg, das in Feindes Hand gerieth, sondern der Kern der Monarchie, die von jener Provinz den Namen führte; es war die alte Haupt- und Residenzstadt, wozu der erste König Friedrich bedeutungsvoll Königsberg gemacht hatte. Schien nicht Alles für den Staat, sogar der Name verloren, wenn Rußland seine Erobrung behauptete? Und selbst wenn diesmal eine herbeieilende Kriegsmacht den Feind vertrieb, hatte nicht der übermächtige Nachbar für künftige Zeiten gelernt, daß es ein Leichtes sei, das Herz oder, wenn man lieber will, das Haupt der preußischen Monarchie an sich zu reißen? War's nicht unverzeihlich und der größte strategische Fehler, durch keine starke Besatzung, nicht einmal durch eine Festung eine so wichtige Provinz verwahrt zu haben? — Anders dachte der Herrscher, welcher damals auf Preußens Throne saß. Ihn schreckte die Verbindung so zahlreicher und mächtiger Feinde nicht; er hatte sie selbst durch den ersten Angriff zum Kampfe herausgefodert mit viel geringerer Streitmacht als die ihrige, ohne auf die Festungen in seinem Lande das Gelingen seines Planes, die Abwehr der rings ihn Bedrohenden, die Behauptung aller, auch der entferntesten Provinz seines Reichs zu bauen. Und worauf beruhte denn seine Hoffnung des Sieges? Was erwarb ihn, als er sein Ziel errungen, den höchsten Ruhm, die Bewunderung der Welt? — Nicht blos seine Lobredner, auch seine Gegner haben es unverhohlen bekannt: es war der Geist Friedrich's II.,

der aus der drohenden Gefahr ihn rettete und die gegen ihn verbündeten Mächte zwang ihm Alles zu lassen, worauf er rechtlichen Anspruch hatte, und wieder zu räumen, was im Laufe des Krieges, meist nur vorübergehend, von ihnen besetzt war. Dieser bewunderswürdige Geist beseelte aber nicht nur seine Armee im Felde, daß sie Siege mit Gewinn erfocht und — was schwerer ist! — Niederlagen ohne bedeutenden Verlust ertragen lernte; mehr noch fühlte in dem langen sichern Frieden, den er erkämpft, sein Volk, daß Preußen durch ihn in die Reihe der ersten Staaten Europas erhoben worden. Ohne dieses Gefühl gibt es keine politische Freiheit für eine Nation. Es erfüllte einst Athen und Rom mit jenem Nationalstolz, der sie andern Völkern und Staaten gegenüber einen Vorrang in Anspruch nehmen ließ. Deutschland im Mittelalter, Frankreich unter Ludwig XIV. und Napoleon, England seit Elisabeth, Rußland seit Peter dem Großen und Preußen seit Friedrich dem Großen zeigen die gleiche Erscheinung nationaler Geltendmachung, nur freilich jedes auch in seiner angebornen nationalen Eigenthümlichkeit. Lehrt Athen, wie schnell die politische Freiheit ohne innre Haltung von einem Nachbar erdrückt wird, und Rom, wie es durch seine Verfassung und Staatsmaxime den ganzen Erdkreis zu Anerkennung seiner Herrschaft zwingt, so darf kein Staat im Gefühl seiner politischen Größe vergessen, wie und wodurch er allein auf der errungenen Höhe sich zu erhalten vermag. War es Friedrich's Geist, der Preußen politisch frei und groß machte, so strebe die Nation in diesem Geiste fort, um sich die Anerkennung der größern Nachbarstaaten in gleichem Grade wie damals zu erhalten. Er haftet nicht an Heeren und Festungen, wie die

Jahre 1806 und 7 gelehrt; er muß im ganzen Volke, in allen Ständen lebendig wirksam sein, wie die Jahre 1813—15 mahnend kund gegeben haben. Wie aber können die Wissenschaft und ihre Lehrstätten dazu mitwirken? Auch das zeigt sich unter Friedrich's II. Regierung. Ihm ist häufig der Vorwurf gemacht, daß er um Schule und Kirche in seinen Staaten sich wenig gekümmert, für deren Gedeihen wenig gethan habe. In diesem Tadel spricht man, die Sache richtig gedeutet, sein ganzes Lob, sein wahres Verdienst aus. Kirche und Schule überließ er sich selbst. Was bedurfte es mehr, als daß die Begeisterung für Hohes und Edles, die Freiheit des Gedankens, die Erhebung des Gefühls durch seine Thaten in ganz Deutschland geweckt waren, um die Blüte der Litteratur, den Aufschwung der Wissenschaften, die Aufklärung, mindestens die Freiheit der Geister im Ausgange des vorigen Jahrhunderts hervorzurufen?

In die Regierungszeit dieses Königs fällt die zweite Jubelfeier unsrer Universität. Sie war durch die Fürsorge Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I. in gesteigertem Maße erweitert und bereichert worden und ihr Zustand im Jahre 1744 ein blühender zu nennen. Sie zählte *) 44 Professoren, welche, da zwei in verschiedenen Fakultäten lehrten, 46 Lehrstellen bekleideten. In der theologischen Facultät bestanden 7 ordentliche und 4 außerordentliche, in der juristischen 4 ordentliche und 6 außerordentliche, in der medicinischen 5 ordentliche und 3 außerordentliche, in der philosophischen 8 ordentliche und 9 außerordentliche Professuren, der Privatdocenten, welche

*) Nach dem Katalog von Michaelis 1744.

zur Ergänzung bei künftigen Vakanzen ein willkommener Anhang waren, nicht zu gedenken. Drei Jahre später wurde noch ein sechster ordentlicher Professor der Medicin und der fünfte in der Juristenfakultät angestellt. Die Zahl der Studirenden, wenn auch nicht mehr wie im Jahre 1704 über Tausend, wonach sie durch Theurung und Pest, vornehmlich 1709 und 1710 sehr geschmolzen, war immer noch bedeutend, und nicht nur aus den östlichen und nördlichen Nachbarländern, sondern auch aus dem westlichen Deutschland studirten Viele aus reichen und angesehenen Familien in Königsberg. Anders als vor hundert Jahren, wo der dreißigjährige Krieg die Universität ihrer Auflösung nahe gebracht, konnte 1744 der akademische Senat ihrem Glanz und der großen Zahl ihrer Mitglieder gemäß die Säcularfeier begehen. Wol herrschte auch jetzt nicht Friede, Friedrich war eben mit seiner Armee in Böhmen eingerückt; aber das Vertrauen auf den Sieg, durch den glücklichen Ausgang des ersten schlesischen Krieges und mehr noch durch Den, der ihn herbeigeführt, verbürgt, und die Entfernung des Kriegsschauplatzes ließen Königsberg nicht mit banger Furcht, vielmehr mit gerechtem Stolz auf Preußens König und Volk der Zukunft entgegensehen. Schon um Pfingsten hatte die Akademie eine lateinische Einladungsschrift zur Säcularfeier und die Auffoderung, daß die Candidaten wegen der Promotion bei den Decanen sich melden sollten, ergehen lassen, und im Anfang Juli die königliche Regierung auf den Sonntag nach dem 27. August einen Gottesdienst in allen Kirchen des Landes angesagt. Am genannten Tage, Morgens von 7 bis 8 Uhr, ertönten die Glocken vom Schloß und von allen Kirchen der drei

Städte Königsberg; die Akademie bewegte sich in langem Zuge nach dem Dom und begann die Feier mit einem Dankgebet für die zweihundertjährige Erhaltung ihres kostbaren Kleinods. Der Rector selbst, Dr. Behm, hielt die Predigt, die er an den Psalm 100 anknüpfte, sowie Nachmittags der ordentliche Professor und Hofprediger Langhausen über Jesaias 32, 8 predigte. Tags darauf hielt der Director und Kanzler der Universität — eine Würde, die erst kurz vorher entstand — v. Sahme die Jubelrede von den Verdiensten des Brandenburgischen Hauses um die hohe Schule Königsberg, während eine drei Bogen lange Ode von Dr. Bock, Professor der Poesie, unter die Anwesenden vertheilt wurde. Hierauf erfolgten Promotionen in allen Fakultäten, indem 2 Candidaten die theologische, 2 die juristische, 11 die medicinische und 9 die philosophische Doctorwürde erwarben und vom 31. August bis 4. September in derselben Reihenfolge creirt wurden. Die übrigen Tage waren den Festreden und Declamationen der Studirenden gewidmet, die der Professor der Beredtsamkeit, Dr. Kowalewsky, leitete. Alle diese Reden und noch andre nebst zahlreichen Gedichten sind im Druck erschienen. Sie mögen damals erbaut haben und auch bewundert worden sein; heutzutage werden sie geringes Interesse erregen.

Wie man sowol im Lande selbst als auch auswärts die Bedeutsamkeit der Säcularfeier erkannte und die Wirksamkeit, die von unsrer Hochschule für Intelligenz und Wissenschaft ausgegangen war, ehrte, beweist, daß auch die Gymnasien in Elbing, Alt-Stettin und Stargard eine öffentliche Feier an dem Stiftungstage der Universität Königsberg veranstalteten, auch die Gymnasien

von Thorn, Breslau, Lübeck und Hamburg, sowie die Göttinger und Altdorfer Universitäten gedruckte Glückwünschungsschreiben in gebundener und ungebundener Rede übersandten. Und doch hatte die Universität Königsberg während ihres langen Bestehens von zwei Jahrhunderten noch nicht in irgend einer Wissenschaft Ausgezeichnetes geleistet oder durch ihre Totalwirksamkeit auf das intellektuelle, politische oder sociale Leben der Nation, Deutschlands, Europas, der Welt einen entscheidenden Einfluß geübt, wie z. B. im Mittelalter Bologna durch seine Juristen, Paris durch seine Theologen, später die holländischen Universitäten durch ihre berühmten Philologen, in Deutschland aber Prag zur Zeit Huß', Wittenberg in der Reformationsperiode, Halle im 17. Jahrhundert durch Männer wie Thomasius, Wolf u. A. Nicht, wie die drei letzten Hochschulen hatte Königsberg bald nach der Gründung einen Aufschwung genommen. Erst dem 18. und 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, auch unsrer Hochschule durch weltberühmte Namen einen hohen Platz in der Culturgeschichte zu geben. Zwar fehlte es schon von Anbeginn hier nicht an Gelehrten, die bei den Zeitgenossen eines wohlverdienten Ruhmes sich erfreuten, aber um bahnbrechend auf Wissenschaft und Leben über die Grenzen der Provinz hinaus einzuwirken, entbehrte Königsberg einerseits gewiß so eminenter Geister, die es vermocht hätten, andrerseits — denn nicht ungerecht darf auch dies übersehen werden — der Gelegenheit, der günstigen Verhältnisse, der nothwendigsten Bedingungen, um große Leistungen in die Weite wirken zu lassen. So lange Preußen unter polnischer Oberhoheit stand, waren die deutschen Lehrer an unsrer Albertina meist nur Gäste,

die nach kurzem Verweilen in ihre Heimat zurückkehrten; selbst einheimische verließen sie, um die Vollendung ihrer Ausbildung oder den Ruhm ihres Wirkens auf fremden Universitäten zu suchen. So fand vor 1640 hier nicht einmal in den obern Fakultäten eine Doctorpromotion, die erste Bethätigung reiferer Bildung, statt, weil die dazu erfoderliche Tüchtigkeit auswärtig schneller und besser erworben werden konnte. Die geringen wissenschaftlichen Hülfsmittel, die Mangelhaftigkeit des buchhändlerischen Verkehrs und Verlags machten es fast unmöglich, bedeutende Werke zu schreiben und von hier aus zu verbreiten. Als Nebenland der Churmark Brandenburg erfreute sich Preußen, das nicht einmal zum Reiche gehörte, keiner besondern Begünstigung der Herrscher. Frankfurt an der Oder und Halle genossen Vorrechte, die Königsberg nicht zu Theil wurden. Eine bessere Zeit schien zu beginnen, als Friedrich I. es zu seiner Residenz wählte; aber bald zog Berlin den Hof wieder ab und Königsberg blieb, was es gewesen, eine von Deutschlands geistigem Verkehr geschiedene Universitätsstadt, die wol für die Provinz ein Höhenpunkt gelehrter Bildung war, von welchem sich Bäche rings umher voll gesunden, kräftigen Geistes verbreiten, aber kein Strom breit, rauschend und einlenkend entströmt und seine Fluten in Deutschlands Gaue und Städte oder in das Weltmeer, das an ferne Küsten weiterbringt, entsendet. Noch bis auf heutigen Tag haben die Gelehrten Königsbergs mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die andere deutsche Universitäten nicht kennen. Der Buchhandel treibt zwar seine Ballen reichlich her, nimmt aber nur mäßige Päckchen zu seinem Bedarf von hier fort. Die Kritik, die leider nur zu leicht in geschlossenen Kreisen

sich vergesellschaftet, auch wol Trutz- und Schutzbündnisse schließt, wendet selten ihre Blicke hieher oder höchstens nur auf Mitglieder der Genossenschaft. Dadurch möchte das Urtheil über hiesige Geistesproducte meistens unbefangener, unparteiischer ausfallen; aber fodert schon das Verdienst Anerkennung, so erzürnt es, wenn ihm gleichgültig, hochmüthig, verächtlich der Rücken zugekehrt wird, oder wenn es dem minder Verdienstvollen Weihrauch streuen sieht. Schon manche schöne Geistesblüte, besonders jüngerer Talente, verschloß sich trotzig der Außenwelt und entzog ihr, was Kunst und Wissenschaft mehr bereichert hätte als tausend Erzeugnisse von ephemerem Werthe, die alle Zeitschriften priesen und lobhudelten. Nicht Jeder besitzt die Resignation, um der Wissenschaft halber auch Geringschätzung und unverdienten Tadel zu ertragen, nur Wenige sind so stark im Bewußtsein des eigenen Werthes, daß sie der fremden Anerkennung entbehren könnten. Zwar das eminente Talent, der wirklich große Geist wird überall sich Bahn brechen, aber die Wissenschaft bedarf zu ihrer Pflege und Erweiterung auch der emsigen, an undankbarem Stoffe sich unermüdlich bethätigenden Arbeiter, die weniger glänzende Geistesgaben als gründliches Wissen und angestrengten Fleiß zeigen müssen.

Daß auch von der Universität Königsberg eine geistige Bewegung von nachhaltigen Folgen, ein wohlthätiger Einfluß auf die Wissenschaften, ein entschiedener Fortschritt auf dem Gebiete derselben, ja eine förmliche Geistesrevolution seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts ihren Anfangspunkt nehmen konnten, dazu wirkte hier, wie in ganz Deutschland, Friedrich's II. belebende Kraft vornehmlich mit. Seit er die politische Freiheit der Na-

tion erkämpft und dadurch den Nationalstolz geweckt hatte, stand es den Gelehrten zu, die geistige Freiheit auf solider Basis zu begründen. Dem wehrte Niemand weniger als der große König, wenn er auch den Werth der deutschen Gelehrsamkeit und der deutschen Literatur verkennen mochte. Seine Geringschätzung galt nur dem Mittelgut, das damals wie zu allen Zeiten das wahrhaft Große, das sich erst Bahn brechen mußte, verdunkelte und von seinem scharfen Geistesauge nicht werth der Bewunderung und des Aufhebens, das man machte, erkannt wurde. Seinem wahrhaft königlichen Sinn war aber durchaus fern die kleinliche Furcht vor neuen Ideen und Schöpfungen, die den Gewohnheitsglauben umstießen, das bisherige System verwarfen, die Mangelhaftigkeit bestehender Institutionen ins Licht stellten und auf heilsamern Principien Staat, Kirche, Kunst, Wissenschaft, die Praxis des Lebens aufzuerbauen strebten. — Eine Geschichte der Universität Königsberg im 18. Jahrhundert muß es nachweisen, daß, wie ein Göthe und Schiller, auch ein Kant nur durch Friedrich's des Großen Alles belebenden, alle geistigen Kräfte hervorrufenden Vorausgang Das wirken konnte, was er gewirkt hat; und neben Kant und nach ihm gab es Männer hier, die, wenn auch nicht gleich groß, doch von gleichem Bestreben beseelt waren. Kurz, der Aufschwung Königsbergs datirt von Friedrich's II. Regierungszeit und seitdem ist niemals diese Universität hinter andern zurückgeblieben. Mochte nach der zweiten Säcularfeier ihr Kriegsnoth drohen — die überdies weniger ihren Wohlstand als die Zahl ihrer Lehrer verringerte — der Ruhm Friedrich's leuchtete dem ihrigen vor. Auch unmittelbar wohlthätig wirkte er auf

sie durch mancherlei zweckmäßige Verordnungen, durch Unterstützung ihrer Lehrer, durch Bereicherung der wissenschaftlichen Hülfsmittel, und der festgegründete Friede, dessen sich in den letzten 24 Jahren seiner Regierung Preußen zu erfreuen hatte, gewährte neben geistiger Freiheit die gedeihliche Ruhe.

Bald ist wiederum ein Jahrhundert an der Universität Königsberg vorübergezogen und abermals hat das den preußischen Herrschern verhängnißvolle Jahr 40 einen Regierungswechsel herbeigeführt. Für unsre Albertina hat die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. eine besondere Bedeutsamkeit, da der König, was er schon als Kronprinz war, ihr Rector Magnificentissimus geblieben ist, nur daß seit Ostern 1843 nicht, wie bisher, ein halbjähriger, sondern auf ein ganzes Jahr gewählter Prorector magnificus ihn vertreten soll, wogegen die Würde eines akademischen Directors und Kanzlers aufgehört hat. Gewiß ist diese Veränderung und die freie Wahl des Rectors und Senats, ohne an der Reihenfolge und Rangordnung der Fakultäten festzuhalten, heilsam, da der häufige Wechsel und die oftmals bemerkte Vernachlässigung des höchsten akademischen Amtes dieses vornehmlich zu der Bedeutungslosigkeit herabgesetzt haben, die seine Macht und sein Ansehen zu einem Schatten von Dem macht, was nach des Stifters Willen der Rector oder Prorector sein sollte. Auch die Statuten sind einer Revision unterworfen, da auch sie nicht mehr dem zeitigen Bedürfniß entsprechen. Was aber sind Formen und Verfassungen, auch die besten, wenn sie kein kräftiger, wohlthuender Geist belebt? Wenn ganz Preußen, ja ganz Deutschland auf den hoch- und freisinnigen König die schönsten Hoffnungen zu Ab-

Joh. Voigt, Geschichte Preußens. Bd. IX.
— Mittheilungen aus der Correspondenz des Herzogs Albrecht von Preußen mit Martin Luther, Philipp Melanchthon und Georg Sabinus.
— Darstellung der ständischen Verhältnisse Preußens.

Prinz Leopold von Braunschweig.

Von

G. W. Kessler.

Wenn man die Beschreibung eines miterlebten wichtigen Ereignisses, z. B. einer Schlacht, nachher in öffentlichen Blättern, selbst in amtlichen Berichten, welche den Nachkommen als Geschichtsquellen dienen, liest, so wird man nicht selten versucht, an der Glaubwürdigkeit aller Geschichte zu zweifeln. Jahrhunderte nach dem Tage bei Lützen stritt man noch, ob Gustav Adolf durch einen falschen Freund oder einen offenen Feind gefallen sei. Fleiß und Scharfsinn der Geschichtsforscher mühen sich ab, am Schmelzofen der Prüfung und Vergleichung die Wahrheit zu sichten, den Silberblick des reinen Metalls endlich aus der Schlacke emporsteigen zu lassen. Prinz Leopold von Braunschweig ist keine welthistorische Person, aber er ist ein Held des deutschen Vaterlandes, und man wird es nimmer unziemlich nennen können, sein seit fast 60 Jahren gefeiertes Heldenthum einem fortgesetzten Läuterungsprocesse zu unterwerfen. Wir wissen, wie im Munde des Volkes ausgezeichnete Handlungen, geistvolle Worte und scharfsinnige Urtheile, welche verschiedenen Urhebern angehören, allmälig auf einen hervorragenden Charakter übertragen werden, sodaß die einfache Wahrheit des letztern

mit der Mythe verwebt und durch die Dichtung ausgeschmückt wird. Darf aber die hieraus hervortretende lebendige Gestalt, diese verklärte Persönlichkeit als die höhere Wahrheit betrachtet werden?

Die folgende Mittheilung macht keinen Anspruch darauf, über die ins Gedächtniß gerufene Begebenheit ein entscheidendes Urtheil fällen zu wollen. Sie mag nur als Zeugenaussage dem Chronisten der Stadt Frankfurt a. d. O. zum Fingerzeig dienen, wenn die Urkunden des städtischen Archivs eine Lücke darbieten.

Prinz Leopold von Braunschweig, aus einem Heldengeschlechte entsprossen, der Neffe des großen Friedrich, 33 Jahre alt, ertrank am 27. April 1785 in den Fluten der Oder noch innerhalb der Dammvorstadt von Frankfurt am rechten Ufer des Stromes im Angesichte der Bewohner der Stadt, welche, in dichten Scharen versammelt, vom linken Ufer hinüberschauten. Die Sage, durch zahllose Schriften in Prosa und Versen, durch vielfache Abbildungen in ganz Europa, im deutschen Vaterlande aber durch Becker's Noth- und Hülfsbüchlein bis in die niedrigsten Hütten verbreitet, läßt ihn als Opfer der Menschenliebe fallen, als er bemüht war, von Wasserfluten und Eisschollen bedrohte Mitbrüder zu retten. Die neuere allgemeine deutsche Realencyklopädie, welche in jeder wohlgeordneten Haushaltung angetroffen wird, meldet von ihm:

„Oft stieg er in Dachstuben hinauf, um Elende und Kranke aufzusuchen, denn Menschenliebe war sein Leben. In ihrer Ausübung fand der edelmüthige Fürst seinen Tod, als er bei einer Ueberschwemmung am 27. April 1785 den Vorstädten auf einem Kahn zu Hülfe eilen wollte. Die ihm gestifteten Denkmäler werden auch den

folgenden Geschlechtern die Achtung bezeugen, die er sich während seines kurzen Lebens erworben hatte."

Bei Frankfurt am rechten Oderufer auf dem Damm, welcher die Vorstadt schützt, einige Hundert Schritte unterhalb der Brücke, steht ein hohes Mauerwerk von Stein, zu welchem alljährlich an dem verhängnißvollen 27. April eine Schar von Kindern in ihren Festkleidern zieht, um in dankbarer Erinnerung an ihren verklärten Wohlthäter dessen Standbild mit Blumenkränzen und Laubgewinden zu schmücken. Der Prinz stiftete eine Schule für die armen Kinder der großentheils in fremden Landen geworbenen heimatlosen Soldaten seines Regiments. Die Zöglinge dieser, bis heute erhaltenen wohlgepflegten Anstalt sind es, welche im Frühlinge jene Wallfahrt vornehmen. Begegnet ein Fremder dem feierlichen Zuge oder wandelt er zu einer andern Zeit über die Oderbrücke, jenes Denkmal, das Wahrzeichen der Stadt, aufzusuchen, so erzählt ihm sein Wegweiser oder jeder Andere, den er befragt, den rühmlichen Tod des Prinzen Leopold, wie das Noth- und Hülfsbüchlein, das Conversationslexikon und tausend andere Schriften *) die Tradition des Volkes aufbehalten haben. Dennoch weiß jeder einigermaßen mit der Chronik seiner Stadt vertraute Bürger Frankfurts, daß an jenem Tage kein Mensch in sonderlicher Gefahr war, von

*) Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und theilet mit dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beim stilleren Rauschen der Urne,
Bis dich stürmende Flut wieder zu Thaten erweckt;
Hülfreich werde dem Volke! sowie du ein Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mislang.
Goethe.



den Fluten verschlungen zu werden, daß ein Jeder in der bedrohten unteren Dammvorstadt zeitig genug vor einem möglichen und an der Stelle des gedachten Monuments wirklich erfolgten Dammbruche gewarnt worden war, um nicht nur sich und die Seinigen, sondern auch seine bewegliche Habe in dem höher gelegenen Theil der Vorstadt zu bergen, daß es auch dem Prinzen Leopold gar nicht in den Sinn gekommen ist, Menschen zu retten. Es bedarf nur eines Ueberblicks der Oertlichkeit, um sich alsbald zu überzeugen, daß nur ein Wahnsinniger bei einem Eisgange oder einer großen Ueberschwemmung, durch welche einige Joche der Brücke weggerissen und die Verbindung der Stadt und der Dammvorstadt unterbrochen worden, auf den Gedanken kommen könnte, von der Stadt aus auf einem Fahrzeuge den Vorstädtern Hülfe leisten zu wollen, da diesen östlich das höhere Land offen steht, und wenigstens so lange der Damm oberhalb der Brücke unversehrt bleibt, trockenes Fußes zugänglich ist. Das Verhältniß ist ziemlich gleich und anschaulich an jeder Stadt, welche an einem großen Strome liegt, dessen beide Ufer bebaut und durch eine stehende Brücke verbunden sind. Wie sollte einem Bewohner von Frankfurt a. M., wenn der Strom über seine Ufer getreten und zwei Brückenpfeiler zerstört wären, einfallen, über die reißende Flut nach Sachsenhausen zu schiffen, um dort Menschen zu retten; oder wie sollte im gleichen Falle der Altstädter von Dresden dem Neustädter Hülfe leisten wollen?

Während meines sechsjährigen Aufenthalts in Frankfurt a. d. O., etwa im J. 1824, war ich zu einem Mittagsmahle geladen, welches der Kriegsrath Papprit seinem Gönner und Universitätsfreunde, dem Oberpräsi-

denten von Heidebreck gab. Diese beiden Männer, nebst noch einem dritten Tischgenossen, Justizrath Gerlach, hatten im J. 1785 in Frankfurt studirt und waren Zeugen der Ereignisse des unglücklichen 27. April gewesen. Die Herren Pappritz und Gerlach leben, soviel mir bekannt ist, noch jetzt im J. 1843. Der verstorbene v. Heidebreck besaß eine ausgezeichnete Redegabe, welche durch ein fast unglaubliches Gedächtniß unterstützt wurde. Er unterhielt sich nicht allein geläufig und zierlich im Lateinischen, im Französischen, Englischen und Italienischen, wußte in den Classikern dieser Sprachen, wenn ihm eine Stelle angeführt wurde, alsbald in der Rede des Dichters oder Prosaikers wortgetreu fortzufahren, sondern er recitirte auch in seinen älteren Tagen ohne Anstoß neuere italienische Gedichte, mit welchen er sich einen oder mehre Abende zuvor in den Schlaf gelesen hatte; ja, er versicherte, als jemand ihm einst die Predigten eines englischen Geistlichen gerühmt und den Text, auch den Anfang einer derselben angeführt habe, sei ihm erinnerlich geworden, daß er die Predigt in früheren Jahren selbst gelesen, und nach kurzem Besinnen seien ihm gleichsam die Worte von selbst zugeflossen, sodaß er die ganze Predigt auf Verlangen hätte vortragen können. Mehr noch durch diese seltenen Eigenschaften als durch seine bevorzugte äußere Stellung leitete er bei dem erwähnten Mahle die Unterhaltung, welche natürlich auch auf die Studentenjahre der drei alten Freunde fiel und bei dem trübseligen Untergange des Prinzen Leopold, sowie bei dessen überaus liebenswürdiger Persönlichkeit verweilte. Alle Drei hatten ihn nicht nur öfter gesehen, waren Zeugen seiner Leutseligkeit, seiner unbegrenzten Wohlthätigkeit, und der von allem Volke ihm

gewidmeten Liebe und Verehrung gewesen, hatten vernommen, wie er oft früh mit voller Börse ausgegangen und Mittags ohne einen Groschen nach Hause gekommen, ja auch noch das Schnupftuch einem Armen gereicht; sondern Herr von Heidebreck, bei dem Professor Hausen eingeführt und dessen täglicher Tischgenosse, hatte öfter Gelegenheit gehabt, im Hause dieses, durch den freundschaftlichen Umgang des Prinzen beglückten Gelehrten dem erlauchten Zöglinge des Abtes Jerusalem näher zu treten. Lebhaft erinnerte er sich des Eindrucks, welchen die seltene Bildung des Prinzen auf ihn gemacht, der auf Goethe's hoher Schule zu Strasburg, dann in Italien für Wissenschaft und Kunst die reichsten Kenntnisse gesammelt hatte. Mit eigenthümlicher Lebendigkeit, Klarheit und Schärfe schilderte Herr von Heidebreck das empfängliche Gemüth, den funkensprühenden Geist Leopold's, und wie die leicht erregbare edle Natur sich oft über die Schranken der Convenienz keck hinausgeschwungen habe. Eben dieser Charakter zog zuweilen den Tadel des großen Friedrich auf sich, welcher in dreifacher Eigenschaft, als König, als Soldat und als Oheim dem reizbaren genialen Prinzen als ein strenger Herr gegenüberstand.

Bevor wir aber Herrn von Heidebreck die Erlebnisse des verhängnißvollen 27. April vortragen lassen, müssen für diejenigen, welche mit der Stadt Frankfurt a. d. O. nicht genau bekannt sind, einige Erläuterungen eingeschaltet werden.

Die Stadt am linken Ufer, gegenüber am rechten die Dammvorstadt, welche sich längs der großen schlesischen Straße aufwärts zieht, bilden für den von Süden kommenden Strom in dessen weiteren Inundationsgrenzen

eine Art von Trichter, dessen Verengung an der starken hölzernen Brücke liegt. Von der Brücke abwärts wird der Strom links durch den nördlichen Theil der Stadt und die Lebuser Vorstadt, rechts durch den Deich, welcher die untere Dammvorstadt nebst Gärten und Feldern schützt, so zusammengepreßt, daß er mit der Gewalt eines Keils nach beiden Seiten wirken muß, zumal wenn die Dämpfung des Drucks, die Brücke mit ihren Pfeilern, durchbrochen wird. So lange die Brücke hält, liegen der Druck und die Gefahr, hauptsächlich bei großem Eisgange, oberhalb; wird aber dies Hemmniß weggeräumt, so pflegen unterhalb Dammbrüche und Ueberschwemmung als unausbleibliche Folgen einzutreten. Die mäßige Geschwindigkeit des Stromes vergönnt, wenn oben aus Schlesien Gefahr naht, von Breslau bis Frankfurt eine Frist von etwa sechs Tagen, nach deren Verlauf erst der Frankfurter Pegel dem Breslauer zu entsprechen pflegt, insofern nicht der viel schneller vom Riesengebirge herabstürzende, bei Krossen in die Oder fallende Bober den Hauptstrom überflügelt, was jedoch naturgemäß nur bei Sommerfluten, nicht bei Schneewasser und Eisgängen zu fürchten ist. Auch in jenen noch chausseelosen Zeiten brachten Staffetten auf den tiefen Sandstraßen die Wasserbeobachtungen rasch genug den niedern Gegenden, um sich vorsehen und dem verbündeten Angriffe gehörig gerüstet begegnen zu können. Die ungewöhnlich lange Dauer der Eisdecke auf dem Strome ließ im J. 1785 einen um so plötzlicheren, verderblicheren Aufbruch fürchten; mit steigender Besorgniß harrte man bei endlich eintretendem Thauwetter der aus Schlesien abwärts eilenden Boten, welche jedoch auch diesmal in Frankfurt früh genug eintrafen,

sodaß dem Magistrate der Stadt, welchem die Brücke eigenthümlich gehört und die Unterhaltung derselben obliegt, mehre Tage Zeit gelassen war, um alle zu Sicherung der Brücke, der Dämme und der Vorstädte dienlichen Maßregeln ergreifen zu können. Tag und Stunde waren fast vorher zu berechnen; das Volk war gespannt auf den Sturm der Fluten und des Eises, wie auf ein bestimmt angekündigtes Schauspiel.

In solcher Stimmung war es dem edeln Prinzen das dringendste Bedürfniß, werkthätig und hülfreich einzuschreiten. Im J. 1780 verdankte man in ähnlichem Falle hauptsächlich ihm und seinem Regimente die Erhaltung der Dämme. Auch diesmal hatte er, wie Herr von Heidebreck aus eigener Erinnerung berichtete, sich gegen die städtische Behörde zu allen guten Diensten bereit erklärt. Sei es aber, daß man in der besondern Schwierigkeit der Umstände die Getheiltheit des Oberbefehls für bedenklich hielt, sei es die Zuversicht, mit den sorgfältig vorbereiteten Mitteln und getroffenen Anordnungen auszureichen: man hatte den militairischen Beistand abgelehnt, was den wohlwollenden Prinzen natürlich verletzen mußte. Seine Leidenschaft, bei der Noth des Volkes in dessen Mitte zu sein, zu rathen und zu helfen, bezähmend, hatte er am Vormittage des 27. Aprils die Abnahme von Rekruten auf dem Anger in der Gubener Vorstadt bestellt. Entfernt von der Brücke, lag auch der Strom hier ganz außer des Prinzen Gesichtskreis; dieser wollte nicht hören und sehen, was am Wasser vorginge. Unterdeß war am Morgen die Verbindung der Stadt mit der Dammvorstadt noch nicht unterbrochen, man arbeitete von der Brücke herab mit der größten Anstrengung, der Eissto-

pfung zu wehren, dem Wasser freie Strömung zu verschaffen. Einer der beiden gegenwärtigen Zeugen war früh noch in der Dammvorstadt gewesen, wo die nördlichen tief gelegenen Häuser bereits geräumt waren und jeder auf seine und der Seinigen Sicherheit Bedacht genommen hatte. Es steht urkundlich fest, daß bei dem gleich zu erwähnenden Dammbruche, sowie überhaupt bei der ganzen Ueberschwemmung außer dem Prinzen Leopold kein Mensch, und nur ein einziges Stück Vieh, ein aus Achtlosigkeit im Stalle gelassenes Kalb verunglückt ist. Auch der dritte Zeuge hatte Vormittags von der Brücke aus sich an dem Anblicke des tosenden, brausenden Stromes geweidet. Erst gegen zehn Uhr wurden die Zuschauer von der Brücke gewiesen und bald mußten auf dem gefährlichsten Punkte auch die Arbeiter weichen. Einige Pfeiler, nah am rechten Ufer konnten der andrängenden Gewalt nicht widerstehen, krachend stürzten sie unter den aufgethürmten Eisschollen zusammen und verschwanden in der reißenden Flut, welche nun unterhalb in dem verengten Bette anschwoll und rechts an der Stelle, wo jetzt des Prinzen Denkmal steht, den Damm durchbrach und den nördlichen Theil der Vorstadt unter Wasser setzte.

Der Prinz kommt zwischen 11 und 12 Uhr von seiner Musterung zurück, fragt an seiner Wohnung nach einem zu Mittag geladenen Gaste, der sich noch nicht eingefunden hat, und kann nun doch nicht dem Verlangen widerstehen, sich nach der Oder und ihrer Brücke umzusehen. Eben als er aus der Oderstraße, der Hauptstraße Frankfurts, in die nach dem Ufer führende Forststraße einbiegt, kommt Herr von Heidebeck von unten ihm entgegen, um bei Professor Hausen sein gewöhnliches Mit-

tagsmahl einzunehmen. Von der Treppe herab begrüßt der Student den durchlauchtigen Herrn, welcher am Hause Halt macht und im Gespräche mit seinem aus dem Fenster schauenden gelehrten Freunde zu erkennen gibt, wie er trotz seines Verdrusses über das Benehmen der städtischen Behörde doch versucht werde, auf einen Augenblick zuzusehen, wie die Sachen am Wasser stehen. Das Ufer von der Einmündung der Forststraße bis zur Brücke, wo später Magazine errichtet wurden, war damals frei. Als sich der Prinz naht, wird ihm Platz gemacht von der dicht gedrängten Menge, unter welcher er den Major von Köppern gewahrt, den Commandeur eines Bataillons seines Regiments. Mit diesem die Unterhaltung anknüpfend, im Anblick des reißenden, von Eis schon ziemlich freien, mit furchtbarer Gewalt durch die Lücke der Brücke stürzenden Stromes, wirft er die Frage auf, ob man auf einem Kahn dort wol durchfahren und heil davonkommen könne. Der Major entgegnet, daß er die Möglichkeit des Gelingens nicht in Abrede stellen wolle, auch werde er sich nicht besinnen, die Fahrt zu unternehmen, wenn er als Soldat Befehl dazu erhalte; den Tanz aus freien Stücken ganz ohne Zweck zu wagen, halte er jedoch für Vermessenheit und Versündigung. Der Prinz ereifert sich alsbald über diese Erwiderung, meint, ein echtes Soldatenherz müsse die Gefahr lieben, von Sünde könne nicht die Rede sein, auch sei die Aufgabe gar nicht so gefährlich, als er sich denke. Alle Versuche des Majors, das Gespräch von dem unseligen Gegenstande abzulenken, sind vergeblich, der Prinz will es ihm vormachen, wie man durch die Brücke fahren könne, er ruft nach Fährleuten und bietet reichen Lohn. Aber die zahlreich umherstehen-

den muthigen und verständigen Schiffer versagen ihm den Dienst, während er von allen Seiten mit Bitten bestürmt wird, von seinem Vorhaben abzulassen. Unglücklicherweise hat die Scene ein paar Leute aus seinem Regimente herbeigelockt, starke, gewandte Ruderer, diese faßt der Prinz bei der Ehre, halb befehlend, ihren General nicht im Stiche zu lassen. Rasch sind die kühnen Bursche mit einem Kahn bei der Hand, und kein Flehen des braven v. Köppern und der gesammten Umgebung vermag den Prinzen am Lande zu halten.

Einer später von dem Professor Hausen in Druck gegebenen Beschreibung des Ereignisses ist eine Karte beigefügt, auf welcher die Fahrt des Prinzen durch eine punktirte Linie angedeutet ist. In spitzem Winkel von der Abfahrt stromaufwärts rudernd, das ruhigere Wasser gegen das linke Ufer haltend, suchen die Schiffer das nördliche Ende der weiter oberhalb liegenden Insel zu erreichen, von wo aus durch eine kurze Wendung sie nach dem rechten Ufer, in den Hauptstrom gleitend und diesem sich nun überlassend, pfeilschnell abwärts wirklich ohne Anstoß durch die Brückenöffnung getrieben werden. Angstvoll verfolgt von Köppern, auf dem links erhaltenen Stücke der Brücke stehend, mit seinen Augen den Kahn; jetzt nimmt der Prinz den Federhut ab und schwenkt ihn jubelnd gegen den Major, wähnend, das Schwerste sei überstanden. Die Schiffer wollen jetzt rechts in den unterhalb der Brücke entstandenen Dammbruch lenken, um aus dem heftigen Strom in ruhigeres, flacheres Wasser zu kommen und eine bequeme Landungsstelle zu gewinnen. An der Ecke des Dammes ist eine Weide umgesunken, mit ihren Wurzeln nur locker im Boden haftend, zap-

pelt sie in die Strömung; der leichte Kahn stößt beim Umbiegen an den Baum und kippt um; die Fährleute fassen die Aeste und retten sich mit leichter Mühe ans Land. Tausend Hände der auf dem Damme versammelten Vorstädter beeilen sich den Prinzen aus den Fluten zu ziehen, welches auch nach wenigen Sekunden kaum 30 Schritte von dem Sturze des Kahns gelingt, aber das Leben ist entflohen und der Prinz eine Leiche.

In der von dem rechten Ufer abgeschnittenen Stadt erhielt man nicht sogleich Kunde von dem unglücklichen Ausgange. Unser Gewährsmann saß noch bei der Suppe am Tische des Professors Hausen, als man Lärm und Wehklagen auf der Straße vernahm. Bei näherer Erkundigung an den geöffneten Fenstern hieß es, Prinz Leopold sei ertrunken; andere Stimmen widersprachen und behaupteten zuversichtlich, er sei gerettet. Von der Brücke aus am linken Ufer war der Umsturz des Kahns am Deichbruche, aber zugleich auch wahrgenommen worden, wie die Schiffer sich an der Weide festgehalten. Die Meinungen, wer gerettet, ob namentlich der Prinz todt oder lebendig sei, waren in offenem Streite.

Schon gegen fünf Uhr Abends wurde wieder eine Verbindung über die unterbrochene Brücke zu Stande gebracht, und alsbald drang die Trauerpost, daß der Prinz wirklich entseelt aus dem Wasser gezogen sei, durch die ganze Stadt. Auf den Straßen sah man die Armen Hände ringend, weinend auf den Knien liegen und beten für ihren Wohlthäter, ihren Liebling; er konnte nur als Opfer der Menschenliebe gefallen sein, er hatte den Bedrängten in der Dammvorstadt Hülfe bringen wollen u. s. w. Niemand durfte ohne Gefahr dem Wahne widersprechen. Na-

türlich kamen die vorhin gemeldeten Vorgänge erst durch sorgfältige Ermittelungen der Besonnenen ans Licht. Aber schon war die Kunde vom Opfertodte des jungen Helden durch Deutschland geflogen, in Frankfurt selbst zum Volksglauben geworden. Wer hätte es wagen mögen die nackte Wahrheit aufzudecken und so die edle That zu vernichten? Professor Hausen schweigt in seiner oben gedachten Schrift über die Veranlassung des Unternehmens, beschreibt aber des Prinzen Fahrt übereinstimmend mit vorstehender Darstellung. Nirgend jedoch gedenkt der Verehrer, der Lobredner, der persönliche Freund des Abgeschiedenen durch die Wassernoth bedrängter Menschen, welche der Hülfe und Rettung bedurft hätten. Kann es aber eben deshalb wol ein sprechenderes Zeugniß geben, als dieses Stillschweigen? — Nur als Sammlung, ohne eigene Bestätigung oder Erläuterung läßt er abdrucken, was anderwärts zur Verherrlichung des edeln Todten geredet und gedichtet worden. Dem alten Friedrich wurde es als Herzlosigkeit ausgelegt, daß er an den ebenfalls in Frankfurt stehenden General von Beville eigenhändig geschrieben habe, dieser möge ihm doch reinen Wein über das unglückliche Ende des Prinzen einschenken; aus den vernommenen widersprechenden Berichten und unglaublichen Erzählungen sei nicht klug zu werden, leider müsse der König vermuthen, daß seinen Neffen die gewohnten überspannten Ideen ins Verderben gestürzt hätten.

Im Jahre 1828 traf ich in Zoppot bei Danzig mit dem damaligen Polizeipräsidenten Major v. Vegesack zusammen; dieser hatte, wie sich in der zufälligen Unterhaltung ergab, in den neunziger Jahren in Frankfurt a. d. O. in Garnison gestanden und war Adjutant des Ma-

jors v. Köppern gewesen. Der Rolle gedenkend, welche dieser Offizier bei dem Untergange des Prinzen Leopold gespielt hat, fragte ich begierig, ob sich Herr v. K. niemals gegen Hrn. v. B. über das Ereigniß habe vernehmen lassen. Gar oft, erwiderte Hr. v. B., sei in seiner Gegenwart der Major v. K. um Auskunft darüber gebeten worden; stets aber sei die Antwort gewesen, er werde sein Gelübde halten und schweigend mit ins Grab nehmen, was über diese Sache ihm nur zu wohl bekannt sei.

In der Geschichte, wie in der Religion hat ein Jeder seinen Glauben frei. Wenn der meinige in Betreff des Todes des Prinzen Leopold von Braunschweig sich dem Zeugnisse des Herrn v. Heidebreck zuwendet, so wird mein Gewissen nicht durch den Gedanken beschwert, den Ruhm des verklärten Helden zu schmälern. Goethe hat in Johanna Sebus besungen, was die Liebe und Begeisterung des Volkes dem Prinzen Leopold andichtete. Manches Amtsblatt meldet uns, wie hochherzige Männer und Jünglinge sich da und dort in Fluten, in Flammen stürzten, um Anderen das Leben zu retten. Unlängst wurde uns aus einer rheinischen Stadt berichtet, wie ein Knabe, der Sohn eines edeln Grafen, auf die Kunde, ein anderer Knabe sei durch die Eisdecke eines nahen Teichs gebrochen, herbeieilt, sich ins Wasser stürzt, schwimmend die Schollen theilt und dem Tode die Beute entreißt unter dem Jubel des Volks. In solchen Werken kühnen, sich freudig hingebenden Muthes würde Prinz Leopold den Ruhm mit vielen Helden aus allen Ständen theilen müssen. Eigenthümlich aber bleibt ihm der Ruhm, durch seine reine Herzensgüte, werkthätige Theilnahme und stets bereite Linderung jedweder Noth seiner ärmeren Brüder

beim Volke eine Verehrung und Anhänglichkeit gewonnen zu haben, die nicht duldete, daß an seinem Tode ein Flecken hafte; sein Tod soll und darf nur sein, was sein Leben war, Liebe und Hingebung für die leidende Menschheit. Und das Volk hat bis jetzt seinen Willen gehabt, wird sich auch schwerlich seinen Glauben durch diese Erzählung rauben lassen.

Arnsberg, 20. Januar 1843.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



